

Vernakuläre Wissenschaftskommunikation

Lingua Academica

Beiträge zur Erforschung historischer Gelehrten-
und Wissenschaftssprachen



Herausgegeben von
Wolf Peter Klein, Michael Prinz und Jürgen Schiewe

Wissenschaftlicher Beirat

Ulrich Ammon (Duisburg-Essen), Marian Füssel (Göttingen), Daniel Fulda (Halle),
Michael D. Gordin (Princeton), Mechthild Habermann (Erlangen),
Marion Gindhart (Mainz), Thomas Gloning (Gießen), Angelika Linke (Zürich/
Linköping), Leo Kretzenbacher (Melbourne), Uwe Pörksen (Freiburg),
Ulrich Johannes Schneider (Leipzig), Dirk Werle (Heidelberg)

Band 1

Vernakuläre Wissenschaftskommunikation



Beiträge zur Entstehung und Frühgeschichte
der modernen deutschen Wissenschaftssprachen

Herausgegeben von
Michael Prinz und Jürgen Schiewe

DE GRUYTER

Die Druckvorstufe dieser Publikation wurde vom Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung unterstützt.

ISBN 978-3-11-047498-5

e-ISBN (PDF) 978-3-11-047695-8

e-ISBN (EPUB) 978-3-11-047503-6



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution NonCommercial-NoDerivatives 4.0 Lizenz. Weitere Informationen finden Sie unter <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/>.

Library of Congress Publication Number: 2018956850

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2018 Michael Prinz und Jürgen Schiewe, publiziert von Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston

Dieses Buch ist als Open-Access-Publikation verfügbar über www.degruyter.com, <https://www.doabooks.org> und <https://www.oapen.org>

Satz: Meta Systems Publishing & Printservices GmbH, Wustermark
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

www.degruyter.com

Inhalt

Michael Prinz und Jürgen Schiewe

Einleitung — 1

Aufsätze

Dirk Alvermann

Von steifen Matronen und tanzenden Amazonen

Latein und Deutsch als Gelehrtensprachen in der Greifswalder
Universitätsgeschichte (17.–19. Jh.) — 15

Jan-Hendryk de Boer

Die Differenz explizieren

Sprachformen gelehrter Judenfeindschaft im 16. Jahrhundert — 47

Ursula Caflisch-Schnetzler

**Die Bedeutung von Kommunikationsnetzwerken für die Entwicklung
der deutschen Sprache im 18. Jahrhundert — 87**

Thomas Gloning

**Spielarten von Kontroversen in der Wissenschaftskommunikation
des 16. bis 18. Jahrhunderts — 101**

Mechthild Habermann

**Lateinisch – Deutsch in der Medizin an Universitäten der Frühen
Neuzeit — 139**

Ulrike Haß

**Verfahren der Quellenverarbeitung in Zedlers *Universal-Lexicon Aller
Wissenschaften und Künste* (1732–1754) — 169**

Gerhard Katschnig

**Ein kulturgeschichtlicher Blick auf die Anfänge der deutschen
(Wissenschafts-)Sprache an den frühen Universitäten
im Habsburgerreich — 189**

Wolf Peter Klein

Die *Lexica facultatum et artium* von J. H. Alsted

Versuch einer Explikation des Sprachfundaments vormoderner
Wissenschaft — 205

Dzintra Lele-Rozentāle

**Regionale Bezüge der deutschsprachigen Wissensvermittlung im baltischen
Raum**

Linguistische Beobachtungen am Beispiel livländischer Quellen
des 17. Jahrhunderts — 231

Bettina Lindner

Sprachenwechsel und Koexistenz

Zur Rolle des Deutschen und Lateinischen in medizinischen Fallsammlungen
des 17. und 18. Jahrhunderts — 255

Hanspeter Marti

**Disputation und Dissertation in der Frühen Neuzeit und im 19. Jahrhundert –
Gegenstand der Wissenschaftssprachgeschichte? — 271**

Michael Prinz

Zwischen Kundenakquise und *gelehrter Windbeuteley*

Christian Thomasius' frühe akademische Programmschriften im Kontext
zeitgenössischer Praktiken der Vorlesungsankündigung — 293

Stefaniya Ptashnyk

**Sprachgebrauch und Sprachenwechsel an der Lemberger Universität im
ausgehenden 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts — 335**

Thorsten Roelcke

Von der wissenschaftlichen Eignung der deutschen Sprache

Sprachreflexion in Barock und Aufklärung — 361

Philipp Roelli

Zur Eignung des Latein als Wissenschaftssprache — 375

Daniel Ulbrich

Fucus et delectus inutilis* oder *Disciplinarum fundamentum et apparatus?

Georg Ernst Stahl und Friedrich Hoffmann über Nutzen und Nachteil
des Lateinischen für Medizin und Naturwissenschaft — 397

Kurzbeiträge

Wolf Peter Klein

Die Würzburger Fachtextdatenbank (FTDB)

Aktuelle Weiterentwicklungen und Perspektiven — 451

Cordula Meißner und Franziska Wallner

GeSIG – Das gemeinsame sprachliche Inventar der Geisteswissenschaften

Ein korpuslinguistisches Projekt zur Erschließung

von fachübergreifendem Wortschatz — 457

Uwe Springmann, Anke Lüdeling, Carolin Odebrecht und Thomas Krause

Das RIDGES-Korpus

Ein diachrones, tief annotiertes Mehrebenenkorpus

aus Kräuterkundetexten — 473

Jürgen Schiewe im Gespräch mit Ulrich Ammon, Ulrike Haß, Jürgen Leonhardt
und Hanspeter Marti

Historische Gelehrten- und Wissenschaftssprachen: Forschungsperspektiven

Podiumsdiskussion — 479

Sachregister — 497

Personenregister — 503

Michael Prinz und Jürgen Schiewe

Einleitung

Die Geschichte des Deutschen als Wissenschaftssprache hat sich in den letzten Jahren von einem stiefmütterlich behandelten Seitentrieb der Fachsprachengeschichte zu einem fruchtbaren Forschungsfeld im Schnittbereich literatur- und kulturwissenschaftlicher, wissens-, wissenschafts- und universitätsgeschichtlicher, nicht zuletzt natürlich auch sprachwissenschaftlicher und insbesondere sprachhistorischer Zugänge entwickelt. Eine Konvergenz der unterschiedlichen Forschungsansätze in Hinblick auf eine fächerübergreifende Wissenschaftssprachgeschichte ist allerdings lediglich in Ansätzen zu erkennen.

Dass eine wirkliche Integration des Forschungsfelds bislang nicht gelungen ist, liegt gewiss auch an der unzureichenden Konturierung des Gegenstandsbereiches. Zum Teil haben sich selbst in nah verwandten, fachinternen Diskussionszusammenhängen eigentümliche definitorische Unschärfen verfestigt. In der Fachsprachenlinguistik werden die Wissenschaftssprachen beispielsweise traditionell als ein zentraler Bereich der Fachsprachen aufgefasst (vgl. etwa Roelcke 2010, Kap. 2). Diese Inklusionsstrategie wird konsequenterweise auch für Zugriffe auf die historischen Erscheinungsformen von Fach- und Wissenschaftssprachen angewandt: Sowohl in der Tradition der Fachsprachengeschichte (vgl. Seibicke 2003, 2377) als auch in der der Fachprosaforchung (vgl. Haage/Wegner 2007, 15) wird zur mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Fachsprache bzw. Fachliteratur (etwas enger: Fachprosa, Artesliteratur o. ä.) stets auch die Wissensvermittlung im Segment der Wissenschaften gerechnet.

Dagegen begann sich in den 1990er Jahren eine Wissenschaftssprachforschung *sui generis* als eigenständiges Forschungsfeld zu emanzipieren und in ihrem Selbstverständnis aus dem Verbund der Fachsprachenlinguistik zu lösen (vgl. Jaworska 2015). Diese Exklusionsstrategie schlägt sich interessanterweise auch in der Perspektive der jüngeren Forschungstradition auf die historische Tiefendimension des Gegenstands nieder. Aus der Sicht von „Deutsch als Wissenschaftssprache“ (im engeren Sinn) wird die Volkssprache erst vergleichsweise spät, etwa mit dem Wirken sprachprägender Vorbilder wie Christian Thomasius oder Christian Wolff, zur Sprache der Wissenschaften (Pörksen 1986;

Michael Prinz, Universität Zürich, Deutsches Seminar, Schönberggasse 9, CH-8001 Zürich, E-Mail: michael.prinz@ds.uzh.ch

Jürgen Schiewe, Universität Greifswald, Institut für Deutsche Philologie, Rubenowstr. 3, D-17489 Greifswald, E-Mail: jschiewe@uni-greifswald.de

Open Access. © 2018 Michael Prinz und Jürgen Schiewe, publiziert von De Gruyter.  Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivatives 4.0 Lizenz.

<https://doi.org/10.1515/9783110476958-001>

Skudlik 1990, 12 f.; vgl. auch Schiewe 1996, 116 f.; Menzel 1996; Klein 2011, 35). Ältere Traditionen, etwa die der mittelalterlichen volkssprachigen Artesliteratur, bleiben weitgehend ausgeblendet.

Damit stehen sich zwei ausgesprochen konträre Auffassungen gegenüber: eine inklusive, die bereits „die deutschen Schriftdenkmäler des Frühmittelalters, insbesondere des 9. Jahrhunderts, als Zeugnisse einer bewußt intendierten Etablierung des Deutschen als Wissenschafts- und Literatursprache zu interpretieren“ geneigt ist (Hellgardt 1992, 20) und damit die gesamten vormodernen Traditionen gelehrten Wissens einschließt, und eine exklusive, für die das Deutsche letztlich erst ab dem Ende des 17. Jahrhunderts zur Sprache der Wissenschaften wurde.

Versteht man freilich den wissenschaftlichen Sprachgebrauch mit Uwe Pörksen (1994, 34) als den „institutionalisierte[n], vergegenständlichte[n] Teil einer gesellschaftlichen Vereinbarung darüber, was als Wissenschaft zugelassen wird“, so wird klar, dass sich der Begriff ‚Wissenschaftssprache‘ auf höchst unterschiedliche Weise konzeptualisieren lässt, etwa über:

- *die institutionelle Verankerung* (Wissenschaftssprache als die Sprache der als wissenschaftlich bestimmten Institutionen), d. h. eine spezifische Trägerschaft institutionell vermittelter Bildung, etwa durch die Entstehung von Universitäten oder Wissenschaftsakademien;
- *den Gegenstandsbereich* (Wissenschaftssprache als die Sprache der als wissenschaftlich bestimmten Gegenstände bzw. Disziplinen), d. h. die unterschiedliche Wissenschaftswürdigkeit bestimmter Gegenstandsbereiche, für die etwa die Universitäten eine Definitionshoheit zur strategischen Abgrenzung vom „Brotstudium“ anderer Bildungsträger beanspruchten (vgl. Ellwein 1997, 121; Hirschi 2014);
- *den Reflexionsmodus* (Wissenschaftssprache als die Sprache eines als wissenschaftlich bestimmten Rasonnements), d. h. eine bestimmte Form der rationalen Anverwandlung von Gegenständen, die sich angesichts von epistemologischen Wenden, Denkstil-/Paradigmenwechseln o. Ä. ebenfalls als historisch wandelbar erweist (vgl. z. B. Rexroth 2014, 20, zur „Ankunft des forschenden Wissenschaftlers“; Clark 2006 zur Entstehung der modernen Forschungsuniversität).

Zudem hat in den vergangenen Jahren im Kontext der Erforschung von Wissenskulturen und mit dem ambitionierten Programm einer Wissensgeschichte eine Erweiterung des Blicks über den engeren disziplingeschichtlichen Bereich der universitär verfassten Wissenschaft hinaus auf die Produktion, Zirkulation und Nutzung von Wissen stattgefunden.

Da in diesem Licht (und eigentlich auch in jedem anderen) eine strikte Sonderung wissenschaftlicher von „vorwissenschaftlichen“ Praktiken schwer

zu begründen ist (zumal für die Geisteswissenschaften), erscheint es angemessener, in Bezug auf Wissenschaftssprachen vielmehr zwischen den Sprachen moderner und denen vormoderner Wissenschaftskulturen zu unterscheiden. Eine solche Sprachregelung berücksichtigt bestehende Traditionen über den „big ditch“ der modernen Wissenschaftsrevolution hinweg (vgl. Aya 1996, 556). Sie entschärft den Widerspruch zwischen der inklusiven und exklusiven Lesart von *Wissenschaftssprache* und erlaubt eine Abgrenzung des Forschungsfelds gegen ältere Fachsprachentraditionen, ohne zugleich eine restriktive Wissenschaftsauffassung vorauszusetzen.

Geht man davon aus, dass es „ein Wissen ohne Speicher-, Transport- und Darstellungsmedien nicht geben kann“ (Sarasin 2011, 168) und dass Wissen durch die betroffenen Kanäle immer auch konstituiert und formatiert wird, so erscheint seine sprachliche Verfasstheit als eine durchaus relevante Analyse-dimension. Gleichwohl haben sprachliche Fragen (wie die der Sprachenwahl und des Sprachenwechsels in der akademischen Domäne) bei der kulturgeschichtlichen Betrachtung konkreter Zirkulationsformen von Wissen in historischen Forschungskulturen und damit verflochtenen nichtwissenschaftlichen Praktiken (vgl. dazu Epple 2009) nur selten eine bedeutende Rolle gespielt (vgl. Burke 2004; Weigel 2013). In der Sprachwissenschaft (v. a. der gegenwartsbezogenen) werden entsprechende Prozesse schon länger intensiv thematisiert, etwa im Rahmen der 2001 von Gerd Antos und Sigurd Wichter begründeten und inzwischen von Matthias Ballod u. a. herausgegebenen Reihe „Transferwissenschaften“ (Frankfurt a. M. u. a. 2001 ff.) oder des Heidelberger Forschungsnetzwerks „Sprache und Wissen“ (Felder 2008).

Diese Einschätzungen mündeten in das Vorhaben, einen Anstoß zu einer vertieften Beschäftigung mit dem Thema „Deutsch als Wissenschaftssprache“ geben zu wollen. In erster Linie erschien es uns wichtig, dieses Thema als ein interdisziplinäres Forschungsfeld historisch klarer zu konturieren, bestehende Forschungsansätze zusammenzuführen und sie über Fächer- und Ländergrenzen hinaus besser anschlussfähig zu machen.

Ein erster Schritt zur Umsetzung dieses Vorhabens war eine von der Alfried-Krupp-Stiftung und der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderte interdisziplinäre Tagung *Entstehung und Frühgeschichte der modernen deutschen Wissenschaftssprachen. Vernakuläre Gelehrtenkommunikation in der Frühen Neuzeit*. Sie fand vom 12. bis 14. November 2015 im Alfried-Krupp-Wissenschaftskolleg zu Greifswald statt.

In der zweieinhalbtägigen Veranstaltung ging es darum, das Arbeitsfeld „Historische Wissenschaftssprachen“ grundlegend auszuleuchten, d. h. seinen Gegenstand zu bestimmen, die erkenntnisleitenden Fragen zu formulieren, seine interdisziplinären Bezüge herzustellen und die Methoden seiner Untersu-

chung zu skizzieren. Zudem wurden, im Sinne einer Bestandsaufnahme, bestehende oder geplante Projekte zu den historischen deutschen Wissenschaftssprachen präsentiert und im Rahmen einer Podiumsdiskussion Ergebnisse und Desiderata besprochen und festgehalten. Der Fokus lag bewusst auf der Zeitspanne vom 16. bis zum 18. Jahrhundert, weil in jener Phase der Ausbau des Deutschen zur Sprache der Wissenschaftskommunikation erfolgte, während das Lateinische seine Funktion als internationale Gelehrtensprache zunehmend verlor, in manchen Disziplinen (zusammen mit anderen Sprachen) aber noch Gebersprache für Terminologien blieb. – Am Ende der Tagung konnte folgendes Resümee gezogen werden:

1. Die Gründe dafür, dass in den Wissenschaften an die Stelle eines jahrhundertlang gültigen Gelehrtenlateins vernakuläre Sprachen gesetzt wurden, sind bislang nicht abschließend aufgedeckt, und der Vorgang des Sprachenwechsels selbst ist – von Einzelstudien abgesehen (vgl. Schiewe 1996) – nicht umfassend beschrieben.
2. Historische Wissenschaftssprachen sind zwar ein genuines Thema der Sprachgeschichtsschreibung und damit der Sprachwissenschaft, ein sprachgeschichtlicher Zugriff aber reicht nicht aus, um die eingangs aufgeworfene Frage nach den Grundlagen einer Konzeptionalisierung des Begriffs „Wissenschaftssprache“ zu beantworten. Aus diesem Grund muss die Erforschung der Geschichte der Wissenschaftssprachen interdisziplinär ausgerichtet werden. Neben LinguistInnen sind LiteraturwissenschaftlerInnen, LatinistInnen und HistorikerInnen (aus den Bereichen Wissenschafts-, Universitäts- und Rechtsgeschichte) zu beteiligen. Den größten Nutzen aus dem interdisziplinären Austausch wird gewiss die Sprachwissenschaft, speziell die historische Wissenschaftssprachforschung, ziehen. Ihr Blick auf den Gegenstand „deutsche Wissenschaftssprache“ wird durch dessen historische Einbettung und Fundierung, seine Kontrastierung mit dem als *lingua franca* fungierenden Latein und seine Situierung in einem sich etablierenden und ausdifferenzierenden Wissen(schaft)ssystem geschärft, vertieft und auch ausgeweitet. Insbesondere muss das Verhältnis von Form und Funktion von Wissenschaftssprache(n) in sich wandelnden historischen, gesellschaftlichen (auch institutionellen) und kulturellen Kontexten neu beleuchtet werden. Aber auch die Geschichtswissenschaft wird davon profitieren, dass ihre Tätigkeit, die Rekonstruktion von Wissen und Wissensorganisation, sprachlich basiert und sprachwissenschaftlich analysiert wird. Der Nutzen einer Konfrontation der lateinischen mit einer sich (weitgehend) neu herausbildenden deutschen Wissenschaftssprache liegt auf der Hand: Funktionsverlust des Lateinischen und Funktionsgewinn des Deutschen wirken auf beide Sprachen ein, verändern teilweise deren

- Systemeigenschaften, vor allem aber ihre Gebrauchsbedingungen und ihre soziale Geltung. Dieser Vorgang und seine Wirkungen müssen aus der Perspektive der genannten Fächer grundlegend beschrieben werden.
3. Der Interdisziplinarität muss eine internationale Ausrichtung des Themas an die Seite gestellt werden, denn wesentliche Arbeiten zur Wissenschaftsgeschichte und zur Geschichte der Wissenschaftssprachen stammen aus anderen Ländern, und das Thema selbst ist ein internationales, bis zum Ende des 19. Jahrhunderts eines mit europäischer Dimension (vgl. Pörksen 1999; Munske 1995). Deutsch als Wissenschaftssprache kann letztlich nur vor dem Hintergrund eines auf ganz Europa ausgedehnten Gelehrtenlateins und einer europäischen Wissenschaftskultur verstanden und beschrieben werden. Die Rede von einem „lateinischen Mittelalter“ (Ernst Robert Curtius) hat insbesondere in der historischen Wissenschaftssprachforschung eine Berechtigung, auch wenn für sie der Begriff „Mittelalter“ bis zum Ende des 17., Beginn des 18. Jahrhunderts ausgedehnt werden müsste.

Die Einsichten und Ergebnisse der Greifswalder Arbeitstagung mündeten in zwei konkrete Maßnahmen, die die Grundlage für eine kontinuierliche und nachhaltige Beschäftigung mit dem Thema „Wissenschaftssprache“ bilden sollen:

Gegründet wurde der Arbeitskreis *HiGeWiS. Historische Gelehrten- und Wissenschaftssprachen* (<http://www.wissenschaftssprache.org>), dessen Ziel es ist, die internationale und interdisziplinäre Zusammenarbeit bei der Erforschung historischer Gelehrten- und Wissenschaftssprachen dauerhaft zu verbessern und das Forschungsfeld effektiver und sichtbarer in der Fachöffentlichkeit zu präsentieren. Dem von Wolf Peter Klein (Würzburg) und Michael Prinz (Zürich) geleiteten Arbeitskreis gehören derzeit 37 Mitglieder aus zehn Ländern an (Deutschland, Großbritannien, Italien, Lettland, Österreich, Polen, Schweden, Schweiz, Tschechien, USA).

Zugleich wurde im Walter de Gruyter Verlag die Reihe *Lingua Academica. Beiträge zur Erforschung historischer Gelehrten- und Wissenschaftssprachen (LIAC)* gegründet. Sie soll in großer thematischer und methodischer Offenheit ein interdisziplinäres und internationales Forum für Monographien und Sammelbände sein, die zur wissenschaftlichen Profilierung und Fundierung unseres Wissens über Gelehrten- und Wissenschaftssprachen beitragen. Herausgegeben wird die Reihe von Wolf Peter Klein (Würzburg), Michael Prinz (Zürich) und Jürgen Schiewe (Greifswald).

Der vorliegende Band eröffnet die Reihe *LIAC* mit linguistischen, literaturwissenschaftlichen und wissenschaftsgeschichtlichen Beiträgen, die Überlegungen der Greifswalder Tagung von 2015 fortführen und vertiefen. Sie alle

dienen dazu, wichtige Aspekte der Genese des Übergangs der Wissenschaften vom Lateinischen zum Deutschen und der Verfasstheit des Deutschen als Wissenschaftssprache zu beleuchten.

Den Übergang vom Lateinischen zum Deutschen an der Universität Greifswald untersucht **Dirk Alvermann** in seinem Aufsatz „Von steifen Matronen und tanzenden Amazonen. Latein und Deutsch als Gelehrtensprachen in der Greifswalder Universitätsgeschichte (17.–19. Jh.)“ anhand handschriftlicher Quellen für die beiden grundlegenden akademischen Lehrformen Vorlesung und Disputation. Er konzentriert sich dabei nicht nur auf die Sprachpraxis in diesen Lehrformen, sondern auch auf die Reflexion des Gebrauchs der Volkssprache innerhalb der Universität und seitens der staatlichen Aufsichtsbehörden.

In „Die Differenz explizieren. Sprachformen gelehrter Judenfeindschaft im 16. Jahrhundert“ macht **Jan-Hendryk de Boer** die sich wandelnde (sprachliche) Form und Funktion antijüdischer Schriften aus dem gelehrten Umkreis insbesondere der Theologie zum Thema. Das 16. Jahrhundert ist hierfür deshalb von besonderer Bedeutung, weil durch den Buchdruck neue Verbreitungs- und Rezeptionsformen entstanden und zugleich der Sprachenwechsel vom Lateinischen zur Volkssprache stattfand, der für die judenfeindlichen Schriften Leserkreise auch außerhalb des universitären und kirchlichen Milieus erschloss.

Im Unterschied zu den in anderen Beiträgen fokussierten Universitäten und Enzyklopädien erweitert **Ursula Cafilisch-Schnetzler** den Blick auf „Die Bedeutung von Kommunikationsnetzwerken für die Entwicklung der deutschen Sprache im 18. Jahrhundert“. Ausgehend von Johann Georg Sulzers *Kurzem Begriff aller Wissenschaften* und dem epistolaren Werk und Wirken Johann Caspar Lavaters zeigt sie Netzwerkstrukturen im 18. Jahrhundert auf, in denen man sich über Deutsch als Wissenschaftssprache theoretisch und praktisch verständigte.

Thomas Gloning beschäftigt sich mit „Spielarten von Kontroversen in der Wissenschaftskommunikation des 16. bis 18. Jahrhunderts“. Die im Fokus stehenden wissenschaftlichen Kontroversen versteht er als medial und institutionell eingebettete „kommunikative Gattungen“. Er fragt nach deren Funktionen und fachlich orientierten textuellen Ausprägungen und er stellt einen Analyse-rahmen vor, den er anhand ausgewählter Kontroversen (Kepler, medizinische Reformen um 1700, Leibniz, Phlogiston-Theorie) illustriert.

Mechthild Habermann betrachtet in ihrem Beitrag „Lateinisch – Deutsch in der Medizin an Universitäten der Frühen Neuzeit“ die Entwicklung der vernakulären Wissenschaftskommunikation im Fach „Medizin“. Sie konzentriert sich dabei exemplarisch auf die medizinischen Fakultäten an den Universi-

täten Erlangen, Freiburg i. Br. und Halle/Saale, für die sie den zeitlichen Rahmen, die Akteure und die Textsorten des Übergangs vom Lateinischen zum Deutschen umreißt.

In ihrem Beitrag „Verfahren der Quellenverarbeitung in Zedlers *Universal-Lexicon Aller Wissenschaften und Künste* (1732–1754)“ betrachtet **Ulrike Haß** Enzyklopädien als Orte der Wissensvermittlung und -dokumentation. Anhand des *Zedler*, der bedeutendsten Enzyklopädie des 18. Jahrhunderts, untersucht sie die Praxen der Quellenverarbeitung mit dem Ziel, spezifische sprachliche Strategien, Textroutinen und Textmuster zu identifizieren.

Gerhard Katschnig betrachtet in seinem Beitrag „Ein kulturgeschichtlicher Blick auf die Anfänge der deutschen (Wissenschafts-)Sprache an den frühen Universitäten im Habsburgerreich“ die Frühphase der habsburgischen Universitäten Wien, Freiburg i. Br. und Graz. Aus den kulturgeschichtlichen Bedingungen ihrer Gründung und ihrer Geschichte vom 14. bis zum 16. Jahrhundert sucht er Motive für deren Wechsel vom Lateinischen zum Deutschen abzuleiten.

Wolf Peter Klein geht in seinem Beitrag „Die *Lexica facultatum et artium* von J. H. Alsted. Versuch einer Explikation des Sprachfundaments vormoderner Wissenschaft“ von der These aus, dass die Sprache in der vormodernen, philologisch orientierten Wissenschaft einen anderen Status besaß als in der modernen, mathematisch ausgerichteten (Natur-)Wissenschaft. Am Beispiel des enzyklopädischen Werks Johann Heinrich Alsteds aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts arbeitet er das jeweilige „Sprachfundament“ heraus und verknüpft den Befund mit dem Sprachenwechsel vom Lateinischen zum Deutschen.

Dzintra Lele-Rozentāle richtet in ihrem Beitrag „Regionale Bezüge der deutschsprachigen Wissensvermittlung im baltischen Raum. Linguistische Beobachtungen am Beispiel livländischer Quellen des 17. Jahrhunderts“ den Blick auf Deutsch als Sprache der Vermittlung praktischen Wissens in Livland, ein von Letten und Esten bewohntes, im 17. Jahrhundert deutschsprachig verwaltetes und unter schwedischer Herrschaft stehendes Territorium auf dem Gebiet des heutigen Baltikums. Untersucht werden zwei Texte der Agrargeschichte hinsichtlich der Frage, ob sie als Repräsentanten der regionalen Varietät des Deutschen, des sog. baltischen Deutsch, gelten können.

Bettina Lindner macht in ihrem Aufsatz „Sprachenwechsel und Koexistenz – Zur Rolle des Deutschen und Lateinischen in medizinischen Fallsammlungen des 17. und 18. Jahrhunderts“ eine besondere Textsortenklasse zum Thema. Die medizinischen Fallsammlungen, eine Form heilkundlicher Fachprosa, ist im Überschneidungsbereich von medizinischer Praxis und akademischer Medizin angesiedelt, weshalb ihre Untersuchung aufschlussreiche Ein-

blicke in den im 17./18. Jahrhundert stattfindenden Sprachenwechsel vom Lateinischen zum Deutschen erlaubt.

Hanspeter Marti beleuchtet in seinem Beitrag „Disputation und Dissertation in der Frühen Neuzeit und im 19. Jahrhundert – Gegenstand der Wissenschaftssprachgeschichte?“ die Sprachenwahl für die frühneuzeitliche *disputatio* am Beispiel der Universität Basel und für die Dissertation des 19. Jahrhunderts am Beispiel der Universitäten Berlin und Breslau. Dabei geht er ausführlich auch auf die grundsätzliche Frage ein, ob für die in den Blick genommene Gattung und Zeitspanne durchgängig der Begriff „Wissenschaft“ und damit auch „Wissenschaftssprache“ verwendet werden sollte.

Michael Prinz untersucht in seinem Beitrag „Christian Thomasius’ frühe akademische Programmschriften im Kontext zeitgenössischer Praktiken der Vorlesungsankündigung“. Dabei werden auch die Entstehungs- und Publikationsumstände der berühmt gewordenen und zu einem heroischen Akt der Wissenschaftsgeschichte verklärten deutschsprachigen Ankündigung eines Gracián-Kollegs an der Universität Leipzig im Herbst 1687 rekonstruiert.

Stefaniya Ptashnyk betrachtet in ihrem Beitrag den „Sprachengebrauch und Sprachenwechsel an der Lemberger Universität im ausgehenden 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts“. Da diese Universität zur damaligen Zeit in einem multilingualen, multikonfessionellen und multikulturellen Raum angesiedelt war, werden insbesondere sprachpolitische und soziopragmatische Gründe für die Sprachenwahl und deren Wechsel konstatiert.

Thorsten Roelcke beschäftigt sich in seinem Aufsatz „Von der wissenschaftlichen Eignung der deutschen Sprache. Sprachreflexion in Barock und Aufklärung“ mit sprachreflexiven Texten des 17. und 18. Jahrhunderts, in denen für den Gebrauch des Deutschen als Wissenschaftssprache anstelle oder neben Latein argumentiert wird. Er arbeitet die entsprechenden Positionen heraus und setzt sie abschließend in Beziehung zur heutigen Diskussion um das Englische als *lingua franca* der Wissenschaften.

Philipp Roelli liefert in seinem Beitrag Überlegungen „Zur Eignung des Latein als Wissenschaftssprache“, wobei er grammatische Gesichtspunkte (u. a. Vorhandensein des Artikels, produktive Bildung neuer Komposita) in den Mittelpunkt stellt. Die Maßstäbe findet er in dem Vergleich des Latein mit dem Griechischen und den auf das Latein folgenden Volkssprachen, insbesondere dem Deutschen.

In dem Beitrag „*Fucus et delectus inutilis* oder *Disciplinarum fundamentum et apparatus?* Georg Ernst Stahl und Friedrich Hoffmann über Nutzen und Nachteil des Lateinischen für Medizin und Naturwissenschaft“ greift **Daniel Ulbrich** eine Hallenser Kontroverse zu Beginn des 18. Jahrhunderts auf. Er rekonstruiert die Argumentationspraktiken Stahls zur Charakterisierung des zeit-

genössischen Lateingebruchs und kontrastiert sie als antihumanistisch versus humanistisch hinsichtlich ihrer sprach- und wissenschaftspolitischen Implikationen mit denen seines Gegners Hoffmann.

Drei Kurzbeiträge geben Einblicke in Dokumentations- und Forschungsprojekte, die sich aufgrund ihres Ressourcencharakters als relevant für die Erforschung historischer Wissenschaftssprachen erweisen. **Wolf Peter Klein** berichtet über „Die Würzburger Fachtextdatenbank (FTDB). Aktuelle Weiterentwicklungen und Perspektiven“. **Cordula Meißner** und **Franziska Wallner** (Leipzig) informieren über „GeSIG – Das gemeinsame sprachliche Inventar der Geisteswissenschaften. Ein korpuslinguistisches Projekt zur Erschließung von fachübergreifendem Wortschatz“. **Uwe Springmann, Anke Lüdeling, Carolin Odebrecht** und **Thomas Krause** stellen „Das RIDGES-Korpus. Ein diachrones, tief annotiertes Mehrebenenkorpus aus Kräuterkundetexten“ vor.

Den Abschluss bildet die Dokumentation des öffentlichen Podiums der Greifswalder Tagung von 2015, auf dem **Ulrich Ammon, Ulrike Haß, Jürgen Leonhardt** und **Hanspeter Marti** unter der Leitung von **Jürgen Schiewe** über Forschungsperspektiven im Themenfeld „Historische Gelehrten- und Wissenschaftssprachen“ diskutierten.

Die Herausgeber danken Maximilian Hoferichter, studentische Hilfskraft im Bereich Germanistische Sprachwissenschaft am Institut für Deutsche Philologie der Universität Greifswald, für die sorgfältige redaktionelle Bearbeitung aller Beiträge.

Literatur

- Aya, Rod (1996): *The Devil in Social Anthropology; or, the Empiricist Exorcist; or, the Case Against Cultural Relativism*. In: John A. Hall & Ian Jarvie (Hrsg.), *The Social Philosophy of Ernest Gellner* (Poznan Studies in the Philosophy of the Sciences and the Humanities 48). Amsterdam u. a.: Rodopi, 553–562.
- Ballod, Matthias, Roelcke, Thorsten & Weber, Tilo (Hrsg.) (2001 ff.): Reihe ‚Transferwissenschaften‘. Frankfurt a. M.: Peter Lang.
- Burke, Peter (2004): *Languages and Communities in Early Modern Europe*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Clark, William (2006): *Academic Charisma and the Origins of the Research University*. Chicago, London: University of Chicago Press.
- Ellwein, Thomas (1997): *Die deutsche Universität. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. Lizenzausgabe Wiesbaden: Fourier.
- Epple, Moritz (2009): *Kulturen der Forschung: Mathematik und Modernität am Beginn des 20. Jahrhunderts*. In: Johannes Fried & Michael Stolleis (Hrsg.), *Wissenskulturen: Über die Erzeugung und Weitergabe von Wissen*. Frankfurt a. M.: Campus, 125–158.
- Felder, Ekkehard (2008): *Forschungsnetzwerk „Sprache und Wissen“: Zielsetzung und Inhalte*. In: *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 36.2, 270–276.

- Haage, Bernhard Dietrich & Wegner, Wolfgang (2007): *Deutsche Fachliteratur der Artes in Mittelalter und Früher Neuzeit*. Berlin: Erich Schmidt.
- Hellgardt, Ernst (1992): Lateinisch-deutsche Textensembles in Handschriften des 12. Jahrhunderts. In: Nikolaus Henkel & Nigel F. Palmer (Hrsg.), *Latein und Volkssprache im deutschen Mittelalter 1100–1500. Regensburger Colloquium 1988*. Tübingen: Niemeyer, 19–31.
- Hirschi, Caspar (2014): Gleichheit und Ungleichheit in den Wissenschaften. Debatten in der *Académie royale des sciences* 1720–1790. In: Martin Mulsow & Frank Rexroth (Hrsg.), *Was als wissenschaftlich gelten darf. Praktiken der Grenzziehung in Gelehrtenmilieus der Vormoderne*. Frankfurt a. M.: Campus, 515–539.
- Jaworska, Sylvia (2015): Review of recent research (1998–2012) in German for Academic Purposes (GAP) in comparison with English for Academic Purposes (EAP): cross-influences, synergies and implications for further research. In: *Language Teaching* 48, 163–197.
- Klein, Wolf Peter (2011): Deutsch statt Latein! Zur Entwicklung der Wissenschaftssprachen in der frühen Neuzeit. In: Wieland Eins, Helmut Glück & Sabine Pretschner (Hrsg.), *Wissen schaffen – Wissen kommunizieren. Wissenschaftssprachen in Geschichte und Gegenwart* (Fremdsprachen in Geschichte und Gegenwart 8). Wiesbaden: Harrasowitz, 35–47.
- Menzel, Wolfgang Walter (1996): *Vernakuläre Wissenschaft. Christian Wolffs Bedeutung für die Herausbildung und Durchsetzung des Deutschen als Wissenschaftssprache* (Reihe Germanistische Linguistik 166). Tübingen: Niemeyer.
- Munske, Horst H. (1995): Ist eine europäische Sprachgeschichtsschreibung möglich? In: Andreas Gardt, Klaus J. Mattheier & Oskar Reichmann (Hrsg.), *Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen. Gegenstände, Methoden, Theorien* (Reihe Germanistische Linguistik 156). Tübingen: Niemeyer, 399–411.
- Pörksen, Uwe (1986): Der Übergang vom Gelehrtenlatein zur deutschen Wissenschaftssprache. Zur frühen deutschen Fachliteratur und Fachsprache in naturwissenschaftlichen und mathematischen Fächern (ca. 1500–1800). Wiederabdruck in: Ders., *Deutsche Naturwissenschaftssprachen. Historische und kritische Studien* (Forum für Fachsprachen-Forschung 2). Tübingen: Narr, 42–71.
- Pörksen, Uwe (1994): Ist die Sprache ein selbständiger Faktor der Wissenschaftsgeschichte? Über die Anstößigkeit unerwarteter Sprache. Wiederabdruck in: Ders., *Wissenschaftssprache und Sprachkritik. Untersuchungen zu Geschichte und Gegenwart* (Forum für Fachsprachen-Forschung 22). Tübingen: Narr, 17–35.
- Pörksen, Uwe (1999): Brauchen wir eine vergleichende europäische Sprachgeschichte? Latein als Hintergrund und Untergrund unserer Wissenschaftssprache. In: Herbert Ernst Wiegand (Hrsg.), *Sprache und Sprachen in den Wissenschaften. Geschichte und Gegenwart*. Berlin, New York: de Gruyter, 638–667.
- Prinz, Michael & Korhonen, Jarmo (Hrsg.) (2011): *Deutsch als Wissenschaftssprache im Ostseeraum* (Finnische Beiträge zur Germanistik 27). Frankfurt a. M.: Peter Lang.
- Rexroth, Frank (2014): Praktiken der Grenzziehung in Gelehrtenmilieus der Vormoderne. Einige einleitende Bemerkungen. In: Martin Mulsow & Frank Rexroth (Hrsg.), *Was als wissenschaftlich gelten darf. Praktiken der Grenzziehung in Gelehrtenmilieus der Vormoderne*. Frankfurt a. M.: Campus, 11–37.
- Roelcke, Thorsten (2010): *Fachsprachen*. 3., neu bearb. Aufl. (Grundlagen der Germanistik 37). Berlin: Erich Schmidt.

- Sarasin, Philipp (2011): Was ist Wissensgeschichte? In: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 36, 159–172.
- Schiewe, Jürgen (1996): *Sprachenwechsel – Funktionswandel – Austausch der Denkstile. Die Universität Freiburg zwischen Latein und Deutsch* (Reihe Germanistische Linguistik 167). Tübingen: Niemeyer.
- Seibicke Wilfried (2003): Fachsprachen in historischer Entwicklung. In: Werner Besch u. a. (Hrsg.), *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung* (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 2.3). Vollst. neu bearb. u. erw. Aufl. Bd. III. Berlin, New York: de Gruyter, 2377–2391.
- Skudlik, Sabine (1990): *Sprachen in den Wissenschaften. Deutsch und Englisch in der internationalen Kommunikation* (Forum für Fachsprachen-Forschung 10). Tübingen: Narr.
- Ulbrich, Daniel (2012): Wissenschaftssprache zwischen sprachlicher Differenzierung und wissenschaftlicher Nationalisierung. In: *Jahrbuch für Europäische Wissenschaftskultur* 7, 9–82.
- Weigel, Sigrid (2013): Erkenntnispotenzial und ideologische Erbschaften – zur deutschen Wissenschaftssprache in den Geisteswissenschaften und ihrer Geschichte. In: *Deutsch in den Wissenschaften. Beiträge zu Status und Perspektiven der Wissenschaftssprache Deutsch*. München: Klett, 57–67.

Aufsätze

Dirk Alvermann

Von steifen Matronen und tanzenden Amazonen

Latein und Deutsch als Gelehrtensprachen in der Greifswalder Universitätsgeschichte (17.–19. Jh.)

Der bildhafte Titel des Beitrags zitiert den schwedischen Dichterphilosophen und Universitätsbibliothekar Thomas Thorild, der 1795 nach Greifswald berufen wurde. Als volkssprachiger Dichter und Literat war er ein schwedischer Nationalheld, als Philosoph galt er als einer der phantasievollsten lateinischen Autoren seiner Zeit.

Thorild verachtete das Imponiergehabe der Schulfüchse, die ihren Cicero studierten, anstatt ihn zu lesen, und die glaubten, in der kriecherischen Nachahmung des Stils auch den Geist der Latinität zu atmen. Solchen und anderen, meinte er, „gefällt die Sprache als eine *steife Matrone*: mir aber als eine *tanzende Amazone*“ (Arvidson 1975: 87–88).

Thorild schrieb seine akademischen Texte überwiegend in Latein, auch wenn er sich an ein großes Publikum wendete. Und das goutierte seine Mühe eher nicht. Das lag nicht nur an der Sprache, sondern an der Kombination von Sprache, Stil und Gegenstand. Eine zeitgenössische Rezension bringt es auf den Punkt:

Phantasie, Witz, hat überall die Ueberhand, und lässt dem Verstand zu keiner ruhigen kalten Untersuchung Raum. Das Feuer, die Lebhaftigkeit der Vorstellungen, die Menge von Gedanken, die Mannichfaltigkeit von Vergleichen, verbunden mit einem originellen kraftvollen, nur zu sententiösen, und durch die eigene Latinität ungefälligen Stile, kann den Leser bey dem ersten Anblick täuschen und hinreißen.¹

Ein anderer Kritiker spottete, Thorild habe in seinem Hauptwerk – „Maximum seu Archimetria“ – zwar nicht die wahre menschliche Erkenntnis ausgemessen, wohl aber „die Grenze der lateinischen Sprache zum wissenschaftlichen Gebrauch abgesteckt“ (Diez 1815: 193). – Die tanzende Amazone ließ den Leser vielleicht berauscht, aber auch irgendwie ratlos zurück.

¹ Allgemeine Litteratur-Zeitung III, 1800, Sp. 297–301, hier Sp. 299.

Dirk Alvermann, Universitätsarchiv, Baderstraße 4–5, 17487 Greifswald,
E-Mail: alvermann@uni-greifswald.de

Fast genau einhundert Jahre später resümierte ein Gutachter für den preußischen Kultusminister über das Schicksal der lateinischen Gelehrtensprache. Er meinte, die Ursache für den Untergang des Gelehrtenlateins in der Ausrichtung der klassischen Philologie des 19. Jahrhunderts auszumachen. Die sei nämlich bestrebt gewesen, das „damalige Gelehrtenlatein, das sich aus dem mittelalterlichen Latein entwickelt habe, zu der Strenge des ciceronianischen Stils zurückzuführen“, und hätte es damit der Möglichkeit beraubt, „sich dem modernen Bedürfnis entsprechend weiterzubilden“ (Rasche 2007a: 339 mit Anm. 183).

Noch einmal einhundert Jahre später, also heute, dürften Erklärungen für die Ursachen des Sprachwechsels über Aspekte von Stil und Funktionalität hinausgehen, in den folgenden Betrachtungen sollen sie aber eine wichtige Rolle spielen.

Im Folgenden wird das Thema universitätsgeschichtlich und vorwiegend an handschriftlichen Quellen orientiert verfolgt. Bestimmte Bereiche, wie etwa Sprachkompetenz, das akademische Verwaltungshandeln, die Disziplinargerichtsbarkeit, die Legislative oder die universitäre Annalistik, müssen in diesem Rahmen unberücksichtigt bleiben (vgl. dazu bspw. Schiewe 1996). Dafür sollen die beiden grundlegenden akademischen Lehrformen – die Vorlesung und die Disputation – einer tiefergehenden Betrachtung unterzogen werden.

Latein und Deutsch in den Vorlesungen bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts

Quellen, die uns etwas über die Sprache der Greifswalder Vorlesungen berichten würden, sind äußerst selten. Die gedruckten Vorlesungsverzeichnisse, die in Greifswald seit 1610 regelmäßig veröffentlicht wurden (Rasche 2009: 459), bieten sich einer systematischen Auswertung geradezu an. Sie machen aber – zumindest bis zur Wende zum 19. Jahrhundert – leider keine oder kaum Angaben zur Sprache der angekündigten Lehrveranstaltungen.

Der naheliegende Weg, etwas Zuverlässiges über die Sprache der Vorlesungen im Einzelfall zu erfahren, führt unmittelbar zu den Vorlesungsmanuskripten der Professoren selbst. Leider ist auch hier die Überlieferung weniger umfangreich, als man es sich wünscht. Schon 1701 hatte ein umfassendes Reformprogramm für die Universität gefordert, dass saubere Abschriften der Vorlesungsmanuskripte der Professoren künftig jahrgangsweise auf der Bibliothek gesammelt würden (Alvermann & Spieß 2012: 250). Die Regierung lehnte das wenig später als Gängelei und unnütze Mehrbelastung für die Professoren ab. Wir haben heute das Nachsehen.

Von der Mitte des 17. bis zur Mitte des 18. Jahrhundert sind lediglich 25 Greifswalder Vorlesungsmanuskripte oder -mitschriften überliefert.² Juristische Vorlesungen fehlen dabei völlig. Das gleiche gilt für die medizinischen, mit Ausnahme einer *Materia Medica*.³ Die theologischen sind nur bis etwa 1715 überliefert. Nur Vorlesungen aus dem Lehrkanon der Philosophischen Fakultät sind über den gesamten Zeitraum vorhanden.

Die hier herangezogene Quellengruppe besteht aus den eigentlich originalen Vorlesungsmanuskripten der Professoren und den Mitschriften, die von den Hörern oder bezahlten Schreibern entweder direkt in der Vorlesung angefertigt wurden oder die später wiederum von solchen Mitschriften abgenommen wurden. Mitunter können solche Abschriften auch auf spezielle Ausarbeitungen der Professoren zurückgehen, die sie den Hörern zur Abschrift überließen.⁴ Aus der Kritik, etwa von Thomasius am Ende des 17. Jahrhunderts, können wir ablesen, dass die Zuverlässigkeit solcher Mitschriften nicht immer gegeben war, auch wenn es sich in der Regel um ein wortwörtliches Nachschreiben des Gehörten durch die Studenten handelte (Thomasius 1719: 5–11).⁵ Für die Frage nach der Sprache der Vorlesung ist das aber weniger relevant.

Legt man die überlieferten Vorlesungstexte zugrunde, dann ist die erste deutschsprachige Vorlesung in Greifswald 1706 belegt. Gehalten wurde sie von dem Pufendorff-Schüler Johann Philipp Palthen (1672–1710). Alle von ihm überlieferten Vorlesungen zur Geschichte der europäischen Staaten, zur jüngeren deutschen Geschichte oder zu den historischen Hilfswissenschaften sind deutschsprachig verfasst, während er bspw. Philosophie weiterhin in Latein las.

Diese Beobachtung wirft natürlich die Frage nach dem Sprachgebrauch in den einzelnen Disziplinen auf. Für repräsentative Aussagen ist die hier heran-

² Alle ermittelten Handschriften befinden sich in der Universitätsbibliothek Greifswald (künftig UB Greifswald) in den Handschriftensammlungen *Manuscripta latina*, *Manuscripta pomeranica* und *Manuscripta germanica*. Die entsprechenden Kataloge finden sich online unter http://ub-goobi-pr2.ub.uni-greifswald.de/viewer/toc/PPN772242178/1/LOG_0000/. Vgl. zum Quellenwert der Gattung die kritischen Bemerkungen von Ulrich Joost (2000: 33–38). In engem Bezug zur Lehrpraxis ist die Gattung von Matthew Daniel Eddy (2016) behandelt worden.

³ Johann Lembke, *Materia Medica*, 1706, UB Greifswald Hs 719.

⁴ Ein etwas später Beleg dafür aus Greifswald ist etwa Tillbergs Vorlesung zur Mechanik und Statik im WS 1820/21, zu der er notiert: „das wichtigste dieser Vorlesungen ist von mir auf 140 Folio-Seiten schriftlich angezeigt und von den Zuhörern zu Hause abgeschrieben worden“, Universitätsarchiv Greifswald (künftig UAG), Altes Rektorat, R 437, Bl. 52.

⁵ Ähnlich äußert sich Johann David Michaelis (1750: III–IV). An anderem Ort bezeichnet er das Nachschreiben als „Epidemie“ (Michaelis 1793: 236).

gezogene Überlieferung aber zu spärlich. Auch die damit verbundene Frage nach einer vermeintlich nachlassenden Anwendbarkeit des Lateins als Unterrichtssprache für einzelne Lehrfächer lässt sich anhand dieser Überlieferung nicht mit wünschenswerter Präzision verfolgen. Aber die Frage lehnt sich ohnehin an einen Diskurs an, der sich erst kurz vor der Mitte des 18. Jh. voll entfaltet und sich dann mehr auf das geschriebene als das gesprochene Wort bezieht.⁶

Immerhin aber lassen sich einige summarische Beobachtungen machen. Zwar lasen die Theologen Anfang des 18. Jh. noch ausschließlich Latein, aber bis zur Mitte des 18. Jh. ist es in Greifswald wie auch andernorts nicht ungewöhnlich, dass dieselbe Person sowohl lateinische als auch deutsche Vorlesungen anbot. Der Mediziner Johann Lembke (1686–1746) etwa gab Mitte des 18. Jh. ein lateinisches Collegium Chemicum, bot aber die „Probierkunst“ oder „Scheidekunst“ in Deutsch an.⁷ Überhaupt lässt sich die Sprache der Vorlesung nicht immer eindeutig bezeichnen. In den lateinischen Manuskripten wimmelt es bspw. vor erweiternden Anmerkungen in deutscher Sprache, die vom Dozenten vielleicht auch so vermittelt wurden. Umgekehrt ist es genauso. Die Vorlesungen selbst sind darüber hinaus oft zweisprachig entworfen. Ein Beispiel für dieses Nebeneinander der Sprachen bieten die Vorlesungen des Historikers Andreas Westphal (1685–1747). Im Manuskript seiner Philosophie-Vorlesung von 1731 wechselt er fließend von Deutsch zu Latein. Ebenso in seiner Ethik-Vorlesung von 1723, der er umfangreiche Erläuterungen in beiden Sprachen angefügt hat.⁸ Solche Beispiele lassen sich fortsetzen,⁹ wobei aber zu beobach-

6 Im dritten Teil seines Werkes über die protestantischen Universitäten in Deutschland geht Johann David Michaelis (1776: 320–321) auf diese Frage im Zusammenhang mit den Vorlesungen ein. Die lateinischen Vorlesungen sind zu seiner Zeit nur noch an wenigen protestantischen Universitäten und in ausgewählten Fächern in Übung. Er fragt, warum man heutzutage eine Vorlesung lieber in schlechtem Latein, gespickt mit zahlreichen Kunstwörtern, als in gutem Deutsch halten sollte. Besonders in den medizinischen Vorlesungen, wo sich das Latein am längsten gehalten habe, würden die Professoren die Sprache nur „ungemein schlecht“ und falsch reden, während die Studenten mangels solider Kenntnisse kaum etwas davon verstünden. Überhaupt gewöhne „sich der Professor durch die Nothwendigkeit, ganze Stunden lang ohne Vorbereitung auf Worte lateinisch zu dociren, an schlechtes selbstgemachtes Latein und verdirbt noch dazu seine Schreibart.“

7 Johann Lembke, Collegium Chemicum, UB Greifswald Hs 718, Bl. 1–154, dahinter folgt Bl. 155–199 eine deutschsprachige Ausarbeitung zur Probierkunst bzw. *Chimia Metallurgica*.

8 Andreas Westphal, *Ethica – lectiones academicae*, UB Greifswald Hs 712, Bl. 81–141 und Ders. Anmerkungen über die Philosophie überhaupt, akademische Vorlesung, UB Greifswald Hs 712, Bl. 2–78.

9 Erwähnenswert ist hier noch ein undatiertes Collegium Historiae Philosophicae von Georg Adolf Caroc (1679–1730/32), UB Greifswald Hs 896.

ten ist, dass zur Jahrhundertmitte hin die rein deutschsprachigen Vorlesungen zahlreicher werden. Ob man bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts von einer „Durchsetzung“ der deutschen Sprache in den Vorlesungen sprechen darf, muss – angesichts der schmalen Quellengrundlage zumindest für Greifswald – offen bleiben.

Aber folgende Beobachtung lässt sich doch formulieren: Es sind zunächst einzelne Personen, die eine Offenheit oder gar Vorliebe für die Verwendung der deutschen Sprache im Lehrbetrieb aufweisen. Ihre akademische Laufbahn ist fast durchweg mit den historischen Wissenschaften verbunden und sie bevorzugen das Deutsche auch in ihren Publikationen. Den Gebrauch der Volkssprache im akademischen Raum hat meines Wissens aber keiner von ihnen bewusst reflektiert.

Peter Ahlwardt und die deutschsprachige akademische „Streithandlung“

Der erste Greifswalder Professor, von dem man das mit Fug und Recht behaupten kann, ist der Philosoph Peter Ahlwardt (1710–1791). Er war das, was man wohl eine „schillernde Figur“ nennen könnte. Seit seiner Ernennung zum Adjunkten der Philosophischen Fakultät profilierte er sich als eine Art „Dauerprovokateur“, dessen Unterrichtsform und mutmaßliche Respektlosigkeiten das akademische Konzil immer wieder herausforderten. Seine Vorlesungen durchbrachen die üblichen Schranken, die den Dozenten der Philosophischen Fakultät gesetzt waren, indem sie auf Lehrinhalte oder -gegenstände der Juristischen und Theologischen Fakultät ausgriffen.¹⁰ Er legte sich 1738 als Greifswalder Praeses auch in den Programmata seiner Disputationen statt des üblichen Magistertitels den Titel *Magister et Doctor Philosophiae* zu, was die oberen Fakultäten zum Einschreiten veranlasste.¹¹

¹⁰ Ahlwardt kündigte 1735 ein Collegium de necessitate philosophiae in omnibus eruditionis partibus et de tyrannide eruditorum an. Dafür wurde er von der Fakultät zur Rechenschaft gezogen, zumal seine Schüler sehr freimütige Reden führten. Einer nahm Stellung zum Trinitätsstreit, der durch Hermann Alexander Röll ausgelöst wurde – „ein Mysterium weniger“ (Vgl. UAG Philosophische Fakultät, I–11, Bl. 7–10).

¹¹ Rektor und Konzil protestierten und forderten, dass die Philosophische Fakultät künftig von ihrem Zensurrecht Gebrauch mache und den angemäßen Dokortitel, der nur Angehörigen der oberen Fakultäten zustehe, künftig unterbinde. Die Fakultät konnte zu diesem Zeitpunkt allerdings auf eine bereits jahrzehntelange Observanz verweisen und verwahrte sich gegen die in ihren Augen herabsetzende Vorschrift. (Vgl. Schmidt & Spieß 2004: 847–852. Der dort wiedergegebene Schriftwechsel liegt mit den Voten der Fakultisten vor, in: UAG Philoso-

Über die Sprache der Vorlesungen äußerte Ahlwardt sich erstmals 1733. Bei seinen „Gedancken von der rechten Art, die Vernunft-Lehre zu lehren und zu lernen“, handelt es sich eigentlich um eine etwas lang geratene Vorlesungsankündigung, die üblicherweise in lateinischer Sprache gedruckt wurde.¹² Darin schneidet er auch die Frage an, ob man lateinische oder deutsche Autoren zugrunde legen und in welcher Sprache man überhaupt lesen sollte. Und wenn man deutsch lese, ob man dann aus lateinischen Termini Kunstwörter bilden dürfe oder nicht. Er meint: „dies sind Sachen, die man thun und lassen kann, wenn man nur kein Grillenfänger ist“ (Ahlwardt 1733: 19). Nicht nur hier, auch an anderen Stellen wirkt die Schrift wie eine verspätete Reminiszenz auf Thomasius Vorrede zur Einleitung in die Vernunftlehre (vgl. Thomasius 1719: 13; Ahlwardt 1733: 13). Ahlwardt selbst las die Logik übrigens in Deutsch.¹³

Die Sprache steht aber eigentlich nicht im Mittelpunkt von Ahlwardts Interesse. Das gehört vielmehr der bestmöglichen Einrichtung des Unterrichts insgesamt. Dabei geht er auch auf die Disputation als akademische Lehrform ein. Er kritisiert, dass sie in Formalitäten ersticke und zum Ritual erstarrt sei. Der Opponent schinde nur Zeit, der Respondent wisse sich ohne den Schutz des Praeses nicht zu verteidigen und der Praeses selbst sei lediglich bemüht, sich nicht zu blamieren.¹⁴ Es geht Ahlwardt also nicht um die Sprache, sondern die Rettung einer Schlüsselpraxis der gelehrten Streitkultur.¹⁵

phische Fakultät, I–11, fol. 49r–54v. Zur Geschichte des Dokortitels an den Philosophischen Fakultäten vgl. Clark 2006: 183–238.)

12 Ahlwardts Schrift ist kein Einzelfall. Andreas Westphal hatte bereits seit 1722 mehrfach Vorlesungen in ausführlichen Programmen in deutscher Sprache angekündigt (Westphal 1722). Bis 1726 ließ er drei weitere solcher deutschsprachigen Vorlesungsankündigungen folgen. 1734 veröffentlichte Westphal wiederum eine Einladung zu einem historischen Collegium in deutscher Sprache (Westphal 1734a).

13 Das Vorlesungsmanuskript mit zahlreichen anderen angebundenen Vorlesungen Ahlwardts findet sich in UB Greifswald Hs 411.

14 „Wie quälen sich nicht zum öftern die Herrn Disputirenden: der Opponens ist nur darauf bedacht, wie er möge so lange etwas vom Zettel verlesen, bis seine Stunde meist zu ende gehet. Sind aber dies Opponenten Argumenta wichtig, so kan man seine Lust sehen, wie sowol der Respondens als Praeses sich auf die Catheder ängsten, wie sie Wind machen, wie sie ihren Satz hinten und vorn beweisen, wie sie petitiones etc. begehen, ja ist der Herr Opponens gar zu grob gegen den Herrn Praesidem, das ist, weiset er ihm seine Fehler wieder die Logick, und urgiret seine Argumenta brav wieder Ihn, so wird der Herr Praeses böse, und sestruiret das ganze Argument durch diesen seinen Macht-Spruch: *Autoritate qua polleo impono tibi silentium*“ (Ahlwardt 1733: 18).

15 Ahlwardt (1733: 18). Diese Kritik hat weniger Schelte nach sich gezogen als Ahlwardts Vorhaben, im Rahmen seiner Vorlesung auch das *ius naturae* zu behandeln, was natürlich die Juristische Fakultät nachdrücklich für sich reklamierte. Vgl. UAG Altes Rektorat, R 1448, fol. 1r, Eingabe des Rektors Christian Nettelblatt an den Dekan der Philosophischen Fakultät, o. D.

Aus diesem Grund verdanken wir die erste deutschsprachige Disputation in Greifswald auch nicht ihm, sondern dem Juristen Augustin von Balthasar (1701–1786). Er hatte 1739 in Greifswald die „Königlich Deutsche Gesellschaft“ gegründet, die sich die Förderung der Muttersprache ausdrücklich zum Ziel setzte (vgl. Schultz 1914; Döring 2007: 127–141). Im gleichen Jahr ließ er als Praeses ein deutschsprachiges Disputationsprogramm drucken (Balthasar 1739). Dem Verfasser war klar, dass dies möglicherweise die erste pro loco Disputation in deutscher Sprache überhaupt sei.¹⁶ Seine Sprachwahl begründet er schlicht mit dem allgemeinen und praktischen Gebrauchswert seiner Darstellung. Um eine Reform der Disputation geht es dabei keinesfalls. Der Disputationsakt wurde daher, und das ist wichtig, in lateinischer Sprache durchgeführt. Das althergebrachte Ritual blieb unangetastet und die deutschsprachige Disputationschrift blieb eine singuläre Erscheinung.¹⁷

Es sollte noch ein Jahrzehnt dauern, bis die Frage nach dem Sinn und Zweck akademischer Streithandlungen und der dabei verwendeten Sprache erneut thematisiert wurde. 1750 lud Ahlwardt mit einem gedruckten lateinischen Programm – „De utilitate varia ex publicis exercitiis disputatoriis a disputantibus capienda“ – zu öffentlichen Disputierübungen ein. Dabei legte er Ablauf, Elemente und Sinn von Disputationen dar und stellt mit den üblichen Argumenten die Vorteile des Lateins gegenüber der *lingua vernacula* heraus. Latein sei eben die gemeinsame Sprache der Gelehrten und in ihr fänden die Ergebnisse wissenschaftlichen Arbeitens die Verbreitung, die sie verdienten (Ahlwardt 1750a: 8) etc. Dabei bekräftigte er seine schon gezeigte Auffassung vom Sinn der Disputationen und stellte auch grundsätzlich fest, dass man zumindest in den Disputierübungen sehr wohl deutsch sprechen könne. Ob er solche deutschen Übungsdisputationen tatsächlich durchgeführt hat, wissen wir nicht. Die Übungsthesen der Teilnehmer wurden jedenfalls noch in lateinischer Sprache gedruckt (Ahlwardt 1750b).¹⁸

aber mit zweifelsfreiem Bezug auf die Schrift von 1733. Zur Einordnung der Disputation im hier zitierten Sinne vgl. Füssel (2013).

16 Vgl. Balthasar 1739, die Vorrede. Darin bittet er den Leser, „keinen Unwillen zu fassen, daß diese in deutscher Sprache abgefaßte Schrift, wieder den bisherigen Gebrauch, in Form einer Academischen Disputation eingekleidet, da vielleicht dieses scriptum das erste seyn möchte, so in deutscher Sprache pro Cathedra publice zu ventiliren aufgegeben worden.“

17 Balthasars Bruder, Jakob Heinrich Balthasar (1690–1763), kann in gewisser Weise als harmloser Vorläufer dieser Praxis gelten. Er übersetzte 1722 seine im gleichen Jahr in Greifswald veröffentlichte lateinische Dissertation und ließ sie in Leipzig drucken (vgl. Balthasar 1722a und 1722b).

18 Das Exemplar des Drucks ist nachgewiesen in der UB Greifswald, 536 Disp. phil. 38,10. Die dort vorgenommene Datierung „um 1730“ ist sicher falsch, da die Kandidaten, deren Thesen hier abgedruckt wurden (C. F. von Magdeburg, J. D. Reichenbach, A. F. von Gentzkow, C. F.

Im gleichen Jahr entbrannte zwischen Ahlwardt und dem Generalsuperintendenten und damaligen Rektor Jacob Heinrich Balthasar eine heftig geführte öffentliche Debatte – der sogenannte „Atheismusstreit“ –, in der auch die Frage, in welcher Sprache Gelehrte sich geziemend streiten dürften, eine Rolle spielte. Balthasar hatte 1750 in einem lateinischen Einladungsprogramm Ahlwardts zuvor in mehreren öffentlichen Disputationen verteidigte philosophische Sätze über den Atheismus zu widerlegen versucht und diese Thesen (ohne deren Urheber zu nennen) als gefährlich und schädlich gebrandmarkt. Ahlwardt antwortete mit einem „Philosophischen Sendschreiben“ in deutscher Sprache, in welchem er sich verteidigte und Balthasar mit ätzender Satire angriff (vgl. Czelinski-Uesbeck 2007: 182–190). Balthasar zeigte sich empört, nicht nur weil das Sendschreiben namentlich auf ihn zielte, sondern „in Teutscher Sprache, welche auch der gemeine Mann lesen kann und lieset“, verfasst sei. „Hätte Herr Magister Ahlwardt unumgänglich nötig gefunden, sich zu melden: so hätte er in lateinischer Sprache schreiben und bezüglich der Sache treiben mögen, und lassen mich ungenannt.“¹⁹ Das Konzil verurteilte Ahlwardt zu Unterlassung und Ablieferung der restlichen Auflage. Die Sache ging bis vor das Oberappellationsgericht in Wismar, das königliche Tribunal. Hier endlich kam der öffentliche Fiskal in der Anklageschrift auf den Kern des Problems zu sprechen: Der Generalsuperintendent habe seine Programme ja in lateinischer Sprache verfasst, Ahlwardt hingegen absichtlich in Deutsch. Damit habe er eine „Ungleichheit der Waffen“ gewählt, die nur den Zweck verfolge, dass „ein jeder die darinnen angebrachten Unziemlichkeiten verstehen und lesen könne.“²⁰ Ahlwardt meinte dagegen, dass man seit den Zeiten des Thomasius wohl niemandem mehr den Gebrauch des Deutschen auf Universitäten vorwerfen dürfe. Und überhaupt, man wolle sich ja nicht duellieren – „Wir sind nur gelehrte Federfechter. Und in einem gelehrten Streit machen die Worte und Sprachen nicht die Waffen aus, sondern die vernünftigen Gründe, welche ein jeder für seine Meinung anführt.“²¹

Wibe, M. J. Günther und J. M. Langemack), bekannt sind und zwischen 1744 und 1749 immatrikuliert wurden: (vgl. Schmidt & Spieß 2004: 867, 869, 880, 876, 878). Das früheste Datum für die Verteidigung der abgedruckten Thesen wäre daher 1749, die Annahme, dass die Thesen zum von Ahlwardt ca. 1750 angekündigten Disputatorium gehören (Ahlwardt 1750a), ist hinlänglich gerechtfertigt.

19 J. H. Balthasar an den Rektor v. 13. November 1750, UAG Altes Rektorat, R 1448, Bl. 51v.

20 Klageschrift des Universitätssyndicus gegen Ahlwardt v. 7. Dezember 1750, UAG Altes Rektorat, R 1448, Bl. 61v.

21 Ahlwardts libellus appellationis v. 20. Januar 1751, UAG Altes Rektorat, R 1448, Bl. 89 f.

Die hier aufgeworfene Frage nach der Öffentlichkeit und der Zugänglichkeit zu gelehrten Debatten, ja zur Wahrheit selbst, scheint Ahlwardt angeregt zu haben, seine konservative Haltung zur Sprache der Disputationen zu überdenken. Drei Jahre später – 1753 – ließ er seine programmatische Disputation über „den vorzüglichen Nutzen der in Teutscher Sprache angestellten Akademischen Streithandlungen“ drucken. Mit dieser Disputation, die nicht nur in deutscher Sprache gedruckt, sondern auch vom Katheder verteidigt wurde, betrat Ahlwardt wirklich Neuland und stellte den Vorrang des Lateinischen in Disputationen – anders als noch Balthasar mit seinem deutschsprachigen Programm von 1739 – grundsätzlich in Frage (Marti 2010: 79–80). Betrachten wir kurz seine Argumentationskette.

Ahlwardt betrachtet es als die Pflicht eines „rechtschaffenden Gelehrten“, dass er „die Erkenntnis und Ausbreitung der Wahrheit in der menschlichen Gesellschaft zu befördern“ habe (Ahlwardt 1753a: 9). Disputationen dienen dieser Aufgabe. Die deutsche Sprache sei dazu ebenso gut geeignet wie die lateinische und tue der Wissenschaftlichkeit keinen Abbruch. Schließlich hat man den Untergang aller Gelehrsamkeit schon prophezeit, als die ersten Vorlesungen auf den Universitäten in deutscher Sprache gehalten und gelehrte Bücher in deutscher Sprache geschrieben wurden. Nichts davon ist eingetreten. Im Gegenteil, man könne sogar einen Vorzug der deutschen Sprache vor der lateinischen erkennen. Nicht nur die Erkenntnis selbst, auch ihre Verbreitung, ihre Popularisierung würden durch die Verwendung der Muttersprache begünstigt:

Dürfen und sollen denn diejenigen, welche in der Lateinischen Sprache eben nicht gesetzt sind, hievon gar nichts wissen? Sind vielleicht diese Wahrheiten selbigen nicht nöthig sie zu erkennen? Wir sollten solches nicht meinen. Warum redet man bloß nicht in der teutschen Sprache? (Ahlwardt 1753a: 26)

Ahlwardt, der als Sohn eines Schumachers selbst dem nichtakademischen Milieu entstammt, vertritt hier die Interessen des „gemeinen Mannes“. Ausdrücklich bezieht er diese Fragen auch auf die Frauen. Die Beschäftigung mit dem Phänomen des gebildeten Frauenzimmers ist übrigens ein Thema aller Greifswalder Gelehrten, die sich in der Sprachfrage engagieren, auch Westphals oder Balthasars.²²

²² Ahlwardt hat das Thema mehrfach aufgegriffen. Seine kleine Schrift „Untersuchung der Gründe des Hasses der Gelehrten gegen das weibliche Geschlecht“, Greifswald 1740, konnte ich bisher nicht auffinden. Es soll eine „Ovation“ auf die Hochzeit des Joachim Gotthelf Sparmann (Jurist in Greifswald) sein (vgl. Strodttmann 1750: 90–91). Andreas Westphal hatte schon früher in einem Programma Magisteriale grundsätzlich zur Diskussion um die „gelehrten Frauenzimmer“ Stellung genommen (Westphal 1734b). Augustin von Balthasars Tochter, Christina

Den Ansprüchen der internationalen *res publica litteraria* auf den Schutz ihrer hegemonialen Verkehrssprache erteilt er dagegen eine Absage. Dem Vaterland muss der Gelehrte zunächst dienen und erst danach den „Auswärtigen“. Die Disputationen auf deutschen Universitäten sind überwiegend den Landeskindern gewidmet und auch wenn „fremde Nationen sich auf selbigen aufhalten, so verstehen selbige doch gemeinlich die teutsche Sprache so weit: dass auch sie einen Nutzen davon haben können. Ja sie bekommen dadurch sogleich eine Gelegenheit das Teutsche mehr zu erlernen“ (Ahlwardt 1753a: 25), was sie ja mit dem Besuch einer deutschen Universität auch beabsichtigten.

Ahlwardt verbindet diese Beobachtungen mit einer grundsätzlichen Kritik an der zeitgenössischen Gelehrtenkommunikation. Die „Gemeinmachung solcher in Teutschland abgehandelten Wahrheiten“ im Ausland wäre nicht Sache des Disputationsaktes selbst oder der Programmata, sondern der gelehrten Journale.

Ob wir gleich es in diesem Stücke in dem Reiche der Gelehrsamkeit ganz verkehrt antreffen: so wollen wir es jedoch ändern zur Ueberlegung anheimstellen: Ob es nicht weit vernünftiger sey, daß man zum Nutzen des Vaterlandes und seiner Landsleute in der Landessprache disputire, und die Wahrheit der gelehrten Welt anzuzeigen, und sie in selbiger bekannt zu machen, die Lateinische Sprache gebrauche, als daß man es gerade umkehre? (Ahlwardt 1753a: 25)

Solche Worte muten gerade in Greifswald merkwürdig an. Die Universität unterstand seit 1648 der Krone Schwedens und war mit den reichsschwedischen Universitäten vielfältig verbunden. Die Mittlerfunktion dieser einzigen deutschen Universität in der schwedischen Bildungslandschaft war unbestritten. Es gab in der Mitte des 18. Jh. wohl keine andere Universität im Reich, die einen vergleichbar hohen Anteil fremdsprachiger Studenten aufzuweisen hatte (Döring 2007: 137–138 mit Anm. 54). Nicht nur, dass mehr als die Hälfte der neu immatrikulierten Studenten in Greifswald Schweden waren. Ihre Zahl war gerade bei den Promotionen sehr hoch (vgl. Seth 1952: 268–311). In Greifswald gab es also mehr Argumente für als gegen den Gebrauch der internationalen Gelehrtensprache in Disputationen. All das war Ahlwardt natürlich bewusst. Diplomatisch geschickt beruft er sich in der Vorrede zu seinem Programm daher auch nicht etwa auf Thomasius, den er sonst ständig im Munde führt, sondern auf ein schwedisches Vorbild.

Ehrenfried von Balthasar, wurde von ihrem Vater gezielt gefördert und trat zahlreichen gelehrten Gesellschaften bei (vgl. Müller 1876).

Johan Ihre (1707–80) hatte im Jahr zuvor an der Universität Uppsala in Gegenwart der Königin in seiner Muttersprache über den Zustand der Wissenschaften in Europa disputiert. Der Inhalt dieser in lateinischer Sprache gedruckten Disputation kann Ahlwardt aber nicht bekannt gewesen sein. Denn anders als der Kontext, in dem Ahlwardt Ihre zum Zeugen aufruft, vermuten lässt, bedauerte sein schwedischer Gewährsmann den Gebrauch der Volkssprachen in der Wissenschaft lebhaft und sah darin sogar den Anfang vom Ende der europäischen *res publica litteraria*. Nachdem in Frankreich, England, Deutschland, Italien und Spanien die Volkssprachen in die Wissenschaften eingeführt seien, stehe zu befürchten, dass man bald auch Polnisch, Russisch und Sarmatisch verstehen müsse, um am wissenschaftlichen Leben teilzunehmen, während die gemeinsame *lingua eruditorum* als Klammer der Gelehrtenwelt ihre Funktion mit unabsehbaren Folgen für die Zukunft verliere (Ihre 1775: 21–22). – Die peinlich-falsche Berufung auf Johan Ihre lässt vermuten, dass Ahlwardt, anders als er seine Leser hier glauben machen wollte, die schwedischen Reformdebatten nicht besonders aufmerksam verfolgte. Hätte er es getan, er hätte dort zahlreiche handfeste Argumente für sein Anliegen finden können.

Ihres Argumentation entsprach zwar der in Schweden vorherrschenden wissenschaftspolitischen Meinung und auch der akademischen Realität. Es gab aber auch andere Stimmen, die den Gebrauch der Landessprache vehement forderten (Kajanto 1984: 32–33). Eine Kommission des schwedischen Reichstags hatte, bestimmt von einer utilitaristisch geprägten Sicht der Ständeherrschaft auf die Universitäten, seit 1745 zahlreiche Bildungsreformen initiiert, u. a. im Hinblick auf den Gebrauch der Landessprache. Wie in Deutschland hatte das Schwedische als Unterrichtssprache an den Universitäten seit Anfang des 18. Jh. Anwendung gefunden. Damals las Rydelius in Lund (Logik und Metaphysik) abwechselnd lateinisch und schwedisch. Seine Nachfolger bedienten sich des Schwedischen in den Vorlesungen schon regelmäßig. Auch in den Naturwissenschaften wurde Schwedisch gelesen und natürlich in den historischen Fächern (Weibull 1876: 275). Schon 1741 hatte der König befohlen, dass alle Abhandlungen, die unter dem Praesidium von Ordinarien der Oeconomie verteidigt würden, in Schwedisch veröffentlicht werden sollten (Annerstedt 1914: 198–199). Der Versuch, diese Regelungen 1748 auf Naturgeschichte, Topographie, Geschichte und Altertumskunde und in Ausnahmefällen auf Mathematik und Physik zu erweitern, scheiterte jedoch am Widerstand der betroffenen Fakultäten, auch wenn er bspw. von den Juristen unterstützt wurde (Annerstedt 1914: 198–204). Der Kompromiss sah so aus, dass in den genannten Fächern weiterhin in Latein disputiert und geschrieben werden sollte, aber wenn die Themen irgendwie mit Schweden in Verbindung stünden, durften sie

zusätzlich in der Landessprache veröffentlicht werden. Tatsächlich stieg die Zahl der Dissertationen in schwedischer Sprache bis zur Jahrhundertmitte stark an, sank dann aber wieder rapide. Das galt auch für die ökonomischen und naturwissenschaftlichen Dissertationen, von denen etwa die Hälfte in schwedischer Sprache gedruckt wurde. Die Kandidaten scheuten schlicht den Aufwand und die Kosten der doppelten Drucklegung (Kajanto 1984: 31–32). Latein sollte die unangefochten vorherrschende Sprache in den Disputationen der schwedischen Universitäten bis 1852 bleiben (Waquet 2002: 25; Kajanto 1984: 31). Letzten Endes hat Ahlwardt seine Haltung in der Sprachfrage jedenfalls nicht an schwedischen Reform-Vorbildern ausgerichtet. Sie gründete sich vielmehr auf seine in der Vernunftlehre ruhende Sicht der Disputation als Praxis gelehrter Streitkultur und Wahrheitssuche. Dass er diese Meinung dann auch so spektakulär artikulieren durfte, verdankte er eher trivialen Umständen.

Ahlwardts erste deutsche Disputation war von Fakultät und Konzil geduldet worden, weil sie unter bestimmten Umständen stattfand. Damals hielt sich Herzog Adolf Friedrich IV. von Mecklenburg-Strelitz unter dem Schutz des schwedischen Königs in Greifswald auf. Die Universität hatte den neurotischen Kind-Herzog, dessen Charakter in Fritz Reuters Novelle „Dörchläuchting“ (Reuter 1866) verewigt ist, zu ihrem Rector Magnificentissimus gewählt und bemühte sich, dem besonders naturwissenschaftlich interessierten Fürsten und seinem Hof anspruchsvolle Abwechslungen zu bieten. Ahlwardts deutsche Disputation reiht sich da nahtlos in die experimentalphysikalischen Demonstrationen ein, die Andreas Mayer für den Herzog durchführte. Heute würde man das Pop-Science nennen.

Zum Ärger der Universität ließ Ahlwardt es aber nicht bei dieser Ausnahmeveranstaltung bewenden. Noch im selben Jahr brachte er eine Disputation „Von der wahren Bestimmung der Liebe“ aufs Katheder, die auch wieder in deutscher Sprache gedruckt wurde. Im Vorwort feierte er den Gebrauch der deutschen Sprache in der Wissenschaft als aufklärerischen Akt (Ahlwardt 1753b: 1). 1754 ließ er in deutscher Sprache „Von der Artigkeit und dem Reize besonders des schönen Geschlechts“ öffentlich disputieren (Ahlwardt 1754). Der Herzog war inzwischen abgereist. Die Fakultät sah keinen Grund mehr für derartige Galanerien und war wenig geneigt, Ahlwardts Extravaganzen weiter zu dulden.

Sie untersagte ihm zunächst die Veröffentlichung des Programms. Die Mehrheit der Fakultisten fand, dass sich weder die Materie noch der Stil für eine Disputation eigneten. Besonders an der satirischen Schreibart störte man sich. Ein prominentes Mitglied der Deutschen Gesellschaft sah allerhand Spötereien voraus, weil in der Disputation die „Reinigkeit der deutschen Sprache nicht beobachtet“ wurde. Man fürchtete auch, dass die Disputation „aus-

schweifende Einfälle“ und „Unanständigkeiten“ provozieren könnte, die „um so viel nachtheiliger ausfallen könnten, je mehr Zuhörer von allerhand Gattung die teutsche Sprache dahin ziehen würde“.

Die Mehrzahl der Professoren sah das Latein als gemeinsame Sprache ihres Berufsstandes, als die Sprache seiner spezifischen, formalen und auch ritualisierten Kommunikation innerhalb eines abgegrenzten Bereiches, die sich auf ein bestimmtes stilistisches und thematisches Spektrum bezog. Die Zulassung deutschsprachiger Disputationen sei daher auch didaktisch nicht sinnvoll. Durch die deutschen Disputationen Ahlwardts würden die Studenten das Studium der lateinischen Sprache zunehmend vernachlässigen. Schon in den Vorlesungen hätten sie keine Gelegenheit mehr, Latein zu lernen. Wenn nun auch die Disputationen in deutscher Sprache gehalten würden, könnten sie zu der Auffassung gelangen, dass das Latein nirgends zu etwas nutze sei.

Die deutschsprachige Disputation, die Sprachfrage überhaupt, hatte auch eine ökonomische Seite, die hier wenigstens kurz angerissen werden soll. Promotionen waren eine wichtige Einnahmequelle der Professoren (Rasche 2007b und 2016: 87–89). Es wundert daher nicht, dass die Fakultätskollegen fürchteten, dass ihnen – sollte Ahlwardts deutsches Disputieren fortgesetzt werden – die Kandidaten davonliefen. Warum sollten sie teuer und mühselig lateinisch disputieren, wenn sie es bei Ahlwardt zwar nicht billiger, aber wenigstens in deutscher Sprache haben könnten?²³

Das wichtigste Argument der Fakultät war aber, dass die lateinische Gelehrtensprache in Schweden noch eine besondere Achtung genieße und das wiederholte deutsche Disputieren der Reputation Greifswalds bei den reichsschwedischen Universitäten schweren Schaden zufüge. Damit war die Verwendung der lateinischen Sprache in Disputationen nicht lediglich eine Frage des guten akademischen Tons, sondern auch einer weiterreichenden kulturellen Loyalität.

Ahlwardt protestierte gegen das Druckverbot der Fakultät und erreichte die Behandlung der Sache vor dem Konzil, das im Wesentlichen die Abneigung der Fakultät teilte. Jacob Heinrich Balthasar, Ahlwardts ehemaliger Widersacher, meinte recht unumwunden: „Das teutsche Disputiren gefällt mir nicht, insonderheit, da man selbst der Reinigkeit der deutschen Sprache nicht beobachtet, und dadurch zu allerhand Spöttereyen Anlaß giebt.“²⁴ Letztendlich durfte das Programm gedruckt werden, allerdings ohne den üblichen Konsens

²³ Alle hier gemachten Angaben zum Meinungsbild beziehen sich auf das Conclusum der Fakultät v. 19. Januar 1754, UAG Altes Rektorat, R 1448, Bl. 124r.

²⁴ Balthasars Votum auf dem Zirkular des Rektors v. 23. Januar 1754, UAG Altes Rektorat, R 1448, Bl. 123v.

der Fakultät. Damit war dem ganzen Verfahren aber die Legitimation entzogen, was sich als wirkungsvoller erwies als jede Debatte. Ahlwardts Disputation von der Artigkeit und dem Reiz der Frauen sollte in Greifswald die letzte in deutscher Sprache für mehr als zwei Jahrzehnte bleiben.

Nur noch einmal verursachte Ahlwardt einen vergleichbaren Skandal, als er 1762 seine „Magister-Trommel“ veröffentlichte. Er hat ihr den Untertitel „Eine pragmatische Erzählung“ gegeben und die modernen Bibliothekare haben die kleine Schrift kritiklos in dieses Genre eingeordnet. Tatsächlich handelt es sich bei den sogenannten Magistertrommeln um die traditionellen Dreikönigs-Programmata der Dekane der Philosophischen Fakultät, mit der sie die Kandidaten zur Promotion ermunterten und einluden. Diese Programmata hatten im Zusammenhang mit den seit Ende der 1740er Jahre in Schweden geführten Diskussionen um den Greifswalder Promotionshandel (vgl. Seth 1952: 268–311) einen schalen Beigeschmack. Johann Carl Dähnert, Dekan des Jahres 1761, versuchte darauf zu reagieren, indem er die traditionelle Magistertrommel erstmals in deutscher Sprache drucken ließ und darin unverhohlenen Kritik am Promotionshandel übte. Im Jahr darauf griff Ahlwardt als neuer Dekan in seiner Magistertrommel deren Tradition im Grundsatz an. In seiner „pragmatischen Erzählung“ tritt die personifizierte Magistertrommel als satirische Ich-Erzählerin auf und fordert am Ende unverblümt ihre eigene Abschaffung (Ahlwardt 1762: 13): „haben Sie doch mit meiner Qual und Marter ein Mitleiden und damit ich nicht länger mir selbst zur Pein und zum Schimpf, Ihnen aber zur öffentlichen Schande und zur Verachtung als ein ganz unnützes Stück der Welt leben möge, so verbannen Sie mich, ersäuffen sie mich ja tödten und zernichten Sie mich gänzlich.“ Tatsächlich endete mit Ahlwardts „pragmatischer Erzählung“ die Tradition der Greifswalder Magistertrommeln, die sich bis weit in das 17. Jh. zurückverfolgen lässt. Eine sachlich überlebte Tradition hatte zunächst durch die Umstände, dann aber sicher auch durch die sprachliche Entzauberung, ihr Ende gefunden.

Gustavianische Reformen – Gelehrtensprache als Gegenstand der Normsetzung

Es wundert kaum, dass angesichts dieser Ausgangslage eine erneute Initiative zur Lockerung der Vorschriften bei Dissertationen nicht von der Universität oder der Stockholmer Verwaltung, sondern von der pommerschen Regierung und den Ständen ausging. In ihrem Visitationsbericht von 1773 schlugen sie vor, den Professoren der Philosophischen Fakultät grundsätzlich den Gebrauch der

deutschen Sprache in den jährlichen Pflicht-Disputationen freizustellen. Wenig später erweiterten sie diesen Vorschlag sogar auf die Professoren aller Fakultäten.²⁵

Der deutschsprachige Entwurf einer Ordnung für die Universität, der in diesen Kontext gehört, motiviert diese Neuerung ganz deutlich: Manche Wissenschaften seien so beschaffen, „daß die Abhandlungen daraus auch dem Publico zu lesen gut und nützlich sind, überdem sich nur schwerlich in eine ausgestorbene Sprache zwingen laßen“. Es sollten also Disputationen, die die angewandte Mathematik, Naturlehre, Geschichte und deren Hilfswissenschaften, das Staatsrecht, Naturgeschichte, Chemie, Kameralistik und dergleichen, betreffen, künftig auch in deutscher Sprache gehalten werden können.²⁶ Wieder also verband sich die Forderung nach der Zulassung der deutschen Sprache mit dem Nutzen für die Öffentlichkeit.

Mit ihren Argumenten konnte die Visitationskommission im Stockholmer Kanzleikollegium allerdings nicht durchdringen. Auf die Frage der Sprache des Disputationsaktes ging der königliche Visitationsrezeß von 1775 mit keinem Wort ein. Dafür stellte er den Gebrauch der lateinischen Sprache in den Specimina regelrecht unter Schutz. Im Ausnahmefall konnte abweichend von der Regel die Abfassung des Specimen in deutscher Sprache beim akademischen Kanzler beantragt werden und sollte von ihm nach Nützlichkeitsabwägungen beschieden werden.²⁷ Dazu hatte er aber kaum Gelegenheit, denn, soweit erkennbar, wurden entsprechende Anträge nicht gestellt.²⁸

Ungeachtet der früheren Ablehnung und des offenbar geringen Bedarfs an einer Reform griff eine weitere Visitationskommission von pommerscher Regie-

25 Der Vorschlag im Visitationsbericht lautet: „daß sämtliche Professoren aller Facultaeten an die Nothwendigkeit eines actus disputatorii in lateinischer Sprache nicht schlechterdings gebunden seyn sollen, sondern ihnen frey gelaßen, ebenfalls deutsche Disputationes, auch mit Zurücksetzung der gewöhnlichen syllogistischen Form, anzustellen.“ Riksarkivet Stockholm (künftig RA Stockholm), Gadebuschska Samml. 109, unfoliiert.

26 RA Stockholm, Gadebuschska Samml. 109, unfoliiert.

27 Vgl. Alvermann & Spieß 2014: 416–417: „Damit auch die zum großen Schaden der Wissenschaften bereits genug im Verfall gerathene lateinische Sprache nicht noch weiter bey Seite geleget werde, da gleichwohl diese Sprache unter den Gelehrten die allgemeinste, und in derselben annoch verschiedene Wissenschaften am gründlichsten abgehandelt sind: So werden erwähnte specimina hinfuro eben so, wie bisher üblich gewesen am füglichsten in lateinischer Sprache verfaßet werden. Würde aber jemand ein solches specimen lieber in deutscher Sprache ausgeben wollen, mag derselbe dieses bey dem Kanzler anmelden, welcher dazu, den Umständen nach, Erlaubniß geben könnte, wenn er es so für nützlich prüfet.“

28 Die erste schwedische Abhandlung, die in Greifswald als Dissertation eingereicht und angenommen wurde, allerdings noch mit lateinischen Thesen und lateinischer Disputation, war Anders Thunbergs Reformvorschlag für den Unterricht an Elementarschulen (vgl. Thunberg 1787).

rung und Ständen 1794 die Sprachfrage erneut auf. Diesmal wurde allerdings nicht mehr über das Ob, sondern nur noch über das Wie diskutiert. Die Fakultäten waren aufgefordert zu erklären, „zu welchen Materien am schicklichsten die lateinische Sprache gewählt werde?“ – Leider hat sich nur die Antwort der Philosophischen Fakultät erhalten.²⁹

Die Meinungen gingen natürlich weit auseinander. Die beiden schwedischen Mathematiker und Physiker Andreas Bratt (1769–1811) und Andreas Hultén (1757–1831) erklärten, dass die gelehrten Abhandlungen in ihrem Fach ebenso gut in Latein wie in Deutsch geschrieben werden könnten. Der Kameralist Georg Stumpf (1750–98) meinte, in seinen Fächern sei schon immer deutsch geschrieben worden, nur die Dissertationen müssten in lateinischer Sprache verfasst sein. Lediglich der Vertreter der Naturgeschichte beharrte darauf, dass alles, was sein Fach betreffe, „unumgänglich in lateinischer Sprache geschrieben werden“ müsse und lediglich einzelne Arbeiten zu Flora und Fauna des Landes „zum Gebrauch für die Einwohner teutsch abgefaßt“ werden könnten.

Die beiden Senioren der Fakultät, der Historiker Johann Georg Peter Möller (1729–1807) und der Philosoph Johann Christoph Muhrbeck (1733–1805), beharrten – jeder auf seine Art – in einer umfassenden Sicht auf das Verhältnis von Wissenschaft und Sprache. Möller schien die lateinische Sprache, die ja eine gelehrte Sprache sei, „auch eigentlich nicht für ganz gemeinnützige Materien, sondern nur für solche zu passen, die besonders für Gelehrte und Leute geschrieben werden, von denen man mit Recht erwarten kann und darf, daß sie der lateinischen Sprache völlig mächtig sind.“ Die Themen aus der systematischen Theologie, dem römischen Zivilrecht und vielen Teilen der Medizin gehörten hierher, wie auch die der spekulativen Philosophie, der Mathematik und Botanik. Andere Themen, wie Staats- und Lehnrecht, Hebammenkunst, Technologie, Polizei-, Finanz- und Kameralwissenschaft, Ökonomie und Belles Lettres, hingegen könnten gut in deutscher Sprache abgehandelt werden. Das gleiche gelte für den größten Teil der historischen Wissenschaften.

Muhrbecks Votum – beinahe ein Abgesang auf die Gelehrtenrepublik seiner Jugend – war von einem starken resignativen Zug geprägt:

Ich halte mich davon überzeugt, daß die Riesenschritte, welche die Wissenschaften im 16ten und 17ten Jahrhundert in Europa thaten, es lediglich dem Umstande zu verdanken hatten, daß es damahls nur eine Sprache der Gelehrten gab. – Alle Gelehrten communicirten mit einander, wie Menschen und Freunde von einer Nation – bald lernte man die einzige Sprache – und man hatte Zeit, selbst mehr zu lesen, mehr an die Sachen selbst

²⁹ UAG Philosophische Fakultät, I-120, Bl. 2r–7r.

zu denken. Daher die vielen unglaublich belesenen Männer, so viele Polihistores. – Bey dem nachherigen Stoltz der Nationen, ihre Sprache in die Gelehrte zu verwandeln, sind zwar viele Kenntnisse vulgairer geworden, – aber auch seichter. – Jeder, der nur seine Muttersprache in seiner Gewalt hat, schreibt und raisonnirt mit Seichtigkeit, mit schnellen Worten, über Dinge, die er nur halb versteht. – Daher so viele abgeschmackte Frondeurs in der jetzigen gelehrten Republik. Aber das Übel ist schon da, – und der reißende Strom kann jetzt nicht mehr aufgehalten werden. – Sachen, die nur unter den Gelehrten hätten bleiben sollen, sind schon populaire geworden, haben ihre böse Wirkung gemacht und müssen nunmehr in selbiger Sprache das Gegengift finden, in welcher sie zuerst sich ausbreiteten. – Man kann und mag daher alles was man will in der teutschen Sprache schreiben.³⁰

Im Ergebnis der Debatte fällt ins Auge, dass die Grenze der unterschiedlichen Auffassungen nicht in erster Linie zwischen den Disziplinen verlief, sondern einerseits zwischen den Generationen und andererseits zwischen den nationalen Gruppen. Dabei zeigt die jüngere Professorgeneration, die nach der Jahrhundertmitte geboren wurde, eine liberale und nur auf ihr engeres Fach bezogene Einstellung zur „Wissenschaftssprache“, während die ältere Generation mit einem übergreifenden Anspruch, der die Kommunikation aller Disziplinen einschließt, auftritt. Aufschlussreich ist vor allem die Beobachtung, dass die schwedischen Professoren den Gebrauch des Deutschen entweder zulassen wollten oder sogar für unabdingbar hielten, während ihre deutschen Kollegen das, zumindest für die Disputationen, konsequent ablehnten. Sie argumentierten dabei vorrangig mit der mangelnden sprachlichen Eignung ihrer Muttersprache für die Wissenschaft. Über die Frage, in welchen Disziplinen man die deutsche Sprache zulassen könnte und für welche Latein unverzichtbar war, gingen die Meinungen am Ende weit auseinander. Man einigte sich schließlich auf ein Schema, das im Grunde zwischen „gemeinnützigen“ und „reinen“ Wissenschaften unterschied.

Wie sehr sich die Verhältnisse in den vergangenen zwei Jahrzehnten tatsächlich geändert hatten, kann man auch daran erkennen, dass die Fakultät meinte, einer Verordnung vorbauen zu müssen, die evtl. den ausschließlichen Gebrauch der deutschen Sprache für einzelne Fächer fordern könnte.

Wenn aber gleich die Facultät erkennt, daß die mehrsten so genannten philosophischen Wissenschaften eben so wohl teutsch als lateinisch abgehandelt werden können; so wünscht sie doch nicht, daß die teutsche Sprache dabei auf einer Akademie zur Norm vorgeschrieben werde und daß wenigstens bei akademischen Streitschriften (etwa ökonomische und statistische Materien ausgenommen), die lateinische Sprache beibehalten werde.³¹

30 UAG Philosophische Fakultät, I-120, Bl. 3v.

31 UAG Philosophische Fakultät, I-120, Bl. 6v/7r.

Vergleicht man dieses Votum bspw. mit den 20 Jahre zuvor von Johann David Michaelis gemachten Vorschlägen, die einzig noch dem römischen Zivilrecht die lateinische Ausführung gönnten,³² muss man den Greifswalder Konsens als eher konservativ bezeichnen.

So sah es wohl diesmal auch die schwedische Regierung. Denn zur Überraschung der Professoren ordnete der königliche Visitationsrezeß von 1795 an, dass in den oberen Fakultäten alle Schriften, über die disputiert werden sollte, lateinisch geschrieben werden sollten, ausgenommen Themen der Anatomie und Chirurgie. In den Fächern der Philosophischen Fakultät aber wurde die Wahl der Sprache grundsätzlich dem Verfasser überlassen.³³ D. h. es gab hier nicht einmal eine Festlegung auf das Deutsche.³⁴ Trotz dieser königlichen Genehmigung lassen sich in den Folgejahren kaum Greifswalder Dissertationen in deutscher oder schwedischer Sprache finden.

Über die Gründe lässt sich spekulieren. Historisch begründet kann man hier vielleicht so etwas wie den Zwang des „sprachlichen Habitus“ ins Feld führen (Bordieu 1990). Die personelle Zusammensetzung der Professoren- und Dozentschaft spielt dabei sicher eine Rolle. In gustavianischer Zeit, nach 1775, war der schwedische Einschlag bei den Dozenten und Professoren stark angestiegen. Über die Hälfte der Professoren und drei Viertel der Adjunkten der Philosophischen Fakultät waren Schweden.³⁵ Und sie bevorzugten unzwei-

32 Die generelle Anwendbarkeit des Lateinischen in den Wissenschaften wurde von Michaelis verneint. Lediglich ius civile könne noch mit einigem Recht in Latein gelesen werden. Die Philosophie auf keinen Fall, die Physik und Teile der Mathematik ebenso wenig wie die jüngere politische Geschichte. Nirgends wäre Latein ungeeigneter als in der Theologie und werde in Dogmatik nur gelesen, weil sie lateinisch geprüft werde. Völlig unangebracht wäre Latein in Naturgeschichte, Botanik eingeschlossen (vgl. Michaelis 1776: 312–315).

33 Vgl. Alvermann & Spieß 2014: 517–518: „Und wie überhaupt die Lehrer der Akademie angewiesen werden, in ihren Disputationen und sonstigen Schriften gemeinnützige und auf des Landes Umstände Bezug habende Themata nicht außer Acht zu lassen; also ist dabey unser gnädigster Wunsch, daß alle akademische Schriften, worüber disputirt werden soll, Programmen, compendia in den sogenannten höhern Fakultäten, und was eigentlich zum System in selbigen gehöret, ausgenommen was Anatomie und Chirurgie betrifft, lateinisch geschrieben werden: in den übrigen Schriften überlassen wir es gnädigst der Wahl des Verfaßers, nach seiner Absicht, in welcher Sprache er schreiben wolle, um so mehr, als historische, moralische, physicalische, mathematische, cammeralistische, oekonomische und technologische Schriften, auch für unstudierte von Nutzen sind.“

34 Außer der schon erwähnten schwedischen Dissertation aus dem Jahr 1787 (Thunberg 1787) ist mir noch eine etwas frühere französischsprachige Inauguraldissertation (Morien 1769) bekannt geworden, die unter dem Praesidium von Karl Friedrich Rehfeld (1735–1794) verteidigt wurde.

35 18 mal erteilte die Universität zwischen 1775 und 1800 eine *venia*, davon 13 mal an Schweden und von den zehn Professuren der Philosophischen Fakultät, die in diesem Vierteljahr-

felhaft die lateinische Sprache im wissenschaftlichen Umgang. Sie waren auch ganz überwiegend selbst hervorragende Lateiner. Die Schweden Elias Trägård († 1798) und Jacob Wallenius (1761–1819) übten gewissermaßen das Lehrmonopol für Latein an der Universität aus, der Mathematiker Anders Hultén war zugleich ein respektabler lateinischer Dichter und auch der schon eingangs erwähnte Thomas Thorild war eine Autorität auf diesem Gebiet. Die schwedischen Dozenten pflegten auch untereinander und im privaten Umfeld eine puristische Strenge, was den lateinischen Stil anging. So zog der amtierende Rektor, der schwedische Mathematiker Anders Hultén, seinen Landsmann und Professor der Latinistik Jacob Wallenius 1798 offiziell zur Verantwortung, weil er in einer privaten Weihnachtsgesellschaft die fehlerhafte lateinische Aussprache eines Freundes nicht sofort korrigiert hatte. Diese Männer publizierten, abgesehen von Wallenius und Thorild, ihre akademischen Texte ausschließlich in Latein. Bei ihren deutschen Kollegen war eher das Gegenteil der Fall. Mit Ausnahme der Disputationen und Gelegenheitsschriften schrieben sie deutsch. Ludwig Mende (1779–1832), der 1816 seine Entdeckung über die Bewegung der Stimmritze zweisprachig lateinisch-deutsch veröffentlichte (Mende 1816), ist da eher die originelle Ausnahme. Und es wundert auch nicht, dass die einzige Wortmeldung zur Verwendung des Lateinischen als Gelehrtensprache in dieser Zeit auf einen Schweden zurückgeht. Der Greifswalder Adjunkt Gustav Salomon Tillberg (1777–1859) ließ 1806 eine Dissertation über den Nutzen und die Notwendigkeit des Erhalts der lateinischen Sprache in den Wissenschaften verteidigen.³⁶ Seine Gewährsleute waren der schon oben genannte Johan Ihre und Johann Laurenz Mosheim.³⁷

Zensur und Dissertation – Disziplinierung und Standardisierung

Dieses sprachliche „Kulturgefälle“ lässt sich nirgends besser beobachten als in den Promotionsakten der Philosophischen Fakultät und den darin enthaltenen Voten der akademischen Zensur. Die Zensur von akademischen Programmen,

hundert zu besetzen waren, ging über die Hälfte an gebürtige Schweden (vgl. Alvermann & Spieß 2014: LXX–LXXII).

³⁶ Vgl. Tillberg (1806). Im Zuge der Debatten um die Zulassung des Deutschen als Sprache der Dissertationen in Preußen kam er 1846 auf diese Argumente zurück, vgl. UAG Philosophische Fakultät, I-8, Bl. 81v.

³⁷ Er zitiert ausführlich aus Ihre (1775) und Mosheims Vorwort zu Foglietta (1723).

gleich welcher Art, gehört zu den grundlegenden Rechten der Fakultäten. Sie ist untrennbar mit der akademischen Druckfreiheit und dem Promotionswesen verbunden – und sie kann uns zum Thema des Sprachwandels einige Beobachtungen liefern.

Betrachtet man die Praxis der Zensur in den letzten drei Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts, also der schwedischen Reformperiode, dann wird schnell deutlich, dass die Fakultisten öfter in formal-sprachlichen und stilistischen als in inhaltlichen Fragen von ihrem Zensurrecht Gebrauch machten. Nur selten greift die Zensur über diese Grenze hinaus, wie etwa 1777 in der Dissertation des schwedischen Dichters Bengt Lidner vom Revolutionsrecht der Amerikaner (Ahlwardt 1777). In dieser Schrift korrigiert der Dekan „Fehler wider die Latinität als auch einige harte Ausdrücke“. ³⁸ Solange es unpolitisch blieb, gaben die Zensoren sich liberal. So notierte der schwedische Mathematiker Nordmark 1785 zur Dissertation eines Habilitanden: „Ich hätte viel wieder die Abhandlung und noch mehr wieder die Theses einzuwenden, aber jeder heget seine Meinung. Sie kann gedruckt werden. Aber die Schreibfehler müssen genau durchgesehen werden. Zum conjunctivum modum ist der Verfasser oft unnötiger Weise geneigt.“ ³⁹

In Greifswald lässt sich beobachten, dass es beinahe ausschließlich die schwedischen Professoren sind, die sich mit Verve in die Zensur stürzen. Anders Hultén ist selten milde: „In einem Scriptum, das solche Fehler aufzuweisen hat, wird man die Eleganz, die man von einem Candidaten, der vorzüglich die Sprachen studirt, berechtigt ist zu erwarten, vergeblich suchen.“ ⁴⁰ Und ganz ähnlich äußert sich sein Kollege Andreas Bratt (1804): „Mit vieler Mühe habe ich diese Abhandlung durchgelesen, weil die Sprache derselben sehr fehlerhaft ist. Es ist zu bedauern, daß diejenigen, die sich dem Lehrstande widmen, die lateinische Sprache oft bis auf die ersten grammaticalischen Gründe vernachlässigen.“ ⁴¹

Die strenge Grundhaltung bringt man auch und insbesondere den schwedischen Kandidaten entgegen. So bemerkt der Kameralist Friedrich Gottlieb Canzler: „indessen wünsche ich von schwedischen Candidaten von Herzen und mit Strenge Specimina ohne alle Gedanken- und offenbare Sprachfehler.“ ⁴² Wiederholt wird in den Voten der Zensoren darauf hingewiesen, dass in

38 UAG Philosophische Fakultät, I-75, Bl. 116r; vgl. Ahlwardt (1777).

39 UAG Philosophische Fakultät, I-76, Bl. 122r.

40 UAG Philosophische Fakultät, I-84, Bl. 135r/v.

41 UAG Philosophische Fakultät, I-84, Bl. 376v.

42 UAG Philosophische Fakultät, I-84, Bl. 1v.

Uppsala ein einziger derartiger Fehler genüge, um den Kandidaten abzuweisen.⁴³

In einem anderen Fall wird Hultén noch deutlicher:

Ich weiß recht gut, daß ein correcter Stil als eine Kleinigkeit von vielen angesehen wird; aber ich weiß auch, daß unsere Magistri nach ihren Speciminibus Publicis in Schweden beurtheilt werden. Wenn unsere Dissertationen von offenbaren Sprachfehlern nicht gereinigt werden, so glaubt man in Schweden gewiß, daß wir auch bei den übrigen Speciminibus der schwedischen Magister nicht mit der gehörigen Aufmerksamkeit und Strenge verfahren. Wie leicht können nicht unsere Magister die nicht ohne Schwierigkeit erhaltenen Vorrechte wieder verliehen? und dazu will ich nicht beitragen.⁴⁴

Gegen wen sich derartige Kritiken richten, ist nicht immer auf den ersten Blick zu erkennen, denn in Greifswald werden Dissertationen doch überwiegend vom Praeses geschrieben. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts schrieb der Dekan der Medizinischen Fakultät selbst die Dissertationen für die Kandidaten. In der Philosophischen Fakultät war es nicht anders. Besonders bei den schwedischen Professoren und ihren Studenten wurde es üblich, dass der Praeses die Dissertationen verfasste, während der Kandidat bestenfalls das Thema wählte. Mancher Professor brachte es leicht auf ein halbes Dutzend Dissertationen, die er pro Jahr nebenher verfasste. Elias Trägård, zunächst Adjunkt, dann Professor der Philosophischen Fakultät, verfasste in vier schaffensreichen Jahrzehnten bis 1790 etwa 100 Dissertationen. Sein Nachfolger Jacob Wallenius konnte am Ende seiner nur 14jährigen Karriere als Dozent und Professor in Greifswald sogar auf fast 50 solcher Dissertationen verweisen.

Die Fakultisten wussten in der Regel, dass der Praeses den Text verfasst hatte, waren also zu kollegialer Rücksichtnahme gezwungen. Sie beklagten daher häufiger die fehlerhafte Abschrift, die der Kandidat vom Manuskript des Praeses gefertigt habe, als die Sprache selbst.⁴⁵ Eine vom späteren preußischen Hofhistoriographen Friedrich Rühls (1781–1820) als Praeses verfasste Dissertation wies so gravierende sprachliche Mängel auf, dass die Fakultät die Dissertation zunächst sogar zurückwies. Rühls entschuldigte sich gewunden: „Durch Unbekanntschaft des Abschreibers mit meiner Handschrift waren einige Fehler eingeschlichen, die ich sobald ich dieselbe Abschrift zu Gesicht bekam verbes-

⁴³ UAG Philosophische Fakultät, I-84, Bl. 135v. und 1v.

⁴⁴ UAG Philosophische Fakultät, I-84, Bl. 168.

⁴⁵ Kellmann zur Dissertation von Falck unter dem Präsidium von Röhl, 1779, Philosophische Fakultät, I-75, Bl. 165r. „Auf diese gründliche Dissertation habe ich nichts zu sagen, nur daß ich beim Abschreiben des Herren Candidati gar viele grammaticalische Schreibfehler bemerkte.“

serte.“⁴⁶ Nichtsdestotrotz kam es beinahe zum Eklat, der den Praeses zur Rückziehung seiner Schrift zwang. Konfrontation konnte aber auch subtiler gesucht werden. So forderte Andreas Hultén im Gutachten zu einer Dissertation, wohlwissend, dass sie von seinem Landsmann und Kollegen Thomas Thorild verfasst worden war (vgl. Braun 1968: 38–39), dass „die Candidaten sich beim Herrn Prof. Wallenius und Trägård in den Sprachen fleißig üben, damit sie Specimina ohne Gedanken- und Sprachfehler liefern können.“

Sprache der Vorlesungen am Ende des 18. Jahrhunderts

Die Visitationsrezesse von 1775 und 1795 hatten – anders als in der Frage der Dissertationen – hinsichtlich der Sprache der Vorlesungen keine klaren Aussagen getroffen, aber hier hatte sich die deutsche Sprache längst durchgesetzt – auch bei den schwedischen Professoren und Adjunkten.

Seit 1776 wurde das amtliche Vorlesungsverzeichnis regelmäßig nur noch in deutscher Sprache veröffentlicht – womit Greifswald, nach Leipzig, zu den ersten deutschen Universitäten gehörte, die das taten (vgl. Rasche 2009: 469 mit Anm. 97). Latein trat im Alltag des Lehrbetriebes immer mehr in den Hintergrund. Schon während der schwedischen Reformen der Jahrhundertmitte waren in Lund und Uppsala die Rhetorik-Professuren alter Prägung eingezogen worden. In Greifswald geschah das 1775 bzw. 1780. Der Unterricht in der lateinischen Sprache sollte fortan von Privatdozenten gewährleistet werden (Seth 1952: 351–352). Als festes Lehr- und Studienfach war Latein damit nicht mehr vertreten.

Ob und inwieweit die lateinische Sprache in den Vorlesungen überhaupt noch gebraucht wurde, können wir aufgrund der wenig dichten Quellenüberlieferung kaum zuverlässig sagen. Wenigstens der größte Teil der noch erhaltenen Vorlesungsankündigungen geschah jetzt in deutscher Sprache, etwa für Hagemesters juristische oder Parows philosophische Vorlesungen (vgl. Hagemester 1796, Parow 1795). Der schwedische Adjunkt Jacob Wallenius klagte 1790 immerhin, dass in Greifswald „alles teutsch gelesen und geredet wird“ (Alvermann 2016: 153). Das scheint übertrieben. In der Praxis herrschte wahrscheinlich noch immer eine gewisse Mischung, in der aber der Gebrauch des Deutschen klar überwog. Der spätere Greifswalder Theologe Gottlieb Schlegel

⁴⁶ UAG Philosophische Fakultät, I-84, Bl. 179r.

schlug in seiner damals veröffentlichten Pädagogik vor, dass innerhalb der deutschsprachigen Vorlesungen manche Erklärungen und Sätze in Latein vorgetragen werden sollen oder dass zu Beginn jeder Vorlesung eine Zusammenfassung der letzten Stunde in Latein gegeben werden könnte (Schlegel 1786: 242–243).

Deutsch war die bevorzugte Vorlesungssprache und dieser Sprache nicht ausreichend kundig zu sein, stellte ein ernstes Berufungshindernis dar. Eine Berufungsverhandlung für die mathematische Professur vom Ende des 18. Jh. illustriert recht deutlich die Problemlage. Auf die Stelle hatten sich zahlreiche Schweden beworben, die auf der Nominationsliste der Fakultät aber nicht platziert wurden. Ihre Entscheidung begründete die Fakultät damit, dass sie bei der Nomination „den besten Nutzen der hier studierenden größtenteils deutschen Jugend vor Augen“ haben müsse und der Überzeugung sei, „daß der deutschen Sprache unkundige oder in derselben nicht völlig geübte Lehrer am wenigsten in den Wissenschaften, davon hier die Rede ist, und in welchen die lateinische Sprache nur unvollkommen der Muttersprache Stelle vertritt“, nicht berufen werden könnten.⁴⁷ Sicher war man sich bei diesem Argument nicht, dass es sticht. Immerhin galt gerade in diesen Fällen das Latein als internationale Gelehrtensprache. Also legte man nach. Man habe Zweifel, dass von dem schwedischen Bewerber, der der deutschen Sprache so wenig kundig sei, erwartet werden könne, dass er den „vorgeschriebenen gemeinnützigen Unterricht auch solcher jungen Leute, die der lateinischen so wenig als der schwedischen Sprache mächtig sind,“⁴⁸ gewährleisten könne.

Es scheint, als wäre insbesondere von den schwedischen Professoren noch viel Latein gelesen worden. Der eingangs zitierte Thomas Thorild las zwar vorwiegend deutsch, bot aber auch lateinische und schwedische Vorlesungen an (Zunker 1953: 115). Ein anderer Schwede, Johan Samuel Gestrich, der im Zuge der geplanten staatsrechtlichen Eingliederung Schwedisch-Pommerns in das Mutterland berufen wurde, teilte 1807 mit, dass er seine Vorlesungen auf Latein halten wolle, wozu es aber aufgrund der Kriegereignisse nicht mehr kam (Seth 1952: 430–431).

Gegen Ende des 18. Jh. tauchen in den Vorlesungsverzeichnissen erstmals lateinische Examinatorien, Disputatorien und Conversatorien auf. Zwischen 1790 und 1796 wurde nie mehr als eine solcher Übungen pro Semester angeboten, danach stieg ihre Zahl stetig. Im Wintersemester 1805/06 wurden bereits vier Examinatorien, drei Disputatorien und zwei Conversatorien in lateinischer

47 Philosophische Fakultät an Konzil der Universität v. 3. April 1783, UAG Altes Rektorat, St. 102, Bl. 217v.

48 Philosophische Fakultät, an Konzil v. 6. Mai 1783, UAG Altes Rektorat, St. 102, Bl. 254v.

Sprache angeboten. Solche Übungen dürften vermehrt nötig geworden sein, weil die Studenten in den Vorlesungen kaum noch Gelegenheit hatten, sich in der lateinischen Sprache zu üben. Die Examinatorien und Disputatorien dienten in erster Linie der Prüfungsvorbereitung, da die Disputationen nachwievor in lateinischer Sprache stattfanden.

Greifswald als preußische Universität – Rückkehr zum Latein

Hier nun setzte die preußische Regierung an, nachdem Vorpommern und Rügen mitsamt der Universität Greifswald 1815 unter preußische Herrschaft und Verwaltung gekommen waren. 1819 wurde die Universität vom vorgesetzten Ministerium ausdrücklich aufgefordert zu gewährleisten, dass die Prüfungen bei Promotionen in lateinischer Sprache vorgenommen würden.⁴⁹ Spätestens seit dieser Zeit galt für die preußischen Universitäten, dass jede Fakultät halbjährlich mindestens eine lateinische Vorlesung anzubieten hatte. Auf die Einhaltung dieser Pflicht wurde akribisch geachtet (Koch 1840: 177, 180, 193). Einzelne Vorlesungen, wie etwa Pandekten oder Kanonisches Recht, sollten grundsätzlich in lateinischer Sprache gehalten werden (Koch 1840: 196).

In Greifswald lebten die lateinischen Vorlesungen in Folge dieser preußischen Regelungen wieder auf. Vor 1815 hatte ein Theologe noch ausdrücklich betont, dass er Latein nur lese, weil die schwedischen Hörer der deutschen Sprache nicht ausreichend mächtig seien.⁵⁰ Sonst waren nur die üblichen *collegia disputatoria* oder *conversatoria* angeboten worden, die zur Vorbereitung auf die Prüfung hin besucht wurden. 1815 las der Mediziner Christian Ehrenfried Weigel (1748–1831), der 1774 seine Antrittsvorlesung noch demonstrativ in deutscher Sprache gehalten hatte und auch drucken ließ, dann wieder seine angewandte medizinische Chemie lateinisch.⁵¹ In späteren Jahren folgten Vorlesungen zu Mineralogie, Zoologie, Pharmazie, Botanik und Pathologie.⁵² Der Philosoph Timotheus Christian Wilhelm Overkamp (1743–1828) merkte 1820 an, er habe Vorlesungen zur Psychologie und Logik und etliche Übungen in lateini-

⁴⁹ UAG Philosophische Fakultät, 7 – Bl. 135.

⁵⁰ In den labores von Piper zum Jahre 1810, UAG Altes Rektorat, R 434, Bl. 31v.

⁵¹ Vgl. Weigels labores zum SS 1815, UAG Altes Rektorat, R 434a, Bl. 21.

⁵² Vgl. Weigels labores zum SS 1820, UAG Altes Rektorat, R 437, Bl. 13v und zum WS 1821/22, ebd. Bl. 112, sowie zum SS 1822, UAG Altes Rektorat, R 438, Bl. 22v, zum SS 1823, UAG Altes Rektorat, R 439, B. 21v oder zum WS 1824/25, UAG Altes Rektorat, R 440, Bl. 57v.

scher Sprache gehalten, wenigstens abwechselnd.⁵³ Man hat aus solchen Einzelbeobachtungen abgeleitet, dass in den 1820er Jahren Latein in den Greifswalder Vorlesungen die vorherrschende Sprache gewesen sei (vgl. Grawitz 1906: 7–8). Solch ein Befund wird aber durch eine Analyse der Fleißlisten der Professoren, die häufig auch die Sprache der Vorlesungen angeben, nicht gestützt. Weigel und Overkamp waren in den 1760er Jahren berufen worden und dürften mit ihrem Engagement die lateinischen Pflichtvorlesungen der Fakultäten abgedeckt haben, während die übrigen ihre deutschen Vorlesungen fortsetzten. Später mussten dann zwangsläufig auch jüngere Professoren diese Pflichtveranstaltungen gewährleisten, so etwa der Historiker Peter Friedrich Kanngießner (1774–1833), der 1832 eine zeitgeschichtliche Vorlesung in lateinischer Sprache anbot (Czolkoß 2015: 37–38). Ob seine Generation diese Praxis noch für angemessen hielt, sei dahin gestellt. Jedenfalls waren diese Vorlesungen nicht sonderlich beliebt. Kanngießner, der sonst guten Zulauf hatte, zählte gerade 14 Hörer und der Mediziner Ludwig Mende (1779–1832) konstatierte 1820, als er die lateinische Klinik in Greifswald einführte, „bis auf Mehring wurden alle übrigen durch den Gebrauch der lateinischen Sprache vertrieben“.⁵⁴

Ihren sichtbaren Ausdruck fand die neue Sprachpolitik darin, dass ab 1820 wieder ein Vorlesungsverzeichnis in lateinischer Sprache veröffentlicht werden musste, das ab 1823 als *Index Scholarum* firmierte. Bei dieser Regelung blieb es bis zum Ende des Jahrhunderts.⁵⁵

Die Regierung erhöhte den Druck auf die Universitäten vor allem über die Prüfungsordnungen. Für die Juristen galt das in Preußen im Grunde schon seit 1797. Die Kandidaten mussten in Preußen nämlich während der Staatsprüfun-

53 UAG Altes Rektorat, R 437, Bl. 18.

54 Mendes labores vom SS 1820, UAG Altes Rektorat, R. 437, Bl. 14.

55 Vgl. dazu im Vergleich Rasche 2009: 468–469. Seit 1776 erschienen in Greifswald eigenständige amtliche deutsche Vorlesungsverzeichnisse, während die lateinischen ausgesetzt wurden. Festgelegt wurde das im Visitationsrezess von 1775, § 9 (Alvermann & Spieß 2014: 416). Erst 1820 ordnete das preuß. Kultusministerium die Wiedereinführung der lateinischen Vorlesungsverzeichnisse (unter Beibehaltung auch eines deutschen Verzeichnisses) nach dem Berliner Modell an (UAG Altes Rektorat, R 950, o. Bl. Ministerialreskript v. 29. März 1820), mit einem regelmäßigen Proemium, das der Prof. der alten Literatur oder ein anderer Ordinarius verfassen sollte (zum Proemium vgl. die Diskussionen in UAG Altes Rektorat, St. 310; zur Einteilung Czanler 1800). 1891 ordnete der Senat die Abfassung der Vorlesungsverzeichnisse in Deutsch und oder Latein an, stellte also die Sprache frei, vgl. Senatsprotokoll v. 18. Dezember 1891, in: UAG Altes Rektorat, R 125, Bl. 56v. 1895 wurde die Abschaffung des lateinischen Vorlesungsverzeichnisses beschlossen, 1896 erschien es zum letzten Mal. Im selben Jahr ordnete der Senat die Aufstellung des deutschen Vorlesungsverzeichnisses an, vgl. Senatsprotokoll v. 6. November 1895, in: UAG Altes Rektorat, R 125, Bl. 122r.

gen zwingend in lateinischer Sprache geprüft werden, eine Regelung, die 1826 nochmals verschärft wurde (Koch 1840: 193, 207, 498).

Nach dem preußischen Prüfungsreglement von 1825 konnten schließlich auch promovierte Mediziner nur noch approbiert werden, wenn sie die Teilnahme an einem lateinischen medizinisch-klinischen Kursus nachweisen konnten.⁵⁶ 1832 wurde diese Forderung zur Vorleistung für die Promotion erhoben. Jetzt ordnete das Ministerium also an, dass kein Mediziner promoviert werden dürfe, der nicht wenigstens an einem lateinischen Klinikum teilgenommen hatte (Koch 1840: 76–77). Friedrich August Gottlob Berndt (1793–1854), der das Medizinstudium in Greifswald in vielerlei Hinsicht reformiert hatte, lehnte diese ministerielle Forderung aus personellen und praktischen Gründen ab und schlug stattdessen ein lateinisches Examinatorium vor, das „lateinische Ausarbeitungen am Krankenbette“ beinhalten sollte und dem Zweck völlig genüge.⁵⁷ Derartige zeitgenössische Kritik war in den Medizinerkreisen verbreitet (Wasserfuhr 1837: 25–33, Casper 1839: 5–9), blieb allerdings zunächst ohne Erfolg.

Ausblick

Trotz einer im Grunde genommen liberalen Tradition, die sie den schwedischen Reformen der 1790er Jahre zu verdanken hatten, haben sich die Greifswalder Fakultäten kaum gegen das neue preußische Sprachdiktat zur Wehr gesetzt oder an den Initiativen anderer preußischer Universitäten, das lateinische Sprachmonopol zu stürzen, beteiligt.

Der Initiative der Universität Breslau zur Zulassung der deutschen Sprache in Dissertationen vom Jahre 1847 mochte man sich nicht anschließen.⁵⁸ Als auf Bonn 1856 abermals ein Vorstoß in diese Richtung unternommen wurde, zeigten sich erste Brüche in der Wahrnehmung der Sprachfrage, die sich auch als Disziplinenabgrenzungen darstellten. Ein Senatsmitglied sah sich verpflichtet, eine Lanze für den Gebrauch der lateinischen Sprache zu brechen und „die

⁵⁶ Vgl. Koch 1840: 38. Nach § 25 desselben Reglements, ebd. S. 42–43, sollten auch alle Verhandlungen am Krankenbett zwischen Kommission und Prüfling und zwar für die gesamte Dauer der Prüfung in lateinischer Sprache erfolgen.

⁵⁷ Vorstellung der Medizinischen Fakultät v. 6. Mai 1832 zum Ministerialreskript v. 13. Januar 1832, UAG Medizinische Fakultät 264, Bl. 48.

⁵⁸ Das Gutachten der Philosophischen Fakultät findet sich in UAG Philosophische Fakultät, I-8, Bl. 97r–109v. Vgl. auch das Gutachten des Senats v. 12. 2. 1847 in UAG Altes Rektorat, R 1505, Bl. 4–8.

Rechte der historischen Wissenschaft gegen die Eroberungen der Naturwissenschaft ohne Haß oder Feindschaft zu verteidigen“.⁵⁹ Zugleich räumte er ein, es wäre „das Zwangsgesetz der lateinischen Sprache“ zu einer „gebrechlichen Brücke“ geworden, es wäre „nicht mehr im Stande, den wissenschaftlichen Charakter der Universitäten zu schützen“, sondern führe „oft genug dahin, denselben zu verletzen oder bloßzustellen.“ Als die Bonner Universität den Breslauer Vorschlag bald darauf wiederholte, stimmte der Akademische Senat am 23. Januar 1860 diesem Antrag zu.⁶⁰

Doch noch immer gab es in Preußen genügend Stimmen, die den Gebrauch des Lateins als eine „kräftige Schutzwehr gegen gewandten Dilettantismus“ betrachteten und fürchteten, dass die Universitäten in „gutmüthiger Sorglosigkeit ihre Bollwerke ohne Noth“ preisgeben und in der Perspektive „die Universität in ein Polytechnikum“ verwandeln würden.⁶¹ Es dauerte bis 1867, dass das preußische Kultusministerium die Genehmigung erteilte, Dissertationen in den Medizinischen Fakultäten künftig generell in deutscher Sprache verfassen zu dürfen. In den Philosophischen Fakultäten ging das nur auf gesonderten Antrag und war ausgeschlossen, sofern die Dissertation altsprachliche, altertumskundliche, historische oder philosophiegeschichtliche Themen betraf.⁶² An den Philosophischen Fakultäten, die von dieser Regelung Gebrauch machten, wurde im Rahmen der Promotionsprüfung ein Latinum gefordert, das nicht erlassen werden durfte. Die Greifswalder Fakultät wollte die neue Regelung bald auch auf Dissertationen aus dem Bereich der mittleren und neueren Geschichte ausweiten, konnte sich mit dieser Forderung aber erst 1879 durchsetzen.

Auch in anderen Fakultäten war die Unzufriedenheit über das verordnete sprachliche Zwangskorsett offensichtlich. 1868 probten die Greifswalder Juristen den Aufstand. Der Fall ist insofern symptomatisch, als er deutlich die Kluft ahnen lässt, die sich zwischen dem gehobenen Anspruch an den Inhalt einer akademischen Qualifikationsschrift und den Möglichkeiten der lateinischen Sprache zur Ausführung desselben auftrat. Der Kandidat reichte die Dissertation nämlich zweibrüchig geschrieben ein, wobei der größte Teil des lateinischen Textes auf der linken Seite ins Deutsche übertragen worden war, damit der Verfasser sich gegenüber den Gutachtern überhaupt adäquat verständlich machen konnte.⁶³ Die Fakultät hatte ein Einsehen und gestattete zum ersten

⁵⁹ UAG Altes Rektorat, R 1505, Bl. 18v.

⁶⁰ UAG Altes Rektorat, R 1505, Bl. 13r.

⁶¹ UAG Altes Rektorat, R 1505, Bl. 15r–17r.

⁶² UAG Kurator, K 1798, Bl. 68r/v, Minister an Universitäten v. 22. Mai 1867.

⁶³ UAG Jur. Diss. 46.

Male, die Dissertation völlig in deutscher Sprache zu drucken, was ihr einen strengen Verweis des Ministers eintrug.⁶⁴

Es dauerte bis 1876, dass auf Anregung der Fakultäten in Greifswald und Königsberg endlich die deutsche Sprache umfänglich und einheitlich für Dissertationen und Disputationen an den Juristischen Fakultäten in Preußen zugelassen wurde.⁶⁵ Die Theologischen Fakultäten blieben bis zum Ende des 19. Jahrhunderts beim Latein, nur in genehmigten Ausnahmefällen wurde davon abgewichen.

Zusammenfassung

Die Hinwendung zum Gebrauch der deutschen Sprache im akademischen Raum lässt sich in Greifswald seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts beobachten. Sie vollzog sich – was die Vorlesungen anlangt – unspektakulär und ohne in den Quellen belegte Kontroversen, mit einer langen „gemischtsprachigen“ Phase, die den größten Teil des 18. Jh. andauerte.

Was die Sprache der Disputationen anging, also sowohl der gedruckten Programme als auch des Aktes selbst, bestritt man der deutschen Sprache hingegen die Eignung bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, auch wenn sich einige Ausnahmen beobachten lassen. Die Widersprüchlichkeit dieses Urteils, das sich im Grunde an der akademischen Lehrform orientierte, nicht an den Inhalten, ist in den Quellen kaum thematisiert worden.

Gegen den Gebrauch der deutschen Sprache in Disputationen wurden Einwände erhoben, die mit gleichem Recht auf die Vorlesungen anwendbar gewesen wären. Zunächst wurden stilistische Einwände geltend gemacht, aber auch auf die ungenügende „Reinheit“ der deutschen Hochsprache verwiesen. Nicht selten wurde die ablehnende Haltung mit funktionalen und terminologischen Defiziten des Deutschen begründet. Fast regelmäßig wurden auch die Notwendigkeit, den wissenschaftlichen Diskurs vor mutmaßlich gefährlicher Entgrenzung zu schützen, und eine vermeintlich qualitätssichernde Wirkung des Lateinischen gegen die Zulassung der deutschen Sprache in Disputationen behauptet.

In den Einlassungen der Befürworter der Deutschen Sprache spielen über den gesamten Zeitraum hinweg pädagogische Zweckmäßigkeitserwägungen

⁶⁴ UAG Kurator, K 1798, Bl. 72.

⁶⁵ UAG Kurator, K 1798, Bl. 110 r/v Minister an Kuratorium Greifswald, v. 14. Juli 1876.

und der Wunsch, den Adressatenkreis wissenschaftlicher Erkenntnisse zu erweitern, die wichtigste Rolle.

Die entscheidenden Initiativen zur Zulassung der deutschen Sprache in Disputationen wurden in Greifswald während der Schwedenzeit von staatlicher Seite unternommen, während die Universität sich passiv oder ablehnend verhielt. Die 1795 ermöglichte Verwendung der Volkssprache war jedoch kein echtes Anliegen der Ordinarien und stieß auch bei den Kandidaten kaum auf Resonanz. Dieser Umstand dürfte die „geräuschlose“ Abschaffung der liberaleren schwedischen Regelungen in der Sprachenfrage nach 1815 und die erneute und verstärkte Wiederverwendung der lateinischen Sprache in der formalen gelehrten Kommunikation begünstigt haben.

Literatur

- Ahlwardt, Peter (1733): *Gedancken von der rechten Art die Vernunft-Lehre zu lehren und zu lernen, womit zugleich seine Winter-Lecitones hat bekandt machen wollen Mag. Petrus Ahlwardt*. Greifswald: Höpffner.
- Ahlwardt, Peter (1750a): *Discursus de utilitate ex publicis exercitiis disputatoriis capienda*. Greifswald: Struck.
- Ahlwardt, Peter (1750b): *Theses philosophicae quas consensu ampliss. facult. philos. praeside Petro Ahlwardt, facult. philosoph. Adjuncto, generosi et nobilissimi quidam iuvenes respondendo publ. defensuri sunt, diebus mercurii hora X–XII*. [Greifswald].
- Ahlwardt, Peter (1753a): *Der vorzügliche Nutzen der in Teutscher Sprache angestellten Akademischen Streihandlungen* (Resp. Carl Heinrich Spitt, der Jüngere). Greifswald: Struck.
- Ahlwardt, Peter (1753b): *Die wahre Bestimmung der Liebe gegen sich und andere* (Resp. Johann Christian Jordan). Greifswald: Struck.
- Ahlwardt, Peter (1754): *Von der wahren Artigkeit und dem Reize besonders des schönen Geschlechts* (Resp. Franz Jacob Nuerenberg d. Ä.). Greifswald: Struck.
- Ahlwardt, Peter (1762): *Die Magistertrommel: eine pragmatische Erzählung*. Greifswald: Röse.
- Ahlwardt, Peter (1777): *Dissertatio academica de iure revolutionis Americanorum* (Resp. Bengt Lidner). Greifswald: Röse.
- Alvermann, Dirk & Karl-Heinz Spieß (Hrsg.) (2012): *Quellen zur Verfassungsgeschichte der Universität Greifswald*, Bd. 2: Die schwedische Großmachtzeit bis zum Ende des Großen Nordischen Krieges 1649–1720, bearb. von Marco Pohlmann-Linke und Sabine-Maria Weitzel (Beiträge zur Geschichte der Universität Greifswald 10.2). Stuttgart: Steiner.
- Alvermann, Dirk & Karl-Heinz Spieß (Hrsg.) (2014): *Quellen zur Verfassungsgeschichte der Universität Greifswald*, Bd. 3: Von der Freiheitszeit bis zum Übergang an Preußen 1721–1815, bearb. von Sabine-Maria Weitzel und Marco Pohlmann-Linke (Beiträge zur Geschichte der Universität Greifswald 10.3). Stuttgart: Steiner.
- Alvermann, Dirk (Hrsg.) (2016): *Jacob Wallenius – Einige Begebenheiten meines Lebens* (Publikationen des Lehrstuhls für Nordische Geschichte 22). Greifswald: Universität.
- Annerstedt, Claes (1914): *Upsala Universitets Historia*, Bd. 3 (1719–1792). Upsala: Universitetet.

- Aavidson, Stellan (Hrsg.) (1975): *Thomas Thorild, Samlade Skrifter V, Prosaskrifter från Tysklandstiden 2* (Svenska Författare 15). Lund: Bonnier.
- Balthasar, Augustin von (1739): *Oeconomisch-Juridische Anmerckungen über des Herrn C. Herm. Schweders Tractat von Anschlagung der Güther in Pommern, sonderlich auf die Gebräueh des landes Vor-Pommern und Rügen gerichtet* (Resp. F. A. v. Usedom). Greifswald: Struck.
- Balthasar, Jacob Heinrich (1722a): *Dissertatio historico-theologica de zelo Pomeranorum adversus reformatos*. Greifswald: Fikweiler.
- Balthasar, Jacob Heinrich (1722b): *Historischer und Theologischer Discours Von dem Eyfer der Pommern Gegen die Reformirten*. Leipzig: Martini.
- Bourdieu, Pierre (1990): *Was heißt Sprechen? die Ökonomie des sprachlichen Tausches*. Wien: Braumüller.
- Braun, Gustav (1968): *Aus Thomas Thorilds Greifswalder Zeit*. Greifswald: Typoskript.
- Canzler, Friedrich Gottlieb (1800): *Ueber den Zweck, die Anordnung, Form und Verbesserung akademischer Lecitonscatalogen, mit einigen Bemerkungen und zwey Anlagen*. Greifswald: ohne Verlag.
- Casper, Johann Ludwig (1839): Bei Gelegenheit einer Sommerreise 1837. In: *Wochenschrift für die gesamte Heilkunde*, 5–9.
- Clark, William (2006): *Academic charisma and the origins of the research university*. Chicago: University of Chicago Press.
- Czelinski-Uesbeck, Michael (2007): *Der tugendhafte Atheist. Studien zur Vorgeschichte der Spinoza-Renaissance in Deutschland* (Schriftenreihe der Spinoza-Gesellschaft 13). Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Czolkoß, Michael (2015): *Studien zur Geschichte der Geschichtswissenschaft: die Universität Greifswald in der preußischen Hochschullandschaft (1830–1865)*. Marburg: Tectum.
- Diez, Heinrich Friedrich von (1815): *Unfug und Betrug in der morgenländischen Literatur*. Halle: Waisenhaus.
- Döring, Detlef (2007): Deutsche Gesellschaften in Pommern im Zeitalter der Aufklärung. In: Dirk Alvermann, Nils Jörn & Jens E. Olesen (Hrsg.), *Die Universität Greifswald in der Bildungslandschaft des Ostseeraums*. Münster: Lit, 123–153.
- Eddy, Matthew Daniel (2016): The Interactive Notebook: How Students Learned to Keep Notes during the Scottish Enlightenment. In: *Book History* 19, 87–131.
- Foglietta, Uberto (1723): *De linguae Latinae usu et praestantia* (ed. Johann Laurenz Mosheim). Hamburg: Felginer.
- Füssel, Marian (2013): Zweikämpfe des Geistes. Die Disputation als Schlüsselpraxis gelehrter Streitkultur im konfessionellen Zeitalter. In: Henning Jürgens & Thomas Weller (Hrsg.), *Streitkultur und Öffentlichkeit im konfessionellen Zeitalter* (Veröffentlichungen des Instituts für europäische Geschichte Mainz Beiheft 95). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 159–178.
- Grawitz, Paul (1906): *Geschichte der Medizinischen Fakultät Greifswald 1806–1906*. Greifswald: Abel.
- Hagemeister, Emanuel Friedrich (1796): *Über die nothwendige Beachtung des Formellen im römischen Rechts-System. Zur Ankündigung seiner von Michaelis bis Ostern zu haltenden Vorlesungen*. Greifswald: Eckhardt.
- Ihre, Johannes (1775): *De futuro reipublicae litterariae statu*. Uppsala: Edman.
- Joost, Ulrich (2000): Vorlesungsmanuskript und Vorlesungsnachschrift als editorisches Problem, und etwas von Lichtenbergs Vorlesungen. In: *Cardanus. Jahrbuch für Wissenschaftsgeschichte* 1, 33–70.

- Kajanto, Iiro (1984): *Porthan and Classical Scholarship. A study of classical influences in eighteenth century Finland* (Suomalaisen Tiedeakatemia toimituksia). Helsinki.
- Koch, Johann Friedrich Wilhelm (1840): *Die Preussischen Universitäten. Eine Sammlung der Verordnungen, welche die Verfassung und Verwaltung dieser Anstalten betreffen*, Bd. 2, 1. Abt. Berlin, Posen, Bromberg: Mittler.
- Marti, Hanspeter (2010): Disputation and Dissertation. Kontinuität und Wandel im 18. Jahrhundert. In: Marion Gindhart & Ursula Kundert (Hrsg.), *Disputatio 1200–1800. Form, Funktion und Wirkung eines Leitmediums universitärer Wissenskultur*. Berlin: de Gruyter, 63–88.
- Mende, Ludwig (1816): *Von der Bewegung der Stimmritze beym Atemholen – De actione glottidis in respiratione*. Greifswald, Leipzig: Dyk.
- Michaelis, Johann David (1750): *Paraphrasis und Anmerkungen über die Briefe Pauli*. Göttingen: Schmidt.
- Michaelis, Johann David (1776): *Raisonnement über die protestantischen Universitäten in Deutschland*, Bd. 3. Frankfurt: Andreae.
- Michaelis, Johann David (1793): *Lebensbeschreibung*. Rinteln: Expedition der Theologischen Annalen.
- Morien, Antoine (1769): *Traité mécanique et raisonné sur l'Art de l'accouchement*. Greifswald.
- Müller, Hermann (1876): *Anna Christina Ehrenfried v. Balthasar's Bedeutung als Gelehrte und Schriftstellerin*. Greifswald: Bindewald.
- Parow, Johann Ernst (1795): *Untersuchungen über den Begriff der Philosophie und den verschiedene Werth der philosophischen Systeme. Zur Anzeige seiner akademischen Vorlesungen*. Greifswald: Eckhardt.
- Rasche, Ulrich (2007a): Geschichte der Promotion in absentia. Eine Studie zum Modernisierungsprozess der deutschen Universitäten im 18. und 19. Jahrhundert. In: Rainer-Christoph Schwinges (Hrsg.), *Examen, Titel, Promotionen. Akademisches und staatliches Qualifikationswesen vom 13. bis zum 21. Jahrhundert*. Basel: Schwabe, 275–351.
- Rasche, Ulrich (2007b): Die deutschen Universitäten und die ständische Gesellschaft. Über institutionengeschichtliche und sozioökonomische Dimensionen von Zeugnissen, Dissertationen und Promotionen in der frühen Neuzeit. In: Rainer A. Müller (Hrsg.), *Bilder–Daten–Promotionen. Studien zum Promotionswesen an deutschen Universitäten der frühen Neuzeit* (Pallas Athene 24). Stuttgart: Franz Steiner, 150–273.
- Rasche, Ulrich (2009): Seit wann und warum gibt es Vorlesungsverzeichnisse an den deutschen Universitäten? In: *Zeitschrift für historische Forschung* 36, 445–478.
- Rasche, Ulrich (2016): Zur Finanzierung und Ökonomisierung der deutschen Universitäten in der Frühen Neuzeit. Modelle, Grundmuster, transzendente Effekte, Universitätstypen und die Ausdifferenzierung der deutschen Universitätslandschaft. In: Elizabeth Harding (Hrsg.), *Kalkulierte Gelehrsamkeit. Zur Ökonomisierung der Universitäten im 18. Jahrhundert* (Wolfenbütteler Forschungen 148). Wiesbaden: Harrassowitz, 83–112.
- Reuter, Fritz (1866): Olle Kamellen, sechster Theil: Dörchläuchting. In: Ders., *Sämmtliche Werke*, Bd. 12. Rostock: Hinstorff.
- Schiewe, Jürgen (1996): *Sprachenwechsel – Funktionswandel – Austausch der Denkstile: die Universität Freiburg zwischen Latein und Deutsch*. Tübingen: Niemeyer.
- Schlegel, Gottlieb (1786): *Summe von Erfahrungen und Beobachtungen zur Beförderung der Studien in den gelehrten Schulen und auf den Universitäten*. Riga, Königsberg: Hartung.

- Schmidt, Roderich & Karl-Heinz Spieß (Hrsg.) (2004): *Die Matrikel der Universität Greifswald und die Dekanatsbücher der Theologischen, der Juristischen und der Philosophischen Fakultät, Bd. 2: Text der Dekanatsbücher*, bearb. v. Reinhard Pohl (Beiträge zur Geschichte der Universität Greifswald 6.2). Stuttgart: Steiner.
- Schultz, Richard (1914): *Die Königlich Deutsche Gesellschaft zu Greifswald*. Greifswald: Adler.
- Seth, Ivar (1952): *Universitetet i Greifswald och dess ställning i svensk kulturpolitik 1637–1815*. Uppsala: Wretmans.
- Strodtmann, Johann Christoph (1750): *Beyträge zur Historie der Gelahrtheit*, Bd. 5. Hamburg: Geißler.
- Thomasius, Christian (1719): *Einleitung zur Vernunftlehre*. Halle: Salfeld.
- Thunberg, Anders (1787): *Förslag til et förbättradt Lärosätt wid underskolarne*. Greifswald: Röse.
- Tillberg, Gustav Salomon (1806): *Dissertatio de usu et necessitate linguae latinae communis eruditorum interpretis*. Greifswald: Eckhardt.
- Waquet, Françoise (2002): *Latin: Or the empire of a sign*. London: Verso.
- Wasserfuhr, August Ferdinand (1837): *Gutachtliche Aeusserung über einige Gegenstände der preussischen Medizinalverfassung*. Stettin: Nicolai.
- Weibull, Martin (1876): *Lunds universitets historia*, Bd. 2. Lund: Gleerup.
- Westphal, Andreas [1722]: *Erste Probe historischer, genealogischer, geographischer, politischer, ingleichen zu dem juri publico und der Literatur gehöriger Reflexionen, welche dei allerneueste Historie des gegenwärtigen 1722ten Jahres, ingleichen die politische Beschaffenheit und Praetensionen der euroäischen, wie auch ausserhalb Europa befindlichen Reiche und Länder in einem beosnderen Collegio vorstellen werden*. Greifswald.
- Westphal, Andreas (1734a): *Anleitung zur Historie und Lesung der Avisen: bey Gelegenheit eines über den gegenwärtigen Zustand der europäischen Staaten und die jetzige Welt- und Kriegshändel zu eröffnenden Collegii*. Greifswald.
- Westphal, Andreas (1734b): *De doctoratu mulierum*. Greifswald: Höpfner.
- Zunker, Ernst (1953): Thomas Thorild als Bibliothekar in Greifswald. In: *Zentralblatt für Bilbiothekswesen* 67, 15–46, 103–130.

Jan-Hendryk de Boer

Die Differenz explizieren

Sprachformen gelehrter Judenfeindschaft im 16. Jahrhundert

Die Wissenschaft des Judentums im strengen Sinne entstand nach Vorläufern zur Zeit der Aufklärung erst im 19. Jahrhundert (Pelger 2010; Krone 2012). Diese Entwicklung war ein Element der innerjüdischen Reformbewegungen, Reaktion auf die schrittweise soziale und rechtliche Gleichstellung der Juden seit dem 18. Jahrhundert und Teil eines neuen Schubs einer Verwissenschaftlichung, die alle Lebensbereiche durchdrang. Sie war aber auch eine Absage an die Auseinandersetzungen mit dem Judentum durch christliche Gelehrte und Wissenschaftler der Vormoderne. Augenfällig ist dies etwa im dem späten 15. und 16. Jahrhundert gewidmeten Band der umfangreichen Geschichte der Juden des Historikers Heinrich Graetz (1891), der vernichtende Urteile über einen Großteil des zeitgenössischen die Juden betreffenden Schrifttums fällt. Es wäre leicht, diese Aussagen und Schriften über Juden und das Judentum als Beispiele für Pseudowissenschaft aus der Geschichte legitimer Wissenschaft auszuschließen. Verwiesen werden könnte auf die umgreifende Polemik, die die meisten der in der Vormoderne von Christen verfassten Texte zu dieser Thematik durchzog, auf deren mangelndes Bemühen, die andere Seite zu verstehen, die Tendenz, jüdische Aussagen und Handlungen in möglichst schlechtem Licht darzustellen, und schließlich auf die religiösen Vorannahmen, die dem Studium jüdischer Schriften und der Betrachtung jüdischen Lebens vorausgingen. Doch diese Perspektive wäre zu einfach, da sie sich einerseits an einem Wissenschaftsideal orientiert, das für die Vormoderne insgesamt unangemessen ist, und andererseits die Untersuchung von Zusammenhängen und Wechselwirkungen von vornherein ausschließt, die tatsächlich darauf hindeuten, dass die christliche gelehrte Judenfeindschaft nicht das Andere wissenschaftlicher Rationalität war.

Belegt werden soll dies im Folgenden am Beispiel antijüdischer Schriften des langen 16. Jahrhunderts. Im Zentrum stehen dabei Texte, die von Gelehrten, insbesondere von Theologen, verfasst wurden, sowie solche, die (auch) auf gelehrtes Publikum zielten. Im späten 15. und frühen 16. Jahrhundert vollzogen sich zwei entscheidende Umstellungen im gelehrten judenfeindlichen Schrifttum: Erstens wurde der Buchdruck von judenfeindlichen Publizisten

Jan-Hendryk de Boer, Universität Duisburg-Essen, Historisches Institut, Universitätsstraße 12, 45117 Essen, E-Mail: jan-hendryk.de-boer@uni-due.de

rasch als geeignetes Medium entdeckt, um ihre Thesen zu verbreiten und sie in ihren Wirkungen vom konkreten Aussagekontext zu lösen. Insbesondere die Verbindung von Text und Bild, wie sie nach dem Vorbild zeitgenössischer Flugblätter Johannes Pfefferkorn am Beginn des 16. Jahrhunderts virtuos demonstrierte, bot neue Möglichkeiten, den eigenen Ausführungen Anschaulichkeit und dadurch Gewicht zu verleihen. Derartige Verbindungen von Text und Bild machten die Rezipienten sozusagen zu Augenzeugen zweiter Ordnung, denen diejenigen erster Ordnung, die auf Erfahrungswissen rekurrierenden Autoren, den Weg wiesen. So konnte eine neue, auf Evidenz und Anschauung basierende Autorisierungsstrategie wirksam in Szene gesetzt werden. Eng verbunden mit diesen uns unten noch ausführlicher beschäftigenden Strategien, die Leser dadurch zu lenken, dass der Autor sich in die Rolle eines über besonderes Wissen verfügenden Experten begab, ist die zweite Umstellung in der gelehrten Publizistik zu Juden und dem Judentum: Es fand ein Sprachwechsel statt, der neue Leserkreise außerhalb des universitären und kirchlichen Milieus zu erschließen ermöglichte.

War die bevorzugte Sprachform gelehrter Judenfeindschaft bis ins 15. Jahrhundert Latein, ist die Mehrzahl der judenfeindlichen Traktate des langen 16. Jahrhunderts in den Volkssprachen verfasst. Diese Entwicklung entspricht dem Anwachsen volkssprachlicher Fachprosa etwa in den *artes mechanicae* und den *artes magicae*, aber auch in den *artes liberales* sowie – nach der Reformation im protestantischen Bereich – der Theologie (Haage & Wegner 2007; Guthmüller 1998; Klein 2011). Das gelehrte Schreiben über die Juden hatte damit Teil an einer über mehrere Jahrhunderte dauernden Umstellung der Wissenschaften vom Lateinischen in die Volkssprachen. Diese Entwicklung ging charakteristischerweise in hohem Maße von den Rändern des disziplinären Spektrums, von der Arznei- und Heilmittelkunde, der Kriegs- und Fechtkunst, der Magie, Mantik und Alchemie, aus, bevor sie jene Disziplinen erreichte, die an den Universitäten ihre institutionelle Heimstatt hatten (Schiewe 1996; Pörksen 1983). Die christliche Beschäftigung mit den Juden und dem Judentum spielt dabei ebenfalls eine – gerne unterschlagene – Rolle. Deutschland beziehungsweise die deutsche Sprache nahmen hier eine Vorreiterrolle ein. Selbstverständlich wurde auch in den Jahrhunderten zuvor in den Volkssprachen über Juden geschrieben: Antijudaismus findet sich in zahlreichen literarischen Werken wie etwa Schwänken und Fastnachtsspielen, der höfischen Literatur und Spruchdichtung (Wenzel 1992; Przybilski 2010), auch volkssprachliche Predigten mit judenfeindlichem Inhalt sind keinesfalls selten. Doch dass Gelehrte in Schriften, die, wenn auch nicht ausschließlich, doch zumindest immer auch an gelehrte Leser gerichtet waren, zur Volkssprache griffen, um über die Juden zu handeln, war, von wenigen Ausnahmen abgesehen, neu. Für

nichtgelehrte Autoren, also diejenigen, die über kein Universitätsstudium verfügten, senkte diese veränderte kommunikative Praktik die Hürden ab, selbst als judenfeindliche Publizisten hervorzutreten.

Der beschriebene Sprachwechsel markiert den Beginn des gewählten Untersuchungszeitraums in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. In Übereinstimmung mit der Fragestellung des Bandes beschränke ich mich auf deutschsprachige Schriften, was inhaltlich insofern gerechtfertigt ist, als Deutschland bei der konstatierten Umstellung des gelehrten judenfeindlichen Diskurses eine zentrale Rolle zukam. Auffällig ist, dass die verschiedenen volkssprachlichen Reorientierungen gelehrter Judenfeindschaft im 15. und 16. Jahrhundert zunächst weitgehend unabhängig voneinander stattfanden.¹ Wichtigste Anreger blieben neben den in der eigenen Sprache verfassten Schriften jene gelehrten lateinischen Werke, die teilweise seit Jahrhunderten aus- und umgeschrieben worden waren. Erst im 17. Jahrhundert änderte sich dies, die Rezeptionsbewegungen zwischen den verschiedenen volkssprachlichen Textsträngen gelehrter Judenfeindschaft wurden enger. Den zeitlichen Endpunkt meiner Ausführungen bildet daher Johannes Buxtorfs 1603 veröffentlichte *Juden Schul*.² Dieses Buch sammelte und kanonisierte das Wissen von den Juden, welches die Gelehrten im 16. Jahrhundert angehäuft hatten, verwendete jedoch zugleich weitere, bislang von christlichen Autoren kaum oder überhaupt nicht genutzte jüdische Texte und bot so einen Wissensschatz für die künftige gelehrte Auseinandersetzung mit Juden und Judentum, welcher durch Nachdrucke und Übersetzungen ins Lateinische, Niederländische und Englische für viele Jahrzehnte prägend wirkte (Burnett 2002: 40–42). Darüber geriet die Mehrzahl judenfeindlicher Traktate des 16. Jahrhunderts, sieht man von Antonius Margaritha, Ernst Ferdinand Hess und natürlich von Martin Luther ab, bald in Vergessenheit.

Kennzeichnend für das volkssprachliche judenfeindliche Schrifttum wurde seit dem späten 15. Jahrhundert eine Amalgamierung verschiedener diskursiver Formationen: Man übernahm ebenso Elemente aus der literarischen volkssprachlichen wie aus der gelehrten lateinischen Tradition und funktionalisierte sie kommunikativ gleichermaßen nach dem Vorbild der Predigtrhetorik, gelehrter Abhandlungen wie literarischer Agitation. Der zentrale Grund für diese formale Heterogenität liegt auf der Produzentenseite in der Tatsache, dass mit der volkssprachlichen Wende im judenfeindlichen Schrifttum auch diejenigen

¹ Eine frühe dänische Übersetzung der *Judenbeicht* Johannes Pfefferkorns durch den Drucker Poul Ræff (Adams 2013) blieb eine Ausnahme – und war offenkundig auch wenig erfolgreich.

² Eine Übersicht des gelehrten judenfeindlichen Schrifttums mit weiteren bio-bibliographischen Angaben bietet Schreckenbergs (1994).

als Autoren hervortreten konnten, die nur kurz oder gar nicht studiert hatten und daher über keine hinreichenden Kenntnisse des lateinischen und damit einhergehend auch der üblichen Gattungen lateinischer wissenschaftlicher Publizistik besaßen. Hinsichtlich der Rezipienten entsprach die Integration verschiedener Gattungsmerkmale dem Bestreben, ein möglichst breites Publikum zu adressieren, das sich aus dem dargebotenen Material auswählen konnte, was es interessierte, seien dies die eingestreuten Exempel oder politischen Ratschläge, seien dies Ausführungen zur Bibelhermeneutik oder Darstellungen jüdischer Riten. Die so entstandenen Traktate wurden zum medialen Träger eines Denkstils,³ der durch spezifische Inhalte, Argumentationsformen, Kommunikationsabsichten, intendierte Publika und Sprecherpositionen gekennzeichnet war. Dadurch, dass diese Elemente bereits im späten 15. Jahrhundert miteinander korreliert wurden, entstand eine diskursive Formation, in die sich Autoren einschreiben konnten, die in ihrer sozialen Stellung, ihrer Bildung und Konfession sehr unterschiedlich waren. Im folgenden Abschnitt soll eine grobe Kartographie des gelehrten judenfeindlichen Schrifttums dadurch unternommen werden, dass der Traktat als seine Gattung untersucht wird. Dabei werden konstitutive Elemente dieses Denkstils herausgearbeitet.

In den weiteren Abschnitten werden drei Merkmale ausführlicher behandelt, nämlich Autorisierungsstrategien, die Unterstellung einer antichristlichen Gerichtetheit des jüdischen Glaubens und die Warnung vor den Juden als alltäglicher Bedrohung. Gezeigt werden soll so, wie eine umfassende Weltdeutung, die von einer schroffen Antithese zwischen Juden und Christen ausging, durch den gezielten Rekurs auf Erfahrungswissen und Autoritäten plausibilisiert und legitimiert wurde. Analog zu den wissenschaftlichen Disziplinen im eigentlichen Sinne entstand so eine sich selbst stabilisierende diskursive Formation, die die vorgebrachten Inhalte über eigene Beglaubigungsstrategien rechtfertigte und mögliche Kritik durch den behaupteten jüdisch-christlichen Antagonismus erschwerte. Denn sich gegen die gelehrte judenfeindliche Publizistik zu stellen, bedeutete diesem Schema zufolge zu judaisieren, also zulasten des Christentums sich mit den Juden gemein zu machen.⁴ Abschließend werden die bis dahin vorgebrachten Punkte systematisiert, indem nach dem Verhältnis von Innovativität und Traditionalität der volkssprachlichen judenfeindlichen Schriften gefragt wird.

³ Zum Konzept des Denkstils vgl. Fleck (1980).

⁴ Zur Geschichte dieses Vorwurfs Dán (1982).

Amalgam der Gattungsmerkmale

Charakteristisches Merkmal vieler deutschsprachiger judenfeindlicher Schriften des späten 15. und 16. Jahrhundert ist die Traktatform (de Boer 2016b). Der Traktat ist formal unterbestimmt. Anders als die üblichen Gattungen gelehrten Schrifttums wie etwa Literal- oder Quaestiones-Kommentar, Quaestio disputata oder Rede fehlt ein Schema, welches die Textsorte formal prägt. In Aufbau und Struktur unterscheiden sich die hier untersuchten Texte erheblich. Gliederungselemente wie eine Einteilung in Bücher oder Kapitel werden flexibel gemäß den Erfordernissen des Argumentationsgangs eingesetzt. Die in der Scholastik beliebte Form der Quaestio findet sich, von sehr wenigen Ausnahmen abgesehen, ebenso wenig wie Merkmale des Dialogs, der zeitgenössisch bei Humanisten in hohem Ansehen stand. In der hochmittelalterlichen judenfeindlichen Literatur war der Dialog hingegen eine beliebte Darstellungstechnik gewesen (Cardelle de Hartmann 2007: 107–121). Vorbildlich waren hier nicht zuletzt die Religionsgespräche, in denen im 12. und 13. Jahrhundert christliche und jüdische Gelehrte ihre Geltungsansprüche gegeneinander in Stellung brachten, wobei die Regie der christlichen Organisatoren (vergleichbar derjenigen der Dialogautoren) zumeist bemüht war sicherzustellen, dass dialogisch die Überlegenheit des christlichen Glaubens erwiesen würde (Blumenkranz 1966; Schubert 1977). Die literarische Form des Dialogs erlaubte es, den Konflikt zwischen jüdischer und christlicher Lehre in der Figurenrede zu personifizieren und die Überlegenheit des christlichen Glaubens argumentativ zu inszenieren. Dieses Ansatzes bedient sich etwa der *Dialogus contra Iudaeos* des Petrus Alfonsi (1982), der *Mostrador de Justicia* des Abner von Burgos (1994–1996) sowie das *Scrutinium scripturarum* des Erzbischofs Paulus von Burgos (1510). Während die Absicht, die Überlegenheit des Christentums dialogisch zu entfalten, weder Abner noch Alfonsi oder Paulus von Burgos daran hinderte, sich intensiv mit der jüdischen Tradition auseinanderzusetzen und einen differenzierten Dialog zu entwerfen, verfuhr eine vielleicht schon im 14. Jahrhundert entstandene, in den letzten Jahrzehnten des 15. und den ersten des 16. Jahrhunderts mehrfach gedruckte anonyme Schrift mit dem sprechenden Titel *Pharetra fidei* (*Köcher des Glaubens*) weniger subtil: In scharfer Antithese werden in der *Pharetra* die Redebeiträge eines Juden und eines Christen gegeneinander montiert, wobei der Christ in jeder Wechselrede obsiegt, so dass dem Juden am Ende nichts bleibt als ein etwas unvermittelt angemeldeter Bekehrungswunsch (Anonymus 1495; Schreckenbergs 1994: 335–336; Cardelle de Hartmann 2007: 529–534). Letztlich unterminierte die Umsetzung hier die Form des Dialogs: Wenn Geltungsansprüche nur noch schroff gegeneinandergestellt werden können, werden die Gattungserwartungen nicht erfüllt. Innovativ war

die *Pharetra* weniger darin, eine unüberwindliche Feindschaft zwischen Juden und Christen zu konstruieren, die nur noch mit der Aufgabe der religiösen Identität einer Partei zu überwinden war – hierin entsprach der anonyme Dialog anderen spätmittelalterlichen Abhandlungen wie dem *Fortalicum fidei* des Franziskaners Alfonso de Spina (Alfonso de Spina 1494). Auch die behandelten Themen, die jüdische Leugnung des trinitarischen Gottes sowie der Messianität Jesu, der Jungfräulichkeit Mariens und der Inkarnation oder das als unzulässig dargestellte Festhalten an den religiösen Praktiken des mosaischen Gesetzes wie der Beschneidung, waren wenig originell, sondern entsprachen dem, was ein christlicher Leser des *Adversus-Iudaeos*-Schrifttums seit dem 12. Jahrhundert erwarten konnte. Wegweisend für die volkssprachlichen Traktate und ein wahrscheinlicher Grund für die zeitweilige Beliebtheit der kleinen Schrift war vielmehr ihr Bemühen, dogmatische Differenzen auf ihre wesentlichen Züge herunterzubrechen, sie konkret und lebensnah zu behandeln und so die Voraussetzungen für eine intellektuelle Auseinandersetzung mit dem jüdischen Glauben abzusenken. Nicht mehr nur Theologen und Geistliche konnten sich im Stile der *Pharetra* zu den religiösen Differenzen zwischen Juden und Christen äußern, sondern jeder, der das Lateinische beherrschte und sich die entsprechenden Argumente und Topoi aus der einschlägigen Literatur zusammensuchte. Die volkssprachlichen judenfeindlichen Traktate übernahmen von Dialogen wie der *Pharetra* die scharfe Frontstellung der christlichen und der jüdischen Position und das Bemühen, weitere Rezipientenkreise zu erschließen, verwarfen jedoch weitgehend die dialogische Form.⁵ Stattdessen wollten sie in einen direkten Dialog mit einem möglichst großen Kreis von Lesern treten. Die Wahl des Deutschen war ein wesentliches Mittel, um dieses Ziel zu erreichen.

Die kommunikative Ausrichtung hin auf ein breiteres Publikum teilte der judenfeindliche mit dem spätmittelalterlichen Traktat insgesamt.⁶ Traktate waren seit dem späten 14. Jahrhundert ein bevorzugtes Mittel der Expertenkommunikation. Autoren, die Traktate verfassen, beanspruchen für sich, Experten für ein bestimmtes Thema oder eine Frage zu sein.⁷ Ihre Expertise richtet sich

5 Eine Ausnahme bilden das zweite und das dritte Buch des formal uneinheitlichen *Juden Büchlein* des Victor von Carben, das als Anleitung konzipiert ist, wie ein Christ mit einem Juden über den Glauben disputieren soll. Dazu entwirft der Autor die Wechselrede eines Judeus und eines christlichen Sprechers, der seinen eigenen Namen, Victor, trägt; Victor von Carben 1550: f4v–s8v.

6 Zum spätmittelalterlichen Traktat am Beispiel der Schriften Jean Gersons vgl. Hobbins (2003; 2009).

7 Der hier gebrauchte Expertenbegriff orientiert sich an Rexroth (2008 und 2012).

nicht an eine institutionell geformte Leserschaft wie etwa Universitätsgelehrte, Ordensangehörige, Mitglieder humanistischer Gemeinschaften oder Pastoren, sondern ist adressiert an alle von der jeweiligen Thematik betroffenen Leser. Aufgrund dieser institutionellen Unterbestimmtheit des Rezipientenkreises ist es für derartige Expertenkommunikation entscheidend, Aufmerksamkeit für das eigene Anliegen zu erregen, indem es als Problem präsentiert wurde, das ein breites Publikum angeht, außerdem die eigene Kompetenz herauszustellen und so Anerkennung für die behauptete Expertise zu gewinnen. Der Experte selbst war weniger durch formalisierbare Kriterien wie ein Universitätsstudium oder eine bestimmte Stellung bzw. ein Amt legitimiert, sondern dadurch, dass er Expertise zu einem bestimmten Thema anbieten konnte. Insofern konnten auch Ungelehrte Experten werden, wenn es ihnen gelang, durch das offerierte Wissen und ihre behauptete Kompetenz als solche Anerkennung zu finden. Es genügte für einen Experten nicht, über gelehrte Wissensbestände zu verfügen, vielmehr mussten diese so aufbereitet werden, dass der Rezipient daraus Erkenntnisgewinn und Handlungsanleitung ziehen konnte. Wer als Experte bestehen wollte, musste also seinen kommunikativen Anspruch, als solcher zu sprechen und schreiben, inszenieren und durchsetzen. Eine kommunikative Eskalation, die Eindeutigkeit gegenüber Ambiguität, Drastik gegenüber Nuanciertheit und Dringlichkeit gegenüber Gradualität bevorzugte, war in dieser Kommunikationsweise wenn nicht notwendig, so doch wahrscheinlich.

Während die Mehrzahl der überkommenen Gattungen gelehrten Schrifttums sich kaum als Ressource eignete, um das kommunikative Ziel judenfeindlicher Expertenkommunikation zu erreichen, bot eine Gattung die gesuchte Form direkter appellativer Anrede an das Publikum: die Predigt. Judenfeindliche Predigten sind für das gesamte Mittelalter belegt. Mit dem Auftreten der Bettelorden und ihrem veränderten Predigtstil intensivierte sich dieses Phänomen (Mikosch 2010; Cohen 1982). Allerdings bedarf es einiger Differenzierungen: Während mancher Prediger wie etwa der Dominikaner Berthold von Regensburg eine judenfeindliche *persona* annahm und unmittelbar in das Zusammenleben von Juden und Christen eingreifen wollten, interessierten sich andere kaum für das nachbiblische oder gar das zeitgenössische Judentum und griffen nicht in die aktuellen Diskussionen über den Umgang mit den Juden ein. Nicht nur die Person des Predigers, sondern auch das intendierte Publikum scheint eine Rolle dabei gespielt zu haben, wie sehr sich Judenfeindschaft der Predigt bemächtigte. So finden sich judenfeindliche Aussagen eher in Perikopenpredigten, die sich stärker als thematische Predigten und ähnlich wie die Traktate des 16. Jahrhunderts an gemischte Zuhörergruppen richteten (Schiewer 2015). Die Nähe der judenfeindlichen Traktate erschöpft sich allerdings nicht in der Übernahme judenfeindlicher Agitation. Entscheidender war

eine grundsätzlichere Integration von Elementen der Predigtrhetorik, um das Ziel der Expertenkommunikation, die Akzeptanz und Anerkennung durch das Publikum, zu erreichen. Der Prediger musste seine Hörschaft, insbesondere wenn sie nicht institutionell reguliert war, emotional wie intellektuell adressieren, um sie zu einer Veränderung in Verhalten und Lebensweise nach den Maßstäben christlicher Moral zu bewegen; daher fanden die judenfeindlichen Publizisten in ihm ein Rollenvorbild, der vor vergleichbaren kommunikativen Herausforderungen stand wie sie.

Als Vorbild dienen konnte der vielgereiste Petrus Nigri mit seinem 1477 veröffentlichten *Stern des Meschiah* (Nigri 1477; vgl. Diemling 2015; Ocker 2006: 46–59). Diese umfangreiche Schrift vollzog gleichermaßen einen Sprach- wie einen Gattungswechsel. Es handelt sich um eine erweiterte deutschsprachige Übertragung seines *Tractatus contra perfidos Iudeos*, der seinerseits auf (Zwangs-)Predigten zurückgriff, welche der Dominikaner in Regensburg, Nürnberg, Frankfurt, Bamberg und Worms gegen die Juden gepredigt hatte (Nigri 1475; Schreckenberg 1994: 544). Auch andere Elemente des judenfeindlichen Traktats des 16. Jahrhunderts finden sich bei Nigri vorgeprägt: Zentraler Bezugspunkt der antijüdischen Polemik ist die Bibel, da sie den sichersten Schutz vor Irrtum biete (Nigri 1477: 2r–v). Aus ihr ist eindeutig zu erweisen, dass die Juden irren (Nigri 1477: 27r–v; 29v). Widerstreitet die Schriftinterpretation der Juden derjenigen der Christen, liegt unzweifelhaft eine Verfälschung der Bedeutung oder der Aussageabsicht vor (Nigri 1477: 33r–34r; 36v; 146r). Die christliche Lehre kann sich aber nicht allein auf die Offenbarung, sondern auch auf die Vernunft berufen, von der sich die Juden ebenfalls abgewandt haben (Nigri 1477: 13v; 48r–v). Wenn Nigri als einer der ersten christlichen Autoren in Deutschland den Bibeltext in einer Transkription des Hebräischen mit lateinischen Buchstaben sowie einer deutschen Übersetzung bietet, handelt es sich um eine weitere Autorisierungsstrategie, die Schule machen sollte: Viele judenfeindliche Traktate des 16. Jahrhunderts bieten dem Leser hebräische Worte dar, um die fachliche Kompetenz des Autors herauszustreichen.⁸ Dass die eigene Bibelauslegung korrekt (und damit die jüdische falsch) sei, erweist für Nigri wie für seine Nachfolger die Übereinstimmung mit der gelehrten Tradition (Nigri 1477: 13r; 48r; 102v; 121r; 125r). Weitere Beglaubigungsinstanz ist die eigene Erfahrung mit den Juden und dem Elend, in dem diese leben. Die eigene Anschauung lässt den Prediger weder daran zweifeln, dass sie Gottes Gunst verloren haben, noch, dass ihr Handeln von antichristlichen Absichten geleitet ist. Entsprechend wird dem jüdischen Glauben eine durchgehende christen-

⁸ Zu den Drucken hebräischer Bücher für ein christliches Publikum vgl. Burnett 2000.

feindliche Ausrichtung, den Juden ein glühender Christenhass unterstellt, der sich ebenso im Wucher und antichristlichen Gebeten wie der Schändung der Hostie oder in bedrohlicher Mordlust niederschlagen könne (Nigri 1477: 149r–v; 219r; 256v; 304v–306r). Gebündelt wird jene im Talmud als einem verfluchten Buch, mit dem die Juden gegen die christliche Botschaft agitieren (Nigri 1477: 308v–309v). Dass sich die Juden nicht der christlichen Wahrheit öffneten, sei in ihrer Verstocktheit und Blindheit begründet, die als willentliches Verschließen im Irrtum gedeutet wird (Nigri 1477: 31r; 160r–161v; 167r; 216v; 235r; 255r). Dementsprechend werden sie durchweg als falsch, lügnerisch, närrisch und verflucht beschrieben (Nigri 1477: 32v–33r; 45r; 48v; 148v; 234v). Diese Eigenschaften sind nicht rein kontingent, sondern Resultat des Abfalls des jüdischen Volkes von Gott (Nigri 1477: 236r–239v). Daher gibt es „kein böser listiger geitiger. vnkeüsch. vnsteter vergiftiger czorniger hochfertiger betriglicher schentlicher volck“ (Nigri 1477: 146v). Aus all dem ergeben sich Handlungsanweisungen an die christliche Gesellschaft wie an die christliche Obrigkeit: Dies beginnt beim Verbot des Wuchers, reicht über die Intensivierung der Missionsbemühungen bis hin zu einem milderen Umgang mit Konvertiten, denen man nach der Taufe nicht mehr ihr gesamtes Vermögen abnehmen solle (Nigri 1477: 310r).

Diese am Beispiel des *Sterns des Meschiah* aufgezeigten Punkte, nämlich das Nebeneinander traditioneller und neuer Autorisierungsstrategien, die Unterstellung einer durchgehenden antichristlichen Orientierung des zeitgenössischen Judentums und die damit einhergehenden Warnungen vor den von den Juden ausgehenden Gefahren, sollen im Folgenden als konstitutiv für jene diskursive Formation erwiesen werden, welche sich in den volkssprachlichen judenfeindlichen Traktaten des 16. Jahrhunderts manifestiert.

Autorisierungsstrategien

Unter den judenfeindlichen Publizisten des langen 16. Jahrhunderts finden sich viele Geistliche und Universitätstheologen. Doch genügte die qua Amt vorhandene Autorität nur in den seltensten Fällen, um den eigenen Darlegungen die gewünschte Anerkennung zu sichern. Daher bedurfte es weiterer Autorisierungsstrategien, um die eingenommene Sprecherposition als Experte durchzusetzen. Dazu war zu zeigen, warum die vorgetragenen Positionen Akzeptanz verdienten. Unverzichtbar blieb das biblische Fundament als traditionelle Ressource christlicher Judenfeindschaft. Der judenfeindliche Biblizismus wurde über die Konfessionsgrenzen hinweg geteilt. Schon die Drucke der Schriften von Johannes Teuschlein (1521), Johannes Eck (1543), Ernst Ferdinand Hess

(1589) oder Johannes Buxtorf (1603) inszenieren diese enge Bindung der eigenen Ausführungen an die Schrift für den eiligen Betrachter dadurch, dass marginal auf die jeweils verwendeten Stellen verwiesen wird. Die Gestaltung der Texte im Druck erlaubte, sie als Handbücher antijüdischer Polemik zu verwenden, um rasch mit den einschlägigen Bibelstellen versorgt zu werden. Die christlichen Publizisten waren überzeugt, dass die Juden ihre eigene Bibel nicht verstünden. Sonst hätten sie nämlich die zahllosen mehr oder weniger deutlichen Hinweise auf das Wirken Christi erkennen und dadurch zur Einsicht in dessen Messianität gelangen müssen, die das Eintrittstor zur christlichen Wahrheit darstellte. Luther, der dem Alten Testament eine besondere Hochachtung entgegenbrachte, betonte immer wieder, dieses spreche gegen die Juden:

Ir eigen alt Testament ist wider sie, verdampt sie mit jhrem rhum, weil es so durre heraus weissagt, das der alte Bund solle es nicht thun, Mose Regiment solle aus sein, Messia solle nicht darnach regieren, Sondern das neue Testament muesse es thun. Wie auch Mose sein ampt übergibt und dem neuen Propheten weicht und raum gibt. Darum muesen die Jueden das neue Testament, Tauffe und unsern Glauben annemen oder sind ewiglich verlorn. (Luther 1920b: 620,24–30)

Der Gießener Pfarrer Georgius Nigrinus (1570: 21), der beflissen in den Spuren der judenfeindlichen Spätschriften Luthers wandelte, war sich ebenfalls sicher, Moses und Propheten zeugten „wider diese Thalmudische Jüden“ und seien „strack wider sie“. Immer wieder legten die christlichen Autoren dar, welche Bibelstellen zum Beweis dafür dienen konnten, dass Christus der Messias sei (Victor von Carben 1550: g6r–g7r; Luther 1900: 316,5–320,28; Hess 1589: d1r–d6v). Auch die Jungfrauenschaft Mariens oder die Dreizahl der göttlichen Personen ließen sich – das rechte Verständnis vorausgesetzt – leicht dem Bibeltext entnehmen, wie die christlichen Publizisten zu beweisen nicht müde wurden. Genüsslich wurde das Alte Testament daraufhin durchsucht, wo vom Zorn Gottes gegen sein Volk die Rede war, um zu zeigen, dass die Juden bis zum Ende der Zeiten von diesem verstoßen seien (Victor von Carben 1550: k5v–k7r; Hess 1589: d6v–e3v; Buxtorf 1603: 1–2; 49–56). Selbst die Scheidung des Lichts von der Finsternis musste als Zeugnis für die Verworfenheit der Juden herhalten, wenn der Rothenburger Prediger Johannes Teuschlein (1520: c3r) meinte, diese seien durch das Dunkel, die Christen aber durch das Licht bezeichnet.

Die eigene Autorität als Experte in Judenfragen konnte weiter gestärkt werden, indem sich der Autor auf eigene sinnliche Wahrnehmung, seine Erfahrungen berief oder indem er sich in die gelehrte Tradition einordnete. Die Betonung der Empirie und des Erfahrungswissens gewann in den judenfeindlichen Traktaten seit dem frühen 16. Jahrhundert eine erhebliche Bedeutung, womit der publizistische Juden Hass ein Wahrheitskriterium propagierte, das später

für die Entwicklung der neuzeitlichen Wissenschaften konstitutiv werden sollte. Der (mitunter gleichwohl allein durch Hörensagen kolportierte) Augenschein und der Rekurs auf personale oder kollektive Erfahrungen traten als gleichberechtigte Beglaubigungsstrategien neben die Verweise auf autoritative Verlautbarungen von Kirchenvätern und sonstigen Gelehrten. Ein Grund für die neuentdeckte Liebe zu Empirie und Erfahrung war, dass die Konvertiten unter den Autoren wie Victor von Carben, Paulus Staffelsteiner, Antonius Margaritha und Ernst Ferdinand Hess so ihre Aussagen beglaubigen konnten. Dies gilt insbesondere für diejenigen, die, wie Johannes Pfefferkorn, nicht über höhere Bildung oder gar das symbolische Kapital eines Universitätsstudiums verfügten. Sich auf das eigene Erfahrungswissen, die eigene Zeugenschaft zu berufen,⁹ sollte berechtigen, sich zu Themen zu äußern, die, sieht man einmal von den Spielen und Schwänken ab, bislang vor allem von Gelehrten bearbeitet worden waren. Ein Pionier in dieser Art der Selbstpräsentation war der Konvertit Johannes Pfefferkorn, der heute vor allem noch als Gegner Johannes Reuchlins im Konflikt um den Umgang mit den Büchern der Juden erinnert wird (Price 2011; de Boer 2016a; Overfield 1972). Bevor Pfefferkorn seine zunächst von Kaiser Maximilian I. mit Wohlwollen bedachte Kampagne dafür begann, den Juden alle Bücher mit Ausnahme der Bibel fortzunehmen und diese zu vernichten, war er als judenfeindlicher Publizist hervorgetreten (Kirn 1989; Martin 1994). Die vier vor der publizistischen Auseinandersetzung mit Reuchlin veröffentlichten Schriften (Pfefferkorn 1507; 1508; 1509a; 1509b) fallen in die Kategorie christlicher Ethnographien des Judentums, die unter anderem Yaacov Deutsch (2006; 2012) und Maria Diemling (1999; 2006; Deutsch & Diemling 2003) studiert haben. Pfefferkorn machte es sich darin zur Aufgabe, sein christliches Publikum nicht nur vor dem jüdischen Wucher zu warnen und die Obrigkeit aufzufordern, diesen und weitere Bekehrungshindernisse abzustellen. Weitergehend war ihm daran gelegen zu beweisen, dass der Glaube der zeitgenössischen Juden unsinnig war, sich von der mosaischen Grundlage entfernt und eine dominant christenfeindliche Orientierung eingenommen hatte. Ohne über universitäre Bildung zu verfügen, stützte sich Pfefferkorn, möglicherweise beraten von Kölner Klerikern, zwar auch auf die traditionellen Argumente ju-

⁹ Natürlich ist immer damit zu rechnen, dass das, was als Wissen aus eigener Erfahrung präsentiert wird, durch angelesenes Wissen überformt oder lediglich prätendierte Erfahrung, tatsächlich aber angelesen war. Für das Argument dieses Aufsatzes ist es jedoch entscheidend, dass bestimmte Informationen als Erfahrungswissen präsentiert wurden, um ihnen so Akzeptanz zu verschaffen und die Autorität des Autors zu stärken. Die Mehrzahl der christlichen Leser besaß darüber hinaus nicht die Möglichkeit, lediglich behauptetes von tatsächlichem Erfahrungswissen zu unterscheiden.

denfeindlicher Apologetik, rekurierte darüber hinaus jedoch ausgiebig auf sein (von den christlichen Lesern kaum überprüfbares) Erfahrungswissen. Dieses erlaubte ihm, der christlichen Leserschaft in Wort und Bild jüdische Riten und Gebräuche vorzustellen, um sie als wesentlich töricht zu dekuvirieren. Um seine Worte zu beglaubigen, verwies er sowohl auf sein früheres Leben als Jude wie auf seine als göttlicher Gnadenerweis interpretierte Bekehrung, die ihn zu einem aufrechten Christenmenschen gemacht habe (Pfefferkorn 1507: a1v–a2r). Wenn er ankündigt, in der *Judenbeicht* berichten zu wollen, wie die Juden beichteten und Absolution von ihren Sünden erreichten, bekräftigt er seine Zeugenschaft: „In geleicher irrungē byn ich mit den anderen leyder eyn lange tzeit gewest. doch nun durch die genade gods die gelassen han. vnd eyngangen byn in das licht des christen gelaubens da in tzu wandern vnd tzu bleiben mit der hilffe gots“ (Pfefferkorn 1508: a1r). Er selbst habe sich nicht zuletzt deshalb bekehrt, so erklärt er im *Juden veindt*, weil er gesehen habe, dass die Juden heute in Sünde lebten und nicht mehr auf Gott hörten; zugleich gebe es eine große Schar weiser, verständiger und hochgelehrter Männer in der christlichen Kirche, von deren löblichem Regiment er sich mit eigenen Augen habe überzeugen können (Pfefferkorn 1509: b6v).

Zeitgleich zu Pfefferkorns frühen Schriften trat der Konvertit und Priester Victor von Carben (1550) an die Öffentlichkeit. Ohne auf das möglicherweise in einem kurzen Studium in Köln neuerworbene theologische Wissen verzichten zu wollen, konnte sich sein *Juden Büchlein* zusätzlich auf die als Jude gesammelten Erfahrungen berufen. Diese bestätigten etwa die christlichen Vorstellungen von der jüdischen Blindheit, aus der es kaum ein Entrinnen gebe. So habe er, der erst mit 60 Jahren die Taufe empfangen hatte, ohne die gnädige Intervention Gottes nie zum Christentum finden können:

Es ist mir auch wol geschehen das mich die Christen vermanten Christen zů werden/ wurd ich dann so hertzlich erzürnt/ vnd in meinem gemüt also verstört/ das ich den selben tag nit frölich essen noch trincken möcht [...]. Solichs wie ich von mir ytzo gesagt hab/ thůn alle Juden/ vnnd wiß für war sprichstu zů einem Juden er sey alt oder jung/ Jud laß dich tauffen/ vnd würdt Christen/ er würt dir nymmermer holt/ vnd táglich die weil er lebt/ so bald er dich ansicht/ würstu nach jrer gewonheyt verflücht/ dann es lebt keyn zorniger/ bößstritiger/ Rachseler volck auff erden/ dann das Judisch [...]. (Victor von Carben 1550: a4v)

Allerdings konnte Victor von Carben auch bezeugen, wie schwer es den Konvertiten fiel, in die christliche Gemeinschaft tatsächlich Aufnahme zu finden, da sie sich mit beständigen Vorurteilen konfrontiert sahen (Victor von Carben 1550: a5r–a8v). Dringlich mahnte er seine neuen Glaubensbrüder, weniger vorurteilsbehaftet zu sein, da das harte Schicksal der Konvertiten kaum zur Nachahmung einlade.

Publizistisch tätige Konvertiten waren sich der Ambivalenz des Erfahrungswissens bewusst, das ihre Ausführungen einerseits zu bekräftigen geeignet war und ihnen die Einnahme einer anerkannten Sprecherposition innerhalb der christlichen Gesellschaft ermöglichen sollte, andererseits aber immer in der Gefahr stand, sie wiederum zu exkludieren, da sie nicht als Christen, sondern als gewesene Juden wahrgenommen wurden. Daher waren sie bestrebt, möglichst wenig Gemeinsamkeiten ihrer christlichen und ihrer jüdischen *persona* erkennen zu lassen. Das als Jude empirisch gesammelte Wissen wurde ihrer Selbstpräsentation zufolge im Prozess der Konversion verobjektiviert und konnte daher in Traktaten im Dienste der Wahrheit gegen die Juden eingesetzt werden. Der aus Nürnberg stammende Paulus Staffelsteiner inszenierte bereits auf dem Titelblatt seiner *Warhafftig widerlegung* seinen Rollenwechsel: Er sei „nach dem fleisch von Judischem samen/ auß dem geschlecht Aharon“, jedoch von Gott zur Wiedergeburt in Christus aufgefordert worden (Staffelsteiner 1536: a1r). 36 Jahre später demonstrierte seine jüngste ethnographische Schrift, die die christlichen Leser über das jüdische Jahr, das Fasten und die Beschneidung informierte, den sozialen Aufstieg des Konvertiten: Auf der Rückseite des Titelblattes befindet sich ein Holzschnitt mit dem Porträt Staffelsteiners, der in der Inscriptio als geborener Jude eingeführt wird, der es inzwischen zum Professor der hebräischen Schrift an der Universität Heidelberg gebracht hatte (Staffelsteiner 1562: a1v). Wie die hebräischen Monate richtig zu verdeutschen seien, wisse er, so erklärt er einleitend, aufgrund des Unterrichts, den er früher in der Synagoge erhalten habe (Staffelsteiner 1562: a2r). Später gibt der Autor in der gleichen Schrift eine Erzählung seiner Mutter wieder: Es geht um eine Wöchnerin, die von der Teufelin Lilith heimgesucht worden sei; von dieser habe sie sich nur durch das Kraut Dorant befreien können (Staffelsteiner 1562: b4v). Zugleich ist er bestrebt, argwöhnischen Lesern zu versichern, dass er nicht zu tief in den seltsamen Aberglauben und die Rachepläne verstrickt war, die Juden seiner Darstellung zufolge gegen Christen schmiedeten: Zwischen Neu- und Halbmond sei es üblich, dass die Ältesten Geheimtreffen abhielten, doch von diesen wisse er nichts weiter, da Zugang nur jenen gewährt wurde, die über siebenzig Jahre zählten, er selbst aber als junger Mann konvertiert sei (Staffelsteiner 1562: a2v). Deutlich wird Staffelsteiners gespaltene *persona* ebenfalls in seiner kleinen, zwei Jahre zuvor erschienenen Schrift *Von dem grausamen/ schwerwichtigen handel der Christlichen kinder Bluts halben in welchem die Juden verummelt sein*, welche die Juden als Gottesmörder denunziert (Staffelsteiner 1560). Einleitend berichtet er, dass er auf seine jüdische Herkunft „offtermal von grossen Herren vnnd *Potentaten*, und auch gemeinem Volck gefragt vnnd angesprochen worden“ sei (Staffelsteiner 1560: a2r). Manche vermuteten, er habe sich von seinem alten Glauben nicht vollständig gelöst, weshalb er nun sein Bekenntnis publizieren wolle:

Als nemlich das ich in keiner heiligen Hebreischen geschrift/ noch in den Propheten/ noch in jren Rabinern/ der vrsach halben gar nichts gelesen habe/ vnnd ob ich gleich wol vnter den Juden gestudiert/ ein Schulmeister/ *Praeceptor*, vnnd zu zeiten ein Prediger bey inen/ in den lendern hin vnnd wider gewesen bin. (Staffelsteiner 1560: a2r)

Dem Konvertiten ist es also wichtig, sich einerseits von der beargwöhnten Welt der Rabbiner zu distanzieren, andererseits seine Expertise in Judenfragen zu sichern.

Dass Konvertiten als Experten in Judendingen gesucht waren, beteuert Antonius Margaritha, der Sohn eines angesehenen Rabbiners, in seiner mehrfach neu aufgelegten ethnographischen Schrift *Der gantz Jüdisch glaub*: Oftmals sei er von Christen gebeten worden, über die Zeremonien, Gebete und Riten der Juden zu berichten. Aus göttlicher brüderlicher Liebe habe er nunmehr diesem Wunsch nachgegeben (Margaritha 1530: a2v). Tatsächlich sollte Margarithas Schrift von christlichen Lesern eifrig studiert werden, wozu ihre Mischung aus relativ akkurater Beschreibung des jüdischen Religionslebens und christlicher Glaubensfeste erheblich beitrug (Burnett 1994; Diemling 2006; Walton 2005; Walton 2012). So entnahm Martin Luther, in dessen Wittenberg schon lange keine Juden mehr ansässig waren, Margarithas Schrift einen beträchtlichen Teil seiner Ansichten über die Unsinnigkeit jüdischer Gebräuche (Osten-Sacken 2002; Kaufmann 2006: 118–127). Und noch Johannes Buxtorf (1603) berief sich verschiedentlich auf Margaritha, als er das im vorherigen Jahrhundert angesammelte christliche Wissen über die Juden zusammentrug und systematisierte.

Die Wichtigkeit des Wissens der Konvertiten streicht – nicht ganz uneigennützig – auch der promovierte Mediziner und Konvertit Ernst Ferdinand Hess in seinem *Flagellum Iudeorum* heraus (Hess 1589: b3r–v). Der Konvertit wird hier als kundiger Informant eingeführt, der beispielsweise wahrheitsgetreu über die jüdischen Gebete berichten könne, weil er sie selbst gebetet habe (Hess 1589: 11r). Manch ein Leser werde ihm vorwerfen, als gewesener Jude nicht die Wahrheit zu sagen, sondern aus feindlichem Herzen zu sprechen, doch Gott sei sein Zeuge, dass er keine Silbe erdichtet habe (Hess 1589: k7v). Als Beleg dafür, dass er mit dem Judentum gänzlich gebrochen habe, wird unter anderem angeführt, dass er sich täglich von den Juden beleidigen lassen müsse (Hess 1589: b5r–v). Welch große Bedeutung derartige Zeugnisse der Konvertiten als Autorisierungsinstanz für das christliche Wissen von den Juden besaßen, dokumentiert der *Jüden Feind* des Georgius Nigrinus (1570). Dem Verfasser seien viele Schriften gegen die Juden vor Augen gekommen

vnd sonderlich etlicher getaufften Jüden Bekenntus [...] darzu mündlichen mit derselben etlichen geredt/ vnd befunden habe/ das ihr Zeugnis mit der andern Schrifften vberien komen. Habe auch darzu vieler Prediger vnd Christen klage/ da jüden wonen/ gehöret/

Vnd darzu mit etlichen fromen gelerten Predigcanten/ auch andern Gelerten dauon sprach gehalten vnnd disputieret [...]. (Nigrinus 1570: 8)

Es sei die Aufgabe der Theologen und Pfarrer, die vermeintlichen Schandtaten der Juden zu entdecken und ihre Herren daran zu erinnern, damit sie geeignete Gegenmaßnahmen träfen. Woher das dazu erforderliche Wissen zu nehmen war, zeigte Nigrinus seinen Lesern durch eine Zusammenstellung von Autoren an, die gegen die Juden geschrieben hatten. Eine besonders herausgestellte Gruppe bilden die gelehrten Männer, die aus dem jüdischen Irrtum zum christlichen Glauben gekommen seien, „welch alle jr lesterung vnd Grewel bekennen“ (Nigrinus 1570: 25).

Doch nicht nur die Erfahrungen des Konvertiten dienen der Beglaubigung, sondern auch die eigenen Sinneseindrücke. So erzählt Ernst Ferdinand Hess, er habe selbst in Rom jene Kirche gesehen, die Gregor XIII. habe erbauen lassen, auf dass die Juden in ihr jeden Samstag erscheinen und Gottes Wort hören müssten (Hess 1589: a5r–v). Gesehen habe er auch, wie Gregor XIII. zu Rom die Bücher der Juden hat verbrennen lassen – eine den Worten des Autors zufolge erhebende Erfahrung (Hess 1589: f7v). Staffelsteiner verwies auf den als symptomatisch eingeschätzten Fall eines ihm persönlich bekannten Juden, der in Mantua studiert habe. Später habe dieser als jüdischer Schulmeister zu Frankfurt jüdische Knaben in der Grammatik unterrichten wollen, doch dies sei von den Eltern verhindert worden. Daran sei ersichtlich, dass Juden ihre Kinder nicht zu einem rechten Verstand kommen lassen wollten (Staffelsteiner 1560: a5r).

Entfielen die Autopsie und eigene Erfahrungen, mussten die Aussagen anderer Zeugen die gewünschte empirische Beglaubigung erbringen: Der aus Verona stammende Konvertit Marcus Lombardus etwa erinnerte an die vielen, die aus eigener Augenzeugenschaft darüber Auskunft geben könnten, dass die Juden zu Augsburg ein christliches Kind unter Lästerungen Christi gekreuzigt hätten (Lombardus 1573: k4r).¹⁰ Prominent ist der Fall Martin Luthers: Der Reformator, der in seinem Leben nur wenig direkten Kontakt mit Juden hatte, berief sich immer wieder auf eine Begegnung mit zwei oder drei Rabbinern, die ihn Mitte der 1520er Jahre in Wittenberg aufgesucht hatten (Kaufmann 2011: 93–94; 157–158; Osten-Sacken 2002: 103–110). Dabei erzählte er der jeweiligen Aussageabsicht folgend in verschiedener, in vielen Details voneinander abweichender Weise. Der Fluchtpunkt blieb jedoch stets seine Enttäuschung über

¹⁰ Eine Untersuchung mit Edition der von Marcus Lombardus herausgebrachten Disputation zwischen einem Juden und einem Christen bietet Knoch-Mund 1997; darin auch eine detaillierte Rekonstruktion seiner Biographie (Knoch-Mund 1997: 317–393).

deren Weigerung, sich der christlichen Lehre in der Interpretation Luthers zu öffnen, da sie bei der tradierten rabbinischen Bibelauslegung bleiben wollten (Luther 1914: 313,5–11; Luther 1920a: 461,28–462,5; Luther 1920b: 589,16–19).

Eine weitere Beglaubigungsstrategie konnte sein, vermeintliche jüdische Selbstaussagen in literarischer Gewandung zu veröffentlichen. Die sich von den anderen hier behandelten Texten der Gattung wie der Kommunikationsstrategie nach unterscheidende Schrift *Ein seltzam vnd wunderbarlichs Gespräch/ Von zweyen Jüdischen Rabinen gehalten* wurde im Vorwort als Dialog zwischen den Rabbinern Feydel und Senderlein ausgegeben, welchen jüdische Studenten in hebräischer Sprache zu ihrer Fastnacht (gemeint ist das Purimfest) aufgeführt hätten (Anonymus 1573: a2r–v). Im Jahre 1551 habe ein Pariser Bürger den Dialogtext in der Stube eines jüdischen Hauses gefunden und an sich gebracht. Umgehend habe er den Text zum Nutzen der Christenheit weitergegeben, der namentlich nicht genannte Autor lege ihn nun in deutscher Sprache vor, damit seine Leser „der Juden Gottslesterung/ arglistigen diebstals/ vnd Cainischen blutdürstigen mords (dem sie Tag vnnd nacht ohn vnterlaß nachdichten vnd trachten) warhaftigen/ gewissen/ vnd bestendigen bericht haben“ (Anonymus 1573: a2v) mögen. Auf diese Weise werde es möglich, sie vor den Juden und den „stinkenden hellischen Grundsuppen aller Teuffeln“ zu schützen (Anonymus 1573: a2v). Die fingierte Authentizität des Dialogs zeugte gegen seine vermeintlichen Urheber, die Veröffentlichung war zu verstehen als Enthüllung ihrer schädlichen und schändlichen Machenschaften.

Im Bemühen, die eigenen Aussagen über die Juden und deren feindliche Gesinnung empirisch zu belegen, verwiesen viele Autoren auf die Geschichte judenfeindlicher obrigkeitlicher Maßnahmen. Dadurch sollten die eigenen Forderungen genealogisch als konsequente Fortsetzung der bisherigen Judenpolitik dargestellt werden. Die Vertreibungen der Juden seit derjenigen aus Alexandria im Jahre 418 konnte der Leser den Schriften von Nigrinus (1570: 182–185) oder Marcus Lombardus (1573: m2r) entnehmen. Ergänzend wartete letzterer mit einer Liste von Pogromen auf, die er, ebenso wie die Vertreibungen, als Vollstreckung des göttlichen Urteils gegen die Juden verstand (Lombardus 1573: m2v). Hess (1589: k4r–v) brachte eine kondensierte Form der Liste des Lombardus, außerdem erinnerte er daran, dass 1567 Besitz und Lektüre des Talmud verboten worden seien (Hess 1589: k3v). Zuvor hatte bereits Eck lobende Worte für die mittelalterlichen Talmudverbrennungen gefunden (Eck 1541: o4v–p1r). Eine historische Rechtfertigung erfolgte auch auf einem anderen Feld: Man rekurrierte auf die Historie vermeintlicher antichristlicher jüdischer Handlungen, die als Beleg einer jahrhundertealten jüdischen Christenfeindschaft herhalten mussten. So verweist Hess (1589: a7v–a8r) auf die angebliche Praxis der französischen Juden, alljährlich einen Christenknaben zu foltern

und zu kreuzigen, was 1480 endlich zu ihrer Vertreibung aus dem Königreich geführt habe. Eck (1541: e4r–g1r) reicherte seine Schrift mit einer langen Reihe historischer Beispiele jüdischer Christenfeindschaft an: Erfahrung und Historie dokumentierten die „greülich vnmenschlich morderei“ (Eck 1541: e4v) der Juden. Die frühesten, unter Berufung auf gelehrte Autoritäten wie Hieronymus oder den französischen Humanisten Robert Gaguin referierten Begebenheiten datieren aus der Spätantike. In der zeitlichen Folge, so das von Eck gezeichnete Bild, reihte sich eine Untat an die nächste. Eck spart kein Klischee aus: Kindsmord und Brunnenvergiftung finden sich ebenso wie Verrat und geheime Bündnisse mit den Sarazenen. Auch das Stereotyp des jüdischen Arztes, der seine christlichen Patienten vergiftet, wird aufgerufen. Die jüdische Mordlust wird als europaweites Phänomen präsentiert: Ob in Spanien oder Frankreich, ob in den verschiedenen Städten und Regionen des Römischen Reiches, von Köln bis nach Schlesien, immer bedrohen die Juden Leib und Leben der Christen, welche sie arglos unter sich wohnen lassen. Nigrinus (1570: 156–157) und Lombardus (1573: k2r–v) erinnerten daran, dass 1337 (bei Lombardus 1537) in Deggendorf und 1510 in Brandenburg Juden verbrannt worden seien, weil sie Hostien geschändet hätten. Beide berichten, 1545 habe „ein loser Bub“ in Wittenberg christliche Kinder gestohlen und sie an Prager Juden verkauft (Nigrinus 1570: k4r; Lombardus 1573: k4r). Lombardus wusste außerdem, dass Juden im Jahre 1525 auf Zypern 240.000 Menschen „jämmerlich ermördt haben/ mit schinden vnd metzgen“ (Lombardus 1573: k1v). Nicht fehlen durften Fälle von Brunnenvergiftung und Ritualmorde, die Juden in ganz Europa zur Last gelegt worden seien. Die präzise zeiträumliche Verortung und die Schilderung der genauen Umstände der den Juden zugeschriebenen Untaten sollte die Faktizität des Behaupteten sichern. So schien die These von der Gefahr, die das Zusammenleben mit Juden unweigerlich bedeutete, empirisch gesichert zu sein.

Neben dem Erfahrungswissen und der Historie kam der Verankerung in der gelehrten Tradition eine wichtige Rolle dabei zu, die Anerkennung der eigenen Sprecherposition durchzusetzen. War insbesondere Pfefferkorn (zumindest in den vor der Auseinandersetzung mit Reuchlin entstandenen Schriften) diesbezüglich noch sehr zurückhaltend gewesen, erfolgte bei den nachfolgenden Autoren eine Normalisierung gemäß den wissenschaftlichen Standards der Zeit: Autoritätenbezug blieb auch in der frühen Neuzeit ein wichtiges Argument, um die eigenen Geltungsansprüche zu stärken. Namentlich bezog man sich auf die Klassiker antijüdischer Apologetik: etwa auf Paulus von Burgos (Eck 1541: h1v; Luther 1920a: 417,13; 480,2; 482,22–23; Nigrinus 1570: 79–80), den Franziskaner Nikolaus von Lyra (Eck 1541: j1v; Luther 1920a: 417,13; 480,2; 482,22–23) oder die Dominikaner Raymundus Martini (Eck 1541: p1v) und Alfonso de Spina (Eck 1541: h1r–h2r; h3v; p1r). Ihnen war aufgegeben, die Richtigkeit des eigenen

Bibelverständnisses zu untermauern und in philologischen Fragen zum hebräischen Bibeltext zu helfen. Neben die Klassiker der lateinischen antijüdischen Apologetik traten im Verlaufe des 16. Jahrhunderts die modernen Autoritäten in Judenfragen, die damit wiederum kanonisiert wurden. Eck (1541: e3v) berief sich auf Victor von Carben als Kronzeugen unter anderem dafür, dass die Juden niemandem feindlicher gesonnen seien als den Christen, obwohl sich, so meinte zumindest Eck, die Christen ihnen gegenüber mehr als großzügig gezeigt hätten. Immerhin hätten sie als Knechte des Kaisers Schutz und Schirm genossen und frei unter den Christen leben dürfen. Hess erzählte die Geschichte des vermeintlichen Trienter Ritualmords im Jahre 1475 ausdrücklich nach dem Bericht des Hebraisten Sebastian Münster (Hess 1589: a8r–b1r). Marcus Lombardus (1573: b2r–b3r) zeigte sich überzeugt, dass sich alle gelehrten Väter gegen die Juden gestellt hätten. Unter den neueren Autoren seien ihnen insbesondere Nikolaus von Lyra, Paulus von Burgos, Victor von Carben und Antonius Margaritha gefolgt. Die jüdischen Rabbiner seien durch Johannes Reuchlin, Paulus Ricius und Sebastian Münster widerlegt worden (Lombardus 1573: b2v). Gegen Osianders Feststellung, kein Konvertit habe die den Juden angelastete Praxis des Ritualmords bezeugt, brachte Eck (1541: n4r) Pfefferkorn in Stellung und verlieh seinem Bedauern Ausdruck, darüber nicht mit Paulus Ricius gesprochen zu haben, als er die Gelegenheit dazu hatte. Unter den protestantischen Autoren galt Luther als besondere Autorität für die Frage, wie mit dem jüdischen Glauben umzugehen sein. Dabei prägte zunächst weniger die einigermäßen konziliante Haltung von *Daß Jesus Christus ein geborner Jude sei* (Luther 1900) das Bild, sondern die unversöhnlichen Spätschriften.¹¹ Auf diese bezugnehmend, erklärte Marcus Lombardus begeistert, niemand habe in deutscher Sprache so klug und heftig gegen die Juden geschrieben wie Luther (Lombardus 1573: b3v). Bereits Nigrinus, an dem sich Lombardus vielfach orientiert, wies dem Reformator den Spitzenplatz unter den judenfeindlichen christlichen Autoren der jüngeren Vergangenheit und Gegenwart zu (Nigrinus 1570: 28–29). Der Versuch Johannes Ecks (1541), am Beispiel seines unmittelbaren Gegenspielers, des als „judenvatter“ denunzierten Nürnberger Reformators Andreas Osiander, eine Wahlverwandtschaft zwischen Luthertum und Judentum aufzuweisen, konnte protestantische Autoren naturgemäß nicht beeindruckten.¹²

11 Es ist hier nicht der Ort, erneut das vieldiskutierte Verhältnis von Luther Haltung zu den Juden in den frühen 1520er und den 1540er Jahren zu behandeln; verwiesen sei stattdessen auf Kaufmann 2011; Kaufmann 2014; Osten-Sacken 2002; Oberman 1981.

12 Zum Kontext vgl. Häßler 1992; Kammerling 2006; Frey 1987; Brosseder 2006.

Von der antichristlichen Gerichtetheit des jüdischen Glaubens

Die christlichen Publizisten waren überzeugt, dass der Glaube der Juden mit Christus zum Irrtum geworden war. Was sie für wahr hielten, sei in jeder Hinsicht falsch. Wenn Hess den Juden in direkter Anrede mitteilt, sie glaubten an „Fabeln vnd Narrenwerck“ (Hess 1589: 18v), spricht er stellvertretend für die übrigen hier untersuchten Schriften. „Wie nun die Fabeln seyn/ also ist auch ewer gantzer Glaub vnd Religion [...]“ (Hess 1589: 18v). Für Staffelsteiner sind die jüdischen religiöse Praktiken ebenfalls bloßes „büben vnd lumpenwerck“, von dem sich ein Christ nicht irremachen lassen solle (Staffelsteiner 1562: c4r). Trafen diese Einschätzungen zu, musste die mangelnde Bereitschaft, sich zu bekehren, als willentliche Verstocktheit erscheinen, da es keine inhärenten Gründe geben konnte, für den jüdischen Glauben zu optieren. Diese Entscheidung wurde vielmehr verstanden als antichristlich motiviertes Beharren auf dem eigenen Irrtum. Der Vorwurf, die Juden verweigerten sich willentlich der Einsicht, dass Jesus der Messias und die christliche Lehre wahr sei, stand im Zentrum der volkssprachlichen judenfeindlichen Polemik. Wenn ihnen Hess ihre „wissentliche[] vnd verstockte[] Blindheit“ (Hess 1589: 18v) vorwarf, bündelte er schlagwortartig diese Anschuldigung.¹³ Buxtorf brachte dieses willentliche Irren auf die Formel, die blinden Juden könnten und wollten nicht verstehen, was Glaube oder gute Werke seien (Buxtorf 1603: 48). Der gescheiterte Missionar Pfefferkorn beklagte sich immer wieder über die vermeintliche jüdische Verstocktheit, die seine Botschaft auf taube Ohren hatte treffen lassen. Den Willen, sich nicht zu bekehren, hielt er für so groß, dass er bezweifelte, die Juden würden sich der Wahrheit zuwenden, wenn diese ihnen direkt von einem Engel geoffenbart würde (Pfefferkorn 1507: c4v). Sie seien „in ewrm bößlichem fursatz ewers teuffelischen glaubens in verschmaung der heiligen ewangelia vnnd schrifftten also behertet“ (Pfefferkorn 1507: a3v), dass sie ihr Seelenheil verspielt hätten. In der gleichen Absicht wusste Nigrinus zu berichten, dass Neue Testament werde von den Juden verworfen und verflucht, als Zauberei, Lüge und Abgötterei gescholten, da es sich gegen sie richte (Nigrinus 1570: 21–22). Missionsbemühungen mussten angesichts dieser selbstaufgelegten Blindheit letztlich als vergebliche Anstrengung erscheinen.

¹³ In ihrer sprachwissenschaftlichen Untersuchung von zwanzig judenfeindlichen Texten hat Nicoline Hartzitz (2005: 243–248) u. a. die Lexeme mit der Bewertungskomponente ‚verstockt‘ zusammengetragen. Am häufigsten wird demnach den Juden der Vorwurf gemacht, ‚verstockt‘, ‚blind‘ und ‚halsstarrig‘ zu sein. Auch bei Luther ist diese Begrifflichkeit konstitutiv für Aussagen über Juden (Bering 1989: 154–156).

Wie viele andere Traktate griff auch das *Flagellum Iudeorum* gerne zu narrativen Einschüben, um die eigenen Thesen zu plausibilisieren. Zur Illustration der jüdischen Blindheit erzählte Hess die Geschichte vom Wechsler Philippus, der im Jahre 528 den jüdischen Obersten Theodosius habe bekehren wollen (Hess 1589: l8v–m4v). Doch dieser habe Jude bleiben wollen, ausdrücklich nicht, weil er seinen Glauben für wahr gehalten habe, sondern weil er von seinen Glaubensgenossen mehr Anerkennung erhalten habe, als von den Christen zu erhoffen gewesen sei. Immerhin gelang es Philippus, eine wichtige Information zu erhalten. Theodosius gestand nämlich, es gebe ein von den jüdischen Schriftgelehrten verfasstes Buch, das berichte, was geschehen sei, als die jüdischen Priester einst einen Nachfolger für einen der ihren gesucht hätten, nachdem dieser verstorben war. Einer habe auf den Knaben Jesus verwiesen. Darauf sei die Jungfrauenschaft Marias überprüft worden. Das positive Ergebnis sei in jenem Buch aufgezeichnet worden, vermerkt worden sei auch, dass Maria Gott als Vater angegeben habe. Dieses – aus christlicher Sicht so wertvolle – Buch sei später entwendet und in Tiberias aufbewahrt worden. Jüdischen Gelehrten werde es zugänglich gemacht, so habe auch er, Theodosius, davon Kenntnis erlangt. Sein christlicher Gesprächspartner wollte sich angesichts dieser Enthüllung sofort zum König begeben und fordern, dass das Buch herbeigeschafft werde, der Jude konnte ihn jedoch davon abbringen, indem er eindringlich vor Aufstand und Blutvergießen warnte. Diese Erzählung bestätigend, ergänzt Hess (1589: m5r), Flavius Josephus habe berichtet, Jesus sei mit Verwaltung des Gottesdienstes betraut gewesen. Die willentliche jüdische Blindheit erhält hier eine Genealogie bis in die Entstehungszeit des Christentums. Mehr als 1500 Jahre, so wollten die Autoren ihren christlichen Lesern verdeutlichen, weigerten sich die Juden nun schon, die christliche Botschaft zu empfangen – umso entschiedener war nun zu verfahren.

Typisch an der von Hess gebotenen Erzählung ist auch, dass als Hauptverantwortliche für die jüdische Blindheit die jüdischen Gelehrten erscheinen, die die einfachen Gläubigen im Irrtum hielten. An sie gewandt droht der Autor, so,

wie ihr die armen ellenden vnd einfältigen Juden/ die nicht besser wissen/ am Narrenseyl führet vnd an der Seligkeit auffhaltet/ werdet ihr sie letztlich sampt euch allen also in die Hell jagen vnd ewig verdampt bleiben/ wo ihr euch nicht zum rechten Christlichen alleinselichmachenden Glauben bekehren werdt/ welchs ich von Herten wünsche. (Hess 1589: l8v)

Wenige Jahre zuvor hatte Nigrinus an die gleiche Adresse den Vorwurf gerichtet, die jüdischen Gelehrten hätten „durch ire lose Glose die H. Schrift verflischet/ das sie jren verstand dienen sol/ als wenn Christus noch nicht komen

were“ (Nigrinus 1570: 11). Berufen konnte er sich dabei unter anderem auf Luther, welcher sich davon überzeugt gezeigt hatte, dass Talmudisten und Rabbinen nicht willens seien, etwa die auf Christus hindeutenden Prophezeiungen Jeremias richtig zu verstehen. An den Propheten gewandt klagte er: „Du weisest nicht, wie die Rabinen nach 2000. jaren dir die nasen drehen werden mit jhren Glosen, die besser sind, denn dein heller text“ (Luther 1920b: 618,24–25). Staffelsteiner hatte es sich zur Aufgabe gemacht, in einer genauen Auslegung von Ps 22 detailliert nachzuweisen, wie die Rabbiner und jüdischen Lehrer die Schrift gefälscht hätten, um „jr abentheur vnd verführerey“ (Staffelsteiner 1536: g4r) zu erhärten. Inzwischen guter Protestant, versuchte Staffelsteiner in dieser frühen Schrift den Psalmentext von der als falsch verdammten jüdischen Auslegungstradition zu befreien. Die so freigelegten Sinnschichten seien, daran ließ der Exeget keinen Zweifel, eine eindeutige Bestätigung des christlichen und damit zugleich eine Widerlegung des jüdischen Geltungsanspruchs. Bereits zu Beginn des Jahrhunderts hatte Pfefferkorn (1507: e2r–v; 1509: c4r–v) seine Überzeugung, die jüdischen Gelehrten verhüllten mutwillig die christliche Wahrheit, in die Handlungsanweisung übersetzt, all ihre Schriften und Bibelauslegungen zu vernichten, damit die Juden die unverstellte Heilige Schrift studieren und so unweigerlich auf den Pfad der Weisheit gelenkt werden konnten.

Als verderblichste jüdische Schrift wurde von christlichen Autoren spätestens seit der Pariser Verbrennung von 1242 der Talmud angesehen. Man war nämlich überzeugt, jüdische Gelehrte hätten ihn in der vorliegenden Gestalt in den ersten Jahrzehnten der christlichen Ära auf älteren Grundlagen erarbeitet, um die christliche Botschaft zurückzuweisen (Margaritha 1530: F4r; Lombardus 1573: c1r–v). Talmud und Bibel standen folglich in einem unüberbrückbaren Gegensatz zueinander (Pfefferkorn 1507: c2v; Eck 1541: p1r). Statt der biblischen Wahrheit zu folgen, hielten sich die Juden, so hieß es, streng an den Talmud (Lombardus 1573: c2r). Nicht immer entsprach dem Zorn der christlichen Autoren ein fundiertes Wissen, was im Talmud stand und wie die beiden Ausgaben des Werkes entstanden waren. Im Graubereich des Hörensagens überdauerten ungedeckte Vorwürfe, die innerhalb der christlichen Tradition immer wieder erneuert wurden. So wurde behauptet, im Talmud rechtfertigten die Juden, dass sie Christus gemartert hätten: Er sei ein Zauberer gewesen, ein Verführer und Aufrührer (Staffelsteiner 1560: a6v). Oder es hieß, der Talmud fordere dazu auf, Christen an Gut, Leib und Leben zu schädigen (Luther 1920a: 439,31–34). Margaritha (1530: B4r) zufolge erklärte der Talmud alle Christen für unrein, was zur Folge habe, dass kein Jude einem Christen wohlgesonnen sei. Obwohl er über die Entstehung des Talmud vergleichsweise gut informiert war, behauptete Buxtorf dennoch, der jüdische Glaube basiere heutigen Tags nicht

mehr auf dem strengen mosaischen Gesetz, sondern auf jener Schrift der Rabbiner, weshalb man sich nicht wundern müsse, dass die Juden „in so grewliche blindheit vnn d vn glauben gerahten“ (Buxtorf 1603: 80).

Neben dem Talmud als Feste der jüdischen Verstocktheit waren es vor allem zwei antichristliche jüdische Schriften, die die Phantasie der christlichen Publizisten anregten: das *Nizzahon* und die *Toledot Jeschu*. Auf sie spielt etwa Nigrinus an, wenn er von den antichristlichen Lästerungen der jüdischen Gelehrten berichtet:

Aber die Thalmudisten werffen nicht allein die Apostolische Schrift gantz vnd gar lachen vnd spotten vnser mit den Artickeln des Christlichen Glaubens/ Sondern haben auch dargegen grewliche Lesterschriifte gemacht/ wider die Geburt leben/ Leiden/ Sterben/ Auferstehung/ Himelfart/ Herschafft/ Ja wider die Person/ Natur vnd Ampt vnser Herren Jesu Christi. (Nigrinus 1570: 54)

Obwohl die meisten christlichen Autoren des 16. Jahrhunderts beide Werke nie zu Gesicht bekommen hatten, dienten sie doch regelmäßig als Beleg dafür, wie stark der jüdische Christenhass sei. Immer wieder wurden die Schmähungen zitiert, die in beiden Schriften gegen Christus und Maria ausgestoßen wurden (Pfefferkorn 1509a: a2r–v; Teuschlein 1520: c3v; Luther 1920a: 514,18–19; Lombardus 1573: d2r). Dabei ist ersichtlich, wie ein Autor vom anderen abschrieb und sich so ein stabiles Wissen darüber herausbildete, was in den ungelesenen Werken stehe. Pfefferkorn war folglich sehr daran interessiert, dass diese beiden Schriften sich unter den Büchern befänden, die er 1509 in verschiedenen jüdischen Gemeinden an Main und Rhein konfiszierte – konnte ihrer aber zu seiner großen Enttäuschung nicht habhaft werden.

Den judenfeindlichen Traktaten war zu entnehmen, dass der jüdische Glaube ein geschlossener Denkstil mit antichristlicher Ausrichtung sei. Man unternahm große Anstrengungen zu zeigen, inwiefern diese Christenfeindschaft nicht akzidentiell, sondern wesentlicher Teil des Judentums war. Demnach konnte man christlicherseits nicht hoffen, den vermeintlichen jüdischen Christenhass aus der Welt zu schaffen, wenn man nicht die Fundamente des Judentums selbst angriff. Luther schrieb die Figur des jüdischen Christenhasses in den jüdischen Körper als unlösbaren Bestandteil ein:

Sie haben solchen giftigen hass wider die Goijm von jugent auff eingesoffen von jren Eltern und Rabinen, und sauffen noch in sich on unterlas, das es jnen, wie der cix. Psalm sagt, durch blut und fleisch, durch Marck und bein gangen, gantz und gar natur und leben worden ist [Ps 109, 18]. Und so wenig sie fleisch und blut, marck und bein koennen endern, so wenig koennen sie solchen stoltz und neid endern. (Luther 1920a: 481, 23–28)

Für Nigrinus hatte das Judentum von den Juden Besitz genommen wie ein böser Dämon, von dem sie sich nicht mehr zu befreien vermochten: „Summa

summarum sie sind vol Haß vnnd Mords gegen den Christen/ vnnd sie können vns nicht gut sein/ jr Sched lest sie nit anders sein/ dem sie mit Leib/ Ehre vnd Gut dienen/ vnd des sie mit Leib vnd Seel eigen sind“ (Nigrinus 158–159). Das Judentum wurde, modern gesprochen, als habitualisierte Ideologie präsentiert, die weder biblisch, noch in der Vernunft oder empirisch fundiert sei. Beträchtliche Mühe wandten die christlichen Publizisten auf, um nachzuweisen, dass das Judentum keinerlei ertragreiche kommunikative Verbindungen zum Christentum zulasse, da es sich in seiner Ablehnung eingemauert habe und sich so von Kritik oder Widerlegungen prinzipiell unbeeindruckt zeigen müsse. So warnte Luther entschieden vor jedem Versuch, mit den Juden über Glaubensfragen zu streiten, da eine solche Auseinandersetzung von Beginn an aufgrund des mangelnden jüdischen Erkenntniswillens zum Scheitern verurteilt sei:

Summa, wie gesagt, Disputire nicht viel mit Jueden von den Artickeln unsers Glaubens, Sie sind von Jugent auff also erzogen mit giff und grol wider unsern HERN, das da kein hoffnung ist, bis sie dahin komen, das sie durch jr Elend zu letzt muerb und gezwungen werden, zu bekennen, das Messias sey komen, und sey unser Jhesus. Sonst ists viel zu frue, Ja gar umb sonst, mit jnen zu disputiren, Wie Gott dreyfaltig, Gott mensch sey, Maria Gottes Mutter sey. (Luther 1920a: 419,4–10)

Ihren Christenhass legitimierten die Juden, so behauptete die judenfeindliche Publizistik, indem sie ihn für gottgefällig erklärten: Die Juden seien „unsinnige vnd Besessene Menschen/ die weder Gott noch Gewissen achten/ vnd meinen/ was sie Christo zu wider vns zu leids thuen/ da habe Gott einen gefallen an“ (Nigrinus 1570: 11). Johannes Eck glaubte, die Juden sähen die an Christen verübten Untaten, zumal den Ritualmord, als Vollstreckung des göttlichen Willens. Sie seien dem Wahn verfallen,

das sie mer vmb GOTT verdienen vnd sälinger werden: wann sie Christen vnd Christen kinder erwürgen/ wir jhr Talmudisch tradition außweißt: dann sie achten vns Christen nitt allein für ihr größte feind/ sonder auch für GOTTes feind/ darum je mer Christen sie erwürgen/ je mer belonung sie von GOTT warten vnd hoffen (Eck 1541: g3r).

Jahrzehnte später schloss sich Hess dem Ingolstädter Theologen an mit der Behauptung, die Juden hielten es für einen Gott wohlgefälligen Dienst, wenn sie einen Christen ermordeten (Hess 1589: b1v).

Die Juden als alltägliche Bedrohung

Die volkssprachliche judenfeindliche Publizistik präsentierte den jüdischen Christenhass nicht nur als religiöses, sondern ausdrücklich auch als Alltags-

phänomen, der ein gedeihliches Zusammenleben von Christen und Juden verunmöglichte. Der vermeintliche Christenhass wurde dargestellt als eine totale soziale Tatsache, die die gesamte Lebenswelt zu durchziehen schien. In dieser Logik hatte sich jeder zu entscheiden, auf welcher Seite er stehen wollte, denn ein Einvernehmen oder auch nur ein kommunikativer Ausgleich zwischen Juden und Christen wurde als unmöglich präsentiert. Seinen Ausgang nahm dieser behauptete Antagonismus in der religiösen Sphäre, infizierte jedoch jeglichen Umgang zwischen Christen und Juden. Den Kern der behaupteten religiösen antichristlichen Praktiken bildeten Gebete und Verfluchungen, welche sich gegen Christus, Maria, die christliche Obrigkeit oder die Christen insgesamt richteten. Der angebliche Dialog zweier Rabbiner brachte auch hierfür die passende Sentenz: „Einen jeden tag zwo ganzte stundt / Verfluchen wir die Christen hundt.“ (Anonymus 1573: b1r). Dementsprechend wusste auch Lombardus (1573: o3r) davon zu berichten, dass die Juden an jedem Sabbat die Christen verfluchten. Ausführlich informierten die Autoren, wiederum häufig im Anschluss an ihre Vorgänger, über den Inhalt jener antichristlichen Gebete, die in der christlichen Außensicht konstitutiver Bestandteil des jüdischen Gottesdienstes zu sein schienen (Pfefferkorn 1508: a4r; Pfefferkorn 1509a: a3r; Victor von Carben 1550: c7r-v; Margaritha 1530: Q4r-v; Staffelsteiner 1562: a3r; Nigrinus 1570: 57; 66–67; Hess 1589: a7v; k6v–k7r; i4r–v; k1r–k2r; l2v–l3r; Buxtorf 1603: 219–222). Dass dabei die Gebetstexte oftmals in hebräischen Buchstaben oder Umschrift in lateinischen Buchstaben mit deutscher Übersetzung wiedergegeben wurden, beglaubigte die Vorwürfe zusätzlich. Eine tagespolitische Dimension erhielten die Anschuldigungen durch die in den letzten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts häufiger anzutreffende Behauptung, die Juden beteten für die Türken und wünschten ihnen den Sieg über die Christen (Hess 1589: k2r). Nicht nur in ihren Gebeten lästerten unseren Autoren zufolge die Juden Christus. Sie sprächen von ihm beispielsweise ausschließlich als Jeschu, was herabwürdig gemeint sei (Hess 1589: l1v). Die beiden Rabbiner in *Ein seltzam vnd wunderbarliches Gespräch* bekennen, Synagogen würden vorrangig errichtet, um den Mammon zu verehren und Christus zu lästern (Anonymus 1573: c7r). An Weihnachten, so heißt es im *Flagellum*, sagten die Juden, sobald sie die Glocken der Kirchen läuten hörten: „Jetzunder kreucht der Mamser durch alle Moschovim, das ist/ Nun muß das Hurenkindt durch alle Cloac vnd heimliche Gemächer gehen“ (Hess 1589: f7r). Jeden Tag spucke ein Jude viermal auf Christus. Daher hänge ihm der Speichel um den Mund und im Bart. Für die Christen ergebe sich daraus, nicht mit Juden zu trinken, zu essen und Umgang zu pflegen (Hess 1589: m6v).

Dass sie die Christen als ‚Gojim‘ bezeichneten, was mit ‚Heiden‘ zu übersetzen sei, wurde als Kränkung verstanden. Margaritha (1530: 103r) und Nigrinus

(1570: 73) berichten ergänzend, dass sie alles, was in der Schrift von Heiden und insbesondere von den Edomitern gesagt werde, auf die Christen bezögen. Von Jugend auf würden Juden in christenfeindlichen Alltagspraktiken trainiert und darin unterwiesen, Christen zu betrügen (Lombardus 1573: o4r–v). So diene ihnen Margaritha zufolge selbst ein von Christen arglos entgegenkommener Gruß, um diese verstohlen zu beleidigen:

Dergleichen schreyben sie auch vil inn jrem Talmudt/ das man kaynen Christen inn den namen Gottes empfahe sol/ man sol jm auch den frid nicht wünschen/ Die teütschen Juden haben den prauch so sie ain Christen empfahe/ sprechen sie nit sey Got willkommen/ sondern sprechen 7W schedwill kommen/ das ist teuffel kommen etc. (Margaritha 1530: b4r).

Auch Pfefferkorn (1509a: a4r), Luther (1920a: 514,10–14), der anonyme Dialog zweier Rabbiner (Anonymus 1573: b4r), Marcus Lombardus (1573: o3v) und Hess (1589: m6v) kannten die Verballhornung der Grußformel als ‚Schehet willkommen‘. Andere harmlose Alltagshandlungen würden von den Juden ebenfalls pervertiert: Im anonymen Gespräch zweier Rabbiner fand der christliche Leser die fingierte jüdische Selbstaussage, dass ein Jude, wenn er mit einem Christen trinke, heimlich Speichel in dessen Becher fließen lasse (Anonymus 1573: a8r). Jegliche Form des Umgangs mit Juden schien in dieser Perspektive gefährlich und daher zu meiden zu sein. Der jüdische Christenhass ist den christlichen Publizisten zufolge so groß, dass selbst jüdische Ärzte pflichtvergessen an ihren christlichen Patienten handelten (Nigrinus 1570: 154–158). Wiederum wird christliche Arglosigkeit jüdischer Perfidie gegenübergestellt:

Sie seind vns schedlich an vnserm leib/ etwa mit jrer ertzney/ dann als vil jn jnen ist bemühen sie sich/ ob sie mechten vmbringen die christen mit jrem verfluchen vnd artzneyen/ deshalb verbeit das heilig geistlich recht/ daz kein mensch kein ärtzney von den juden nehmen soll bey dem bann/ auch bitten sie got/ das er die christen wöl straffen/ mit hunger/ krieg/ vnd pestilentz. (Teuschlein 1520: c2v)

Besonders ausführlich beschäftigen sich die judenfeindlichen Traktate des 16. Jahrhunderts mit dem Wucher als Praxis, mit welcher die Juden den Christen schaden wollten (Pfefferkorn 1509a: a4v–b3v; Luther 1920a: 489,31–39; 521,8–20; Nigrinus 1570: 97–101; 109–135; Anonymus 1573: a4v; Hess 1589: l4r–l5r; vgl. Cluse 1999; Cluse 2015). Zumal die schwächsten Mitglieder des christlichen Gemeinwesens seien durch die Duldung des jüdischen Wuchers bedroht, sei dieser doch ein „außzieher des blüts der armen“ (Teuschlein 1520: a4v). Den Juden fehle jegliches Schuldbewusstsein, so heißt es bei Hess (1589: l3r–v), denn sie rühmten sich, durch den Wucher die Christen schädigen und die Obrigkeit bestechen zu können. Margaritha (1530: a3r–v) berichtet, die Juden

interpretierten den angerichteten Schaden als Gunsterweis Gottes; dieser begünstige sie nämlich so sehr, dass er sie zum Schaden der Christen Wucher treiben lasse. Dulde die Obrigkeit weiterhin den jüdischen Wucher, ließe sie zu, dass die Juden immer stolzer und halsstarriger würden und sich umso stärker als auserwähltes Volk begriffen (Margaritha 1530: j3v). Den Wucher zu verbieten, war also gleichermaßen religiöses wie sozialpolitisches Gebot.

Aufgrund des jüdischen Christenhasses mussten den untersuchten Traktaten zufolge die Christen zur eigenen Sicherheit mit harter Hand gegen die Juden vorgehen. Denn, wie Lombardus (1573: m1r–v) mahnte, verspotteten und verfluchten diese die Christen desto stärker, je freundlicher man mit ihnen umgehe. Der Juden Art sei, demjenigen Feind zu sein, der ihnen Gutes tue (Margaritha 1530: a4r). Die Juden seien, davon waren die Autoren überzeugt, so sehr christenfeindlich eingestellt, dass jegliche freundliche Handlung nur aus Zwang, nicht aus eigenem Willen resultieren konnte.

In Summa kain Jud will kainem Christen wol/ dann sie halten die Christen gantz für vnrain/ nach dem jnnhalt jres Talmuds/ vnd was güts vnnd redligkait sie den Christen erzaigen/ thond sie nit von hertzen sonder auß forcht. (Margaritha 1530: b4r)

Jüdisches Wohlverhalten gegenüber der christlichen Mehrheitsgesellschaft und der Obrigkeit wird von den volkssprachlichen Publizisten als durchweg taktisch motiviert dargestellt. Damit wurde der mögliche empirische Einwand, die angeblich drohende Gefahr lasse sich aus dem beobachtbaren Handeln der Juden nicht ablesen, a priori entkräftet. Man dürfe nämlich nicht dem schönen Schein trauen, sondern müsse die Absichten enthüllen, die die Juden leiteten. Tatsächlich wollten diese, so behauptet Staffelsteiner (1573: a3r), Herren im christlichen Land werden, um dann alle Christen totzuschlagen. Nigrinus (1570: 12) wusste vom Traum der Juden zu berichten, wieder über die Christen herrschen zu können, wie es zur Zeit Kaiser Hadrians der Fall gewesen sei. Die wahren Absichten der Juden ließ *Ein seltzam vnd wunderbarlichs Gespräch* Rabbi Feydel als Selbstaussage in Reimform vorgetragen: „Es steht auch all mein sinn vnd muth / Nur nach der Christen Gut vnd blut“ (Anonymus1573: a3v). Eck (1541: j1r–v) vermochte sogar eine religiöse Begründung anzuführen, warum die Juden die Zerstörung des römischen Reiches wünschten: Sie seien im Wahn befangen, ihr Messias werde nur kommen, wenn dieses untergehe. Deshalb arbeiteten sie daraufhin, diese Entwicklung zu befördern.

Das von der volkssprachlichen judenfeindlichen Publizistik gezeichnete Bild eines schrankenlosen, Religion wie Alltagsleben dominierenden jüdischen Christenhasses stand am Ende eines längeren ideengeschichtlichen Prozesses: Seit dem Hochmittelalter ist zu beobachten, wie das Konzept der antichristlichen Gerichtetheit des jüdischen Glaubens allmählich umgestellt wurde. Gal-

ten die Juden lange Zeit zuerst als Gottesfeinde, wurden sie allmählich zu Christenfeinden, darauf zu Feinden der gesamten Menschheit umgedeutet (Heil 2005). Dadurch erschienen die Juden als beständige Bedrohung des christlichen Lebens und des Gemeinwesens, was judenfeindlicher Agitatorik eine neue Drastik verlieh. Nigrinus (1570: 10) verbindet die ältere mit der neuen Deutung der antichristlichen Orientierung des Judentums, wenn er behauptet, dieses richte sich „wider Christum den Sohn Gottes/ vnd die gantze Christenheit“. Die Christen- und Menschenfeindschaft der Juden präsentiert der Gießener Pfarrer als selbstgewählte Positionierung in der Welt: „Was aber die edle Frucht jres Glaubens anbelanget/ dadurch sie sich so hoch/ edel vnd heilig rhümen/ vnd vns verachten vnd verfluchen/ ja dardurch sie Gottes Freund vnd aller Menschen feinde zu sein sich vermessen.“ (Nigrinus 1570: 12). Mit dem neuen Konzept war es viel leichter, weitreichende Maßnahmen wie die Ausweisung aller Juden eines Herrschaftsgebiets zu begründen. Darüber, welche Handlungsmaximen aus der Konstruktion der Juden als Christen- und Menschenfeinde zu folgen hatten, herrschte jedoch kein Einvernehmen. Symptomatisch sind hier Pfefferkorns frühe Schriften, die zwar das Judentum als wesentlich christenfeindlich präsentierten, daraus jedoch noch keine stringent durchgehaltenen Handlungsaufforderungen ableiteten, sieht man einmal vom Verbot jüdischen Wuchers und der Vernichtung des jüdischen Schrifttums ab. Im Laufe des Konflikts mit Reuchlin verhärtete sich seine Position noch einmal, so dass er eine großflächige Vertreibung der Juden für wünschenswert halten konnte (Pfefferkorn 1521: h3r–h4v). In der Entwicklung von Pfefferkorns Denken spiegelt sich damit die Radikalisierung der judenfeindlichen Publizistik des 16. Jahrhunderts: Das Judentum als christenfeindliche Ideologie zu entwerfen, ermöglichte, immer drastischere antijüdische Maßnahmen zu fordern. Gleichwohl waren diese Handlungsanweisungen auch bei vielen späteren Autoren in sich nicht stimmig: Es standen solche, die von einer fortdauernden Existenz der Juden unter den Christen ausgingen, jenen gegenüber, die die Juden aus der christlichen Welt verbannen wollten. So konnte selbst der besonders rigorose Luther (1920a: 523,1–524,33) in einer an die Obrigkeit gerichteten Liste zugleich fordern, dass die Synagogen und die Häuser der Juden zerstört würden, wie auch, dass der jüdische Wucher verboten werde: Während die letzte Forderung von einer (wenn auch strikt beschränkten) Fortexistenz der Juden unter den Christen ausging, bestand der Fluchtpunkt der beiden ersten Artikel darin, ein jüdisches Leben im christlichen Gemeinwesen zu verunmöglichen.

Innovation und Tradition christlicher Judenfeindschaft

Als systematisierende Zusammenfassung sei nun das bislang Ausgeführte daraufhin befragt, wie sich traditionale und innovative Elemente in der deutschsprachigen judenfeindlichen Publizistik des 16. Jahrhunderts zueinander verhalten. Die lateinischsprachige gelehrte Judenfeindschaft des Spätmittelalters war inhaltlich konservativ. Ohne mit dieser Aussage Unterschiede zwischen einzelnen Autoren und Werken leugnen und Entwicklungen einebnen zu wollen, fällt doch auf, dass die von christlichen Gelehrten verfassten lateinischen Apologien gegen die Juden über Jahrhunderte immer wieder einen im Kern nur wenig variierten Bestand von Argumenten vorbrachten und einer kommunikationsstrategischen Maxime verpflichtet blieben, die seit dem 12. Jahrhundert propagiert worden war. Demnach mussten das Alte Testament und – in zweiter Instanz – Vernunftargumente ausreichen, um den Juden ihre Irrtümer aufzuweisen, wohingegen man wusste, dass ein Argumentieren mit dem von den Juden nicht anerkannten Neuen Testament von vornherein zum Scheitern verurteilt war. Mit dem Sprachwechsel des 16. Jahrhunderts änderte sich daran prinzipiell nichts: Das Alte Testament blieb die wichtigste argumentative Ressource, um die Wahrheit des christlichen Glaubens zu erweisen, was möglich war, wenn es konsequent aus der Perspektive des Neuen Testaments gelesen wurde. Die seit Jahrhunderten vorgebrachten Bibelstellen und unterstützenden Vernunftargumente wurden im 16. Jahrhundert unverdrossen weiter gegen die Juden ins Feld geführt. Mit mittelalterlichen Vorgängern wie Abner von Burgos oder Paulus von Burgos teilte man außerdem den Ansatz, die rabbinische Tradition gegen die Juden argumentativ zu funktionalisieren. War aber die Mehrheit der christlichen Autoren lange Zeit auf die Schriften der Konvertiten angewiesen, um Zugang zum jüdischen Schrifttum zu finden, fanden im 16. Jahrhundert mit den wachsenden Hebräischkenntnissen im Zuge der humanistischen Bildungsreform immer mehr christliche Gelehrte einen direkten Zugang zum hebräischen Textbestand. Johannes Reuchlin und Sebastian Münster seien hier als prominente Beispiele genannt. Ein Reflex dieses Aufstiegs der Bibelphilologie ist erkennbar darin, dass sich in den Drucken judenfeindlicher Schriften regelmäßig hebräische Buchstaben und Sätze finden. Innovativ war die volkssprachliche Publizistik des 16. Jahrhunderts gegenüber ihren lateinischen Vorläufern insbesondere darin, den Riten und Gebräuchen des Judentums verstärkt Aufmerksamkeit zu schenken. Im ethnographischen Schrifttum war nicht mehr die überkommene theologische Auseinandersetzung mit dem Judentum prioritär, sondern eine Kritik an der gelebten jüdischen Religion. Sie wurde als biblisch nicht gedeckt und unsinnig präsentiert. Diese Perspektive

hinderte jedoch selbst einen scharfen Kritiker des Judentums wie Johannes Pfefferkorn nicht, vielfach sachlich richtige Schilderungen der jüdischen Festtage, des Gottesdienstes und anderer religiöser Praktiken zu geben, die den christlichen Zeitgenossen eine neue Sicht auf das präsentische Judentum in ihrer Mitte ermöglichten. Die Schriften seiner Nachfolger Antonius Margaritha und Johannes Buxtorf bilden bei allem stets sichtbaren Antijudaismus eine Keimzelle für eine wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Judentum, insbesondere seinen Festen, Gebeten, Riten und Gebräuchen.

Bei allen Differenzen im Detail zeichnete die deutschsprachige Publizistik das Judentum einvernehmlich als wesentlich christenfeindlich. Dadurch gelang es, die verschiedenen Argumentationsebenen in der Auseinandersetzung mit dem Judentum wechselseitig zu stärken und zu plausibilisieren. Unterscheiden lassen sich drei Ebenen: Erstens diejenige der theologischen Geltungsansprüche. Hier wurde auf biblischer Grundlage immer wieder aufs Neue die Messianität Jesu, die Trinität, die Inkarnation und die Jungfräulichkeit Marias bewiesen. Zweitens diejenige der religiösen Praktiken. Hier wurden die Gebräuche und Riten des zeitgenössischen Judentums als nicht vom mosaischen Gesetz gedeckt, sondern als menschliche Erfindungen dargestellt. Drittens diejenige des Gemeinwesens. Hier wurde der soziale Schaden beschworen, den der jüdische Wucher anrichte, und die vielen Gefahren geschildert, die von den Juden im alltäglichen Umgang drohten, vom Gruß bei der Begegnung auf der Straße bis zur Konsultation eines jüdischen Arztes. Zu einem geschlossenen Bild integriert wurden diese drei Ebenen durch den Rahmen der unterstellten antichristlichen Gerichtetheit des Judentums, die dieses den christlichen Publizisten zufolge in allen Aspekten durchdrang. Durch die These vom allumfassenden Christenhass gelang es den Publizisten nicht zuletzt, auch die altbekannten Vorwürfe der Hostienschändung (Teuschlein 1520: b2v–b3r; Nigrinus 1570: 144–146) und des Ritualmords (Nigrinus 1570: 137–152; Hess a7v–b1v) in einer Zeit zu plausibilisieren, als verschiedene christliche Gelehrte Zweifel an der Richtigkeit dieser stereotypen Vorwürfe erhoben.¹⁴ Wenn Oslander (1988) das verbesserte Wissen von den religiösen Vorstellungen der Juden nutzte, um den Ritualmordvorwurf ins Reich der Legenden zu verweisen, trat ihm Eck (1541) entgegen und verteidigte mit den alten Erzählungen auch das neue, in der volkssprachlichen Publizistik entworfene Bild des Judentums als willentlich und wissentlich akzeptierte Irrlehre mit alles dominierender antichristlicher Orientierung. Den Ritualmord präsentierte er als konsequente performative Umsetzung dieser Gerichtetheit jüdischen Lebens. Selbst wenn Ecks

14 Zur Geschichte des Ritualmordvorwurfs vgl. die Beiträge in Erb 2003; Buttaroni & Musial 2003; Hsia 1988; Mentgen 1994.

Schrift in ihrem Willen, jeden noch so abwegigen Beleg für das jüdische Verlangen nach christlichem Blut zu glauben, eine extreme Form christlichen Judenthums darstellt, so ist die Extremposition ähnlich wie die etwa zeitgleich entstandenen jüdenfeindlichen Spätschriften Luthers letztlich also nur ein besonders plakatives Zuendedenken des Bildes, das Judentum sei wesentlich christenfeindlich. Diese Orientierung beschränke sich, so behaupten die untersuchten Autoren, nicht auf das Feld religiöser Konkurrenz, sondern präge jede Form jüdisch-christlicher Interaktion. Daher genügte es nicht, gegen die jüdischen Geltungsansprüche mit religiös-theologischen Mitteln vorzugehen, nötig war vielmehr eine Judenpolitik, welche die Welt der Christen und die der Juden entflechte. Luthers Forderung, die Obrigkeit solle an den Juden „eine scharffe barmhertzigkeit“ (Luther 1920a: 541,26) üben, worunter er die Zerstörung der Synagogen, Arbeitszwang, Mord und die großflächige Vertreibung der Juden verstand, war lediglich die konsequenteste Form, diese Entflechtung durchzusetzen.

Die lateinischen Apologien des Hoch- und Spätmittelalters gaben häufig die Bekehrung der Juden als Kommunikationsziel an. Die meisten Autoren des 16. Jahrhunderts verzichteten in demonstrativer Resignation von vornherein auf Bekehrungsappelle, vielmehr rechneten sie mit der in düsteren Farben beschworenen Blindheit und Verstocktheit der Juden, welche ohnehin nicht bereit sein würden, den guten Gründen für einen Glaubenswechsel zu folgen. Faktisch handelte es sich jedoch bereits bei den mittelalterlichen Apologien mit der signifikanten Ausnahme des zunächst auf Hebräisch verfassten *Mostrador* (Abner von Burgos 1994–1996) weitgehend um innerchristliche Selbstgespräche über die Juden. Die zu Bekehrenden nahmen diese, allein schon aufgrund häufig fehlender Lateinkenntnisse, kaum zur Kenntnis. Die Umstellung der gelehrten jüdenfeindlichen Publizistik auf die Volkssprache im 16. Jahrhundert änderte dies, allerdings nicht unbedingt in der gewünschten Weise. Die Wahl der deutschen Sprache statt der lateinischen ermöglichte jüdischen Lesern einen leichteren Zugang zur jüdenfeindlichen Publizistik. Luthers 1523 erschienene Schrift *Dass Jesus Christus ein geborner Jude sei* etwa wurde von jüdischen Rezipienten wohlwollend aufgenommen, da man auf einen mildtätigeren Umgang hoffte, die vom Reformator erträumten großflächigen Glaubenswechsel blieben jedoch aus. Für andere jüdenfeindliche Autoren erwies sich die Wahl des Deutschen als Risiko: So musste sich Margaritha im Jahre 1530 bald nach Erscheinen von *Der gantz Jüdisch glaub* in einer Disputation auf dem Augsburger Reichstag gegen die vom Rabbiner Josel von Rosheim vorgetragene Kritik verteidigen, sein Werk enthalte viele Falschaussagen. Margaritha unterlag – und musste den Reichstag fluchtartig verlassen (Stern 1959: 85–89).

Schon in der mittelalterlichen jüdenfeindlichen Apologetik spielten Konvertiten eine bedeutende Rolle. Petrus Alfonsi, Abner von Burgos, Alfonso de

Spina oder Paulus von Burgos waren Konvertiten, die das Wissen des gewesenen Juden für die Auseinandersetzung mit ihrem alten Glauben nutzten. Geschätzt waren sie insbesondere, weil sie die rabbinische Tradition kannten und dieses Wissen an ihre christlichen Leser vermitteln konnten. Wie erwähnt, handelte es sich auch bei vielen der volkssprachlichen judenfeindlichen Publizisten des 16. Jahrhunderts um Konvertiten. Nun war es vor allem ihr Erfahrungswissen, das von der christlichen Leserschaft geschätzt wurde. Der Konvertit konnte als Informant auftreten, der die Geheimnisse der Juden enthüllte. Als Zeuge gegen seine einstigen Glaubensbrüder war der Konvertit daher geborenen Christen teuer. Pfefferkorn und Margaritha, die als Konvertiten sozial eine prekäre Stellung besaßen, gelang es aufgrund des spezifischen Wissens des Konvertiten, publizistisch erfolgreich zu sein und die Aufmerksamkeit der Gelehrtenwelt auf sich zu ziehen. Zugleich hatten Konvertiten jedoch mit dem Verdacht zu kämpfen, in ihnen könnte nach wie vor etwas ‚Jüdisches‘ vorhanden sein. In der Polemik gegen Johannes Pfefferkorn, die Mitte der 1510er Jahre von humanistischer Seite in Verteidigung seines Gegenspielers Johannes Reuchlin entfacht wurde, spielen derartige prorassistische Annahmen einer von der Taufe nicht affizierten jüdischen Natur eine wichtige Rolle (de Boer 2016a: 969–984; 998; 1022–1023; 1027).

Die Träger der deutschsprachigen judenfeindlichen Publizistik des 16. Jahrhunderts gehörten beiden konfessionellen Lagern an. Die Unterschiede, die bei allen Gemeinsamkeiten zwischen den einzelnen Texten bestehen, lassen sich nicht als Ausdruck einer konfessionellen Differenz lesen, sondern sind eher in den persönlichen Anschauungen, den Fähigkeiten und den institutionellen Sprecherpositionen der Verfasser begründet. Allerdings nutzten insbesondere Eck und Luther ihre judenfeindlichen Schriften nicht nur, um ihrem Judenhass freien Lauf zu lassen, vielmehr mischten beide diesen mit einer interkonfessionellen Polemik. Während Eck (1541: a3r) suggerierte, dass manch Lutheranhänger ungebührliche Sympathien für die Juden hegte, bestanden aus der Sicht Luthers zwischen Juden und Papisten bemerkenswerte Übereinstimmungen, namentlich ein vollkommen fehlgeleitetes Bibelverständnis und ein grundloses Vertrauen in die gnadenbringende Wirkung eigener Werke (Luther 1920a: 436,26–437,4; 448,3–36; 449,22–34; 511,25–34). Innerhalb des Protestantismus prägte Luther sowohl mit seinem Gesprächsangebot *Dass Jesus Christus ein geborner Jude sei* wie auch mit den unversöhnlichen Spätschriften für viele Jahrzehnte die Diskussion. Auffällig ist jedoch, dass sich schon im 16. und mehr noch im 17. Jahrhundert protestantische Autoren gemäß ihren eigenen Interessen eklektisch bei Luther bedienten. So konnte sowohl ein, etwa von Nigrinus (1570) eingefordertes, rigoroses Vorgehen wie eine Duldung der Juden zum Zweck der Bekehrung als lutherisch legitimiert erscheinen (Kaufmann 2014: 141–153; Friedrich 1988).

Abschließend lässt sich festhalten, dass die deutschsprachige judenfeindliche Publizistik des 16. Jahrhunderts ebenso sehr traditional wie innovativ war. In vielen Aspekten setzte sie nahtlos die Traditionen der gelehrten Judenfeindschaft fort, in anderen bot sie neues Wissen, neue Sprachformen, neue Argumentationsverfahren und Beglaubigungstechniken. Als diskursive Formation weist sie verschiedene Faktoren auf, die für die Transformation der Wissenschaften vom 15. bis zum 17. Jahrhundert konstitutiv waren: Dies ist erstens die konsequente Umstellung auf die Volkssprache, vergleichbar der zeitgleichen Fortentwicklung und Ausdifferenzierung deutscher Fachprosa zunächst in randständigen, schwächer institutionalisierten Wissensbereichen, mit zeitlicher Verzögerung auch in den universitären Disziplinen. Hinzu tritt zweitens die Betonung der Empirie als Wahrheitskriterium, die über Text-Bild-Verbindungen anschaulich inszeniert werden konnte.¹⁵ Viele Autoren judenfeindlicher Schriften stellten heraus, dass sie selbst Zeuge bestimmter Vorgänge und Praktiken geworden waren. Damit eng verbunden ist drittens die systematische Aufwertung von Erfahrungswissen, das neben Autoritäten wie Kirchenväter und andere Gelehrte trat, um die Geltungsansprüche der eigenen Aussagen zu stärken. Besonders für Konvertiten bot sich diese Rolle als Informant an, der aus seinem jüdischen Vorleben Skandalöses und Kurioses dem christlichen Leser mitteilen konnte. Empirie und Erfahrungswissen sicherten die Evidenz des Dargestellten, wobei Evidenz nicht, wie in der scholastischen Wissenschaft, sprachlogisch begriffen, sondern durch visuell gedachte Anschaulichkeit hergestellt wurde.¹⁶ Viertens erhob die diskursive Formation der gelehrten Judenfeindschaft einen totalisierenden Anspruch, indem sie behauptete, das Verhältnis von Juden und Christen auf allen Ebenen, vom Religiösen über das Rechtliche und Polizeiliche bis hin zum Alltagsleben, zu verstehen und entsprechende Handlungsvorschriften geben zu können. Auf diese Weise sollte ein vermeintlich empirisch gesicherter Erkenntnisgewinn performativ umgesetzt werden und so eine Verbindung von *knowing that* und *knowing how* erreicht werden, wie sie Kritiker der scholastisch-universitären Wissenschaft

15 Hiermit soll nicht die überholte These erneuert werden, die wissenschaftliche Revolution der frühen Neuzeit habe sich dadurch ausgezeichnet, dass die Wissenschaft empirisch geworden sei, nachdem sie Jahrhunderte zuvor sich um Empirie praktisch nicht gesorgt hätte, vielmehr entspricht dieser Befund den neueren wissenssoziologischen Arbeiten zur Scientific Revolution, die betonen, wie Empirie als Autorisierungsmechanismus propagiert und performativ erzeugt wurde (Schaffer & Shapin 1985; Long 2001). Text-Bild-Verbindungen und die Narrativierung von Augenzeugenschaft in judenfeindlichen Schriften sind derartigen Strategien eng verwandt.

16 Zum Aufschwung der Evidenz in den Wissenschaften des 16. Jahrhunderts vgl. die Beiträge in Wimböck, Leonhard & Friedrich (2007).

propagierten.¹⁷ Anders als in vielen mittelalterlichen den Juden gewidmeten Werken wurde dabei das Religiöse nicht mehr als Fundament betrachtet, von dem aus alle weiteren Relationen zu bestimmen seien, sondern vielmehr eine fundamentale, gleichsam wesensmäßige Differenz zwischen Juden und Christen behauptet, die sich im vermeintlichen jüdischen Christenhass manifestierte. In letzter Konsequenz war es dann möglich, von dieser ontologischen Tatsache aus alle übrigen Differenzen einschließlich der jüdischen Weigerung, Christus als Messias anzuerkennen, herzuleiten. Diesen Weg beschritt der moderne Antisemitismus.

Bei der christlichen Judenfeindschaft handelt es sich also nicht um eine isolierte diskursive Formation, die sich von den anderen gelehrten und wissenschaftlichen Diskursen abgekoppelt hätte. Vielmehr integrierte sie die veränderten zeitgenössischen Erwartungen, wie Wissen zu erwerben und zu verteidigen war, und sicherte so ihre Fortexistenz. Ein Grund für die beunruhigende Konstanz des publizierten Judenhasses über viele Jahrhunderte hinweg ist, dass dieser sich immer wieder neue sprachliche Ausdrucksformen suchte und sich den Einstellungen seines Publikums anpasste. Jahrhundertalte Vorurteile und Stereotype konnten gerade deshalb immer wieder wirksam aktualisiert werden, weil sie von ihren Verbreitern in neuem argumentativen und rhetorischen Gewand präsentiert wurden. Klischees und Unwahrheiten hielten sich nicht zuletzt deshalb hartnäckig, weil sie mit Halbwahrheiten und Zutreffendem so zu einer Melange vermischt wurden, dass nicht mehr sicher zu sagen war, wo die Wahrheit endete und wo die Lüge begann. In diesem Zugleich von Traditionalität und Innovativität, von Iteration und Transformation begründet liegt die ideengeschichtliche Wirkmächtigkeit des Judenhasses.

Bibliographie

Quellen

- Abner von Burgos (1994–1996): *Mostrador de Justicia*. Hrsg. v. Walter Mettmann (Abhandlungen der Nordrhein-Westfälischen Akademie der Wissenschaften 92). 2 Bde., Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Alfonsi, Petrus (1982): *Der Dialog des Petrus Alfonsi. Seine Überlieferung im Druck und in den Handschriften. Textedition*. Hrsg. v. Klaus-Peter Mieth. Berlin, Diss.

¹⁷ Eine derartige Kritik erwächst aus einer Rhetorisierung des Verständnisses von Wissenschaft, die sich etwa in den frühneuzeitlichen Diskussionen über den Zusammenhang von Beweis und Überzeugung in der Wissenschaft manifestiert (Serjeantson 2006).

- Alfonso de Spina (1494): *Fortalicium fidei contra iudeos saracenos aliosque christiane fidei inimicos*. Nürnberg: Koberger (GW 1578).
- Anonymus (1495): *Pharetra fidei catholicae sive idonea disputatio inter Christianos et Iudaeos*. [Köln: Quentell] (GW M45799).
- Anonymus (1573): *Ein seltzam vnd wunderbarliches Gespräch/ Von zweyen Jüdischen Rabinen gehalten*. S. l. (VD 16 ZV 28386).
- Buxtorf, Johann (1603): *Synagoga Iudaica: das ist, Jüden Schul*. Basel: Petri (VD 17 12: 108222H).
- Eck, Johannes (1541): *Ains Juden büechlins verlegung: darin ain Christ/ gantzer Christenhait zu schmach/ will es geschehe den Juden unrecht in bezichtigung der Christen kinder mordt*. Ingolstadt: Weissenhorn.
- Hess, Ernst Fredinand (1589): *Flagellum Iudeorum*. S. l. 1589.
- Lombardus, Marcus (1573): *Gründtlicher Bericht Vnd Erklärung von der Juden Handlungen vnnnd Ceremonien/ schelten vnd fluchen wider vnseren Herren Jesum Christum vnd seine Kirchen*. Basel (VD 16 L 2356).
- Luther, Martin (1900): Daß Jesus Christus ein geborner Jude sei. In: Martin Luther, *Werke. Kritische Gesamtausgabe* 11. Hrsg. v. Paul Pietsch (Weimarer Ausgabe, Abt. I, 11). Weimar: Böhlau, 307–336.
- Luther, Martin (1914): Wider die Sabbather. In: Martin Luther, *Werke. Kritische Gesamtausgabe* 50. Hrsg. v. Karl Drescher (Weimarer Ausgabe, Abt. I, 50). Weimar: Böhlau, 309–337.
- Luther, Martin (1920a): Von den Juden und ihren Lügen. Hrsg. v. Ferdinand Cohrs, Oskar Brenner. In: Martin Luther, *Werke. Kritische Gesamtausgabe* 53 (Weimarer Ausgabe, Abt. I, 53). Weimar: Böhlau, 412–552.
- Luther, Martin (1920b): Vom Schem Hamphoras und vom Geschlecht Christi. Hrsg. v. Ferdinand Cohrs & Oskar Brenner. In: Martin Luther, *Werke. Kritische Gesamtausgabe* 53 (Weimarer Ausgabe, Abt. I, 53). Weimar: Böhlau, 573–648.
- Margaritha, Antonius (1530): *Der gantz Jüdisch glaub mit sampt ainer gründtlichen und wahrhafften anzaygungge aller Satzungen, Ceremonien mit schoenen und gegründten Argumenten wyder iren Glauben*. Augsburg: Steyner (VD 16 M 972).
- Nigri, Petrus (1475): *Contra perfidos Iudaeos de conditionibus veri Messiae*. Esslingen: Feyner (GW M31881).
- Nigri, Petrus (1477): *Stern des Meschiah. In aller übung der vernunft ist die czu preysen vnd czu loben*. Esslingen: Feyner (GW M 27104).
- Nigrinus, Georg (1570): *Jüden Feind Von den Edelen Früchten der Thamludischen Jüden, so jetziger zeit in Teutschlande wonen, ein ernste, wolgegründe Schrifft*. S. l. (VD 16 S 4641).
- Osiander, Andreas (1988): Gutachten zur Blutbeschuldigung. Hrsg. v. Klaus Keyser. In: Andreas Osiander, *Gesamtausgabe, Bd. 7: Schriften und Briefe 1539 bis März 1543*. Hrsg. v. Gerhard Müller & Gottfried Seebaß. Gütersloh: Mohn, 216–248.
- Paulus von Burgos (1510): *Scrutinium scripturarum. Eximium opus quo Iudaica perfidia suo mucrone confoditur sicut allophili Golie caput proprio gladio a David detruncatum est*. Paris 1510.
- Pfefferkorn, Johannes (1507): *Der Juden Spiegel*. Nürnberg: [Huber].
- Pfefferkorn, Johannes (1508): *Ich heysß ein buchlijn der iudenbeicht*. Köln: Landen.
- Pfefferkorn, Johannes (1509a): *Ich bin ain Buchlin. der Juden veindt ist mein namen*. Köln: Landen.

- Pfefferkorn, Johannes (1509b): *In disem buchlein vindet yr ein entlichen furtrag. wie die blinden Juden yr Ostern halten, vnnd besonderlich wie das Abentmal gessen wirt.* Köln: Landen (VD 16 P 2292).
- Pfefferkorn, Johannes (1521): *Ajn mitleydliche claeg vber alle claeg an vnsern allernedichsten Kayser vnd gantz deutsche Nacion.* Köln: Kruffter 1521 (VD 16 P 2317).
- Staffelsteiner, Paulus (1536): *Warhafftig Widerlegung der grossen Verfälschung der Judischen Lehrer des 22. Psalm wider jren eygenen büchstaben.* Nürnberg: Guldenmund (VD 16 S 8500).
- Staffelsteiner, Paulus (1560): *Von dem grausamen/ schwerwichtigen handel der Christlichen kinder Bluts halben in welchem die Juden verummelt sein.* Heidelberg: Kohl (VD 16 ZV 22922).
- Staffelsteiner, Paulus (1562): *Von den zwelff Monaten/ Fasten/ vier newen Jarn/ Beschneidung der Kneblin/ vnnd wie die Mutter die erste Geburt lösen mûs bei den Juden.* Heidelberg: Kohl (VD 16 ZV 28528).
- Teuschlein, Johannes (1520): *Auflosung ettlicher Fragen zu lob vnd ere christi Jesu: auch seiner lieben mutter Marie, wider die verstockten plinte Juden, vnd alle die jhenen so sie in jren landen vnd stetten wider recht enthalten füren vnd gedulden neulich geschehen.* Nürnberg: Peypus (VD 16 T 623).
- Victor von Carben (1550): *Juden Büchlein. Hyerinne würt gelesen/ Wie Herr Victor von Carben/ welcher ein Rabi der Juden geweiß ist/ zû Christlichem glauben kommen.* S. l. (VD 16 V 974).

Forschungsliteratur

- Adams, Jonathan (2013): *Lessons in Contempt. Poul Ræff's Translation and Publication in 1516 of Johannes Pfefferkorn's „The Confession of the Jews“.* Odense: University Press of Southern Denmark.
- Bering, Dietz (1989): Gibt es bei Luther einen antisemitischen Wortschatz? Zur Widerlegung einer politischen Legende. In: *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 17, 137–161.
- Blumenkranz, Bernhard (1966): Jüdische und christliche Konvertiten im jüdisch-christlichen Religionsgespräch des Mittelalters. In: Paul Wilpert (Hrsg.), *Judentum im Mittelalter. Beiträge zum christlich-jüdischen Gespräch* (Miscellanea Mediaevalia 4). Berlin: De Gruyter, 264–282.
- Boer, Jan-Hendryk de (2016a): *Unerwartete Absichten – Genealogie des Reuchlinkonflikts* (Spätmittelalter, Humanismus, Reformation 94). Tübingen: Mohr Siebeck.
- Boer, Jan-Hendryk de (2016b): Form und Formlosigkeit des Judenhasses. Kommunikationsweisen judenfeindlicher Traktate um 1500. In: Jan-Hendryk de Boer, Marian Füssel & Jana Madlen Schütte (Hrsg.), *Zwischen Konflikt und Kooperation. Praktiken der europäischen Gelehrtenkultur (12.–17. Jahrhundert)* (Historische Forschungen 114). Berlin: Duncker & Humblot, 141–174.
- Brosseder, Johannes (2006): Die Juden im theologischen Werk von Johannes Eck. In: Rolf Decot & Matthieu Arnold (Hrsg.), *Christen und Juden im Reformationszeitalter* (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, Abteilung für abendländische Religionsgeschichte, Beiheft 72). Mainz: Zabern, 77–96.
- Burnett, Stephen G. (1994): Distorted Mirrors. Antonius Margaritha, Johann Buxtorf and Christian Ethnographies of the Jews. In: *Sixteenth Century Journal* 25, 275–287.
- Burnett, Stephen G. (2000): Christian Hebrew Printing in the Sixteenth Century. Printers, Humanism, and the Impact of the Reformation. In: *Helmantica* 51/154, 13–42.

- Burnett, Stephen G. (2002): Johannes Buxtorf Westphalus und die Erforschung des Judentums in der Neuzeit. In: *Judaica* 58, 30–43.
- Burnett, Stephen G. (2005): „Spokesmen for Judaism“. Medieval Jewish Polemicists and their Christian Readers in the Reformation Era. In: Peter Schäfer & Irina Wandrey (Hrsg.), *Reuchlin und seine Erben. Forscher, Denker, Ideologen und Spinner* (Pforzheimer Reuchlinschriften 11). Ostfildern: Thorbecke, 41–51.
- Burnett, Stephen G. (2012): *Christian Hebraism in the Reformation Era (1500–1660). Authors, Books, and the Transmission of Jewish Learning* (Library of the Written Word 19). Leiden, Boston: Brill.
- Buttaroni, Susanna & Stanisław Musiał (Hrsg.) (2003): *Ritualmord. Legenden in der europäischen Geschichte*. Wien u. a.: Böhlau.
- Cardelle de Hartmann, Carmen (2007): *Lateinische Dialoge 1200–1400. Literaturhistorische Studie und Repertorium* (Mittellateinische Studien und Texte 37). Leiden, Boston: Brill.
- Cluse, Christoph (1999): Zum Zusammenhang von Wuchervorwurf und Judenvertreibung. In: Friedhelm Burgard, Alfred Haverkamp & Gerd Mentgen (Hrsg.), *Judenvertreibungen in Mittelalter und früher Neuzeit* (Forschungen zur Geschichte der Juden, Reihe A 9). Hannover: Hahn, 135–163.
- Cluse, Christoph (2015): Jewish Moneylending in Dominican Preaching, Confession, and Counselling. Some Examples for Later Medieval Germany. In: Elias H. Füllenbach & Gianfranco Miletto (Hrsg.), *Dominikaner und Juden. Personen, Konflikte und Perspektiven im 13. bis 20. Jahrhundert* (Quellen und Forschungen zur Geschichte des Dominikanerordens, N.F. 14). Berlin, New York: De Gruyter, 195–230.
- Cohen, Jeremy (1982): *The Friars and the Jews. The Evolution of Medieval Anti-Judaism*. Ithaca, London: Cornell University Press.
- Dán, Róbert (1982): „Judaizare“ – the Career of a Term. In: Róbert Dán & Antal Pirnát (Hrsg.), *Antitrinitarianism in the Second Half of the 16th Century* (Studia Humanitatis 5). Budapest, Leiden: Akad. Kiadó, 25–34.
- Deutsch, Yaacov (2006): Von der Juden Ceremonien. Representations of Jews in Sixteenth-Century Germany. In: Dean Philipp Bell & Stephen G. Burnett (Hrsg.), *Jews, Judaism, and the Reformation in Sixteenth-Century Germany* (Studies in Central European Histories 37). Leiden, Boston: Brill, 335–356.
- Deutsch, Yaacov (2012): *Judaism in Christian Eyes. Ethnographic Descriptions of Jews and Judaism in Early Modern Europe*. Hrsg. v. Avi Aronsky. Oxford u. a.: Oxford University Press.
- Deutsch, Yaacov & Maria Diemling (2003): „Christliche Ethnographien“ von Juden und Judentum. Die Konstruktion des Jüdischen in frühneuzeitlichen Texten. In: Michael Konkel, Alexandra Pontzen & Henning Theissen (Hrsg.), *Die Konstruktion des Jüdischen in Vergangenheit und Gegenwart*. Paderborn: Schöningh, 15–27.
- Diemling, Maria (1999): ‚Christliche Ethnographien‘ über Juden und Judentum in der Frühen Neuzeit. Die Konvertiten Victor von Carben und Anthonius Margaritha und ihre Darstellung jüdischen Lebens und jüdischer Religion. Diss., Wien.
- Diemling, Maria (2006): Anthonius Margaritha on the „Whole Jewish Faith“. A Sixteenth-Century Convert from Judaism and his Depiction of the Jewish Religion. In: Dean Philipp Bell & Stephen G. Burnett (Hrsg.), *Jews, Judaism, and the Reformation in Sixteenth-Century Germany* (Studies in Central European Histories 37). Leiden, Boston: Brill, 303–333.
- Diemling, Maria (2015): Petrus Nigri (Peter Schwarz). Fifteenth-Century Polemicist, Preacher and Hebraist. In: Elias H. Füllenbach & Gianfranco Miletto (Hrsg.), *Dominikaner und*

- Juden. Personen, Konflikte und Perspektiven im 13. bis 20. Jahrhundert* (Quellen und Forschungen zur Geschichte des Dominikanerordens, N.F. 14). Berlin, New York: De Gruyter, 299–317.
- Erb, Rainer (Hrsg.) (2003): *Die Legende vom Ritualmord. Zur Geschichte der Blutbeschuldigung gegen Juden* (Dokumente, Texte, Materialien 6). Berlin: Metropol.
- Fleck, Ludwik (1980): *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache: Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Friedrich, Martin (1988): *Zwischen Abwehr und Bekehrung. Die Stellung der deutschen evangelischen Theologie zum Judentum im 17. Jahrhundert* (Beiträge zur historischen Theologie 72). Tübingen: Mohr.
- Frey, Winfried (1987): Ritualmordlüge und Judenhaß in der Volkskultur des Spätmittelalters. Die Schriften Andreas Osianders und Johannes Ecks. In: Peter Dinzelbacher & Hans-Dieter Mück (Hrsg.), *Volkskultur des europäischen Spätmittelalters*. Stuttgart: Kröner, 177–197.
- Graetz, Heinrich (1891): *Geschichte der Juden von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart*. Bd. 9: Geschichte der Juden von der Verbannung der Juden aus Spanien und Portugal (1494) bis zur dauernden Ansiedlung der Marranen in Holland (1618). 3. Aufl. Leipzig: Leiner.
- Guthmüller, Bodo (Hrsg.) (1998): *Latein und Nationalsprachen in der Renaissance* (Wolfenbütteler Abhandlungen zur Renaissanceforschung 17). Wiesbaden: Harassowitz.
- Haage, Bernhard D. & Wolfgang Wegner (2007): *Deutsche Fachliteratur der Artes im Mittelalter und Früher Neuzeit* (Grundlagen der Germanistik 43). Berlin: Schmidt.
- Hägler, Brigitte (1992): *Die Christen und die „Judenfrage“*. Am Beispiel der Schriften Osianders und Ecks zum Ritualmordvorwurf (Erlanger Studien 97). Erlangen: Palm & Enke.
- Hobbins, Daniel (2003): The Schoolman as Public Intellectual. Jean Gerson and the Late Medieval Tract. In: *American Historical Review* 108, 1308–1337.
- Hobbins, Daniel (2009): *Authorship and Publicity before Print. Jean Gerson and the Transformation of Late Medieval Learning*. Philadelphia: University of Pennsylvania Press.
- Hortzitz, Nicoline (2005): *Die Sprache der Judenfeindschaft in der frühen Neuzeit (1450–1700). Untersuchungen zu Wortschatz, Text und Argumentation*. Heidelberg: Winter.
- Hsia, Ronnie Po-chia (1988): *The Myth of Ritual Murder. Jews and Magic in Reformation Germany*. New Haven: Yale University Press.
- Kammerling, Joy (2006): Andreas Osiander, the Jews, and Judaism. In: Dean Philipp Bell & Stephen G. Burnett (Hrsg.), *Jews, Judaism, and the Reformation in Sixteenth-Century Germany* (Studies in Central European Histories 37). Leiden, Boston: Brill, 219–247.
- Kaufmann, Thomas (1998): Das Judentum in der frühreformatorischen Flugschriftenpublizistik. In: *Zeitschrift für Theologie und Kirche* 95, 429–461.
- Kaufmann, Thomas (2006): *Konfession und Kultur. Lutherischer Protestantismus in der zweiten Hälfte des Reformationsjahrhunderts* (Spätmittelalter und Reformation, N.R. 29). Tübingen: Mohr Siebeck.
- Kaufmann, Thomas (2011): *Luthers „Judenschriften“*. Ein Beitrag zu ihrer historischen Kontextualisierung. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Kaufmann, Thomas (2014): *Luthers Juden*. Stuttgart: Reclam.
- Kirn, Hans-Martin (1989): *Das Bild vom Juden im Deutschland des frühen 16. Jahrhunderts, dargestellt an den Schriften Johannes Pfefferkorns* (Texts and Studies in Medieval and Early Modern Judaism 3). Tübingen: Mohr Siebeck.

- Klein, Wolf Peter (2011): Die deutsche Sprache in der Gelehrsamkeit der frühen Neuzeit. Von der *lingua barbarica* zur *HauptSprache*. In: Herbert Jaumann (Hrsg.), *Diskurse der Gelehrtenkultur in der Frühen Neuzeit. Ein Handbuch*. Berlin, New York: De Gruyter, 465–516.
- Knoch-Mund, Gaby (1997): *Disputationsliteratur als Instrument antijüdischer Polemik. Leben und Werk des Marcus Lombardus, eines Grenzgängers zwischen Judentum und Christentum im Zeitalter des deutschen Humanismus* (Bibliotheca Germanica 33). Tübingen: Francke.
- Krone, Kerstin von der (2012): *Wissenschaft in Öffentlichkeit. Die Wissenschaft des Judentums und ihre Zeitschriften* (Studia Judaica 65). Berlin, Boston: De Gruyter.
- Long, Pamela O. (2001): *Openness, Secrecy, Authorship. Technical Arts and the Culture of Knowledge from Antiquity to the Renaissance*. Baltimore: John Hopkins University Press.
- Martin, Ellen (1994): *Die deutschen Schriften des Johannes Pfefferkorn. Zum Problem des Judenhasses und der Intoleranz in der Zeit der Vorreformation* (Göppinger Arbeiten zur Germanistik 604). Göppingen: Kümmerle.
- Mentgen, Gerd (1994): Über den Ursprung der Ritualmordfabel. In: *Aschkenas* 4 (1994), 405–416.
- Mikosch, Gunnar (2010): *Von alter ē und ungetriuwen Juden. Juden und Judendiskurse in den deutschen Predigten des 12. und 13. Jahrhunderts*. München: Fink.
- Oberman, Heiko A. (1981): *Wurzeln des Antisemitismus. Christenangst und Judenplage im Zeitalter von Humanismus und Reformation*. Berlin: Severin & Siedler.
- Ocker, Christopher (2006): German Theologians and the Jews in the Fifteenth Century. In: Dean Philipp Bell & Stephen G. Burnett (Hrsg.), *Jews, Judaism, and the Reformation in Sixteenth-Century Germany* (Studies in Central European Histories 37). Leiden, Boston: Brill, 33–65.
- Osten-Sacken, Peter von der (2002): *Martin Luther und die Juden. Neu untersucht anhand von Anton Margarithas „Der gantz Jüdisch glaub“ (1530/31)*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Overfield, James H. (1971): A New Look at the Reuchlin Affair. In: *Studies in Medieval and Renaissance History* 8, 167–207.
- Patschovsky, Alexander (1968): *Der Passauer Anonymus. Ein Sammelwerk über Ketzer, Juden, Antichrist aus der Mitte des 13. Jahrhunderts* (Schriften der Monumenta Germaniae Historica 22). Stuttgart: Hiersemann.
- Pelger, Gregor (2010): „Eine einzige ununterbrochene und noch nicht abgeschlossene Tragödie“. Über die Durchsetzung der Wissenschaft des Judentums im 19. Jahrhundert. In: *Jahrbuch für Universitätsgeschichte* 13, 93–109.
- Pörksen, Uwe (1983): Der Übergang vom Gelehrtenlatein zur deutschen Wissenschaftssprache. Zur frühen deutschen Fachliteratur und Fachsprache in den naturwissenschaftlichen und mathematischen Fächern ca. 1500–1800. In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 13, 227–258.
- Price, David H. (2011): *Johannes Reuchlin and the Campaign to Destroy Jewish Books*. Oxford u. a.: Oxford University Press.
- Przybilski, Martin (2010): *Kulturtransfer zwischen Juden und Christen in der deutschen Literatur des Mittelalters* (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte 61 (295)). Berlin, New York: De Gruyter.
- Rexroth, Frank (2008): *Expertenweisheit. Die Kritik an den Studierten und die Utopie einer geheilten Gesellschaft im späten Mittelalter* (Freiburger Mediävistische Vorträge 1). Basel: Schwabe.

- Rexroth, Frank (2012): Systemvertrauen und Expertenskepsis. Die Utopie vom maßgeschneiderten Wissen in den Kulturen des 12. bis 16. Jahrhunderts. In: Björn Reich, Frank Rexroth & Matthias Roick (Hrsg.), *Wissen, maßgeschneidert. Experten und Expertenkulturen im Europa der Vormoderne* (Historische Zeitschrift, Beihefte 57). München: Oldenbourg, 12–44.
- Schaffer, Simon & Steven Shapin (1985): *Leviathan and the Air-Pump. Hobbes, Boyle, and the Experimental Life*. Princeton: Princeton University Press.
- Schiewe, Jürgen (1996): *Sprachenwechsel – Funktionswandel – Austausch der Denkstile. Die Universität Freiburg zwischen Latein und Deutsch* (Germanistische Linguistik 167). Tübingen: Niemeyer.
- Schiewer, Regina D. (2015): ‚Sub Iudaica infirmitate‘, ‚Under the Jewish Weakness‘. Jews in Medieval German Sermons. In: Jonathan Adams & Jussi Hanska (Hrsg.), *The Jewish-Christian Encounter in Medieval Preaching*. New York, London: Routledge, 59–91.
- Schrekenberg, Heinz (1994): *Die christlichen Adversus-Judaeos-Texte und ihr literarisches und historisches Umfeld (13.–20. Jh.)* (Europäische Hochschulschriften XIII, 497). Frankfurt am Main u. a.: Peter Lang.
- Schubert, Kurt (1977): Das christlich-jüdische Religionsgespräch im 12. und 13. Jahrhundert. In: *Kairos* 19, 161–186.
- Serjeantson, R. W. (2006): Proof and Persuasion. In: Katharine Park & Lorraine Daston (Hrsg.), *The Cambridge History of Science*. Bd. 3: Early Modern Science. Cambridge: Cambridge University Press, 132–176.
- Stern, Selma (1959): *Josel von Rosheim. Befehlshaber der Judenschaft im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation*. Stuttgart: DVA.
- Walton, Michael T. (2005): Anthonius Margaritha – Honest Reporter? In: *Sixteenth Century Journal* 36, 129–142.
- Walton, Michael T. (2012): *Anthonius Margaritha and the Jewish Faith. Jewish Life and Conversion in Sixteenth-Century Germany*. Detroit: Wayne State University Press.
- Wenzel, Edith (1992): „Do worden die Judden alle geschant“. Rolle und Funktion der Juden in spätmittelalterlichen Spielen (Forschungen zur Geschichte der älteren deutschen Literatur 14). München: Fink.
- Wimböck, Gabriele, Karin Leonhard & Markus Friedrich (Hrsg.) (2007): *Evidentia. Reichweiten visueller Wahrnehmung in der Frühen Neuzeit* (Pluralisierung & Autorität 9). Münster: LIT.

Ursula Caflisch-Schnetzler

Die Bedeutung von Kommunikationsnetzwerken für die Entwicklung der deutschen Sprache im 18. Jahrhundert

In der zweiten „ganz veränderten und sehr vermehrten“ Auflage seines *Kurzen Begriffs aller Wissenschaften* von 1759 erneuerte der Philosoph, Ästhetiker und Pädagoge Johann Georg Sulzer bewusst sowohl die Ergänzung des Titels,¹ wesentliche Teile des Inhalts als auch den Umfang des Werks.² Beginnt er in der ersten Auflage von 1745 nach dem Vorbericht und seiner Einleitung gleich mit der „Historischen Gelehrtheit“, so ändert er dies bei der Überarbeitung, indem er „Die Philologie“ und damit die *Sprache* an den Anfang seiner Überlegungen zur Wissenschaft stellt. Die Philologie – so Sulzer – sei „der Inbegriff aller Regeln, Lehren und Anmerkungen“, welche zur gründlichen Erlernung der Sprachen dienten. Der fundierte Spracherwerb gehöre „unter die wichtigsten Bemühungen des Menschen“, da sie „das allgemeine Instrument“ sei, „wodurch der Unterricht in Künsten und Wissenschaften mitgetheilt“ werde. Es hänge demnach ein „grosser Theil der Vollkommenheit der Wissenschaften, von der Vollkommenheit der Sprachen ab, und es ließe sich beweisen, daß die Vernunft und Erkenntnis einer Nation allemal in einer sehr genauen Verbindung mit ihrer Sprache“ stehe. Sulzer (1759: § 7) beschliesst den Paragraphen mit der Schlussfolgerung, dass die „Vollkommenheit der Sprache“ demzufolge „als einer der schätzbarsten Vorzüge einer Nation anzusehen“ sei.

Ausgehend von Sulzers *Kurzem Begriff aller Wissenschaften* und einem Einblick in das epistolare Werk und Wirken des Zürcher Theologen und Schrift-

1 Vgl. Sulzer (1745) und Sulzer (1759). Vgl. Adler (2014).

2 Sulzer veränderte sein Werk von der ersten Auflage zur zweiten vom Inhalt her als auch vom Volumen. So finden sich 1745 neben dem Vorbericht und der Einleitung (§ 1–14) die Kapitel „Von der Historischen Gelehrtheit“ (§ 15–50), „Von der Philosophischen Gelehrtheit“ (§ 51–93) und „Von der Mathematischen Gelehrtheit“ (§ 94–138); in der zweiten Auflage von 1759 neben Vorrede und Einleitung (§ 1–6) die Kapitel „I. Die Philologie“ (§ 7–28), „II. Von der Historie“ (§ 29–67), „III. Die Künste“ (§ 68–98), „IV. Die Mathematik“ (§ 99–148), „V. Die Physik“ (§ 149–185), „VI. Die Philosophie“ (§ 186–239), „VII. Die Rechtsgelehrsamkeit“ (§ 240–258) und „VIII. Die Theologie“ (§ 259–285). Die erste Auflage zählt 96 Seiten mit 138 Paragraphen; die zweite und die folgenden Auflagen von 1772, 1774, 1778 und 1786 weisen 240 Seiten mit insgesamt 285 Paragraphen auf.

Ursula Caflisch-Schnetzler, Universität Zürich, Deutsches Seminar, Schönberggasse 9, CH-8001 Zürich, E-Mail: ursula.caflisch-schnetzler@uzh.ch

stellers Johann Caspar Lavater soll im Folgenden im Ansatz gezeigt werden, dass sich die deutsche Sprache vernakulär nicht ausschließlich an Universitäten und über Lexika und Wörterbücher zur Wissenschaftssprache bildete, sondern auch weitgehend über die im 18. Jahrhundert gespannten Kommunikationsnetzwerke etablieren konnte. Damit verband die deutsche Sprache neu nicht nur Gelehrte untereinander, sondern nahm auch interessierte Laien mit in die schriftliche Kommunikation auf, womit sich die Kluft zwischen Volkssprache und Gelehrtensprache zu schliessen begann und damit auch das Gedankengut der Aufklärung vertieft in breite Teile der Bevölkerung einfließen konnte.

Kurzer Begriff aller Wissenschaften

Der *Kurze Begriff aller Wissenschaften* erschien in gleicher Ausgabe mehrfach und erlebte auch nach Sulzers Tod 1779 eine neue Auflage (Grunert 2011: 227). 1793 trug die lateinische Übersetzung von Ludwig Heinrich Teuscher weiter zur Verbreitung dieses Werks bei.³ Dies ist umso erstaunlicher, da Sulzer seinen *Kurzen Begriff* bewusst auf Deutsch verfasst hatte und in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die gelehrten Werke v. a. in Leipzig zumeist in deutscher Sprache gedruckt wurden. Sulzer selbst hatte aber in der Auflage von 1759 angemerkt, dass dem gelehrten Deutsch sowohl ein Wörterbuch (1759: § 13) als auch eine Grammatik (1759: § 18) fehlten und es daher „Deutschland zu grossem Nutzen gereichen“ würde, wenn man die toten Sprachen Griechisch und Latein „mit größerm Eyfer und mit mehr Geschmack und Gründlichkeit“ (1759: § 26) lehrte. Für ihn als Gelehrten war die Vollkommenheit einer Sprache denn auch hauptsächlich durch folgende Punkte bestimmt: Erstens sollte sie einen ausreichenden „Vorrath guter Wörter und Redensarten“ haben, „wodurch jeder Begriff deutlich und bestimmt ausgedruckt“ werden kann; zweitens genügend Nomen („Nennwörter“) und Verben („Zeitwörter“), um den Begriffen ihre entsprechende Bestimmung zu geben; drittens eine „Biagsamkeit“ in der Zusammensetzung mehrerer Wörter innerhalb eines Satzes, damit „ein ganzer Gedanke bestimmt, richtig und nach Beschaffenheit der Sache leicht, oder nachdrücklich könne vorgetragen“ werden. Als weiteren Punkt führt Sulzer (1759: § 10) die Verschiedenheit langer und kurzer, hoher und tiefer, heller und dunkler Silben für die poetische Gestaltung der Sprache an.

³ Teuscher (1790). Grunert (2011: 227) gibt als Erscheinungsdatum für dieses Werk 1793 an.

Mit der Begrifflichkeit sowohl in der Anzahl der Wörter und Redensarten als auch durch deren genaue Anwendung folgt Sulzer dem Verstandes-Begriff im Zeitalter der Aufklärung. Die Aufklärung des Verstandes bewirkte die Entwicklung des gesamten geistigen Vermögens, wobei mit Verstand nicht mehr der in der Antike gebrauchte Begriff *intellectus* als intuitive Erkenntnis der höchsten Prinzipien gemeint war, sondern mit Kant das „Vermögen der Begriffe“. Die menschliche Vernunft bleibt demzufolge nicht mehr in der *ratio* verhaftet, sondern wird neu zum „Vermögen der Ideen“, was in der Aufklärung zu einer moralischen oder wissenschaftlich gebildeten, schauenden Vernunft führt, zum Reflexionsvermögen und damit zum höheren und umfassenden Erkenntnisvermögen (vgl. Schneiders 1995: 429–430). Verstand und Vernunft wurden im Zeitalter der Aufklärung zu zentralen Begriffen, die Sulzer auch bewusst in seinen Schriften entsprechend setzt. So schreibt er in dem 1773 verfassten pädagogischen *Entwurf der Einrichtung des [...] in Mitau neugestifteten Gymnasii Academici* (1773: 48),⁴ dass es für die Studenten bedeutend sei, „daß ihr Verstand das Wesentliche und das Wunderbare begreife, und nicht, daß sie als Papagoyen aus dem Gedächtniß schwatzen“, und in seinem *Kurzen Begriff* von 1759 (§ 7), dass die „Vollkommenheit der Wissenschaften“ von der „Vollkommenheit der Sprachen“ abhängen und dass es sich beweisen ließe, „daß die Vernunft [also das Reflexionsvermögen] und Erkenntnis einer Nation allemal in einer sehr genauen Verbindung mit ihrer Sprache stehe“. Um diese Konnotation von vernünftiger Erkenntnis und Sprache zu erreichen, sollten alle in einer Sprache gebrauchten Wörter in Wörterbüchern⁵ verzeichnet und ihre Bedeutung erklärt oder durch Beispiele verdeutlicht werden (1759: § 11), beginnend mit dem „natürliche[n] oder ursprüngliche[n] Sinn des Worts“, dessen „Nebenbedeutungen“ und der „figürliche[n] Bedeutung“. Die Anfertigung eines solch „vollkommenen Wörterbuchs“ ist nach Sulzer (1759: § 13) „die schwerste und fürtrefflichste Arbeit des menschlichen Verstandes“ und nur gelehrten Köpfen zuzuschreiben. Ohne die Begrifflichkeit anhand „philosophischer Scharfsin-

4 Vgl. dazu Caflisch-Schnetzler (2014: 161–174).

5 Vgl. dazu Lindner (1831): „Ander Manchseeltigkeiten des gebräuchlichen selbst anietzo zu geschweigen, wären derowegen besondere Werke nöthig, nemlich ein eigen Buch vor durchgehende Worte, ein anders vor Kunst-Worte, und letztlich eines vor alte und Land-Worte, und solche Dinge, so zu Untersuchung des Ursprungs und Grundes dienen, deren erstes man *Sprachbrauch*, auff Lateinisch *Lexicon*; das andere *Sprach-Schatz*, oder *cornu copiae*; das dritte *Glossarium*, oder *Sprachquell* nennen möchte.“ (§ 33) und (§ 41): „Was auch ein wohl ausgearbeitetes *Glossarium Etymologium*, oder *Sprach-Quell*, vor schöne Dinge in sich halten würde, wo nicht zum menschlichen Gebrauch, doch zur Zierde und Ruhm unserer Nation und Erklärung des Alterthums und der Historien, ist nicht zu sagen.“ Vgl. Pörksen & Schiewe (1995). Vgl. dazu auch Adelung (1774–1786).

nigkeit“ (1759: § 13) genau gesetzt zu haben, könne keine wissenschaftliche Sprache entstehen. Sulzer (1759: § 14, § 27) wünscht sich daher, dass „Deutschland dem rühmlichen Beyspiele andrer Länder, besonders der romanisch-sprachigen, welche ihre Wörter auf die Begriffe der lateinische Sprache zurückführen können, bald nachfolgen möge“. Mit dem *Kurzen Begriff* schafft er ein gelehrtes Werk in deutscher Sprache, hält dieser aber offensichtlich 1759 (noch) nicht zugute, dass sie in ihren Lexemen das gleiche wie die lateinische oder die romanischen Sprachen zu leisten vermag.

„Biagsamkeit“ der deutschen Sprache

Was die von Sulzer ebenfalls erwähnte „Biagsamkeit“ einer Sprache anbelangt, so wurde dieselbe der deutschen Sprache zumeist abgesprochen. Christian Fürchtegott Gellert (1751: Vorrede) geht in seinem Werk *Briefe, nebst einer praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen* gleich in der Vorrede auf dieses Vorurteil ein, meint jedoch, dass die deutsche Sprache durchaus „biagsam“ genug für das Schreiben von Briefen sei. Der deutsche Dichter und Moralphilosoph ergänzt diese Aussage im Hauptteil seines Werks, indem er festhält, dass sich Geschicklichkeit im Schreiben und Ausdruck durchaus aneignen lasse, so dass man in Briefen „seine Gedanken [...] in einer anständigen und vernünftigen Schreibart“ (Gellert 1751: 120) vortragen könne. Gellert bezieht sich in seiner *Praktischen Abhandlung* allerdings nicht auf die Wissenschaftssprache, sondern legt mit seinem Werk eine Anleitung für junge Leute zum Verfassen von Briefen in deutscher Sprache vor.

Der Wechsel von der lateinischen zur deutschen Wissenschaftssprache erfolgte nach traditioneller Auffassung Ende des 17. bis ins 18. Jahrhundert, verbunden mit den Namen der Gelehrten Christian Thomasius, Gottfried Wilhelm Leibniz und Christian Wolff (Klein 2011: 35). Thomasius war es bekanntlich, der im Herbst 1687 an der Leipziger Universitätskirche seine erste Vorlesung in deutscher Sprache ankündigte⁶ und damit auch Deutsch als Wissenschaftssprache zuließ. Die deutsche Sprache galt bis dahin als defizitär, da sie über zu wenig eigene Wörter verfüge und auch grammatikalisch und phonetisch als minderwertig galt.⁷ Der Anstoss, dennoch in deutscher Sprache gelehrte Texte

⁶ Zur Thomasius-Vorlesung vgl. den Beitrag von M. Prinz im vorliegenden Band.

⁷ Vgl. Haß (2001: 89–118; Kap. 5: Vom Nutzen des Wortschatzes – die Antworten der Aufklärer). Vgl. von Polenz (2013: 193–211; Kap. 5.7: Sprachreichtum und Sprachdeutlichkeit: Sprachkultivierte Lexikographie).

zu verfassen und damit das Elitäre des auf einen bestimmten Kreis beschränkten Wissenschaftsbereichs zu öffnen, kam zwar von Gelehrten, wurde aber auch mit dem Gedankengut der Aufklärung und des Protestantismus von innen her gefordert. Latein blieb dennoch implizit auch in den nun auf Deutsch verfassten Texten präsent, da sich die Gelehrten zumeist weiterhin auf lateinische Texte und deren Lexeme stützten und damit der eigenen Forderung nach Identität in der Wissenschaft nur bedingt nachkamen (vgl. Steinbach 1734/1973). Obschon ein erster Schritt zur deutschen Sprache getan war, klafften die lateinisch konnotierte deutsche Gelehrtensprache und die deutsche Gemeinsprache noch deutlich auseinander (Klein 2011: 44). Zudem gab es keine genauen Vorgaben, in welche Richtung sich die deutsche Gelehrtensprache entwickeln sollte, da die akademische Ausbildung im deutschen Sprachraum sehr stark variierte und es an universitären Instanzen mangelte, die „angesichts disparater Sprachstrategien für einzelne Varianten stabilisierend und damit vereinheitlichend hätten wirken können“ (Klein 2011: 45). Die Entwicklung der deutschen Wissenschaftssprache vollzog sich daher vorerst primär noch unter Gelehrten, die sich über ihre Werke und besonders auch ihre Korrespondenz in deutscher Sprache austauschten. Eine erste Öffnung aus der lateinisch-geprägten Universitätssphäre hin zur zusehends auch über die Sprache aufgeklärten Gesellschaft und damit zu einem breiteren Publikum war mit dem Schritt zur Schriftlichkeit in der eigenen Sprache jedoch nun primär gegeben.

Der Buchhändler und Verleger Johann Heinrich Zedler legte mit seinem *Grossen vollständigen Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste* das Fundament für die Begrifflichkeit im 18. Jahrhundert. In 64 Bänden und 4 Supplementbänden erschien von 1731 bis 1754 in Halle und Leipzig dieses gigantische enzyklopädische Werk, das sich nicht nur mit Rechtsprechung, Medizin, Philosophie und Astrologie in deutscher Sprache auseinandersetzte, sondern auch mit Handwerk und v. a. mit biographischen und geographischen Bereichen. Darin stösst man auch auf zwei Artikel zu deutschen „Societäten“ in Leipzig und Jena. Jene in Sachsen wurde 1697 gegründet, nannte sich „Societät der Deutschen Sprache (oder Deutsche Gesellschaft) in Leipzig“ und verpflichtete sich nach ihrer Reform 1727 der „Reinheit und Richtigkeit der deutschen Sprache; das ist, sie vermeidet nicht nur alle ausländische Wörter, sondern auch alle deutsche unrichtige Ausdrücke, und Provincial=Redens=Arten; so daß weder Schlesisch noch Meißnisch, weder Fränkisch noch Niedersächsisch sondern rein Hochdeutsch geschrieben wird, so wie man es in ganz Deutschland verstehen kann“ (Zedler: 38/Sp 191). Die „Deutsche Societät in Jena“ setzte sich mit ihren 1728 gefassten „Grund=Regeln“ zum Ziel, durch ihre Bemühungen „die Vollkommenheit der Deutschen Sprache überhaupt, und insonderheit der Beredsamkeit und Dichtkunst immer mehr und mehr ans Licht

zu bringen“ (Zedler: 38/Sp 174). Beide Gesellschaften zielen in ihren Forderungen auf eine Einheitlichkeit der deutsch geschriebenen Sprache zur besseren Verständlichkeit.

1741 bis 1742 erschien in Zürich der *Neue Historische Mercurius, der das Merckwürdigste [Wichtigste], theils aus der Politischen / theils aus der Gelehrten / Welt, berichtet*. Das sechste Stück von 1742 enthält einen „Vorschlag Eines unter einer gelehrten und vertrauten Societät immerfort circulierenden Briefwechsels“ (Mercurius 1742: 575–579). Darin wird in zwölf Paragraphen festgelegt, wie sich die Sozietät formieren und die Zirkularschreiben gehalten werden sollen. Interessant daran ist, dass es sich bei den Mitgliedern nicht mehr einzig um Gelehrte handelt, sondern „wackere, verständige und wolgesinnte Freunde von ungleichem Stande und verschiedenen Studiis“ sollen sich zusammenfinden, um in deutscher Sprache zu verschiedensten Themata (Natur, Kirche, Gemeinwesen, Bücher und Schriften) „vermittelst eines fortwährenden ordentlich bestimmten Circulirens ihrer Schreiben“ (Mercurius 1742: 576) durch den in der Sozietät geschützten Raum voneinander zu profitieren.

Netzwerkstrukturen im 18. Jahrhundert

Die deutsche Wissenschaftssprache formierte sich demzufolge im 18. Jahrhundert nicht in einer wiederum elitären Sprache, sondern wuchs vernakulär aus dem wissenschaftlichen Diskurs innerhalb der Gesellschaften und anhand der Schriftlichkeit in den Korrespondenznetzwerken und den gedruckten Schriften. Deutsche Gelehrte und zusehends auch Laien verschiedenster Provenienz nahmen am wissenschaftlichen Diskurs über Kommunikationsnetzwerke wie Sozietäten, Journale, Magazine, Werke und besonders über die Briefe teil. Wissen wurde populärer und damit auch die Sprache dazu, die sich dank ihrer ständigen Ausbreitung zusehends mit Begriffen und neuen Wörtern anfüllte. Junge, noch nicht etablierte Gelehrte und Laien fanden in diesen Netzwerken Aufnahme, wurden begleitet und über Empfehlungen weitervermittelt.

So auch Johann Caspar Lavater, der zusammen mit seinen engsten Freunden Felix und Heinrich Hess sowie dem späteren Maler Johann Heinrich Füssli zum einen über das zumeist der Aufklärung verpflichtete Bildungsprogramm am Collegium Carolinum (vgl. Marti 2007: 395–409), besonders aber über das Mentorat seiner Lehrer Johann Jacob Bodmer und Johann Jacob Breitinger in die Sozietät der Gelehrten aufgenommen wurde. Bodmer spornte Lavater, Hess und Füssli in ihrer politisch-patriotischen⁸ und literarischen Tätigkeit an und

⁸ Vgl. Lavater an Johann Joachim Spalding, betreffend Felix Hessens Tod, Zentralbibliothek Zürich, Familienarchiv Lavater (FA Lav Ms) 122.5.

förderte sie als Dichtervater, als „Vater der Jünglinge“;⁹ Breitinger führte sie in die Texte der Antike und v. a. der Bibel ein und zeigte den jungen Theologen, wie man „die Nacht menschlicher Lehren, die Gottes Wahrheit umwölkt“, selbstkritisch ergründen und erhellen kann (Caflisch-Schnetzler 2009: 499). Sulzer seinerseits begleitete die drei jungen Zürcher nach dem sog. „Grebhandel“ als Mentor von Zürich aus auf deren Reise 1763 quer durch Deutschland. Er führte sie in die Gelehrten-, Dichter- und bedeutenden Pfarrhäuser ein und überließ sie danach dem aufgeklärten Reformtheologen Johann Joachim Spalding zur weiteren Ausbildung. In Briefen aus der Ferne bei Spalding dankt Lavater seinen Lehrern für ihre Vermittlung und seine in Zürich genossene Ausbildung „in dem vertraulichsten Umgange“, wo er „Wahrheit, Vernunft und Tugend“ aus Bodmers redlichem Herzen sprechen höre (Caflisch-Schnetzler 2009: 503) und es Breitingers Wissen zu verdanken habe, dass er „so leicht zur Aufklärung und Erweiterung“ seiner Begriffe gelangt war (Caflisch-Schnetzler 2009: 505). Die Briefe zurück nach Zürich wie auch jene, die Lavater während seiner Ausbildungszeit an seine Freunde richtete und später an all die über 1860 Adressaten, sind zumeist in deutscher Sprache geschrieben. Sein erstes Tagebuch von 1761 trägt zwar mit *Diarium Mensis Januarius. 1761* noch einen lateinischen Titel (vgl. [Caflisch-]Schnetzler 1989); der Inhalt desselben ist aber wie zumeist die späteren Originalwerke Lavaters in deutscher Sprache verfasst. In seinem ersten Tagebuch von 1761 finden sich Werkauszüge verschiedenster Schriftsteller, welche am Collegium Carolinum gelehrt wurden oder welche Lavater nun selbst las. Auch in seiner Liste der „Bücher, die ich gelesen. NB bis A. 1768“ finden sich von ihm zusammengestellt die wichtigsten Werke der Zeit, zumeist in deutscher Sprache. So auch Sulzers *Kurzer Begriff*, den Lavater mit dem Adjektiv „unentbehrlich“ versieht (Caflisch-Schnetzler 2009: 516).

Lavater wurde von den Gedanken seiner Lehrern geprägt, vernetzte sich dann aber über die eigene, ständig wachsende Korrespondenz während seines weiteren Lebens mit ganz Europa, v. a. mit dem deutschsprachigen Raum, der von Zürich aus bis nach Hamburg und nach Mitau und St. Petersburg reichte. In den weit über 20.000 Briefen von ihm und an ihn, von denen der grösste

9 „Dich nur, Vater der Jünglinge!“. In: Johann Caspar Lavater: *Ode an Bodmer*. Die *Ode an Bodmer* von Lavater wurde erstmals 1770 einzeln in Zürich gedruckt; 1772 erschien sie unter dem gleichen Titel in: Die Noachide in Zwölf Gesängen von Bodmern. Neuste, von dem Verfasser verbesserte Auflage; 1774 wurde sie in den *Vermischten Schriften* und 1781 unter dem Titel *An Bodmern*. 1770. im zweiten Band der in Leipzig gedruckten Poesieen in zwei verschiedenen Ausgaben gedruckt, 146–149; 253–258; Viertes Buch, VI., 253–258. – Vgl. Weigelt (2001: Nr. 264).

Teil in der Zentralbibliothek Zürich liegt,¹⁰ findet sich ein breites Spektrum an Themen. So korrespondierte Lavater in mehr als vierzig Jahren intensiv mit Vertretern der Aristokratie, mit Theologen und Literaten, Publizisten und Verlegern, Ärzten und Philosophen. Er mischte sich in die Diskussion um pädagogische Programme ein und interessierte sich in seinen Briefen sowohl für mathematische als auch naturwissenschaftliche Themen. Sein Briefkorpus gibt damit nicht nur Auskunft über das eigene Leben und Werk, sondern zeigt eindrücklich die Bedeutung von Kommunikationsnetzen und sozialen Strukturen für die Generierung von Sprache innerhalb der Wissenskultur. Zudem verdeutlicht es den kulturellen Austausch von Ideen- und Wissensgeschichte im 18. Jahrhundert, der sich zu einem grossen Teil innerhalb der epistolaren Netzwerke abgespielt hat.

Als sich Lavater in den 70er Jahren intensiv mit der Physiognomik auseinandersetzte und von 1775 bis 1778 in vier Bänden die prächtigen Folianten der *Physiognomischen Fragmente, zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe* in Leipzig bei Philipp Erasmus Reich und in Winterthur bei Heinrich Steiner erschienen, war dies nicht das Werk eines Einzelnen, sondern eine Zusammenarbeit mit Johann Georg Zimmermann, Johann Gottfried Herder, Jakob Michael Reinhold Lenz, Johann Wolfgang Goethe u. a. m. Gemeinsam suchte man nach der Sprache für diese neu zu schaffende Wissenschaft und damit nach einer Ausdrucksform, die allgemein gültig für die Beschreibung der Bedeutung des Menschen innerhalb der göttlichen Schöpfung und Natur war.¹¹ „Alle Irrthümer in der Welt kämen nur vom Mangel der Sprache“, schreibt Lavater im vierten Band seiner *Physiognomischen Fragmente* unter dem Titel „Sprache, Sprache – kannst du nicht genug studiren“:

Man kann jede Wahrheit, wie seines Daseyns, gewiß werden, wenn sie unvermischt, unbenebelt, geläutert genug gesehen oder zu sehen gegeben wird – Also, also – studire mit besonderstem Fleiße die Sprache; deine Muttersprache, und anderer Völker [...]. Bey aller deiner Lektüre, allem deinem Umgange horch und laure auf jedes speziell bezeichnende Wort – und trage jedes sorgfältig in dein Wörterbuch ein. (Lavater 1775–1778: Bd. 4, 156–157)

Über die Korrespondenz wurden während der Entstehung dieses Werks Texte und Bilder zur Anfertigung und Durchsicht versandt; für die physiognomische

10 Vgl. Eggenberger & Stähli (2007). – Ab 2017 werden in dem am Deutschen Seminar der Universität Zürich beheimateten Forschungsprojekt *Johann Caspar Lavater: Historisch-kritische Edition ausgewählter Briefwechsel* sowohl die wichtigsten Briefwechsel Lavaters ediert als auch die Netzwerkstrukturen sämtlicher Briefe von und an Lavater aufgezeigt. – Vgl. www.lavater.com.

11 In Zedlers *Universal-Lexicon* finden sich zwar im Artikel zur „Physiognomie“ Hinweise auf physiognomische Werke; diese sind jedoch alle in lateinischer Sprache verfasst (Zedler: Bd. 27, Sp. 2239–2241).

Sprache fragte Lavater dann u. a. auch bei Christoph Friedrich Nicolai in Berlin und bei Christoph Martin Wieland in Weimar um Rat:

Wenn ich nur *schreiben* müßte, gäb' ich alle Jahre einen starken Band *Beyträge* zur Physiognomik heraus, weil aber dieses Werk einen zeitverschlingenden, sehr weitläufigen Detail von Bestellung u: merkantilischer *Bemühung* erfordert, *muß* ich mir, um meiner Ruhe, Gesundheit, Pflicht u: nähern Berufs willen ein Ziel setzen – mithin nur *Fragmente* liefern. | Die Sprache wird – wo der *Beobachter* des *Gesichts* des *Menschen* spricht, *warm* – wo sie räsionirt, schließt, lehret – *sehr simpel u: kalt seyn* ... | *Charakter* werd' ich nach *meinem* Gesichtspunkt, *wahr* schildern; das wird selten oder niemal in Paragraphen gesehn können. Aber – wenn ich *wissenschaftlich* spreche, werd' ich numerotiren[!]. Aber die Sprache? Ich wünschte, jemanden [bey] der Hand zu haben, der mir *péle méle* alle *physiognomischen* Worte |: u: deren find' ich welche neüe in Ihrem Briefe:| ausschrieb – wenigstens *Beyträge* gäbe.¹²

So eben fällt mir noch bey, daß ich der gütigen Anzeige meiner Fragmente [d.i Physiognomische Fragmente] noch nicht erwähnt. Liebster! – das nächste Mal – alle übersezbare Worte – deütsch. Ich mögte wirklich der deütschen Sprache mit aufhelfen.¹³

Goethe als einer der wichtigsten Mitarbeiter an diesem Werk beschließt den ersten Band der *Physiognomischen Fragmente* mit dem „Lied eines physiognomischen Zeichners“. Dieses hatte er Lavater im Dezember 1774 bereits zur Durchsicht zugeschickt (vgl. Funck 1901: 45). In der ersten der beiden Strophen des Liedes verlangt das lyrische Ich nach der dem genialen Dichter zugeschriebenen inneren Schöpfungskraft, um noch zitternd und stotternd die gefühlte, jedoch bekannte Natur auch in Worte fassen zu können:

Ach daß die innre Schöpfungskraft
Durch meinen Sinn erschölle!
Daß eine Bildung voller Saft
Aus meinen Fingern quölle!
Ich zittre nur und stottre nur
Und kann es doch nicht lassen;
Ich fühl' ich kenne dich, Natur,
Und so muß ich dich fassen. (Lavater 1775–1778: I, 272)

Wie Lavater durch die Netzwerke der Gelehrtenwelt sozialisiert wurde, so versuchten nun ihrerseits junge Gelehrte, über Lavater in diese Strukturen zu finden. Der erst zwanzigjährige Gottlob David Hartmann aus Tübingen nahm daher 1772 Kontakt zum bekannten Zürcher Theologen auf.¹⁴ Dieser musste seines Bekanntheitsgrades wegen bereits diesbezügliche Anfragen ablehnen, nahm

¹² Lavater an Christoph Friedrich Nicolai, 20. Mai 1774, FA Lav Ms 576, Brief Nr. 33.

¹³ Lavater an Christoph Martin Wieland, 8. November 1775, FA Lav Ms 586, Brief Nr. 90.

¹⁴ Die rund 55 Briefe von Gottlob David Hartmann an Johann Caspar Lavater aus den Jahren 1772 bis 1775 finden sich in der Zentralbibliothek Zürich unter der Signatur FA Lav Ms 511. Ein

sich dann aber trotz Vorbehalten¹⁵ des jungen Philosophen an.¹⁶ In seinem ersten Brief an Hartmann verweist Lavater auf seine arbeitsbedingte Zeitnot,¹⁷ berät Hartmann aber bereits im ersten langen Brief betreffend Lektüre¹⁸ und Verhalten¹⁹ und lädt ihn in den folgenden Briefen – zusammen mit Bodmer – zum weiteren Austausch nach Zürich ein.²⁰ Hartmann wird 1775 dank der Vermittlung der Zürcher und des in Berlin tätigen Sulzers mit knapp 25 Jahren ins Curländische Mitau an die dort neu gegründete Academia Petrina als Professor für Philosophie berufen. Bis dahin hatte er einzig den *Sophron*²¹ verfasst. Auf Grund dieses Werks, v. a. aber dank seiner intensiven Korrespondenzstätigkeit, befanden Bodmer, Lavater und der für die Berufungen zuständige Sulzer diesen jungen Gelehrten und Dichter dazu geeignet, mit seinem geniehaften Wesen die Ideen der Aufklärung im entfernten deutschsprachigen Mitau umzusetzen.

Auszug aus dem Briefwechsel zwischen Lavater und Hartmann zeigt, wie bedeutend diese Briefe sowohl für die Lavater- als auch die Sturm-und Drang-Forschung sind. Vgl. Cafilisch-Schnetzler (2014: 186–197).

15 Vgl. dazu Nathanael Köstlin an Johann Caspar Lavater, 25. März 1773, FA Lav Ms 517, Brief Nr. 173. Gedruckt vgl. Cafilisch-Schnetzler (2014: 184–185).

16 Johann Caspar Lavater an Gottlob David Hartmann, 24. März 1773, FA Lav Ms 563, Brief Nr. 112: „Mich dünkt, verzeihen Sie mir meine etwas stolz scheinende Äußerung – mich dünkt, daß ich in alle Gegenden ... alle Höhen und Tiefen Ihrer Seele hineinsehe. Und, wenn ich je ein Verlangen gehabt habe, einem Menschen zu seiner Bildung und Vervollkommnung behülflich zuseyn – so ist dieß Verlangen in mir gegen Sie rege.“ Gedruckt vgl. Cafilisch-Schnetzler (2014: 187).

17 Johann Caspar Lavater an Gottlob David Hartmann, 31. Januar 1773, FA Lav Ms 563, Brief Nr. 109: „Sie können sich wohl vorstellen, daß ich wenig Zeit habe, Ihnen alles das zu sagen, was ich Ihnen zur Beantwortung Ihres Briefes sagen sollte. Ich bin überhaupt beynahe beleidigend kurz in meinen Briefen: Aber ich muß es seyn. Nur ein paar Zeilen also, und Sie werden meine Kürze zu Gut halten.“

18 Johann Caspar Lavater an Gottlob David Hartmann, 31. Januar 1773, FA Lav Ms 563, Brief Nr. 109: „Ihnen, mein wehrter, Herr, mögte ich auch einige brüderliche Erinnerungen geben – Nur zur Erholung, zur Abwechslung zur Bildung Ihres Geschmacks – lesen Sie die besten deutschen Schriften eines Spaldings, Gellerts, Geßners, und die kernhaftern eines Crügots, Kanntz, Herders – aber zum Studium der Theologie – zur Bildung Ihres Christenthums nichts als die *Bibel*.“

19 Johann Caspar Lavater an Gottlob David Hartmann, 15. März 1773, FA Lav Ms 563, Brief Nr. 110: „Lernen Sie warten, bevor Sie absprechen. Vor-urtheile sind Urtheile – die der Beobachtung, der Untersuchung vorlaufen [...] Sie sind zu rüstig – zu schnell – mein Lieber!“ Gedruckt vgl. Cafilisch-Schnetzler (2014: 186).

20 Hartmann weilte von Ende September bis Ende Dezember 1773 in Zürich bei Lavater und Bodmer. Er berichtete von seinem Aufenthalt in der Limmatstadt in: *Erfurter gelehrte Zeitung auf das Jahr 1773*, 724. Gedruckt vgl. Cafilisch-Schnetzler (2014: 180–181, Anm. 113).

21 Hartmann (1773). Den *Sophron* widmete der junge Hartmann dem berühmten Aufklärungstheologen Johann Joachim Spalding.

Lavater und seine Zeitgenossen formten und prägten mit ihrer intensiven Schreibtätigkeit die deutsche Sprache,²² füllten sie mit neuen Wörtern und Begriffen und gaben ihr durch den intensiven schriftlichen Gebrauch auch bald jene von Sulzer geforderte „Biegsamkeit“ in Wort und Ausdruck. Mit den gewaltigen Korrespondenznetzwerken, welche sich im deutschsprachigen Raum in deutscher Sprache bildeten und sich über ganz Europa spannten, wurde die deutsche Sprache nicht nur aufgewertet, sondern bekam nun jenes Gewand, das sie zur Sprache der Dichter und Denker machte. Stotterte Goethe im „Lied eines physiognomischen Zeichners“ noch, so schuf er im *Prometheus* gleichzeitig Menschen nach seinem Bilde und half zusammen mit andern Dichtern und Denkern Lavater bei der Formulierung einer neuen Wissenschaftssprache für die *Physiognomischen Fragmente*.

Für Sulzer stand im *Kurzen Begriff aller Wissenschaften* die Sprache im Zentrum, von deren Vollkommenheit auch die Vollkommenheit einer Wissenschaft abhängen und die als eine der „schätzbarsten Vorzüge einer Nation“ anzusehen sei. Obschon er selbst als Gelehrter in deutscher Sprache schrieb, traute er derselben 1759 noch nicht die Fähigkeit von Latein und Griechisch zu. Er setzte jedoch mit seiner Forderung für Lexika und Wörterbücher sowie mit jener nach genaueren Ausdrücken in der Schriftlichkeit einen Impuls zum Schreiben in der eigenen Sprache. Die Aufforderung zum eigenen Denken und Schreiben übertrug er und seine gelehrten Freunde mit der Schriftlichkeit in deutscher Sprache auf die nachfolgende Generation. Zahlreiche Magazine, Journale und Gesellschaften sowie die Erkenntnis der Bedeutung der Briefe als Transportmittel von Ideen füllten mit Wortschöpfungen und neuen Begriffen die deutsche Sprache und vermittelten ihr damit eigene Möglichkeiten des Ausdrucks. Da das Interesse des Menschen sich im Zeitalter der Aufklärung von der Theologie zu den Human-, Geistes-, Sozial- und Naturwissenschaften hin bewegte, entstanden neue Wissensbereiche wie die Physiognomik, für welche in der geschriebenen Sprache spezifische Wörter geschaffen werden mussten. Auch öffnete sich die Wissenschaft bezüglich ihrer Klientel zu jenen des Lateinischen unkundigen gelehrten Laien, die sich nun in der eigenen Sprache am gelehrten Diskurs beteiligen konnten. Indem Sulzer als Gelehrter seine Werke und Briefe

22 *Nulla dies sine linea* war das Motto des ständig schreibenden und sich über das Wort erfahrenden Lavater. Vgl. dazu u. a. Johann Caspar Lavater an Diethelm Lavater, 28. März 1763, FA Lav Ms 5891.2, Brief Nr. 6. – Lavater an Frau von Rathsamhausen in Strassburg, 9. Dezember 1782, FA Lav Ms 578, Brief Nr. 12: „Sagen Sie mir wieder bald etwas von sich, und Ihren Fortschritten in der Erkenntniß, Kraft und Liebe. Stillstehn ist mir unerträglich. Nulla dies sine linea – Kein Tag ohne Fortschritt!“ – Vgl. auch den ersten Eintrag vom 23. Mai 1786 in Lavaters Tage- und Ratgeberbuch *Noli me Nolle* (FA Lav Ms 13.1).

selbst zumeist auf Deutsch verfasst hatte, traute er implizit dieser Sprache eine „Biegsamkeit“ und Genauigkeit in der Schaffung von Begriffen und deren Umsetzung über die Vernunft in eine Wissenschaftssprache zu. Um dieses Ziel zu erreichen, musste sich das Gelehrtennetzwerk jedoch über Journale, Magazine und Korrespondenzen öffnen und bezog damit auch weitere Kreise wie Frauen (Sophie von La Roche) und auch niedere Schichten (Ulrich Bräker) mit ein. Dank des angesammelten „Vorrath[s] guter Wörter und Redensarten“ konnten noch vor dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts wissenschaftliche als auch literarische Werke in der eigenen Sprache entstehen und in den bestehenden Netzwerken diskutiert werden.

Die deutsche Sprache entwickelte sich dank des Einbezugs der erweiterten Medien vernakulär zu einer im Kantschen Verstandesbegriff auch klaren Wissenschafts- und Literatursprache. Sulzer hatte in seinem *Kurzen Entwurf* die Wissenschaftlichkeit und Vollkommenheit einer Sprache „als einer der schätzbaren Vorzüge einer Nation“ eingefordert; als Vertreter der Aufklärung prägten er und seine Zeitgenossen, besonders aber die nachfolgende Generation, diese Entwicklung über ihre Korrespondentennetzwerke entscheidend mit.

Literatur

- Adelung, Johann Christoph (1774–1786): *Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuches Der Hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der Oberdeutschen*. 5 Theile. Leipzig: Bernhard Christoph Breitkopf und Sohn.
- Adler, Hans (Hrsg.) (2014): *Johann Georg Sulzer. Kurzer Begriff aller Wissenschaften. Erste (1745) und zweite (1759) Auflage. Mit einem Beitrag zu Leben und Werk J. G. Sulzers von Elisabeth Décultot* (Johann Georg Sulzer: Gesammelte Schriften, Band I). Basel: Schwabe.
- [Cafilisch-]Schnetzler, Ursula (1989): *Johann Caspar Lavaters Tagebuch aus dem Jahre 1761*. Pfäffikon/ZH: Schellenberg.
- Cafilisch-Schnetzler, Ursula (2009): „Wegzuleuchten die Nacht menschlicher Lehren, die Gottes Wahrheit umwölkt“. Johann Caspar Lavaters literarische Suche nach dem Göttlichen im Menschen, dargestellt an den Wurzeln der Zürcher Aufklärung. In: Anett Lütteken & Barbara Mahlmann-Bauer (Hrsg.), *Bodmer und Breitinger im Netzwerk der europäischen Aufklärung* (Das achtzehnte Jahrhundert. Supplementa, Band 16). Göttingen: Wallstein, 497–533.
- Cafilisch-Schnetzler, Ursula (2014): Pädagogik und Kommunikation – Zürich und das Baltikum. In: Hanspeter Marti, Ursula Cafilisch-Schnetzler & Karin Marti-Weissenbach (Hrsg.) *Kulturaustausch. Baltisches Echo auf Gelehrte in der Schweiz und in Deutschland*. Köln u. a.: Böhlau, 143–212.
- Eggenberger, Christoph & Marlis Stähli (Hrsg.) (2007): *Johann Caspar Lavater: Ausgewählte Werke in historisch-kritischer Ausgabe. Ergänzungsband Johann Caspar Lavater (1741–*

- 1801). *Verzeichnisse der Korrespondenz und des Nachlasses in der Zentralbibliothek Zürich*. Zürich: NZZ.
- Funck, Heinrich (1901): *Goethe und Lavater. Briefe und Tagebücher* (Schriften der Goethe-Gesellschaft, Band 16). Weimar: Goethe-Gesellschaft.
- Gellert, Christian Fürchtegott (1751): *Briefe, nebst einer praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen*. Leipzig: Johann Wendler.
- Grunert, Frank (2011): Kurzer Begriff statt langer Geschichte. Sulzers *Kurzer Begriff aller Wissenschaften* im Kontext der *Historia literaria* des 18. Jahrhunderts. In: Frank Grunert & Gideon Stiening (Hrsg.), *Johann Georg Sulzer (1720–1779). Aufklärung zwischen Christian Wolff und David Hume* (Werkprofile. Philosophen und Literaten des 17. und 18. Jahrhunderts, Band I). Berlin: Akademie, 227–244.
- Hartmann, Gottlieb David (1773): *Sophron, oder die Bestimmung des Jünglings für dieses Leben*. Mietau: Hinz.
- Haß, Ulrike (2001): *Deutsche Wörterbücher – Brennpunkt von Sprach- und Kulturgeschichte*. Berlin: De Gruyter.
- Klein, Wolf Peter (2011): Deutsch statt Latein! Zur Entwicklung der Wissenschaftssprachen in der frühen Neuzeit. In: Wieland Eins, Helmut Glück & Sabine Pretschner (Hrsg.), *Wissen schaffen – Wissen kommunizieren. Wissenschaftssprachen in Geschichte und Gegenwart* (Fremdsprachen in Geschichte und Gegenwart, Band 8). Wiesbaden: Harrassowitz, 35–47.
- Lavater, Johann Caspar (1775–1778): *Physiognomische Fragmente, zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe*. 4 Bände. Leipzig, Winterthur: Weidmanns Erben und Reich, Heinrich Steiner und Compagnie.
- Lindner, Heinrich (Hrsg.) (1831): *Des Freiherrn Gottfried Wilhelm von Leibnitz unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der Deutschen Sprache. Ein Handbuch für Jünglinge*. Dessau: Christian Georg Ackermann.
- Marti, Hanspeter (2007): Die Zürcher Hohe Schule im Spiegel von Lehrplänen und Unterrichtspensen (1650–1740). In: Barbara Mahlmann-Bauer & Anett Lütteken (Hrsg.), *12 Jubiläumsbeiträge „150 Jahre Zürcher Taschenbuch“: Die Zürcher Aufklärung. Johann Jakob Bodmer (1698–1783) und sein Kreis*. (Separatdruck aus dem Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 2008), 395–409.
- Mercurius, Neuer, Historischer, der das Merckwürdigste, theils aus der Politischen / theils aus der Gelehrten / Welt, berichtet*. Zürich 1741–1742.
- Polenz, Peter von (2013): *Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart*, 2. überarb. und erg. Aufl. Band 2. Berlin: De Gruyter.
- Pörksen, Uwe & Jürgen Schiewe (Hrsg.) (1995): *Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der Deutschen Sprache*, 2. Aufl. Stuttgart: Reclam.
- Schneiders, Werner (Hrsg.) (1995): *Lexikon der Aufklärung. Deutschland und Europa*. München: Beck.
- Steinbach, Ernst (1734): *Vollständiges Deutsches Wörterbuch*. Breßlau: Johann Jacob Korn.
- Steinbach, Ernst (1973): *Vollständiges Deutsches Wörterbuch. Mit einer Einleitung von Walther Schröter*. Hildesheim: Olms.
- [Sulzer, Johann Georg] (1745): *Kurzer Begriff aller Wissenschaften. Worinn die natürliche Verbindung aller Theile der Gelehrtheit gezeiget, auch ein jeder ins besondere nach seinem Innhalt, Nutzen und Vollkommenheit kürzlich beschrieben wird*. Leipzig: Johann Christian Langenheim.
- [Sulzer, Johann Georg] (1759): *Kurzer Begriff aller Wißenschaften und andern Theile der Gelehrsamkeit, worin jeder nach seinem Inhalt, Nuzen und Vollkommenheit kürzlich*

- beschrieben wird.* Zweyte ganz veränderte und sehr vermehrte Auflage. Leipzig: Johann Christian Langenheim.
- [Sulzer, Johann Georg] (1773): *Entwurf der Einrichtung des, von Sr. Hochfürstl. Durchlaucht, dem Herzoge von Curland, in Mitau neugestifteten Gymnasii Academici.* [o.O.]: [o.V.]. (erneut erschienen: Mietau 1774).
- Teuscher, Ludwig Heinrich (1790): *Joannis Georgii Sulzeri brevis notitia artium omnium et eruditionis partium.* Leipzig: Walther.
- Weigelt, Horst (Hrsg.) (2001): *Johann Caspar Lavater: Ausgewählte Werke in historisch-kritischer Ausgabe. Ergänzungsband Bibliographie der Werke Lavaters. Verzeichnis der zu seinen Lebzeiten im Druck erschienenen Schriften.* Zürich: NZZ.
- [Zedler, Johann Heinrich] (1731–1754): *Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste, welche bißhero durch menschlichen Verstand und Witz erfunden und verbessert worden.* Halle, Leipzig: Johann Heinrich Zedler.

Thomas Gloning

Spielarten von Kontroversen in der Wissenschaftskommunikation des 16. bis 18. Jahrhunderts

1 Kontroversen in der historischen Wissenschaftskommunikation

Kontroversen sind in der Frühen Neuzeit wichtige Bestandteile der „historischen Wissenschaftssprache“ bzw. genauer: des wissenschaftlichen Sprachgebrauchs oder der Wissenschaftskommunikation. Denn auch wenn Beiträge zu Kontroversen typische lexikalische und syntaktische Besonderheiten aufweisen, so sind diese doch eingebettet in eine mehr oder weniger stabile Praxis der gelehrten Auseinandersetzung, die in einem historisch-pragmatischen Beschreibungsraster bearbeitet werden muss. Solche Formen der Auseinandersetzung betreffen im 16. bis 18. Jahrhundert – um diesen Zeitraum soll es hier gehen – ganz unterschiedliche Disziplinen, z. B. die Medizin, die damals noch näher beieinander liegenden Bereiche der Astronomie und der Astrologie, die Theologie mit ihren Ausläufern in ganz handfeste Bereiche der Religionspolitik, die Alchemie, Metallurgie und die daraus erwachsende moderne Chemie, die Philosophie und weitere „wissenschaftsnahe“ fachliche Felder, z. B. im Bereich der Technik.

Solche fachlichen Auseinandersetzungen konnten sich zum Beispiel in den gelehrten Briefwechseln entfalten, sie hatten dann einen stärker privaten Charakter bzw. einen geringen Öffentlichkeitsgrad, der sich auf die Zirkel beschränkte, in denen die Briefe ausgetauscht wurden. Mit gedruckten Streitschriften konnte man eine breitere fachliche Öffentlichkeit erreichen, bei manchen Themen etwa im Spannungsfeld von Theologie und Religionspolitik sicher auch eine erweiterte Öffentlichkeit. Kontroversen waren in solchen Fällen in die

Anmerkung: Für hilfreiche Hinweise und Unterstützung danke ich Roman Degreif, Gerd Fritz, Dennis Kaltwasser, Heike Müller und Andre Pietsch. Ich danke auch den beiden anonymen GutachterInnen des Bandes: für die Anerkennung, die genaue Lektüre und die nützlichen Hinweise.

Thomas Gloning, Justus-Liebig-Universität Gießen, Institut für Germanistik, Otto-Behaghel-Str. 10 B, 35394 Gießen, E-Mail: thomas.gloning@germanistik.uni-giessen.de

medialen, institutionellen und wirtschaftlichen Zusammenhänge des Buchdrucksystems eingebunden, seit dem späten 17. Jahrhundert kamen die wissenschaftlichen Zeitschriften auf, die dann gravierende Veränderungen für die Kontroversenpraxis hervorbrachten.

Wissenschaftliche Kontroversen der Frühen Neuzeit kann man demnach als eine Familie von medial und institutionell eingebetteten „kommunikativen Gattungen“ (Th. Luckmann) ansehen, die sich evolutionär herausgebildet haben (u. a. mit Wurzeln in der Disputationspraxis)¹ und die neben Aspekten einer weitreichenden Schemabildung aber auch nicht geringe Realisierungsspielräume in den unterschiedlichen fachlichen Bereichen und im Hinblick auf individuelle Profile aufweisen können.

Zu den Aspekten der Außenstruktur der Kontroversen gehören, wie bereits erwähnt, die institutionelle Einbettung dieser Praxis an den Universitäten und ihren Fakultäten, an den Höfen, die in der Frühen Neuzeit zum Teil bedeutende Wissenschaftszentralen waren, man denke an den Hof Rudolfs II. in Prag um 1600, aber auch in religiösen Institutionen, zum Beispiel im Jesuitenorden, der über die Theologie hinaus auch exzellente und streitbare Wissenschaftler in anderen fachlichen Bereichen hervorgebracht hat. Die beiden großen medialen Infrastrukturen für die Kontroversenpraxis waren der Buchdruck und die gelehrten Briefwechsel.

Die Beschreibung der Aspekte der Binnenstrukturierung von Kontroversen, ihrer Spielarten und ihrer historischen Entwicklung im Längsschnitt sind die zentrale Aufgabe, die im Rahmen einer historischen Pragmatik der Wissenschaftskommunikation bearbeitet werden muss. Auf diese Aufgabe lassen sich folgende Leitfragen und Teilaufgaben beziehen:

1. Welche Funktionen haben Kontroversen im gelehrten „Stoffwechsel“ der Wissenschaft in der Frühen Neuzeit? Was leisten dabei einzelne Kontroversenbeiträge?
2. Welche fachlich orientierten Texttypen und welche Darstellungsformen wurden im Rahmen von Wissenschaftskontroversen in der Frühen Neuzeit verwendet? Wie kann man ihre typische Organisation, aber auch ihre Realisierungsspielräume charakterisieren? Wie hat sich das Repertoire der Darstellungsformen historisch entwickelt? Wie haben sich Aspekte der sprachlich-pragmatischen Organisation von Darstellungsformen im Rahmen von Kontroversen historisch entwickelt?

¹ Zu den Spielarten und zur Geschichte der Disputation vgl. u. a. Gindhart & Kundert 2010; Gindhart, Marti & Seidel 2016; Szduj, Seidel & Zegowitz 2012. Zum Zusammenhang des „Disputationsmodells“ mit Streitschriften-Kontroversen vgl. Fritz 2017, Kap. 10, insbesondere Abschnitt 10.2.

Im folgenden Abschnitt charakterisiere ich zunächst einen historisch-pragmatischen Beschreibungs- und Analyserahmen für diese Aufgabe. In den darauf folgenden Abschnitten erläutere ich diesen theoretisch-methodischen Rahmen anhand ausgewählter wissenschaftlicher Kontroversen des 16. bis 18. Jahrhunderts. Dabei sollen grundlegende Aspekte der Organisation historischer Wissenschaftskontroversen aus dieser Zeit, aber auch Realisierungsspielräume und historische Entwicklungstendenzen deutlich werden.

2 Die pragmatische Form historischer Wissenschaftskontroversen: ein Beschreibungs- und Analyserahmen

Die pragmatische Form historischer Wissenschaftskontroversen kann man in einem funktionalen, handlungstheoretischen Rahmen analysieren und beschreiben (vgl. Fritz 2010; Gloning 1999). Zentral sind dabei eine Reihe von Grundannahmen, die sich folgendermaßen formulieren lassen. Der kommunikative Gebrauch von Texten ist eine Form des komplexen sprachlichen Handelns. Texte sind Instrumente des sprachlichen Handelns, sie dienen jeweils spezifischen kommunikativen Funktionen. Im Lauf der Kommunikationsgeschichte haben sich Muster des Handelns mit Texten, historische Texttypen, herausgebildet, die auf wiederkehrende Funktionen gerichtet sind. Dabei spielen sich Prozesse der Verfestigung nach einem Invisible-hand-Muster ab, bei denen das individuelle Handeln vieler Sprecher bzw. Schreiber, wenn es gleichen oder ähnlichen Zielen folgt, überindividuelle Resultate der Verfestigung hervorbringt (Beckmann & König 1995; Keller 1990). Einer Idee von Thomas Luckmann (1986) folgend, kann man das Repertoire der auf diese Weise abgedeckten kommunikativen Funktionen und der darauf bezogenen Formen der Kommunikation als einen kommunikativen „Haushalt“ betrachten.

Die historische Ausprägung einzelner Texttypen oder auch komplexer Kommunikationsformen wie z. B. Kontroversen kann man auf das Zusammenspiel grundlegender pragmatischer Parameter zurückführen, die ich im Folgenden kurz erläutere.

(1) Ein übergeordneter Aspekt ist die Frage, welche Funktion(en) ein Text bzw. eine komplexe Kommunikationsform, in die der Gebrauch von Texten eingebettet ist, aufweist. So kann man in Bezug auf historische Kontroversen und die dabei verwendeten Texte Funktionen wie die Wahrheitsermittlung, den Abgleich von Positionen und von argumentativer Substanz, aber auch die Verteil-

digung der persönlichen oder der Gruppenehre ansehen. Man muss dabei gar nicht von einer einzigen dominierenden Funktion ausgehen, nicht selten verfolgen die Akteure in historischen Kontroversen mehrere Zielsetzungen gleichzeitig, so dass man dementsprechend von den Kontroversen sagen kann, dass sie zum Beispiel nicht nur der Ermittlung der Wahrheit dienen, sondern gleichzeitig der Verteidigung der wissenschaftlichen Ehre oder von wissenschaftlichem Einfluss.

(2) Sprachliche Handlungen und die möglichen Formen ihrer Sequenzierung, die typisch sind für einzelne Textmuster, sind im Kern von den übergeordneten Funktionen mit bestimmt. So werden wir sehen, dass in den historischen Streitschriften typische Züge wie das Wiedergeben einer gegnerischen Position und die unmittelbar darauf folgende argumentative Behandlung der wiedergegebenen Position z. B. durch Einwände ein häufiges Abfolgemuster ist. Aber auch Formen der persönlichen Herabsetzung gehören in manchen Bereichen zum Repertoire der Handlungsformen.

(3) Ein grundlegender Parameter der Organisation von Kontroversentexten und ganzen Kontroversen ist die thematische Organisation und ihre Dynamik im Verlauf der Kontroverse. So kann man in vielen Kontroversen beobachten, dass eine leitende Streitfrage sich zerlegen lässt in unterschiedliche strittige Teilfragen. Die thematische Substanz einer Kontroverse verändert sich im Lauf der Behandlung der strittigen Punkte. Denn neue thematische Punkte, die etwa zur Stützung einer strittigen Teilfrage eingeführt werden, können ihrerseits zur strittigen Substanz der Kontroverse hinzukommen. Auch die Frage nach den Verfahren und Mustern der Themenorganisation ist ein zentraler Aspekt bei der Analyse von Kontroversentexten und ganzen Kontroversen. So war zum Beispiel das Punkt-für-Punkt-Verfahren, das im Disputationswesen, aber auch im juristischen und im Verwaltungsschrifttum eine lange Geschichte hat, ein wesentliches Verfahren für die Strukturierung der thematischen Substanz und auch der Erfolgsbuchführung in Kontroversen.

(4) Grundlegende kommunikative Maximen wurden zunächst von Paul Grice im Rahmen seiner Theorie der Verständigung und der Implikaturen „entdeckt“. Im Anschluss daran wurde deutlich, dass auch viele weitere Arten von Maximen das sprachliche Handeln in unterschiedlichen Kommunikationsbereichen steuern. Es wurde weiter deutlich, dass die in einzelnen Bereichen gültigen Kommunikationsmaximen auch historisch ausgeprägt und historisch veränderlich sind (vgl. Fritz 2008). So werden wir sehen, dass in unseren Kontroversen immer wieder Prinzipien wie (christliche) Sanftmut, respektvoller Umgang, Höflichkeit und Sachorientierung angemahnt und oft genug auch verletzt wurden. Die Befolgung oder Nicht-Befolgung bestimmter Kommunikationsmaximen ist neben dem Repertoire sprachlicher Handlungen und dem Vo-

kabular auch ein wichtiger Aspekt der Analyse von persönlichen Kontroversenstilen. Paracelsus oder Jan Abraham à Gehema geben Beispiele für besonders „ruppige“ Kontroversenführung, die sich häufig auch bei Autoren theologisch-religionspolitischer Streitschriften findet. Die Berufung auf und die Auseinandersetzung um kommunikative Maximen der Kontroversenführung erlaubt es darüber hinaus, implizite „Kontroversentheorien“ der Zeitgenossen zu rekonstruieren (vgl. Gloning 2005). Solche Theorien der Kontroverse sind im Kern Auffassungen, die zu einer bestimmten Zeit über die Funktionen, die Handlungsspielräume, die Beteiligungsrollen und die Leitprinzipien der Kontroversenführung geherrscht haben. Sie sind historisch veränderlich, ihre Geltungsbereiche können in verschiedenen kommunikativen Domänen auch unterschiedlich ausgeprägt sein.

(5) Historische Textmuster und Gesprächsformen sind auch geprägt von typischen sprachlichen Mitteln, mit denen die zentralen kommunikativen Funktionen umgesetzt werden. Hierzu gehören zum einen typische syntaktische Muster für sprachliche Handlungen (z. B. Vorwürfe) bzw. kommunikative Aufgaben (z. B. Strukturierung einer Aufzählung), zum anderen die lexikalischen Mittel, z. B. für kommunikative Aufgaben im Rahmen der Argumentation wie Konnektoren, aber auch für spezifische thematische Aufgaben. Das Wortschatzprofil von Kontroversen und Kontroversenbeiträgen ist also funktional und thematisch geprägt, es hängt aber auch mit der Befolgung von Kommunikationsmaximen zusammen. Höfliche und respektvolle Rede erfordert in der Regel auch bestimmte lexikalische Mittel, umgekehrt sind Formen der Beleidigung oder der persönlichen Herabsetzung ebenfalls an den Gebrauch bestimmter Ausdrücke gebunden. Die sprachlichen Mittel zeigen besonders deutlich, dass die hier aufgeführten Parameter der Organisation von Texten und komplexen Kommunikationsformen nicht unabhängig voneinander sind, sondern vielfältige Zusammenhänge aufweisen (vgl. Fritz 2016a; 2016b).

(6) Neben den gerade erläuterten Parametern lassen sich noch weitere Gesichtspunkte nennen, die für die Organisation von Kontroversen und Kontroversenbeiträgen erheblich sind, z. B. die Personen- und Rollenkonstellation, Formen der Intertextualität, die Frage nach Phasen der Interaktion, übergeordneten Strategien oder emergenten Resultaten wie z. B. die Bildung von Koalitionen, die ursprünglich gar nicht intendiert waren. Diese Aspekte der Organisation lassen sich auf die ersten fünf grundlegenden Parameter zurückführen. So kann man z. B. thematische Phasen oder Phasen mit einem spezifischen Handlungsprofil rekonstruieren.

(7) In einer historisch-evolutionären Perspektive können wir zunächst nach den Verhältnissen zu einem historischen Zeitpunkt bzw. in einem historischen Zeitschnitt, z. B. der Zeit um 1600, fragen. Dabei sind unterschiedliche

Stufen der Komplexität zu berücksichtigen: Man kann nach der Organisation eines einzelnen Kontroversenbeitrags, zum Beispiel einer Streitschrift, fragen, man kann darüber hinaus fragen, ob es zu diesem Zeitpunkt so etwas wie ein typisches Muster für die Gestaltung und die Organisation von Streitschriften gibt. Auch die Frage, ob und ggf. welche Gemeinsamkeiten oder Unterschiede solche Muster in den unterschiedlichen Fachzonen aufweisen, ist wichtig für die Analyse der Verhältnisse zu einem bestimmten Zeitpunkt. Dieselben Frageperspektiven kann man auch auf die nächsthöhere Konfigurationsebene anwenden, die Kontroverse als einen Verbund von Kontroversenbeiträgen, der zum einen durch einen thematischen Fokus, zum anderen durch intertextuelle Verweistechiken strukturiert ist. Und auch hier kann man über den Vergleich unterschiedlicher Kontroversen herausfinden, ob und inwiefern es ein für den Zeitschnitt typisches Organisationsmuster wissenschaftlicher Kontroversen gibt oder ob es solche Organisationsmuster nur für bestimmte Fachzonen gibt. Für die Zeit um 1700 kann man zum Beispiel zeigen, dass die Nutzung von Zeitschriftenartikeln die Voraussetzung war für ein verändertes Kontroversenmodell, dass aber das ältere Streitschriftenmodell noch lange Zeit parallel zum neuen Modell angewendet wurde.

Damit sind wir auch bei der Frage nach der Entwicklung von Arten von Kontroversenbeiträgen (Texttypen, Gesprächsformen) und Arten der Organisation von wissenschaftlichen Kontroversen im historischen Längsschnitt. Das Bild von Jost Trier zu den Zeitschnitten und ihrer Abfolge bei der Organisation von Wortfeldern lässt sich übertragen auf die Beschreibung der kommunikativen Verhältnisse und ihrer historischen Dynamik. Eine solche Längsschnittperspektive setzt natürlich viele Einzelbefunde zu zeitlich gestaffelten Querschnitten und zu unterschiedlichen Fachzonen voraus: sowohl zur typischen Organisation von Kontroversenbeiträgen als auch von ganzen Kontroversen. Diese Voraussetzungen sind derzeit zwar noch nicht breit erfüllt, aber es liegen doch viele detaillierte Vorarbeiten vor, die ein Bild zu den Verhältnissen im 16., 17. und 18. Jahrhundert ermöglichen und auch erste Entwicklungstendenzen zeigen.

In einer historisch-evolutionären Perspektive stellt sich schließlich auch die Frage nach den Formen und Formaten der Erklärung von historischen Entwicklungen solcher kommunikativen Konfigurationen auf den genannten Komplexitätsstufen. Ich habe oben bereits angedeutet, dass eine Invisible-hand-Theorie den Rahmen für eine Erklärungsumgebung liefern kann, die allerdings angereichert werden müsste mit Komponenten, welche die medialen und institutionellen Rahmenbedingungen stärker mit berücksichtigen.

In den folgenden Abschnitten bespreche ich nun in gebotener Kürze vier unterschiedliche Kontroversen, die unterschiedlichen Zeitschnitten und ver-

schiedenen Fachzonen angehören. Sie stammen aus dem Umfeld von Forschungen, die ich in den letzten Jahren zusammen mit Gerd Fritz unternommen habe und die im Verlag John Benjamins erscheinen. Nach den vier Beispielen folgen eine erste Zusammenschau und ein Ausblick.

3 Johannes Kepler in einer Kontroverse über den Status der Astrologie als Wissenschaft (1597–1610/11)

3.1 Die Kontroverse: Gegenstand, Beiträger, Texte

In den Jahren 1609 und 1610 veröffentlichte Johannes Kepler, vielleicht der hochkarätigste Mathematiker und Astronom der Zeit um 1600, zwei Kontroversenbeiträge in deutscher Sprache, in denen es in erster Linie um den Status der Astrologie als Wissenschaft ging.² Dabei bezog er sich zum einen auf Schriften von Helisäus Röslin, einem Hofmann, den er persönlich kannte und der 1597 und 1606 Abhandlungen über Kometen und neue Sterne und ihren Vorzeichencharakter veröffentlicht hatte. In einer lateinischen Schrift aus dem Jahr 1606 hatte sich Kepler kritisch dazu geäußert, was Röslin zu einer Erwiderung veranlasste, die 1609 als selbstständige Schrift erschien. In seinen Werken von 1609 und 1610 antwortet Kepler zum einen auf Röslin, er bezieht sich aber auch auf einen weiteren Kontroversenstrang zu diesem Thema, einer Auseinandersetzung zwischen dem Prediger Melchior Schaerer, selbst Verfasser von Kalendern mit Vorhersagen, und dem Arzt Philipp Feselius, einem scharfen Kritiker astrologischer Vorhersagen. Man kann die Positionen der Befürworter (Röslin, Schaerer) und der Gegner (Feselius; Kepler nur in Teilen) der Astrologie verkürzt und schematisch so wiedergeben.

Die Befürworter der Astrologie und des Zeichencharakters neuer Sterne vertreten folgende Auffassungen:

- a) Kometen und Neue Sterne haben Vorzeichencharakter.
- b) Spezifische Prophezeiungen sind möglich und methodisch gesichert.

Dagegen sind die Gegner der Astrologie und des Zeichencharakters neuer Sterne der Auffassung:

² Vgl. zu dieser Kontroverse Gloning 2002 und Fritz/Gloning (to appear), Ch. 2.

- a) Kometen und Neue Sterne haben keinen Vorzeichencharakter.
- b) Die Astrologie ist nicht zuverlässig, sie hat keine sicheren Fundamente, ihre Prophezeiungstechnik ist methodisch ungesichert.

Kepler vertritt mit seinen beiden Schriften eine vermittelnde Position, die man wiederum verkürzt mit folgenden Auffassungen charakterisieren kann:

- a) Die Himmelskörper beeinflussen die „Niedere Welt“.
- b) In der Regel sind keine spezifischen Prophezeiungen ableitbar.
- c) Das „Forschungsprogramm Astrologie“ als Frage nach kosmologischen Zusammenhängen verdient weitergeführt zu werden, auch wenn noch keine sicheren Ergebnisse vorliegen (Frühstadiumsargument) und trotz herrschender Missbräuche.

Folgende Schriften lassen sich dieser Kontroverse zuordnen, die eingerückten gehören zum Schaerer/Feselius-Strang, Keplers „Tertius interveniens“ (1610) verbindet die beiden Kontroversenstränge:

1597 Röslin, Tractatus

1605 Röslin, Judicium

1606 Kepler, De stella nova in pede serpentarii (I + II)

1607/8 & 1608/9 Schaerer, Vorreden zu Prognostica (mit Bezug auf mündliche Diskussionen)

1609 Röslin, Historischer Diskurs von heutiger Zeit Beschaffenheit

1609 Kepler, Antwort auf Röslini Diskurs

1609 Feselius, Gründlicher Diskurs von der Astrologia Judiciaria

1610 Kepler, Tertius Interveniens

1611 Schaerer, Verantwortung und Rettung

1612 Röslin, Mitternächtige Schifffahrt, Cap. 12

Die doppelsträngige Kontroversenstruktur ist in der folgenden Abbildung veranschaulicht, wobei die Pfeile jeweils „reagiert auf“ bedeuten.

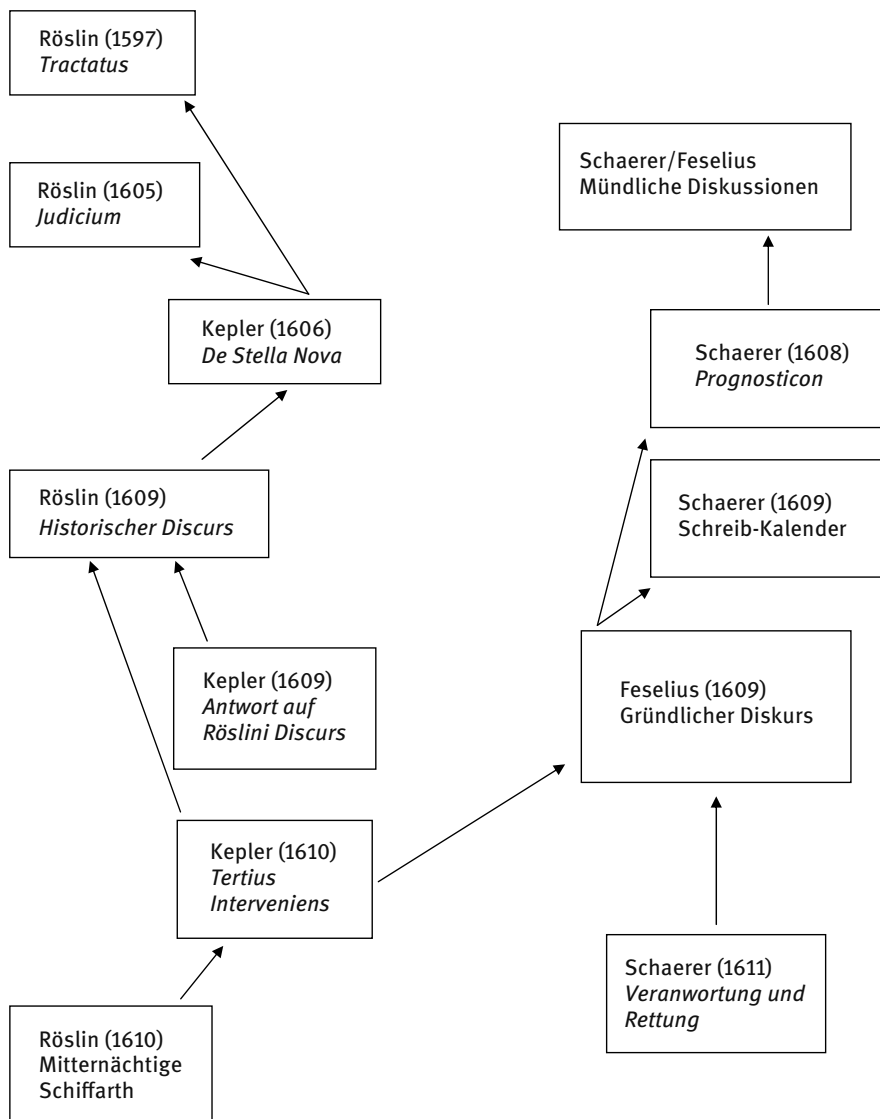


Abb. 1: Die Beiträge zur Kontroverse über den Status der Astrologie zwischen Röslin, Kepler, Schaerer und Feselius (eigene Abbildung).

3.2 Personenkonstellation und Ziele

Betrachtet man nun zunächst die Personenkonstellation und die Ziele der Beteiligten, dann erkennen wir drei „Lager“, die Befürworter und die Gegner der Astronomie sowie Kepler als Vertreter einer vermittelnden Position. Im Hinblick auf die Ziele der Opponenten muss man als vierte Gruppe auch noch die Leserschaft, darunter auch Landesherren und einflussreiche oder persönlich wichtige Personen, berücksichtigen. Die Ziele der Beteiligten lassen sich grob in drei Dimensionen erkennen:

- (i) das Streben nach Wahrheit und Erkenntnis, dabei wird der Gegner in der Kontroverse als Partner im Erkenntnisstreben angesehen;
- (ii) die Verteidigung der eigenen, persönlichen Ehre;
- (iii) die Verteidigung und Propagierung der eigenen Auffassung; dabei wird der Gegner als unüberzeugbar angesehen, Ziel ist es nicht, den Gegner zu überzeugen, sondern Dritten gegenüber den eigenen Standpunkt zu vertreten.

3.3 Streitschriften und das Punkt-für-Punkt-Verfahren

Die zentrale Darstellungsform in der Kontroverse ist die Streitschrift. Allerdings wurde der Anlass der Kontroverse, das Strittige, in Texten anderer Art hervorgebracht, zum einen in Passagen, die in Abhandlungen eingelagert waren (Röslin, Kepler), zum anderen mit kritischen Textteilen in prognostischen Schreibkalendern, mit denen Schaefer auf mündliche Unterredungen Bezug nimmt. Die Streitschriften, die Kepler nutzt, folgen im Hinblick auf den Textaufbau, die Textbausteine und die thematische Organisation einem etablierten Schema. Ein wesentliches Kennzeichen ist das thematische Prinzip der Punkt-für-Punkt-Zerlegung, wie wir es auch in religionspolitischen Kontroversen der Zeit finden (Gloning 1999). Dabei wird der Streitgegenstand in unterschiedliche Teilpunkte zerlegt, die jeweils für sich und der Reihe nach bearbeitet werden. Dabei werden spezifische Verfahren zur Kennzeichnung der Textgliederung und der Markierung von Textteilen genutzt, z. B. Wendungen wie *Das ander Argument* im Sinne von ‚der zweite Streitpunkt‘.

Auch für die Behandlung einzelner Punkte gibt es ein etabliertes Verfahren, das darin besteht, die Auffassung des Gegners zunächst wörtlich oder inhaltlich wiederzugeben, um dann darauf zu reagieren. Das folgende Textbeispiel für dieses Wiedergabe-und-Antwort-Format stammt aus Keplers Schrift „Tertius Interveniens“. In der linken Randspalte habe ich den Wiedergabe-Teil Keplers – Kepler gibt wieder, was Röslin über Kepler sagt – mit „[W]“ markiert, den Antwort-Teil Keplers mit „[A]“, diese Markierungen stammen von mir. Im

Text selbst kennzeichnen die Ausdrücke „Ibid.“ den Verweis auf eine Textstelle bei Röslin und „Ant.“ die Entgegnung Keplers. Die Streitschriften bestehen im Kern aus einer Sequenz solcher Wiedergabe-Antwort-Bausteine.

- [W] *Ibid.* [= Fol. C iij a] Kepler sagt/ das die Erd vmblauffe/ das sey nit wider die schrift/ wann man sie recht außlege: diese auslegung wollte D. Röslin gern vernemen.
- [A] Ant[word]. So höre er darüber alle Bápste von 1542 an/ die haben die schrift also ausgelegt/ das sie *Copernicum*, vnangesehen derselbig sein *Opus Revolutionum Paulo III. dedicirt*/ noch nie eins Irthumbes oder Ketzerey beschuldiget: Er höre darüber etliche fürneme *Theologos* deren anderen Partheyen/ so man *Protestantes* nennet/ die nemen jhn kein gewissen diß zu glauben/ vnd ist doch zu vermuthen/ sie machen jhn so enge gewissen vber die meynung Heiliger schrift/ als D. Röslin nimmermehr. Er höre auch die *Mathematicos* als *laicos*, wie sie sich wegen der Heiligen schrift entschuldigen: sonderlich *Maestlinum*, wellichem D. Röslin billich hoch helt. Ob wol nicht ohn das hingegen der grosse hauff von *Theologis* vnd *Mathematicis* auß allen Partheyen es mit Röslino halten/ vnd gar nit zu geben wöllen das die Erd vmblauffe. Entlich so besehe D. Röslin die *prolegomena* meiner *Astronomiae novae seu Commentarij de Marte*, so er gelegenheit hat/ da wirdt er etwas finden/ von dem jenigen/ das er so gerne vernäme. (KGW 4:106.16 ff.)

3.4 Das Repertoire sprachlicher Handlungen

Man kann an diesem Textbeispiel auch sehen, wie in Streitschriften einzelne thematische Punkte kombiniert werden mit spezifischen Arten von sprachlichen Handlungen. In diesem Punkt steht die Teilfrage zur Diskussion, ob die Auffassung, dass die Erde nicht stillsteht, mit der Bibel verträglich ist. Kepler antwortet darauf mit einer Reihe von Autoritäten, von denen er annehmen kann, dass sie auch für seinen Gegner akzeptabel sind.

Das Repertoire der sprachlichen Handlungen und der Handlungssequenzen in Streitschriften weist eine beträchtliche Vielfalt und Komplexität auf. In einem ersten Schritt kann man die Handlungsweisen in vier größeren funktionalen Gruppen zusammenstellen:

- (i) eine (eigene oder gegnerische) Position formulieren;
- (ii) etwas (eine Position, einen Teilpunkt, ein angreifbares Argument) stützen;
- (iii) eine gegnerische Position, einen gegnerischen „Punkt“ angreifen;
- (iv) die Person des Gegners angreifen oder herabsetzen.

Die einzelnen Gruppen sind intern reich ausgebaut, vielfach differenziert und weisen eine Fülle von Realisierungsformen und Sequenzierungsmöglichkeiten auf. Sie können an dieser Stelle nicht in Breite behandelt werden. Eine ausführ-

lichere Darstellung des Repertoires sprachlicher Handlungen in dieser Kontroverse bietet das zweite Kapitel in Fritz & Gloning (to appear). Ein einzelnes Beispiel soll immerhin zeigen, wie ein komplexer Argumentationszusammenhang durch Indikatoren auf der Textoberfläche nachvollziehbar gemacht wird.

Im folgenden Textbeispiel aus Keplers „Tertius Interveniens“ (1610) wird eine zunächst formulierte These mit einer strukturierten Reihe von fünf Pro-Argumenten gestützt. Die Struktur des Abschnitts wird mit sprachlichen Indikatoren auch an der textuellen Oberfläche gekennzeichnet: Mit „Daß aber ...“ wird die These eingeleitet, mit „Dann“ wird signalisiert, dass nun eine Stützung folgt, die intern mit „erstlich“, „Zum andern vnd ferners“ usw. weiter unterteilt ist:

LXIV.

(...)

Daß aber auch der Mensch mit seiner Seel vnnnd deroselben nideren Kräfften ein solche Verwandtnuß mit dem Himmel habe wie der Erdtboden/ mag in viel wege probiert vnnnd erwiesen werden: deren ein jedweder ein Edels Perl auß der *Astrologia* ist/ keines wegs mit der *Astrologia* zu verwerffen/ sondern fleissig auffzubehalten vnd zu erklären.

LXV.

Dann erstlich mag ich mich dieser Experientz mit Warheit rühmen/ daß der Mensch in der ersten Entzündung seines Lebens/ wann er nun für sich selbst lebt/ vnnnd nicht mehr in Mutterleib bleiben kan/ einen *Characterem* vnd Abbildung empfahe *totius constellationis coelestis, seu formae confluxus radiorum in terra*, vnd denselben biß in sein Grube hieneyn behalte: (...).

LXVI.

Zum andern vnd ferners/ (...)

LXVII.

Fürs dritte ist diß auch ein wunderlich Ding/ daß die Natur (...).

LXVIII.

Zum vierdten/ (...)

LXIX.

Endtlich vnd **zum fünfften** (...)

(KGW 4:209 ff.; Fett-Hervorhebung T. G.)

Diese und weitere Verfahren der internen Kennzeichnung der thematischen Organisation und von Aspekten der Handlungsstruktur sind nicht untypisch für Streitschriften. Sie hängen eng zusammen mit dem Punkt-für-Punkt-Verfahren der thematischen Zerlegung und der damit verbundenen Systematisierung in der Behandlung kontroverser Substanz und ihrer Dynamik im Verlauf der Auseinandersetzung.

3.5 Kommunikationsmaximen und ein implizites Kontroversenideal

In den Kontroversenbeiträgen finden sich immer wieder reflexive Passagen, in denen die Autoren Aspekte der Auseinandersetzung selbst zum Gegenstand machen und Prinzipien der Kontroversenführung thematisieren. Solche Passagen lassen sich im Rahmen einer historisch verlängerten Theorie der Kommunikationsmaximen behandeln, sie sind eine wertvolle Quelle für die Rekonstruktion von impliziten Kontroversenidealen (vgl. u. a. Fritz 2008; Gloning 2005). Der Zusammenhang besteht darin, dass sich von „Ordnungsrufen“, die in Texten formuliert werden, auf die zugrundeliegenden Kommunikationsprinzipien, die damit eingeklagt werden, rückschließen lässt. Wenn also ein Autor seinem Gegner vorwirft, dieser habe ihn in einem Kontroversenbeitrag nicht mit dem nötigen Respekt behandelt, dann legt er sich dabei auf eine Maxime der respektvollen Behandlung unter Kontroversengegnern fest. Wir werden gleich sehen, dass solche Ordnungsrufe, die damit verbundenen Maximen und die Ausführungsbestimmungen dazu auch Gegenstand der Aushandlung und der Auseinandersetzung sein können. Der folgende Text ist ein Beispiel dafür. Kepler reagiert damit auf einen Vorwurf Röslins, er, Kepler, habe ihn *schumpfiert*, also ungebührlich behandelt. Kepler rechtfertigt sich, indem er das Prinzip der Höflichkeit und der schonenden Milderung einem Prinzip der wissenschaftlichen Direktheit und Klarheit gegenüberstellt, das nach seiner Auffassung höherrangig ist:

(...) Das ich aber nit viel *Caeremonias Academicas*, oder Titulirns gemachet/ sondern ohne scheuh mit worten außgesprochen/ wie Ichs im Hertenzen empfunden: bekenn ich gern/ (...) vnd Ich nit allein in der erfahrung befunden/ das die verständige Lesere kein gefallen an sollichen *Parergis* vnd fuchsschwäntzen [höfliches, schmeichelhaftes Drumherumreden; T.G.] haben: sondern ich es auch an einem *Philosopho* für einen vbelstand halte/ wann er sein mainung de *rebus scientificis* (...) mit viel verdräeten worten einigem lebenden zugefallen verduncklen wolte. (KGW 4:116.21 ff.)

Er gibt in einer späteren Passage auch eine funktionale Begründung dafür: Harte und direkte, ungemilderte Ausdrucksweise ist förderlich für den wissenschaftlichen Fortschritt. Er beschreibt in diesem Zusammenhang die kompetitive Diskussionskultur unter den Wissenschaftlern am kaiserlichen Hof in Prag und kontrastiert sie mit den „schonenden“ Umgangsformen in Röslins höfischer Umgebung. Kepler hebt dabei die wesentliche Rolle von harten Diskussionen für seinen eigenen intellektuellen Fortschritt hervor, die unter anderem darin besteht, dass man dadurch ein umstrittenes Kontroversengebiet sehr gut kennenlernt, die strategische Gewichtung von Argumenten gesprächsweise

erproben und die Resultate in späteren Publikationen nutzen kann. Kepler schreibt:

Jch aber hab allhie zu Prag einen härtern stand/ vnd kom ich zu sollichen *promptis* vnd *vividis ingenijs* nidrigern stands/ deren allzeit alhie ein gute anzahl die mir nit vil Cramantzens machen/ sondern fein trocken sagen/ wie sie es meinen/ wort vmb wort geben/ vnd es so lang treiben/ biß einer den andern vberwindet: (...) Wann ich mit sollichen *super astrologicis disputire*, da hab ich böß machen/ vnd werde also *exercirt*, das ich sie wol mag meine Lehrmeister nennen. Dann wider die *astrologiam* haben sie *materiam dicendi copiosissimam*, wie auch wider allerhand Bedeutungen. Soll ich etwas wider sie erhalten/ vnd die *astrologiam* nit gar verlieren/ so muß ich mit verwerffung oder beyseittsetzung dessen/ so etwas vngewiß/ jnen vorkommen/ vnd die Vorstatt verbrennen/ damit ich die Vestung erhalte: hernach aber in offnen schrifftten/ dessen so ich verlohren geben/ ingedenck sein/ vnd der *philosophiae* standhaftigkeit in acht nehmen. (KGW 4:128.7 ff.)

Man sieht an diesem Textbeispiel also, wie sich an den Vorwurf der Unhöflichkeit bzw. der ungebührlichen Behandlung reflexive Passagen anschließen, in denen die Konkurrenz unterschiedlicher Maximen, hier die Höflichkeitsmaxime vs. die Maxime der ungeschützten und direkten wissenschaftlichen Rede, diskutiert wird. Bringt man diese reflexiven Stellen in einen Zusammenhang, dann lässt sich auf dieser Grundlage eine implizite Kontroversentheorie rekonstruieren, die für die einzelnen Beteiligten leitend ist im Hinblick auf ihr Handeln im Rahmen von wissenschaftlichen Auseinandersetzungen. Für Kepler und seine Kollegen gehören zu diesen Maximen:

- das Prinzip der Wahrhaftigkeit und der Redlichkeit;
- das Prinzip des respektvollen, sachbezogenen Umgangs mit dem Gegner (zu dessen Ausführungsbestimmungen aber auch wissenschaftliche Direktheit gehören kann);
- das Prinzip der wohlwollenden Deutung von Äußerungen des Gegners;
- das Prinzip der Klarheit, der Verständlichkeit und der Eindeutigkeit;
- das Prinzip der (zuweilen) witzigen Darstellung;
- das Prinzip der Kürze bzw. der ökonomischen Darstellung.

Das Prinzip der (zuweilen) witzigen Darstellung würde man vielleicht so nicht erwarten im Bereich der Wissenschaft. Aber Kepler formuliert es an einer Stelle im Vorwort zu „Tertius interveniens“ sogar explizit, wenn er sagt, sein Ziel sei es, „nur allein die Warheit zu ergründen/ vnnd dem Leser die Philosophiam mit etwas Frölichkeit eynzubringen/ darvmb sich andere streittige Haderkatzen nichts anzunehmen“ (KGW 4:149.20). Und es gibt auch witzige Beispiele in seinem Text selbst. So reißt er einmal einen Röslein-Satz aus seinem Zusammenhang, in dem es um die Theorie der Entstehung von Regen geht. Aus dem

Zusammenhang gerissen lautet der Röslin-Satz sehr trivial („Der Regen kommt von oben“), Kepler kann ihn seinem Gegner leicht „zugestehen“ und auf witzige Weise erweitern:

D. Röslin. Die gute fruchtbaren regen kommen von oben herab. Keppler. Jst war/ sonst wurden die Kühe an Beuchen naß/ wann es vbersich regnete. (KGW 4:111.20 f.)³

Damit verlassen wir diese Kontroverse. Man kann wohl sagen, dass Kepler sein vermittelndes Ziel erreicht hat, zum einen die Kritik an den genauen astrologischen Vorhersagen als berechtigt zu erweisen, zum anderen aber das (kosmologische) Forschungsprogramm, bei dem es ihm um die Frage nach dem Zusammenhang der „oberen“ und der „unteren Welt“ geht, zu retten.

4 Eine Kontroverse über medizinische Reformen um 1700: Behandlungsmethoden und Berufsethos der Ärzte

Im Jahr 1688 veröffentlichte Jan Abraham à Gehema eine harsche Kritik an traditionellen medizinischen Behandlungsmethoden in einer deutschsprachigen Streitschrift.⁴ Dabei kritisiert er nebenbei in scharfer Weise auch das Berufsethos der Ärzte, vor allem – in Gehemas Perspektive – deren Geldgier, Verantwortungslosigkeit und mangelnde fachliche Einsicht. Schon auf dem Titelblatt werden die zentralen Gegenstände der Kritik benannt, der Aderlass, das Schröpfen, das Purgieren und Klistieren sowie der Gebrauch von Kühltränken und herzstärkenden Mitteln, die allesamt als „Grausame Medicinische Mord-Mittel“ bezeichnet werden. Ein Jahr später, im Jahr 1689, erschien eine Verteidigungsschrift des Arztes Melchior Geuder, die ebenfalls in deutscher Sprache abgefasst war. Man erkennt bereits an der quasi-symmetrischen Anlage des Titelblatts und am kontrastierend gebrauchten „Heilsame Medicinische Lebens-Mittel“, dass hier ein argumentatives Gegenprogramm entworfen wird.

³ „Das ist wahr, sonst würden ja die Kühe an den Bäuchen nass, wenn es in die andere Richtung, von unten nach oben, regnen würde“.

⁴ Vgl. zu dieser Kontroverse Gloning/Lüsing 2002 und Fritz/Gloning (to appear), Ch. 4.

**Grausame
Medicinische
Mord-Mittel**

Aderlasse/ Schröpfffen/ Purgiren/ Klüstren/ Zuleppen/ und Ohnmacht-machende Herzhstärkungen/
Wodurch

Unbedachtsame Genetz- und Heilmeister (nicht rechtschaffene Practici) so viel tausend unschuldige Menschen jämmerlich vom Leben zum Tode helfen.

Stellet allen vernünftigen Leuten gewissenhaftig für Augen
Janus Abrahamus à Gehema,
Eques, Med. Doß.

Phædrus lib. 3. fab. 10.
Exploranda est veritas, multum prius,
Quàm stulta pravè judicet sententia.

Bremen/
Gedruckt im Jahr Christi 1688.

**Sollsame
Medicinische
Lebens-Mittel/**

**Denen grausamen
Medicinischen
Mord-Mitteln/**
Herrn D. Jan. Abrah. à Gehema
Entgegen gesetzet.
Oder

Gründlicher Bericht/
Von
Denen von Hn. D. Gehema
Sehr verschreyten und verworffenen Mitteln/
In welchem deren Nothwendigkeit / rechter Gebrauch / und darauß erwachsende Nutzen vorgestellt/
Vornehmlich aber die von erstermeltem Auctore darwider angeführte Argumenta fürzlich und bescheidenlich beantwortet werden
Von
Melchior Friederich Geudern / der Arzney Doctorn und Practico in Stuttgart.

1689/ In Verlag Georg Wilhelm Köhn/1689.

Abb. 2: Titelblätter der Streitschriften von Gehema (1688) und Geuder (1689).
Quelle: Faksimile Antiqua-Verlag 1980.

4.1 Thematische Zerlegung in Streitpunkte und Verfahren der Organisation textueller Bezüge

Im Kern ist Gehemas Streitschrift eine Abfolge von mehreren unterschiedlich langen Abschnitten, die jeweils einer der erwähnten traditionellen Behandlungsmethoden gewidmet sind. In diesen Abschnitten werden u. a. die traditionellen Auffassungen wiedergegeben und mit ganz unterschiedlichen Formen der Kritik begleitet, z. B. mit Einwänden oder Rückfragen unterschiedlicher Art. Das folgende Textbeispiel findet sich im Abschnitt mit Gehemas Kritik am Purgieren, der Nutzung starker Abführmittel, die nach traditioneller Auffassung der Reinigung des Körpers dienen sollte. Ich habe die Wiedergabe der traditionellen Auffassung mit „[T]“ (These) gekennzeichnet, Gehemas kritische Einwände bzw. Rückfragen dann mit „[E]“ und einer Ziffer. Wir werden später sehen, dass Geuder in seiner Antwort diese innere Struktur abarbeitet.

Als dritte und nechst der Aderlasse grausame Medicinische Mord-Mittel ist das außermelgende Purgieren: und nach dem Rang das zweyte / wo nicht das erste Helff-Mittel / wel-

ches unsere Herrn Titul-Doctores, so bald dieselbe zu einem Patienten vociret werden / praesentiren / [T] welches sie insonderheit darumb ordiniren / weil sie mit der falschen Einbildung praeoccupiret sind / als ob der Leib dermassen unflätig und unrein sey / daß er müsse gereinigt werden? Ich frage aber diese vorsichtige und curieuse Herrn / [E1] was sie für indicia sothaner Unreinigkeit haben / [E2] und auff was Art und Weise sie den Leib reinigen können / ohne die darinn vorhandene andere nützliche Säfte zugleich außzuführen. (Gehema 36 f.)

Das Textbeispiel zeigt auch, wie Gehema bereits bei der Wiedergabe der gegnerischen Auffassung mit kritischem (*ausmergelnd*) und zum Teil auch herabsetzendem („unsere Herrn Titul-Doctores“) Vokabular nicht spart. Diese polemischen Mittel, auf die ich unten noch genauer eingehe, gehören mit zum persönlichen Kontroversenstil Gehemas. In seiner Erwiderungsschrift greift Geuder die beiden Einwände auf und beantwortet sie in strukturierter Weise. Auch diese Antwort besteht zunächst in einer Wiedergabe, die eine Textreferenz („am 48. Blatt“) und dann eine Paraphrase der von Gehema vorgelegten kritischen Rückfragen enthält (im Zitat von mir markiert mit „[W1]“ und „[W2]“). Er verbindet diese Wiedergabe seinerseits mit der Kritik, dass Gehema diese Punkte nicht näher ausgeführt habe, und beantwortet dann jede der beiden Teilfragen in strukturierter Weise.

So wäre auch zu wünschen / daß er seine am 48. Blatt vorgelegte Frag / [W1] was man nemlich vor Anzeigen habe / daß der Leib unrein / und [W2] auf was Art und Weise man den Leib reinigen könne / ohne die darinnen vorhandene andere nutzliche Säfte zugleich außzuführen? Etwas weitläufiger vorgestellt / oder gar erörtert hätte. Und sintemahlen dieses eine zwyfache Frage ist / so weise ich / [A1] den ersten Puncten betreffend / denjenigen Leser / welcher dessen Erörterung verlangt / zu der Institutionisten und anderer Auctorum [...] Schrifften und Bücher [...]

[A2] Belangend aber das andere / so ist zu wissen / [A2.1] daß erstlichen nimmermehr ein Medicus sich unterstanden [...] [A2.2] Zu dem anderen / daß das jenige / so etwa bey dem Purgieren [...] [A2.3] Und drittens / daß kein einig medicamentum evacuas [...] (Geuder 61 f.)

Man sieht an diesem Beispiel, welche Verfahren Geuder anwendet, um einerseits die Bezüge zur gegnerischen Schrift herzustellen, um andererseits seine eigene Entgegnung auf zwei Ebenen intern zu strukturieren und durch geeignete textuelle Indikatoren für den Leser auch durchsichtig zu machen. Der Bezug zu den beiden kritischen Rückfragen Gehemas wird durch die Wendungen „den ersten Puncten betreffend“ und „Belangend aber das andere“ hergestellt (im Zitat von mir mit „[A1]“ und „[A2]“ gekennzeichnet). Innerhalb der Erwiderung auf die zweite Frage finden wir dann wiederum textstrukturierende Indikatoren, mit denen die Aufzählung unterschiedlicher Argumentationselemente organisiert wird („erstlichen“, „Zu dem anderen“, „drittens“).

Diese Formen der thematischen und funktionalen Zerlegung der Kontroversensubstanz (Positionen, Pro-, Kontra-Argumente usw.) und die sprachlichen Verfahren für die Organisation der textuellen Bezüge zwischen den Streitschriften sind auch um 1700 noch ganz typisch für das Streitschriften-Modell der Kontroverse.

4.2 Geuders Rechtfertigung der Sprachwahl

Für seine Kritik an den traditionellen medizinischen Behandlungsmethoden wählte Gehema eine Streitschrift in deutscher Sprache. Er kommentiert diese Entscheidung in seinem Text nicht weiter. Man kann dafür mehrere Beweggründe annehmen. Zum einen hat die Wahl der Volkssprache eine gewisse Tradition in Reformbewegungen wie der religiösen Reformation, im Paracelsismus oder auch im Umfeld van Helmonts, in dessen medizinischer Reformtradition sich auch Gehema verortet. Dies hängt eng mit der Zielgruppe und dem Gegenstand zusammen, denn Gehema schreibt gegen die aus seiner Sicht geldgierigen und unverantwortlichen Ärzte auch zum Schutz der „einfältigen“, also ungebildeten Patienten (Gehema 1688: 67). Schließlich gibt es in einem etwas späteren Werk, dem „Zeit-Vertreib“ (1689), eine Passage, in der Gehema seine Sprachwahl explizit kommentiert: In Städten wie Danzig, seiner Heimatstadt, lebten neben alten Familien und Gelehrten auch viele Kaufleute und Finanzpersonen, um dieser gemischten Bevölkerung die Lektüre zu ermöglichen, habe er das Werk nicht in lateinischer, sondern in deutscher Sprache geschrieben (1689: A5a). Vergleichbare Motive dürften auch bei seiner Streitschrift von 1688 die Sprachwahl bedingt haben.

Für Geuder stellte eine Veröffentlichung in deutscher Sprache allerdings ein Problem dar, wie er in seinem Text eingangs schreibt. Die Sprache der Wahl für den gelehrten Arzt ist um 1700 nach wie vor das Lateinische. Eine deutschsprachige Schrift wie die von Gehema würde er unter anderen Umständen gar nicht beachten. Geuder rechtfertigt in diesem Zusammenhang seine eigene Wahl der Volkssprache mit der Tatsache, dass Gehema mit seiner Schrift bereits einen weiten Leserkreis habe, den man für eine notwendige Erwiderung nur erreichen könne, wenn man ebenfalls in deutscher Sprache schreibt. Ich zitiere diese Passage in einiger Länge, weil sie die sprachliche Situation und das Verhältnis von Deutsch und Latein in diesen Jahren sehr gut darstellt.

Es wird sich vielleicht einer und der andere verwundern/ daß ich mir die Zeit vnd Mühe nehme/ obenberührtes Herrn Doct. Gehemae Tractätlein zu beantworten (...) Sonderlich wird es einige meiner guten Freunde befremden/ welche wissen/ daß ich vielen in Teutscher Sprach geschriebenen Artzney-Büchern nicht allzugewogen/ und daß ich mir

vorgenommen/ nimmermehr etwas/ so in Teutscher Sprach geschrieben/ in den Truck zu geben. Dieses ist gewiß/ daß/ wo Herr D. Gehemae Tractätlein in Lateinischer Sprach geschrieben wäre/ sich niemand die Müh hätte nehmen därfen es zu widerlegen/ weilen es vermuthlich von niemand/ als der Sachen verständigen gelesen wäre worden/ welche sich an solche Schmälereyen wenig würden gekehret haben: Sintemalen es aber in unserer Muttersprach geschrieben/ also vielen die der Sachen nicht sattsamen/ ja theils gar keinen Grund und Bericht haben/ über das auch die Sach so cruel und odios vorgestellt/ daß mancher wol von rechtschaffenen Medicis, die sich der von ihme verworffenen Mittel/ etwa bey einem Patienten/ der auß seinen sondern Ursachen/ nicht aber eben/ weil dieses oder jenes gebraucht worden/ es mit der Haut bezahlen muß/ bedienen/ widrige Gedancken schöpfen möchte/ zumalen ich schon in acht genommen/ daß das Tractätlein starck abgegangen/ und von zerschiedenen mit zimlichem applausu aufgenommen worden: Als habe vor nothwendig erachtet/ daß die Sach untersucht/ gleichfalls in unserer Edlen Muttersprach recht und gründlich vor Augen gestellet/ und also einem und dem andern erwachsene zweifelhaftige und widrige Gedancken benommen/ und die Ehr unserer Edlen Medicin, und so vieler dapfferer Medicorum in etwas gerettet werden möchte. (Geuder B1b f.)

Man erkennt an der Formulierung „in unserer Edlen Muttersprach“, dass der Bevorzugung des Lateinischen für fachlich-medizinische Zwecke eine rein funktionale Differenzierung der Sprachwahl zugrundeliegt, die mit einer Hoch- und Wertschätzung des Deutschen für andere kommunikative Bereiche durchaus gut verträglich ist.

4.3 Aus dem Repertoire der Handlungsformen

Die Gehema/Geuder-Kontroverse ist reich an ganz unterschiedlichen Handlungsformen und Formen der Sequenzierung von sprachlichen Handlungen.⁵ Ein Kernbereich besteht darin, medizinische Praktiken zu kritisieren (Gehema) und medizinische Praktiken zu verteidigen (Geuder). Hier finden wir ein breites Spektrum an argumentativen Verfahren. Auf der Seite von Gehema finden sich auch mehrfach Züge, mit denen der Autor den Besitz der Wahrheit für sich reklamiert und seine Einsicht auf besondere göttliche Gnade und Erleuchtungen zurückführt. Gehema nutzt auch viele Formen der persönlichen Herabsetzung seiner Gegner aus dem Lager der traditionellen Medizin. In dieser Reformkontroverse spielen weiterhin Gewährsleute und Autoritäten eine zentrale Rolle. Deshalb finden sich viele Züge, mit denen traditionelle Autoritäten in der Tradition der Vier-Säfte-Lehre angegriffen oder verteidigt werden, mit denen neuere Gewährsleute eingeführt und als Autoritäten legitimiert werden

⁵ Für eine ausführlichere Darstellung des Repertoires der Handlungsformen in dieser Kontroverse vgl. Fritz & Gloning (to appear), Kap. 4.

(z. B. van Helmont), mit denen aber auch über den Stellenwert von Autoren verhandelt wird.

Aber auch rhetorische Strategien spielen eine wichtige Rolle, zum Beispiel Vergleiche als Mittel der Anschaulichkeit oder für Zwecke der Polemik. So nutzt Gehema zum Beispiel einen absurden Vergleich, um die traditionellen medizinischen Praktiken als abwegig zu kennzeichnen:

Mich wundert daß solche Leuthe nicht lassen ihre Hüte grösser machen als ihr Kopff ist/
oder die Füsse nicht lassen umbher beschneiden/ weil ihnen die Schuhe zu enge sind/ ...
(Gehema 3)

Aus der Vielzahl der Handlungsmöglichkeiten möchte ich das Verfahren der Fallunterscheidung herausgreifen und zeigen, wie es im Rahmen einer Kombinatorik von Verteidigungszügen eingesetzt wurde. Der folgende Textauszug aus Geuders Schrift umfasst zunächst die Wiedergabe einer gegnerischen Position mit einem Kritikpunkt, sodann die Unterscheidung verschiedener Fälle, die der Verteidigung zugrundeliegt (Unterscheidung milder Gebrauch vs. Missbrauch), sodann eine Gegenbehauptung, die auf der Differenzierung der Fälle beruht, auf der Unterscheidung von mildem Gebrauch und Missbrauch. Mit „[W]“ und „[A]“ kennzeichne ich wiederum den Wiedergabe- und den Antwortteil des Textbausteins:

[W] Was ferners am 54. und folgenden Blättern von Beraubung deß so sehr dienlichen mucii intestinorum, von denen nach eingenommenen purgierenden Mitteln sich ereignenden greulichen und scheußlichen symptomatibus und Zufällen/ ja gar einem jähren schnellen darauf erfolgenden Tod gemeldet wird; [A] Gehet diejenige Medicos, welche sich gelinder purgirender Mittel in gebührender dosi und Zeit bedienen/ gantz und gar nicht an: alldieweil dergleichen Zufälle einig und allein vom unbedachtsamen Mißbrauch/ oder mit unterloffenen groben unverantwortlichen Fehlern herrühren: Über daß dergleichen traurige und leydige Exempel in geringer Anzahl zu finden/ da man hingegen denen selben/ so viel tausend andere/ da das Purgieren glücklich abgegangen/ kan entgegen setzen. (Geuder 63 f.)

4.4 Gehemas polemisches Kontroversen-Profil

Schon bei der ersten Lektüre von Gehemas Schrift fällt auf, dass der Autor einen auch für heutige Maßstäbe rauen und polemischen Kontroversenstil praktiziert. Man kann dieses persönliche Profil, das Geuder mehrfach kritisiert und als unangemessen bezeichnet, vor allem auf folgende Aspekte seiner kommunikativen Praxis zurückführen.

Gehema nutzt bei der Bezugnahme auf die Vertreter traditioneller medizinischer Auffassungen ein reiches Arsenal von herabsetzenden Personenbezeich-

nungen, die sich auf unterschiedliche Aspekte des medizinischen Berufsstandes beziehen. Zu diesen gehören unter anderem:

Titul-Doctor, Grillen- und Brillen-Verkäufer, Träumer, Galenischer Suppen-Doctor, die Verkehrten, Idiot, Tyrann, Blutvergiesser, Schwätzer, Humorist („Anhänger der Säftelehre“, ein traditionelles Schimpfwort der Gegner), *Mährlein-Krämer* und viele andere.

In vergleichbarer Weise nutzt Gehema eine breite Palette von herabsetzenden und kritischen Bezeichnungen für medizinische Handlungsweisen, die Situationen und Resultate ihrer Anwendung, aber auch für die zugrundeliegende Berufsauffassung von Ärzten (z. B. *Schlendrian*). Hierzu gehören unter anderem:

Mord-Mittel, jämmerlich vom Leben zum Tode helfen, Schlendrian, Fehler, irrationale Methode, Narrenteidung, Ränke, Mißbräuche, martern, peinigen, tyrannisieren, calumnieren, schmähén, lästern, verfolgen, Mord („hier ist offenbahrer Mord“), *ermorden, Folter-Banck, Gift-Suppe, ...*

Gehemas Personalstil weist viele weitere Spielarten der Polemik als Elemente seines persönlichen Repertoires auf. Er steht damit in der Tradition anderer „Reformer“ der Frühen Neuzeit, z. B. Luther, Paracelsus oder van Helmont. Er ist damit aber auch ein lohnendes Ziel für seinen Gegner Geuder, der die polemischen Züge Gehemas zum Anlass nimmt, Maximen der Streitkommunikation in reflexiver Weise zu kommentieren. Diesem Aspekt der Kontroverse wenden wir uns nun zu.

4.5 Die Auseinandersetzung um Maximen der Streitkommunikation

Wie in der Astrologie-Kontroverse um Johannes Kepler haben die Beteiligten in der vorliegenden Medizin-Kontroverse mehrfach Gelegenheit, die Prinzipien der Kontroversenführung reflexiv zu thematisieren. Melchior Geuder hat dafür besonderen Anlass, weil er zum einen in der Kontroverse mit Gehema die reagierende Partei ist und weil ihm zum anderen Gehema vielfältige Anlässe gibt für „Ordnungsrufe“ und für die Berufung auf kommunikative Maximen der fairen, sachgemäßen, respektvollen usw. Kontroversenführung. Auch in diesem Zusammenhang erinnern wir daran, dass Vorwürfe und Ordnungsrufe, die sich auf die Verletzung von kommunikativen Maximen im Rahmen der Kontroversenführung beziehen, wertvolle Hinweise sind, die eine Rekonstruktion von impliziten Kontroversenidealen bzw. -theorien erlauben. In der Gehema/Geuder-Kontroverse werden unter anderem folgende Maximen ggf. im Anschluss an Verletzungen thematisiert:

- das Prinzip der Aufgeschlossenheit gegenüber Kritik;
- das Prinzip der verteilten Beweispflicht, womit zum Teil argumentative Verpflichtungen zurückgewiesen werden;
- das Prinzip des respektvollen Umgangs beim Kritisieren, das zum Teil auf christliche Prinzipien der Sanftmut zurückgeführt wird;
- das Prinzip der Aktualität der Kritik („Kritisiere nichts, was zu einem bestimmten Zeitpunkt überhaupt nicht mehr aktuell ist“);
- das Prinzip der wohlwollenden Deutung („Unterstelle deinem Gegner die sinnvollste und argumentativ stärkste Deutung dessen, was er wörtlich geäußert hat“);
- mehrere Prinzipien des korrekten, sachgemäßen Argumentierens.

In den folgenden beiden Textpassagen gebe ich Beispiele dafür, wie das Prinzip des respektvollen Umgangs und das Aktualitätsprinzip von Geuder bereits an einer sehr frühen Stelle in seiner Schrift geltend gemacht werden:

Von den anderen beeden Stücken halte ich vor nöthig / etwas mehrers beyzusetzen. Betreffend dann das andere / so stehet es ja allen und jeden vernünftigen Menschen / sonderlich denen Christen wol an / daß sie in aller Conversation, in allem Leben und Wandel sich einer sanftmüthigen Art bedienen: Vornemlich aber wird sichs gebühren / daß die / so vor gelehrt und verständig wollen angesehen seyn / andern mit gutem Exempel vorleuchten / und in allen Stucken / sonderlich aber in refutation und Widerlegung sich diese Art lassen befohlen seyn / und einander glimpfflich tractiren. (Geuder A4a)

Ein Prinzip der Aktualität der Kritik kann man in folgender Textpassage erkennen, die ebenfalls früh im Text formuliert wird:

Er [Gehema] beklagt sich hefftig / daß man mehr auf die auctorität der Alten / als auf die Warheit sehe (...) Hätte Herr D. Gehema zu End deß vorigen/ und Anfang dieses Jahrhunderts gelebt/ und dergleichen Sachen geschrieben/ so hätte wol einiger Nutzen können geschafft werden [...] Allein heutigs Tags wird man dergleichen sehr wenig finden / die sich so steiff und fest an eine Lehre binden und halten sollten. (Geuder A6a f.)

In dieser Passage wird das Prinzip der Aktualität der Kritik nicht explizit formuliert wie im ersten Beispiel („wird sichs gebühren ... einander glimpfflich tractiren“), sondern es ist rekonstruierbar aufgrund von Geuders Einspruch gegen Gehemas Vorwürfe. Die Analyse der Auseinandersetzung um kommunikative Maximen der Kontroversenführung ist methodisch in zweierlei Hinsicht aufschlussreich. Sie erlaubt es einerseits, einen Beitrag zu leisten zur Beschreibung von persönlichen Kontroversenstilen, sie ist darüber hinaus aber auch der Königsweg zur Ermittlung von impliziten Kontroversentheorien der Zeitgenossen, zu den historisch varianten Auffassungen also, die zu einer bestimmten Zeit über die Funktionen, die Handlungsspielräume, die Beteiligungsrollen

und die Leitprinzipien der Kontroversenführung geherrscht haben (vgl. hierzu auch Gloning 2005).

5 Leibnizens Streit mit dem Bergamt um Windenergie und technische Innovationen: Wissenschaft, Technik, Verwaltung (1679 ff.)

5.1 Zur Orientierung

Gottfried Wilhelm Leibniz entwickelte in Hannover am Hof von Herzog Johann Friedrich eine breit angelegte und fruchtbare Tätigkeit, die sich neben Philosophie und Mathematik u. a. auf so vielfältige Bereiche wie Geschichtsschreibung, Rechtswesen, Archiv- und Bibliothekswesen, aber auch auf Fragen der Organisation des Gemeinwesens bezog. Er verfasste in diesem Zusammenhang mehrere umfangreiche Gutachten mit Reform- und Verbesserungsvorschlägen, darunter auch technische Vorschläge zum Bergbau im Harz. Der Bergbau war von erheblicher wirtschaftlicher Bedeutung und mit sog. „Gewerken“ als Form der finanziellen Beteiligung an Investition und Ertrag organisiert. Die Leitung oblag einem Bergamt, das auch die lokale Tradition des Montanwesens verkörperte. Im Bergbau waren in technischer Hinsicht eine Reihe von schwierigen Hauptproblemen vor dem Hintergrund der örtlichen Gegebenheiten zu lösen, dazu gehörten der Umgang mit dem Grubenwasser und die Beschaffung von Förderenergie an den Stellen, wo sie gebraucht wurde, zum Teil tief unter Tage.

Leibniz beteiligte sich in den Jahren 1679 und danach mit Ideen zu technischen Verbesserungen vor allem in zwei Bereichen. Zum einen machte er weitreichende Vorschläge zur Nutzung von Windenergie im Harzer Bergbau. Zum anderen entwickelte er in den Jahren 1692 und danach das Projekt „Seil ohne Ende“, bei dem es in erster Linie darum ging, mit Hilfe einer umlaufenden Seilkonstruktion das enorme Gewicht von sehr langen Eisenseilen zu neutralisieren, das bewegt werden muss, wenn man Stoffe mit einem Einzelseil aus großer Tiefe an die Oberfläche bringen will. Leibniz erfuhr in beiden Fällen heftige Widerstände vor allem von Seiten des Bergamts und seiner Vertreter, die zu heftigen internen Kontroversen führten.

Diese Kontroversen sind für uns deshalb besonders interessant, weil sie eine enge Verquickung von technisch-wissenschaftlichen Aspekten mit ökonomischen Fragen aufweisen, eine Verbindung, die auch in vielen aktuellen Diskursen eine Grundkonstellation darstellt. Sie sind darüber hinaus wertvoll,

weil auch diese internen Auseinandersetzungen wesentliche strukturelle Übereinstimmungen mit den textuellen und kommunikativen Verfahren in gedruckten, öffentlichen Kontroversen aufweisen, zum Beispiel das Punkt-für-Punkt-Prinzip und bestimmte Maximen der Kontroversenführung.

5.2 Spezifische Teilthemen und Streitgegenstände

Mit den genannten technischen Themen sind einige besondere Arten von Teilthemen und strittigen Teilfragen verbunden. Hierzu gehören zunächst Fragen der grundsätzlichen technischen Praktikabilität und auch der Umsetzbarkeit unter bestimmten zeitlichen oder finanziellen Rahmenbedingungen:

- (Wie) Ist eine neue Technologie praktisch realisierbar?
- Ist eine neue Technologie in einem bestimmten Zeitraum praktisch realisierbar?
- In welchem Bereich ist eine Technologie anwendbar?
- (Wie) Ist eine neue Technologie finanzierbar und in welchem Verhältnis steht ihre Finanzierung zum Ertrag ihrer Anwendung?
- Ist eine neue Technologie wünschenswert? Hat sie ökonomische Vorteile? Für wen? Gibt es auch Risiken? Für wen?

Ein zweiter Bereich, der strittige Teilfragen aufwerfen kann, ist der Bereich des geistigen Eigentums und der Verwertungsrechte an technischen Innovationen und Erfindungen. Darauf bezogene Fragen sind zum Beispiel:

- Wie identifiziert man „eine Erfindung“ (vor dem Hintergrund einer wissenschaftlichen und technischen Tradition)?
- Wem „gehört“ eine Erfindung? Wessen geistiges Eigentum ist eine Erfindung und wer hat das Recht zur wirtschaftlichen Verwertung? Wie hoch ist ggf. das *gratiale*, die Vergütung für den Erfinder?
- Wie kann eine Grundidee praktisch umgesetzt werden? In welchem Verhältnis stehen die beiden Leistungen (Grundidee; praktische Umsetzung)?

Ich gebe für diese Arten von Streitgegenständen nun Beispiele aus dem Bestand der genannten Kontroversen, die in verschiedenen Bänden der Leibniz-Akademieausgabe (AA) abgedruckt sind (AA I-2-4; AA I-Suppl. Harzbergbau); in der Einleitung zum Supplementband über den Harzbergbau wird erwähnt, dass sich viele weitere Dokumente auch noch in den Archiven befinden. Insgesamt erlauben die edierten Dokumente aber einen sehr guten Einblick in die Art der Kontroversenführung über diese technisch-wirtschaftlichen Fragen.⁶

⁶ Eine größere Studie zu diesem Verbund wissenschaftlich-technisch-ökonomischer Kontroversen ist in Vorbereitung.

Im folgenden Textauszug weist Leibniz einen Einwand des Bergamts gegen seinen technischen Neuerungsvorschlag zurück, der sich auf zwei Aspekte bezog, die Praktikabilität des Vorschlags und sein Nutzen/Schaden-Verhältnis. In Bezug auf den Praktikabilitätseinwand beruft sich Leibniz bei seiner Erwidern auf eine Kommunikationsmaxime, derzufolge Praktikabilitätseinwände auch im technischen Detail ausspezifiziert werden müssen:

Dienet also nichts daß man pro autoritate dahin schreibt, dies oder jenes sey impracticabel, vnd allegiret doch keine difficultät in specie dagegen, item daß man wieder beßer urtheil, vorgeben darff, daß die proposition nicht nutzen, sondern gar schaden bringe, vndt führet doch deßen keine rationes an, ist daß nicht umb die sache herumb gehen vnd die Zeit verlieren? (Leibniz, AA I-4, 67.16 ff.; Juli 1684)

Die folgende Passage stammt aus einem Schreiben des Sekretärs Friedrich Wilhelm Leidenfrost, der Leibniz in vielen Punkten unterstützte. In seinem Schreiben berichtet er über vorgebrachte Einwände, die sich in diesem Fall auf die unterschiedliche Anwendbarkeit der Windenergie im Hinblick auf verschiedene Arten von Gruben bezogen. Es handelt sich hier also um den Gesichtspunkt der Bereichsspezifik der Praktikabilität:

Es waren andere so vorgaben, daß die WM. bey etlichen Gruben wol angehen würden, nemlich die nicht sehr tieff, ob aber bey den allertieffesten, daran zweiffelten Sie. (...) Ew. Herrl. werden es wol deüten, daß Jch alles so candido überschreibe, Es geschiehet blos dem Proponenten [= Leibniz, TG] zum besten, damit derselbe sich darnach in etwas reguliren, und die obstacula desto eher heben könne. (Leidenfrost an Leibniz, AA I-2, 170.1 ff.)

Im Hinblick auf Verfahrensfragen spricht Leidenfrost hier eine wichtige Grundidee der zeitgenössischen Kontroversenlehre an, dass Einwände und kritische Aktivitäten dafür gut sein können, eine Auffassung in der Sache zu verbessern und auch argumentativ im Hinblick auf Einwände besser abzusichern, eine Idee, die uns in ähnlicher Form auch schon früher bei Johannes Kepler begegnet ist.

In der folgenden Passage wird deutlich, dass technische Neuerungen auch Fragen der intellektuellen Priorität und des geistigen Eigentums aufwerfen können. In einem nur internen Schreiben außerhalb des offiziellen Schriftwechsels an den Berghauptmann Otto Arthur von Ditfurdt aus dem Jahr 1693 bezieht sich Leibniz auf einen neuen Vorschlag („Proposition“) zur Verbesserung der Erz-Gewinnung von anderer Seite und fragt dabei nach dem Verhältnis des neuen Vorschlags zu seinen eigenen, früher gemachten Vorschlägen. Er fordert für den Fall, dass seine Grundidee („mein Principium“) in dem neuen Vorschlag aufgegriffen würde, die Möglichkeit zu „intervenieren“, wobei mir nicht ganz klar ist, ob dies eine Art von Beteiligung am neuen Projekt sein sollte oder eine wie auch immer geartete Form von Einspruch. Leibniz schreibt:

Nachdem ich nehmlichen vernommen, daß wegen erleichterung des Ertz-treibens eine Neue Proposition bey ihnen geschehen, und ich deswegen ehemahlen auch meine gedanken eröffnet gehabt, so habe zwar nichts zu erinnern wenn die Neue Proposition aus einem andern Principio gehet, solte aber mein Principium reassumiret [= wieder aufgenommen; TG] werden, so hätte ich einig jus interventionis. Mein Principium bestund in folgenden mit wenigen ... [folgt eine komprimierte Darlegung seiner älteren Grundgedanken; TG] ... Sollte nehmlich die neue proposition aus einem andern principio gehen, so stelle ich sie dahin, sollte man sich aber des principii so ich angewiesen bedienen wollen, daß nehmlich die resistenz des eisern seiles in die wage gebracht, und damit aufgehoben würde, es geschehe gleich solches durch ein rund umbgehendes, oder sonst vermehrtes seil oder andere dazu dienliche application, so auff viele weise zu variiren, so hätte ich billig zu interveniren. (Leibniz; AA I-Suppl., 5 f.; 1693)

Die Passage bezieht sich auch auf das Verhältnis einer (hier physikalisch unterfütterten) Grundidee („Principium“), deren Ausführung aber in der technischen Umsetzung variabel sein kann („auff viele weise zu variiren“). Leibniz reklamiert hier den Schutz seiner wesentlichen technisch-physikalischen Grundidee, die nach seinem Verständnis auch die unterschiedlichen praktischen Ausführungs- oder Umsetzungsweisen mit einschließt. Prioritäts- und Eigentumsansprüche und die darauf bezogenen (Teil-)Kontroversen finden wir in dieser Zeit also nicht nur in der Ideen- und Wissenschaftsgeschichte, sondern auch in Anwendungsbereichen der Technik und des Ingenieurwesens.

5.3 Strategische Aspekte der Verständigung und der Auseinandersetzung in einem Verwaltungsumfeld

Die Kontroversen und Teilkontroversen, mit denen wir es hier zu tun haben, sind nicht Teil der gelehrt-öffentlichen Publikationsökologie der „République des Lettres“, sondern der Verwaltungskommunikation an einem Hof, bei der die Beteiligten auch als Rollenträger mit bestimmten Aufgaben und Rechten handeln, die aber in der Auseinandersetzung selbst auch Gegenstand der Verhandlung werden können. In einer solchen Arena spielen neben den wissenschaftlich-technischen auch strategische Aspekte der Verständigung und ggf. der Auseinandersetzung eine zentrale Rolle. Wir haben bei der letzten Textstelle im Abschnitt 5.2 bereits gesehen, dass Leibniz seine Anfrage an den Berghauptmann außerhalb des regulären Verwaltungsschriftwechsels anbringt und ihn bittet: „Sie belieben mir in privato einig liecht deswegen wiederfahren zu laßen [...] ohne das eben vor der hand nöthig, die Sach im Bergamt vorzutragen, und meine intervention ruchbar zu machen“ (AA I-Suppl., 6; 1693).

Die Bestandteile der Verständigung sind zum Teil schriftlich, zum Teil aber auch mündlich. Die mündlichen Anteile können wir leider nur dann rekonstru-

ieren, wenn sie einen Niederschlag in den Quellen gefunden haben. So finden wir in den schriftlichen Unterlagen zum Beispiel strategische Erwägungen, die sich auf mündliche oder schriftliche Beiträge beziehen, die in einer bestimmten Konstellation wünschenswert sind. So schreibt etwa Leibniz an Leidenfrost, „daß er [Leidenfrost; TG] die sache [das Windmühlenprojekt; TG] bey dem Herrn Landtrosten aufs beste anbringen und auch sonst kräftigst befördern wolle.“ (AA I-2,139). Umgekehrt schickt Leidenfrost Kommentare an Leibniz, die sich auf mögliche Einschätzungen und kritische Substanz anderer Beteiligter, z. B. der Gewerke, beziehen. Man kann hier also eine Art von kollaborativer und strategischer Behandlung von kontroverser Substanz erkennen, die auf die Interessen und Voraussetzungen der anderen Beteiligten im Feld (z. B. finanzielle Interessen der Gewerke) abgestimmt ist.

... da so viel daneben verstanden, daß es in allen Gruben unmöglich würde zu practisieren seyn, sonderlich bey denen 1.) die im Grunde zwischen den Bergen gelegen, als da der Wind seinen Effect nicht würde thun können, 2.) die Sich des Stollens gebraucheten würden sagen, daß Sie selbiges nicht bedarff, 3.) vermeinen Sie daß wen es ein universal Werk werden solte, man es erst en particulier bey einer oder andern zechen anfangen und sehen solte ... 4) dürffte es eine schwürigkeit bey denen Gewercken abgeben, absonderlich wen die Sich einem newen qvartalen Oneri unterwerffen solten, da Sie bereits den 10 und 9ten geben, auch noch mehr abführen. Jch habe alles nach vermögen beantwortet ... (Leidenfrost, AA 1-2, 142.27 ff., 1697)

Die einzelnen Schreiben beziehen sich immer wieder auch auf spezifische Aspekte der zeitlichen Dynamik, der Organisationsstruktur und der Beteiligungsrollen im Rahmen dieser komplexen Verwaltungskommunikation. Im folgenden Beispiel wird etwa die zeitliche Abfolge bestimmter Schriftsätze und auch die Frage, wie sie genau formuliert sein müssten, thematisiert:

Jch möchte wünschen daß dieses mein schreiben ante relationem expeditam [= vor der Stellungnahme des Bergamtes an den Herzog, TG] ankäme, so köndte M.h.H. dahin trachten wie einige vorträgliche dinge hinein gerückt werden möchten (...)

Ferner so bleibt diese difficultät, wenn denen gewercken freystehen soll das werck anzunehmen oder nicht, wird folgen, daß die so sich dagegen opiniatiren dabey gewinnen werden (...) Köndte also vielleicht in der Relation Serenissimo dieser Vorschlag gethan werden;

... so hielten Sie dafür; es köndte Serenissimus ein decret publiciren laßen, des ungefährlichen inhalts, „Weilen Serenissimo einige sehr scheinbare inventiones zu hebung der wasser vermittelst des windes vorbracht worden ... So hätten Jhre Durchlt vor rathsam gefunden, das werck folgender maßen zu reguliren; wie es die billigkeit, und der gewercken augenscheinlicher vorthail clärllich mit sich brächte; Nehmlich etc. (Und da müsten nun die conditiones in specie folgen.)“ ... (Leibniz; AA I-2, 144.26 ff.; 1697)

Das Beispiel zeigt auch, dass in der Verwaltungskommunikation partiell andere Beteiligungskonstellationen vorliegen als im öffentlichen Teil der Wissen-

schaftskommunikation. Die Textdaten in der hier vorgestellten Kontroverse zeigen, dass alle Beteiligten eigene strategische Ziele verfolgen und diese Ziele mit unterschiedlichen schriftlichen oder mündlichen, offiziellen oder „privaten“ bzw. internen Beiträgen umzusetzen versuchen. Leibniz, Leidenfrost, die unterschiedlichen Funktionsträger des Bergamts, der Herzog, die Gewerke und ihre Mitglieder sind Akteure in einer Arena, in der wissenschaftliche, technische und ökonomische Gesichtspunkte auf komplexe Weise zusammenspielen und zum Teil auch konkurrieren. Es stellt sich nun die Frage, wie der „kommunikative Kosmos“ der Verständigungsmittel in dieser Art von kontroverser wissenschaftlich-technisch-ökonomischer Verwaltungskommunikation strukturiert ist.

5.4 Leibnizens Technologie-Vorschläge, ihr „kommunikativer Kosmos“ und ihr Kontroversenpotential

Im Unterschied zu denjenigen wissenschaftlichen Kontroversen, die in der Frühen Neuzeit mit gedruckten und öffentlich zugänglichen Streitschriften⁷ ausgetragen wurden, spielten sich die Auseinandersetzungen um Leibnizens Technologie-Vorschläge in einem intern gestuften Bereich der Verwaltungskommunikation ab, der unterschiedliche „Öffentlichkeitsgrade“ im Rahmen des Verwaltungshandelns umfasste, vom persönlichen Gespräch bzw. dem persönlichen Briefwechsel bis zum Gremienschriftwechsel z. B. mit dem Bergamt oder Schreiben, die an mehrere Adressaten gingen. Zu diesen amtlichen Schriften gehörten etwa Denkschriften, in denen neue Ideen und mehr oder weniger detailliert ausgearbeitete Planungen dargestellt wurden, Gutachten, Stellungnahmen aller Art, Beschwerden, Materialbestellungen, Ausgabeanweisungen für Material und Quittungen sowie Briefe spezifischen oder gemischten Inhalts. Die herzoglichen Reskripte nehmen in diesem Bereich eine gewisse Sonderstellung ein, weil sie neue rechtsgültige Zustände herstellen können, z. B. die Anweisung zur Erprobung oder Einstellung einer neuen Technologie. Viele Züge im kommunikativen Verwaltungshandeln sind deshalb letztlich darauf gerichtet, günstige Entscheidungen der Obrigkeit herbeizuführen.

Wie schon erwähnt, sind auch Gespräche und mündliche Verhandlungen ein wichtiger Bestandteil dieses kommunikativen Bereichs. Die mündlichen Anteile sind aber nur über Berichte über Gespräche bzw. Erwähnungen ermit-

⁷ Brieflich ausgetragene Kontroversen hatten zunächst nur internen Charakter, sie konnten durch die Weitergabe von Briefen bzw. Briefinhalten immerhin in kleinen Gruppen nachvollzogen werden.

telbar und ggf. auch in Grundzügen rekonstruierbar. Man muss davon ausgehen, dass es wie in heutigen Situationen strategischen Handelns auch in der Frühen Neuzeit Situationen gegeben hat, in denen es gerade darauf ankam, dass Formen der Verständigung keine kommunikativen Spuren hinterlassen. Immerhin gibt es in den edierten Materialien zum Harzbergbau immer wieder Hinweise darauf, wie mündliche und schriftliche Formen der Verständigung, der Auseinandersetzung und ggf. der strategischen Verfolgung von Zielsetzungen in der zeitlichen Dynamik und im Zusammenspiel unterschiedlicher Personen und Personengruppen verlaufen sind.

Die Tatsache, dass diese Formen der Auseinandersetzung im Rahmen der internen Verwaltungskommunikation vorstättengingen, unterscheidet sie zunächst von den gedruckt-öffentlichen Formen der wissenschaftlichen Kontroversen. Aber im Hinblick auf die Verfahren der Kontroversenführung und die Textorganisation gibt es doch auch bemerkenswerte Übereinstimmungen, denen wir uns nun zuwenden.

5.5 Traditionelle Darstellungs-Elemente und -Verfahren

Ich habe bisher darauf hingewiesen, dass die Auseinandersetzung um die technischen Neuerungsansätze Leibnizens vor allem Gegenstände der internen Verwaltungskommunikation waren. Im Hinblick auf die Verfahren und Darstellungsmittel der Kontroverse finden wir aber auch bemerkenswerte Gemeinsamkeiten mit der wissenschaftlichen Kontroversenpraxis im 17. Jahrhundert. Diese Gemeinsamkeiten kann man vor allem im Punkt-für-Punkt-Verfahren und in der textuellen Praxis einer Kombination von Wiedergabe und Erwiderung bei der Behandlung kontroverser Punkte sehen.

Für das Punkt-für-Punkt-Verfahren und seine Aspekte in der Behandlung kontroverser Teilfragen finden wir eine ganze Reihe unterschiedlicher Bezeichnungen wie z. B. *articulatim*, *distinctè*, *fuß für fuß*, *punct*, *dubium* und andere (AA I-4, 68). Es handelt sich hierbei vielfach um fremdsprachige Bezeichnungen, die in einer deutschsprachigen Umgebung genutzt werden.

Auch im Hinblick auf die Art der Behandlung der einzelnen kontroversen Streitpunkte finden wir ein traditionelles textuelles Verfahren, das Verfahren, zu einzelnen „Punkten“ zunächst die gegnerische Auffassung wiederzugeben, um dann darauf zu antworten. Dieses Schema von Wiedergabe plus Beantwortung ist in der Leibniz-Kontroverse etwa in folgendem Abschnitt zu erkennen:

Was also die objection betrifft daß der wind sich in einem tage oft ändern könne, und würde bey stehendem winde das waßer aus dem teiche nicht gleich kommen können, und also die pompe die zeit über feyern, item wenn der wind wieder angienge, würde das

einmahl im graben stehende waßer unnöthig verstreichen, *darauf dienet zur antwort, daß der fall alleine sich zutragen kan wenn der wind starck und daher des waßers gar nichts gelaßen worden (...)* (Leibniz an den Herzog; AA I-2, 195.20 ff.; Kursiv-Hervorh. T. G.)

Das Punkt-für-Punkt-Verfahren dient unter anderem dazu, in der Verständigung und der Auseinandersetzung die thematische Übersicht sicherzustellen, also die Übersicht darüber, welche Teilpunkte bereits angesprochen wurden, mit welcher „Gründlichkeit“ sie beantwortet wurden, welche Punkte noch nicht oder noch nicht zureichend behandelt wurden und wie man demzufolge den „Spielstand“ im Hinblick auf die kontroverse Substanz beurteilen kann. Im folgenden Textbeispiel beruft sich Leibniz zunächst auf Vorgaben des Herzogs, denen zufolge die Auseinandersetzung „ordentlich“, also entlang von geregelten Verfahren, und „distinctè“, Punkt für Punkt, erfolgen sollte. Auf dieser Grundlage beklagt sich Leibniz dann, dass sich das Bergamt nicht an diese kommunikativen Verfahrensvorgaben gehalten hat. Seine Beschwerden richten sich unter anderem auf die fehlende Punkt-für-Punkt-Behandlung, auf die fehlende thematische und sequentielle Ordnung, und er schließt Überlegungen an, was mögliche strategische Ziele und Hintergründe für diese aus seiner Sicht unordentliche Vorgehensweise seiner Gegner sein könnten („die sachen verdunckeln“). Es ist klar, dass das Bergamt in dieser Darstellung nicht nur sachlich, sondern auch im Hinblick auf die Kommunikationsmoral ein schlechtes Bild abgibt. Man sieht an diesem Beispiel erneut, dass sich „sachliche“ Argumente und Aspekte, die man traditionellerweise „ad hominem“ oder „ad personam“ klassifizieren würde, nicht immer säuberlich trennen lassen. Leibniz schreibt zu diesen Verfahrensaspekten:

Sto So soll man laut des Gndsten Befehls auch ordentlich verfahren ... zu welchem ende ich ... ihre 17 dubia ... ordentlich auch distinctè beantwortet, aber anstatt einer ordentlichen replic, so auf meine antwort articulatum gerichtet gewesen wäre, vnd deroselben fuß fur fuß (wie ich ihren dubiis) gefolget hatte, übergibt man eine Schrifft unterm titul einer erklärung oder meinung, vnd observiret darin gar keine sichtbahre ordnung nicht, sondern berühret carptim vnd desultoriè balt dieses balt jenes, aber dies ist eben das rechte mittel die sachen lange aufzuhalten, vndt die Leute herumb zufuhren, daß man nach etlichen schrifftwechselungen nicht weiß wo man daran ist vnd immer im Circkel herumb gehet, hingegen meine methode ... ist das rechte mittel, die dubia balt zu exhauriren, vnd zum ende zukommen. Jch wil von des H. concipienten intention nicht urtheilen, muß aber bekennen, daß ins gemein advocaten, so die sachen verdunckeln wollen, eß eben so machen. (Leibniz; AA I-4, 68.9 ff.; 1684)

Interessant an dieser Passage ist, dass aufgrund der Kritikpunkte an der „fehlerhaften“ Kontroversenführung des Bergamts dann auch eine Art von Spielstandsbestimmung formuliert wird. Leibniz schreibt: „... vnd bleiben also alle meine unberührte solutiones dubiorum in ihrem werth“ (Leibniz; AA I-4, 68.23 ff.). Punkte, die vom Gegner entweder gar nicht oder nicht zureichend

beantwortet wurden, verbucht Leibniz also als eigenen Gewinn. Auch diese Praxis ist nicht unüblich in den Kontroversen der Frühen Neuzeit, in den religiopolitischen Kontroversen der Frühen Neuzeit finden sich immer wieder Beispiele dafür. Leibniz gibt in dieser Passage auch eine funktionale Begründung für die strenge Befolgung des Punkt-für-Punkt-Verfahrens. Mit den Ausdrücken *exhauriren* bzw. *zum Ende kommen* bezieht er sich auf die Notwendigkeit, in solchen Auseinandersetzungen eine belastbare Entscheidung herbeizuführen, einen klaren Ausgang zu bestimmen. Hier zeigt sich wiederum ein gewisser Unterschied zu vielen öffentlichen wissenschaftlichen Kontroversen der Zeit, in denen das Ergebnis vielfach auch offen blieb.

5.6 Kommunikative Maximen und Aspekte einer impliziten Kontroversentheorie

Auch in den Texten, die zu Leibnizens Vorschlägen für technische Neuerungen im Harzbergbau überliefert sind, finden sich eine ganze Reihe von reflexiven Äußerungen zu den Spielarten und Prinzipien der Kontroversenführung. In einem Schreiben aus dem Jahr 1684, das oben schon in Auszügen zitiert wurde, klagt Leibniz über die Verletzung mehrerer kommunikativer Prinzipien (AA I-4, 66 ff.). Er beklagt fehlenden Respekt (kein *glimpff*). Er kritisiert die Haltung des Bergamts als *autoritativè*, seine Vertreter tun so, als sei schon ausgemacht, wer recht hat. Leibniz mahnt die fehlende Spezifizierung kritischer Punkte, die das Bergamt erwähnt, an (*specialia; in specie*). Nach Leibniz fehlt in den Ausführungen des Bergamts die argumentative Untermauerung (*rationes*). Er kritisiert, dass das Bergamt die ordnungsgemäße Punkt-für-Punkt-Behandlung nicht leiste und nicht *articulatim* und *distinctè* in den Schriftsätzen vorgehe. Er kritisiert die fehlende Unparteilichkeit des Bergamts bei der Beurteilung der Vorschläge. Zum Vorwurf der Unparteilichkeit gibt er darüber hinaus eine spezifische Ausführungsbestimmung, nämlich die Erwartung, dass auch ein Kritiker in der Lage sein sollte, zu einem strittigen Punkt etwas Konstruktives, Sachdienliches beizutragen. In die Richtung des Bergamts beklagt Leibniz sich: „daß ihnen gar nichts dienliches beyfallen solte, quis credat?“ („Es muss den Vertretern des Bergamts doch auch irgendetwas Konstruktives, Sachdienliches zu meinen Vorschlägen eingefallen sein. Warum sagen sie es nicht?“). In diesem Zusammenhang unterstellt Leibniz dem Bergamt eine Strategie der Schikane und der Verdunkelung, er fordert gleichzeitig eine Unterlassung solcher Haltungen in Kontroversen und auch eine Unterlassung entsprechender Handlungsweisen (Sophismata; AA I-4, 67.25 ff.)

Diese ersten Hinweise auf die Grundstrukturen einer weitläufigen Kontroverse über technische Innovationen im Bergbau, in denen wissenschaftliche,

technisch-praktische und auch ökonomische Gesichtspunkte in einem Kontext der Verwaltungskommunikation eng verbunden sind, sollten zweierlei zeigen. Zum einen wurde deutlich, dass der Bereich der Technik und der Techniknutzung um 1700 auch eine Reihe von ganz eigenen Aspekten der Kontroversenorganisation mit sich bringt. Zum anderen sind aber die Übereinstimmungen und Gemeinsamkeiten mit der Art der Kontroversenführung in den wissenschaftlichen Kontroversen der Zeit auch mehr als deutlich. Es wird eine lohnende Aufgabe sein, die Praxis der Kontroversenführung und auch die reflexiven Textstellen, die eine Rekonstruktion einer impliziten Kontroversentheorie erlauben, auf die editorisch bereits gut dokumentierte und kommentierte Kontroversenlehre und -praxis von Gottfried Wilhelm Leibniz zu beziehen, wie sie vor allem in den Arbeiten von Marcelo Dascal vorgelegt wurde (Dascal 2006; 2010).

6 Die deutsche Phlogiston-Kontroverse am Ende des 18. Jahrhunderts: Zeitschriften und die Prinzipien der neuen Chemie

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts diskutierten deutsche Chemiker die neuen Thesen von Lavoisier über die Verbrennung, die bereits früher in Frankreich zu heftigen Auseinandersetzungen geführt hatten (vgl. Frercks 2008; Seils 1995). Lavoisier hatte im Kern die noch heute gültige Sauerstoff-Theorie der Verbrennung entdeckt, die ältere Phlogiston-Theorie nahm einen eigenen Stoff an, das Phlogiston, das bei Verbrennungs- und Reduktionsprozessen abgegeben bzw. aufgenommen wurde. Die deutschsprachige Kontroverse um Phlogiston und Sauerstoff weist eine Reihe von interessanten Eigenschaften auf, unter anderem eine „Bekehrung“, was in wissenschaftlichen Kontroversen der Frühen Neuzeit eine sehr seltene Erscheinung ist.

In kommunikativer Hinsicht ist neu, dass die Kontroverse in wissenschaftlichen Zeitschriften stattfindet, die im 18. Jahrhundert neu gegründet wurden, z. B. das von Gren herausgegebene „Journal der Physik“, dessen erster Jahrgang 1790 erschien. Mit der Hinwendung zu den Zeitschriften ist auch eine Abkehr vom traditionellen Streitschriften-Modell verbunden. Dies führt zum einen zu einer starken Beschleunigung in der zeitlichen Dynamik der Kontroverse, zum anderen zu einer Abkehr vom Prinzip der vollständigen Widerlegung. Aufgrund des geringeren Umfangs von Kontroversenbeiträgen sind die Autoren gezwungen, eine Auswahl von Punkten und damit eine Relevanzbewertung vorzunehmen. Punkte, die nicht bearbeitet werden, gelten in die-

sem Zusammenhang nicht als „verloren“, wie es im älteren Streitschriften-Modell der Fall gewesen wäre.

Hinzu kommt, dass die Kontroverse starke intermediale Zusammenhänge aufweist: So werden unter anderem Auszüge aus internationalen Zeitschriften, die sich auf den Streitgegenstand beziehen, übersetzt und es werden Briefe entweder ganz oder in Auszügen als Stellungnahmen zu einzelnen Punkten abgedruckt. Auch hier sind internationale Verflechtungen unter den Chemikern erkennbar.

Die im 18. Jahrhundert als moderne Wissenschaft neu begründete Chemie hatte einen starken experimentalwissenschaftlichen Charakter. Damit ging auch eine Veränderung im Repertoire der kommunikativen Züge und Darstellungsformen einher. Dazu gehören unter anderem solche mehr oder weniger komplexen sprachlichen Handlungen wie „eine Versuchsanordnung beschreiben“, „erklären, wie eine Versuchsanordnung mit einem Streitpunkt zusammenhängt“, „Ergebnisse eines Experiments beschreiben und Schlussfolgerungen für einen Streitpunkt formulieren“, „eine Versuchsanordnung (als untauglich) kritisieren“ und andere.

Auch die Chemiker, die an der deutschsprachigen Phlogiston-Kontroverse beteiligt waren, berufen sich vielfach auf kommunikative Maximen. Im Vergleich zu älteren Kontroversen ist besonders ein Prinzip der Höflichkeit und des respektvollen Umgangs sowie ein Prinzip der unvoreingenommenen Wahrheitssuche zu erkennen. Dieses Prinzip führte dazu, dass die zentrale Persönlichkeit des phlogistischen Lagers, Gren, eine Art von schrittweiser „Bekehrung“ erfuhr, die ihn schließlich dazu brachte, die Auffassungen von Lavoisier zu akzeptieren und dies auch in seinen Schriften zu bekennen. Grens Bekehrung rief nicht geringes Aufsehen in der Fachwelt hervor. So schreibt Leopold von Buch an Johann Carl Freiesleben:

Kan ich Ihnen wohl eine interessantere und wichtigere Nachricht erzählen, als die, die mir selbst noch ganz unglaublich vorkommt, so gewiß sie auch ist. – Gren ist ein **Antiphlogistischer** geworden!! Und das recht ernstlich; er hat es mir auf eine Art erzählt, die ihm unendlich viel Ehre macht. (zit. nach Seils 1995: 7)

Da in diesem Brief der Sensationscharakter dieser Neuigkeit auch im Schriftbild gekennzeichnet wird, folgt nun noch eine Abbildung der Brief-Passage:

Man ist Ihnen wohl eine interessantere und wichtigere Nachricht erzählen, als die, die mir selbst noch ganz unglaublich vorkommt, so gewiß sie auch ist. – Gren ist ein Antiphlogistischer geworden!! Und das recht ernstlich; er hat es mir auf eine Art erzählt, die ihm unendlich viel Ehre macht.

Abb. 3: Briefauszug Leopold von Buch über die „Bekehrung“ von F. A. C. Gren; Quelle: Seils 1995.

Diese Kontroverse, die ausführlicher in einer Studie im Band von Fritz & Gloning (to appear) analysiert und kommunikationsgeschichtlich eingeordnet wird, ist vor allem in dreierlei Hinsicht bemerkenswert. Sie zeigt zum einen, wie ein mediengeschichtlicher Umbruch, die Hinwendung zur Nutzung von Zeitschriften, auch die kommunikative Praxis der Kontroversenführung nachhaltig veränderte. Sie zeigt darüber hinaus, wie auch die Anforderungen einer bestimmten Wissenschaftsdisziplin das Repertoire der Handlungsformen in Kontroversen prägen kann, hier vor allem die Erfordernisse in Bezug auf Experimente und ihren Bezug zu einzelnen Streitpunkten. Schließlich und drittens ist in dieser Kontroverse auch zu erkennen, wie allgemeine ideen- und kulturgeschichtliche Tendenzen der Aufklärung, z. B. Höflichkeit und Wahrheit, sich auch in den Kontroversenidealen und den impliziten Theorien der Kontroverse niederschlagen.

7 Ergebnisse, Ausblicke, Forschungsperspektiven

Die hier vorgestellten Kontroversen aus dem 17. und 18. Jahrhundert sollten zunächst zeigen, dass Kontroversen eine wichtige Rolle für die gelehrte Verständigung und die Wissenschaftskommunikation in den unterschiedlichen Feldern und zu unterschiedlichen Zeiten spielten.⁸ Sie zeigen weiterhin, dass Streitschriften ein zentrales Kommunikationsmittel in Kontroversen sind, die typischerweise eine Punkt-für-Punkt-Zerlegung des Streitgegenstandes aufweisen und die einzelnen Punkte mit einem Wiedergabe-plus-Antwort-Schema organisieren. Dieses Streitschriften-Modell erlaubt zum einen eine systematische Themenorganisation, sie erlaubt zum anderen die „Buchführung“ über den jeweiligen Stand der Kontroverse, sie organisiert darüber hinaus die intertextuellen Bezüge zwischen den Streitschriften. Um den Einschränkungen dieser Art der thematischen Organisation zu entgehen, nutzen Autoren immer wieder Exkurse und Digressionen, die es ihnen erlauben, sich von den gegnerischen Vorgaben zu lösen und eine eigene Agenda zu verfolgen.

Das Streitschriften-Modell weist über die fachlichen Zonen hinweg wesentliche strukturelle Gemeinsamkeiten und tendenziell nur wenige Unterschiede in verschiedenen Wissenschaftsbereichen auf. So finden wir wesentliche Übereinstimmungen in wissenschaftlichen, theologisch-religionspolitischen und in

⁸ Weiterführend: Bremer 2005; Bremer & Spoerhase 2015; Dascal 1998; 2010; Fritz 2003; 2005a, b; 2008; 2010; 2012; 2013; 2016a, b; Gloning 1999; 2005; 2013. Siehe demnächst auch die Studien in Fritz & Gloning (to appear).

technischen bzw. auf wirtschaftliche Anwendungen ausgerichteten Kontroversen.

Im historischen Längsschnitt war es vor allem der mediale Umbruch, der mit der Nutzung von Zeitschriften verbunden war, der auch einschneidende Folgen für die kommunikative Praxis der wissenschaftlichen Kontroversenführung hatte. Vergleichbare Umbrüche haben wir in den letzten beiden Jahrzehnten durch die zunehmende Digitalisierung der Wissenschaftskommunikation beobachtet (vgl. Gloning & Fritz 2011; Fritz & Gloning 2012).

Die Untersuchung von historischen Wissenschaftskontroversen ist aber nicht nur ein Beitrag zur Erforschung der Geschichte von Gelehrten Sprachen und der historischen Wissenschaftskommunikation, sondern auch ein interessantes Testgelände für die Sprachwandelforschung und die Theoriebildung im Bereich der Historischen Pragmatik, insbesondere einer Theorie der Geschichte von Kommunikationsformen (vgl. Keller 1990; Fritz 1994; 1995; 2012; Beckmann & König 1995; Luckmann 1986).

Kontroversen sind in vielen gelehrten Biographien ein nicht unerheblicher Bestandteil im Haushalt der Lebenszeit und der wissenschaftlichen Aktivitäten, z. B. bei intellektuellen Schwergewichten wie Kepler oder Leibniz. Die Untersuchung von Kontroversen trägt in solchen Fällen auch dazu bei, die individuellen Kommunikationsprofile und die je eigene Prägung des Sprachgebrauchs einzelner Wissenschaftler oder bestimmter Gruppen von Gelehrten zu charakterisieren.

Quellen und Literatur

Quellen

- Feselius, Philipp (1609): *Gründtlicher Discurs von der Astrologia Judiciaria* (...). Straßburg.
- Gehema, Janus Abraham à (1689): *Die beste Zeit-Vertreib*. Bremen.
- Gehema, Janus A. à (1688): *Grausame Medicinische Mord-Mittel/ Aderlasse/ Schröpffen/ Purgiren/ Clistiren/ Juleppen/ und Ohnmacht-machende Hertzstärckungen* (...). Bremen. Nachdruck Lindau 1980.
- Geuder, Melchior F. (1689): *Heilsame Medicinische Lebens-Mittel/ Denen grausamen Medicinischen Mord-Mitteln/ Herr D. Jan. Abrah. à Gehema Entgegen gesetzt*. (...) Ulm. Nachdruck Lindau 1982.
- Kepler, Johannes (1938): *De stella nova in pede serpentarii* (1606). In: Johannes Kepler, *Gesammelte Werke*. Band 1. Hrsg. von M. Caspar. München, 147–356 und 441–487.
- Kepler, Johannes (1941): *Gesammelte Werke*. Band 4: *Kleinere Schriften 1602/1611*. Dioptrice. Hg. von M. Caspar und F. Hammer. München.
- Kepler, Johannes (1941): *Tertius interveniens. Das ist/ Warnung an etliche Theologos, Medicos vnd Philosophos* (...). Frankfurt a. M. (G. Tampach) 1610. In: Johannes Kepler, *Gesammelte Werke*. Band 4. Hrsg. von M. Caspar und F. Hammer. München, 147–258.

- Kepler, Johannes (1941): Antwort Joannis Keppleri (...) Auff D. Helisæi Rösli (..) Discurs Von heutiger zeit beschaffenheit (...). Prag (Sesse) 1609. In: Johannes Kepler, *Gesammelte Werke*. Band 4. Hrsg. von M. Caspar und F. Hammer. München, 101–144.
- Kepler, Johannes (1990): *Gesammelte Werke*. Band 12: Theologica, Hexenprozeß, Tacitus-Übersetzung, Gedichte. Bearbeitet von J. Hübner, H. Grössing, F. Boockmann, F. Seck. Redaktion V. Bialas. München.
- Leibniz, Gottfried Wilhelm (1927): *Sämtliche Schriften und Briefe*. Band I-2: Allgemeiner historischer und politischer Schriftwechsel 1676–1679. Darmstadt: Otto Reichl Verlag. [= AA I-2]
- Leibniz, Gottfried Wilhelm (1950): *Sämtliche Schriften und Briefe*. Band I-4: Allgemeiner, politischer und historischer Briefwechsel 1684–1687. Hrsg. von der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Berlin, Leipzig. [= AA I-4]
- Leibniz, Gottfried Wilhelm (1991): *Sämtliche Schriften und Briefe*. Erste Reihe. Allgemeiner politischer und historischer Briefwechsel. Supplementband Harzbergbau. Berlin: Akademie Verlag. [= AA I-Suppl.]
- Röslin, Helisäus (1597): *Tractatvs Meteorastrologiphysicus. Das ist/ Auß richtigem lauff der Cometen/ zusammenleuchtung der Planeten/ etlicher Herrn Natiuiteten/ Natürliche Vermu:otungen vnd ein Weissagung*. Straßburg: Jobins Erben.
- Röslin, Helisäus (1605): *IVDICIVM, Oder Bedencken Vom Newen Stern/ welcher den zweiten Octobris erschinen/ vnd zum erstenmal gesehen worden*. Straßburg: Anton Bertram.
- Röslin, Helisäus (1609): *Historischer/ Politischer vnd Astronomischer natürlicher Discurs von heutiger zeit Beschaffenheit/ Wesen vnd Standt der Christenheit/ vnd wie es ins künfftig in derselben ergehn werde (...)*. Straßburg: Conrad Scher/ Paul Ledertz.
- Röslin, Helisäus (1611): *Mitternächttige Schifffarth/ VOn den Herrn Staden inn Niderlanden vor XV. Jaren vergeblich fürgenommen/ wie dieselbige anzustellen/ daß man daselbst herumb in Orient vnd Chinam kommen möge (...)*. Oppenheim: H. Gallart, J. Th. de Bry.
- Schaerer, Melchior (o. J.; Vorrede 1608): *Prognosticon, Oder PRACTICA (...) Auff das Jahr/ nach der Gnadenreichen Geburt vnsers Heylands Jesu Christi M.DCIX*. Nürnberg: Fuhrmann.
- Schaerer, Melchior (1611): *Verantwortung vnd Rettung der ARGumenten vnd Vrsachen/ welche M. Melchior Scherer/ in den Vorreden seiner zweyen Prognosticorum verschiener 1608. vnd 1609. Jahren (...) eingeführet: Wider (...) Philippum Feselum (...)*. O. O.: Böhem, Fuhrmann.

Forschungsliteratur

- Beckmann, Susanne & Peter-Paul König (1995): Wie ein Textmuster entsteht ... In: *Grazer Linguistische Studien* 44, 1–14.
- Bremer, Kai (2005): *Religionsstreitigkeiten. Volkssprachliche Kontroversen zwischen altgläubigen und evangelischen Theologen im 16. Jahrhundert*. Tübingen: Max Niemeyer.
- Bremer, Kai & Carlos Spoerhase (Hrsg.) (2015): „*Theologisch-polemische Sachen*“. *Gelehrte Polemik im 18. Jahrhundert*. Frankfurt a. M.: Vittorio Klostermann.
- Dascal, Marcelo (1998): The study of controversies and the theory and history of science. In: *Science in Context* 11, 147–154.
- Dascal, Marcelo (ed.) (2006): *Gottfried Wilhelm Leibniz, The Art of Controversies*. Translated and edited, with an introductory essay and notes by Marcelo Dascal with Quintín Racionera and Adelino Cardoso. Dordrecht: Springer.
- Dascal, Marcelo (ed.) (2010): *The practice of reason. Leibniz and his Controversies* (Controversies 7). Amsterdam, Philadelphia: Benjamins.

- Frercks, Jan (2008): Kommentar. In: Antoine Laurent Lavoisier, *System der antiphlogistischen Chemie*. Aus dem Französischen von Sigismund Friedrich Hermbstaedt. Übersetzung durchgesehen von Jan Frercks. Kommentar von Jan Frercks. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 181–411.
- Fritz, Gerd (1994): Geschichte von Dialogformen. In: Gerd Fritz & Franz Hundsnurscher (Hrsg.), *Handbuch der Dialoganalyse*. Tübingen, 545–562.
- Fritz, Gerd (1995): Topics in the history of dialogic forms. In: Andreas Jucker (ed.), *Historical pragmatics*. Amsterdam, Philadelphia: Benjamins, 469–498.
- Fritz, Gerd (2003): Dialogical structures in 17th century controversies. In: M. Bondi & Edda Weigand (Hrsg.): *Dialogue Analysis 2000*. Tübingen, 199–208.
- Fritz, Gerd (2005a): On answering accusations in controversies. In: *Studies in Communication Sciences. Special Issue Argumentation in Dialogic Interaction*. Lugano: Università della Svizzera Italiana, 151–162.
- Fritz, Gerd (2005b): First person singular in 17th century controversies. In: Pierluigi Barrotta & Marcelo Dascal (Hrsg.), *Controversies and subjectivity*. Amsterdam, Philadelphia, 235–250.
- Fritz, Gerd (2008): Communication principles in controversies. A historical perspective. In: Frans H. Van Eemeren & Bart Garssen (Hrsg.), *Controversy and Confrontation. Relating Controversy Analysis with Argumentation Theory*. Amsterdam, Philadelphia: Benjamins, 109–124.
- Fritz, Gerd (2010): Controversies. In: Andreas Jucker & Irma Taavitsainen (Hrsg.), *Historical Pragmatics. Handbook of Pragmatics, Vol. 8*. Berlin, New York: de Gruyter, 451–481.
- Fritz, Gerd (2012): Kontroversen – Ein Paradigma für die Geschichte von Kommunikationsformen. In: Peter Ernst (Hrsg.), *Historische Pragmatik*. Berlin, Boston: de Gruyter, 105–126.
- Fritz, Gerd (2016a): Zum Sprachgebrauch wissenschaftlicher Kontroversen im Deutschen um 1600. In: Gerd Fritz, *Beiträge zur Texttheorie und Diskursanalyse*. Gießen: Gießener Elektronische Bibliothek, 153–171. <http://geb.uni-giessen.de/geb/volltexte/2016/12024/>
- Fritz, Gerd (2016b): Zum Sprachgebrauch wissenschaftlicher Kontroversen im Deutschen um 1700. In: Gerd Fritz, *Beiträge zur Texttheorie und Diskursanalyse*. Gießen: Gießener Elektronische Bibliothek, 173–223. <http://geb.uni-giessen.de/geb/volltexte/2016/12024/>
- Fritz, Gerd (2017): *Dynamische Texttheorie*. Zweite Auflage. Gießen: Gießener Elektronische Bibliothek. <http://geb.uni-giessen.de/geb/volltexte/2017/12601/>
- Fritz, Gerd & Thomas Gloning (2012): Critique and controversy in digital scholarly communication. New formats and their affordances. In: Frans H. Van Eemeren & Bart Garssen (Hrsg.), *Exploring Argumentative Contexts*. Amsterdam, Philadelphia: Benjamins, 213–231.
- Fritz, Gerd & Thomas Gloning (Hrsg.): *Historical Pragmatics of Controversies. Case Studies from 1600 to 1800*. Amsterdam: Benjamins (to appear).
- Gindhart, Marion & Ursula Kundert (Hrsg.) (2010): *Disputatio 1200–1800. Form, Funktion und Wirkung eines Leitmediums universitärer Wissenskultur*. Berlin: de Gruyter.
- Gindhart, Marion, Hanspeter Marti & Robert Seidel (Hrsg.) (2016): *Frühneuzeitliche Disputationen. Polyvalente Produktionsapparate gelehrten Wissens*. Berlin, New York: de Gruyter.
- Gloning, Thomas (1999): The pragmatic form of religious controversies around 1600. A case study in the Osiander vs. Scherer & Rosenbusch controversy. In: Andreas H. Jucker,

- Gerd Fritz & Franz Lebsanft (Hrsg.): *Historical dialogue analysis*. Amsterdam, Philadelphia, 81–110.
- Gloning, Thomas (2002): Zur sprachlichen Form der Kepler/Röslin/Feselius-Kontroverse über Astrologie und Kosmologie um 1600. In: Marcelo Dascal, Gerd Fritz, Thomas Gloning & Yaron Senderowicz (Hrsg.): *Scientific controversies and theories of controversy* (German-Israeli Foundation, Technical Report 3). Giessen, 35–85.
- Gloning, Thomas (2005): Early Modern controversies and theories of controversy. The rules of the game and the role of the persons. In: Pierluigi Barrotta & Marcelo Dascal (Hrsg.): *Controversies and subjectivity*. Amsterdam: Benjamins, 263–281.
- Gloning, Thomas (2013): August Hermann Franckes frühe Streitschriften 1689–1694. Kommunikationspraxis, Textgestalt, Wortgebrauch. In: *Fest-Platte für Gerd Fritz*. Hrsg. und betreut von Iris Bons, Thomas Gloning und Dennis Kaltwasser. Gießen 24. 05. 2013. http://www.festschrift-gerd-fritz.de/files/gloning_2013_franckes-fruehe-streitschriften.pdf
- Gloning, Thomas & Gerd Fritz (Hrsg.) (2011): *Digitale Wissenschaftskommunikation. Formate und ihre Nutzung*. Gießen: Gießener elektronische Bibliothek. <http://geb.uni-giessen.de/geb/volltexte/2011/8227>
- Gloning, Thomas & Jan Lüsing (2002): Die Kontroverse zwischen J. A. Gehema und M. F. Geuder (1688/ 1689). In: Marcelo Dascal, Gerd Fritz, Thomas Gloning & Yaron Senderowicz (Hrsg.): *Scientific controversies and theories of controversy* (German-Israeli Foundation, Technical report 3). Giessen, 87–143.
- Keller, Rudi (1990): *Sprachwandel. Von der unsichtbaren Hand in der Sprache*. Tübingen: Francke.
- Luckmann, Thomas (1986): Grundformen der gesellschaftlichen Vermittlung des Wissens: Kommunikative Gattungen. In: Friedhelm Neidhardt u. a. (Hrsg.), *Kultur und Gesellschaft*. Opladen: Westdeutscher Verlag, 191–211.
- Sdzuj, Reimund B., Robert Seidel & Bernd Zegowitz (Hrsg.) (2012): *Dichtung – Gelehrsamkeit – Disputationskultur*. Festschrift für Hanspeter Marti zum 65. Geburtstag. Wien: Böhlau.
- Seils, Markus (1995): *Friedrich Albrecht Carl Gren in seiner Zeit 1760–1798. Spekulant oder Selbstdenker?* (Heidelberger Schriften zur Pharmazie- und Naturwissenschaftsgeschichte 14). Stuttgart: Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft.

Mechthild Habermann

Lateinisch – Deutsch in der Medizin an Universitäten der Frühen Neuzeit

1 Fragestellung

Bei der Erforschung der Wissenschaftskommunikation des 16. bis 18. Jahrhunderts spielt die Frage nach der Wissenschaftssprache eine ganz entscheidende Rolle. Der Wechsel von Latein zu Deutsch als Sprache der Wissenschaften im untersuchten Zeitraum ist keineswegs ein bloßer Wechsel der Sprachen, sondern geht mit einem Funktionswandel und Austausch der Denkstile einher (vgl. Schiewe 1996). Für den Sprachenwechsel an medizinischen Fakultäten liegen bislang noch keine nennenswerten Detailstudien vor. Die Entstehung vernakulärer Wissenschaftskommunikation ist aus sprachhistorischer Sicht zwar immer wieder zum Thema erhoben worden (vgl. Klein 2011a), muss aber bis heute als noch unzureichend erforscht gelten. Zu facettenreich und vielschichtig sind die Prozesse, die ineinandergreifen und einfache Antworten nahezu unmöglich machen. Vagheit und Vielschichtigkeit des Gegenstandes hängen von einer großen Anzahl von schwer zu bestimmenden Parametern ab, die im Folgenden näher umrissen werden sollen:

- Der Untersuchungsgegenstand *Wissenschaftskommunikation* basiert auf der Annahme zu wissen, was unter Wissenschaftskommunikation verstanden wird. Ab wann und unter welchen Umständen wird eine Disziplin aber wissenschaftlich betrieben? Nachfolgend gilt in Übereinstimmung mit Klein (2011a: 46) die Universität als „sozial scharf separierte“ Sphäre, an der Wissenschaftskommunikation in der Frühen Neuzeit möglich ist.
- Wer sind die Akteure der (vernakulären) Wissenschaftskommunikation und durch welche Qualifikationen zeichnen sie sich aus? Welche Gruppen werden von der Wissenschaftskommunikation ausgegrenzt?
- Wie wirkt sich die Autonomie der Universitäten, das jeweilige Verhältnis zum Obrigkeitsstaat oder die konfessionelle Spaltung auf die Wissenschaftskommunikation der Frühen Neuzeit aus?

Mechthild Habermann, Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg,
Department Germanistik und Komparatistik, Bismarckstraße 1, 91054 Erlangen,
E-Mail: mechthild.habermann@fau.de

- Anhand welcher Dokumente (Abhandlungen, Korrespondenzen, Zeitschriften etc.) kann die Geschichte der Wissenschaftskommunikation beschrieben werden?
- Es ist davon auszugehen, dass der Sprachenwechsel in Abhängigkeit von den einzelnen Fachdisziplinen mit unterschiedlicher Geschwindigkeit erfolgt. In welchem zeitlichen Rahmen vollzieht sich die Emanzipation der deutschen Wissenschaftssprache in der Medizin? Weist der Sprachenwechsel in der medizinischen Fakultät besondere Charakteristika auf?

Da die Heterogenität der deutschsprachigen Universitätslandschaft seit der Frühen Neuzeit an dieser Stelle nicht annähernd nachgezeichnet werden kann, stehen für die folgende Untersuchung exemplarisch die medizinischen Fakultäten der Universitäten Erlangen (seit 1743), Freiburg i. Br. (seit 1457) und Halle/Saale (seit 1694) im Mittelpunkt. Mit der Universität Freiburg wurde eine katholische Universität in einer Stadt ausgewählt, die im Untersuchungszeitraum beinahe ohne Unterbrechung zum habsburgisch-österreichischen Staatsgebiet gehörte. An der Freiburger Universität war die medizinische Fakultät bereits seit dem Spätmittelalter – dem scholastischen Bildungsideal entsprechend – eine von vier Fakultäten (Theologie, Jura, Medizin, Philosophie). Die im protestantischen Milieu gegründeten Universitäten Halle (vgl. Taatz-Jacobi 2014) und Erlangen (vgl. Wendehorst 1993) sind mehr als 200 Jahre nach der Universität Freiburg gegründet worden und gingen aus Ritterakademien hervor. An der Gründung der Universität Halle war der Rechtsgelehrte und Philosoph Christian Thomasius (1655–1728) maßgeblich beteiligt, der sich wie der 1706 auf eine Professur berufene Philosoph Christian Wolff (1679–1754) um Gebrauch und Entwicklung des Deutschen als Wissenschaftssprache sehr verdient gemacht hat.¹

Der Sprachenwechsel Lateinisch – Deutsch steht im Kontext des Wandels in der Ausbildung der Studenten, der Ausdifferenzierung von Medizin und Naturwissenschaften, des Integrationsprozesses von Anatomie und Chirurgie in die

¹ Christian Thomasius hängte 1687 an der Universität Leipzig einen Anschlag aus, mit dem er in deutscher Sprache eine Vorlesung über Moralphilosophie ankündigte (vgl. Hodermann 1891; Pörksen 1986: 46; Polenz 2013: 59 f.); hierzu auch Michael Prinz im vorliegenden Band. Damit war er aber keineswegs der erste, der den Gebrauch der deutschen Sprache an der Universität propagierte. Während Christian Thomasius Einfluss auf die mündliche Wissenschaftskommunikation in deutscher Sprache an den Universitäten nahm, gilt Christian Wolff „als Vorbild für die strenge schriftliche Form deutscher Wissenschaftssprache“ (Polenz 2013: 386), indem er die deutsche Wissenschaftssprache in die Tradition deutscher Fachsprachen stellte und aus der Abhängigkeit der lateinisch-rhetorischen Tradition befreite (vgl. Pörksen 1986: 20 f.; Polenz 2013: 386–389).

universitäre Medizin sowie des zunehmenden obrigkeitsstaatlichen Interesses an gut ausgebildeten Mediziner:innen. Der Sprachenwechsel Lateinisch – Deutsch an den medizinischen Fakultäten frühneuzeitlicher Universitäten rückte bislang vor allem in medizinhistorischen und universitätsgeschichtlichen Abhandlungen quasi als Nebenprodukt der Entwicklung der Medizin als wissenschaftlicher Disziplin in den Fokus. Mit diesem Beitrag soll zu einer verstärkt sprachhistorischen Beschäftigung mit dem Sprachenwechsel an den medizinischen Fakultäten der Frühen Neuzeit, der bislang nur punktuell nachgezeichnet werden kann, angeregt werden.

2 Die Medizin als akademisches Fach

2.1 Die Ausgangslage

Im Ständestaat muss von einer Parzellierung des Wissens um den Körper und dessen Heilung von Krankheiten ausgegangen werden (vgl. Sohn 2003: 72). Auf der einen Seite stehen die akademischen Ärzte, die *Physici*, deren Wissenskanon sich an der scholastischen Universität aus der Kenntnis der antiken Autoren speist. Auf der anderen Seite stehen die Wundärzte, die *Chirurgi*, Wundheiler und Hebammen, die, vereinzelt in Zünften organisiert, ihre Tätigkeit als Handwerk auf der Grundlage von Erfahrungswissen ausüben.

Der Gegensatz zwischen den buchgelehrten Mediziner:innen mit Universitätsbildung und den an der Praxis geschulten Chirurgen blieb mit Abstrichen bis in das 18. Jahrhundert erhalten. Das Wissen der *Chirurgi* und damit auch das Wissen um die menschliche Anatomie waren zunächst nicht Gegenstand universitärer Lehre. Ein auf Buchwissen orientiertes Studium, das an den Universitäten noch lange Zeit vom spätmittelalterlichen scholastischen Bildungsideal geprägt war, hatte auch kaum Praxisbezug. Dieser hielt seit dem 16. Jahrhundert allmählich Einzug an den Universitäten durch die Einrichtung botanischer Gärten und eines *Theatrum anatomicum*, in dem Leichensektionen vorgenommen wurden. In den 1620er Jahren entstand an der Universität Freiburg ein anatomisches Theater, das 1657 in den Kriegswirren bereits wieder zerstört wurde. 1670 ist in den Fakultätsakten der Universität Freiburg vermerkt, dass „seit mindestens 40 Jahren keine Anatomie einer menschlichen Leiche mehr stattgefunden hat“.² Der Unterricht am Krankenbett, wie er für Padua und Leiden bereits im 16. Jahrhundert üblich war, verbreitete sich als Methode erst im

² Zitiert nach Diepgen & Nauck (1957: 35).

17. Jahrhundert auf die gesamte Universitätslandschaft (Diepgen & Hauck 1957: 34). Erst im Laufe des 18. Jahrhunderts wurden allmählich universitäre Krankenhäuser zur Behandlung Mittelloser eingerichtet, in deren Zuge dann ebenfalls Konsultationen der auszubildenden Studenten am Krankenbett möglich wurden.

Der Gegensatz zwischen *Physici* und *Chirurgi* spiegelt sich auch auf sprachlicher Ebene wider. Die universitäre Lehre ist in der Medizin bis weit in das 18. Jahrhundert hinein vom Lateinischen geprägt. Die praktische Berufsausübung eines Chirurgen findet ausschließlich im volkssprachlichen Betätigungsfeld statt. Nach Klein (2011a: 37) präsentierten die alten Universitäten „in vielen Hinsichten eine eigene gesellschaftliche (Prestige-)Sphäre, die aufs engste mit der sozialdistinktiven Funktionalität der lateinischen Sprache verbunden war.“ Das lange Festhalten an der lateinischen Sprache ist wohl stärker als in vergleichbaren Disziplinen mit der Aufrechterhaltung des akademischen Status der Ärzteschaft verbunden, da man sich mit einem Übergang zur Volkssprache mit den *Chirurgi* gemein gemacht hätte, die dann auch leichter Zugang zu akademischem Wissen erhalten hätten.

Inwieweit die deutsche Sprache im Laufe des 18. Jahrhunderts den akademischen Unterricht in der mündlichen Kommunikation bestimmte, lässt sich im Einzelnen nur bruchstückhaft rekonstruieren. Die schriftlichen Zeugnisse geben nur sporadisch und unzureichend Kenntnis über den Gebrauch der deutschen Sprache. Ein gewisser Umbruch scheint in der Zeit um 1750 stattzufinden. Ab dieser Zeit mehren sich Hinweise, dass die deutsche Sprache in Vorlesungen Verwendung fand. Der Durchbruch der deutschen Sprache an der medizinischen Fakultät erfolgte aber erst in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Er hängt engstens mit dem Aufbau eines modernen Verwaltungsstaats zusammen, der von dem Interesse getragen ist, „Ärzte mit einheitlichen Handlungskompetenzen und Kontrollbefugnissen auszustatten“ (Sohn 2003: 72).

2.2 Die medizinische Ausbildung

Die medizinische Ausbildung ist bis in das 18. Jahrhundert von der mittelalterlichen Universität bestimmt. Die Zulassung zum Studium der Medizin hing von einem vorausgegangenen Studium in der Artistenfakultät ab, in dem der Student in den Artes liberales, und zwar im Trivium (Grammatik, Dialektik, Rhetorik) und Quadrivium (Arithmetik, Geometrie, Musik, Astronomie), unterwiesen wurde. Der Unterricht in der Artistenfakultät bezog die lateinische und griechische Sprache mit ein und bot in Anbetracht der Bedeutsamkeit der antiken Autoren im traditionellen Medizinstudium einen wesentlichen Beitrag zu dessen Studierfähigkeit.

Die Lehrpläne der Freiburger medizinischen Fakultät aus dem 15. Jahrhundert wurden in enger Anlehnung an die der Wiener Universität geschaffen, die auf das Jahr 1389 zurückgingen (vgl. Diepgen & Nauck 1957: 28). Das Medizinstudium schloss sich in der Regel erst nach einem Abschluss des Studiums an der Artistenfakultät (Bakkalaureus oder Magister) an. Die enge Verbindung zwischen Artistenfakultät und Medizin zeigt sich daran, dass die Kombination *Dr. phil. et med.* bei älteren Freiburger Professoren nicht selten war, da manche zuvor erst an der Artistenfakultät promoviert worden waren, bevor sie sich der Medizin widmeten (vgl. Diepgen & Nauck 1957: 29).

Wie sehr philologische und medizinische Interessen ineinandergreifen konnten, zeigt die Biographie des Hallenser Professors Johann Heinrich Schulze (1687–1744), der im Alter von 30 Jahren an der medizinischen Fakultät promoviert wurde. Davor war er 13 Jahre lang an der Universität immatrikuliert, bevor er sich der medizinischen Fachrichtung verschrieb. In dieser Zeit widmete er sich dem Studium der alten Sprachen und der Orientalistik. Es bleibt letztlich unklar, wieso sich Schulze von der Orientalistik und Philologie hin zur Medizin begab. Jedoch verzichtete er auch als Mediziner nicht auf seine philologischen Neigungen. Im Jahr 1716 gab er in Halle seine erste eigenständige Schrift naturwissenschaftlichen Inhalts in deutscher Sprache mit dem Titel *Anmerkungen zu Hr. D. E. T.A. so genannten Gründlichen Gegensatz auf das Gründliche Bedenken von dem tödtlichen Dampff der Holtz-Kohlen* heraus (vgl. Völker 1987: 16–19). Von 1720 bis 1732 war Schulze Professor der Anatomie und Chirurgie an der Universität Altdorf. Neben dieser Professur übernahm er 1729 bis 1730 auch noch die Lehrstühle für Griechisch und Arabisch. Nachdem er 1732 nach Halle zurückgekehrt war, besetzte er die Ordinariate für Eloquenz und Altertümer sowie für Medizin. Er widmete sich intensiv den Altertumswissenschaften und plante die Gründung eines philologischen Seminars, was aber an dessen Finanzierung scheiterte. Gleichzeitig führte er die Numismatik als akademische Disziplin ein. Sein wissenschaftliches Verdienst ist es, in mehreren Publikationen auf die Gefährlichkeit von Metallgefäßen für Arzneien und Speisen hingewiesen zu haben. Zugleich gilt er als erster Geschichtsschreiber der Medizin (vgl. Zimmermann 2007). Schulze kann mit Fug und Recht als Universalgelehrter oder Polyhistor bezeichnet werden.

Die Interessen der Mediziner bezogen sich bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts des Öfteren auf philologische, historische u. a. Gebiete außerhalb der Medizin. Neben der engen Verbindung zwischen Medizin und Sprache, Philologie oder Geschichte schloss aber allein die Medizin vor der Trennung in die einzelnen naturwissenschaftlichen Fächer alle Naturwissenschaften und angrenzende Wissenschaften mit ein. Der medizinischen Ausbildung kam bereits der Status eines *Studium generale* zu, denn das Spektrum der Gebiete, die

zur Medizin zählten, umspannte den gesamten Bereich der Heil-, Arznei- und Naturkunde bis hin zur Geologie bzw. Geographie und Technik.

Die große Spannweite der Fächer dokumentiert auch die im Jahr 1730 gegründete, erste wissenschaftliche medizinische Wochenschrift in Deutschland, das *Commercium Litterarium* (vgl. hierzu 3.3). In ihrer programmatischen Einleitung wird ein Überblick über die Aufgliederung in die einzelnen medizinischen Teilgebiete geboten, bevor diese eigenständige Fächer der Naturwissenschaften bzw. Technik wurden:

Es möge ermessen werden, was in der Physiologie, der Pathologie, der Praxis, [sic] und den übrigen Teilen der Medizin, was im Anatomischen, Chemischen, Botanischen, Pharmazeutischen, was in der Physik, Mechanik, Optik und, um es mit einem Wort zu sagen, was in jedwedem Teilchen der offenstehenden Disziplinen, die weitest unser Vorhaben betreffen, von den aktuellsten Autoren versucht, vorgeschlagen und durchgeführt worden ist.³

Auch das Fächerspektrum der medizinischen Professuren war bis weit in das 18. Jahrhundert allumfassend. An der Universität Freiburg gab es von Beginn an drei ordentliche Professuren für Medizin. Dem dienstältesten Professor primarius wurde das Gebiet der Therapie, dem Professor secundarius die Pathologie und dem Professor tertarius der Aufgabenbereich der *Institutiones medicorum*, d. h. die Lehre von den Anfangsgründen, zugewiesen. Jeder Professor musste aber zunächst die gesamte Heilkunde beherrschen, da es üblich war, von einer Professur zur anderen aufzurücken (vgl. Seidler 1991: 31).

Ein großer Einbruch erfolgte 1748 mit der Wiener Medizinalreform, die wichtige Veränderungen in Freiburg mit sich brachte. Seit 1749 wurde eine vierte, zunächst noch außerordentliche Professur für den Unterricht in Anatomie zugesprochen. Bereits 1755 kam zur Unterstützung des Anatomen ein nichtakademischer Prosektor hinzu, der ein Wundarzt war. 1767 erhielt die Fakultät ein neues Ordinariat für Chirurgie und Hebammenkunst. 1768 wird das Ordinariat für Botanik und Chemie geschaffen. Der Stelleninhaber hielt bis zu seinem Tod 1775 Unterricht in den Fächern Chemie, Materia medica und Naturgeschichte, noch immer ein sehr breites Spektrum an Heil- und Naturkunde, so dass von einer Trennung der Fächer noch keine Rede sein konnte. Ab 1774 wurde die Nachfolge der alten Professur tertarius in eine Professur für Patho-

3 „Arbitrari liceat quid in physiologica, pathologica, practica, ceteris medicinae partibus, quid in anatomicis, chymicis; botanicis, pharmaceuticis, quid in physicis, mechanicis, opticis et, ut verbo dicam, quid in quavis particula latissime patientium disciplinarum ad institutum nostrum pertinentium, a recentissimis auctoribus tentatum, propositum perfectum sit“ (Consultatio 1730: V; mit deutscher Übersetzung zitiert nach Rau 2009: 52).

logie und klinische Praxis umgewandelt. 1780 kam ein Ordinariat für Naturgeschichte hinzu, ab 1783 ein Lehrstuhl für Vieharzneikunde. In den 1780er Jahren hatte die medizinische Fakultät der Freiburger Universität sieben Professuren und einen nichtakademischen Prosektor bei etwa 50 Studenten (vgl. Seidler 1991: 60–63).

Erst 1786 wurden im Zuge der Josephinischen Reformen Veränderungen eingeführt, die später teilweise wieder aufgehoben wurden. So wurde auf das philosophische Magisterstudium als Voraussetzung für die Zulassung zum Medizinstudium verzichtet. Abgeschafft wurde die öffentliche Disputation bei der Doktorprüfung zugunsten einer praktischen Prüfung am Krankenbett. Zugleich erfolgte ein Verbot des Nachrückens von Professoren auf die nächsthöhere Professur. Schließlich wurden auch die Studenten der Medizin und die der höheren Chirurgie gleichgestellt (vgl. Seidler 1991: 71 f.).

Diese Maßnahmen leisteten dem Gebrauch der deutschen Sprache Vorschub.

2.3 Vorlesungsverzeichnisse und Lektionskataloge

Im Freiburger Wochenblatt *Stummer Advocat auf das Jahr 1755* wurde ein Lektionskatalog abgedruckt, eine Art Vorläufer eines gedruckten Vorlesungsverzeichnisses aller Freiburger Fakultäten, worunter sich auch die medizinische Fakultät befand:

In der Medicinifchen Facultät.
Montag , Mittwoch
Freytag , und
Samstag ., Von 8. bis 9. Uhr fruhe über die
., Sätze Boërhavii de cognofcendis , &
., curandis Morbis nach dem Coментарio
., des Freyherrn Gerard von Svvieten.

., von 9. bis 10. Uhr über die Hiftoriam Re-
., mediorum nach dem Systemate Nat.
., Caroli Limæi , wie auch über die me-
., thodum concinnandi formulas.

., Nachmittag von 1. bis 2. über die Infitu-
., tiones medicas Boërhavii.

., Von 3. bis 4. Uhr ex Anatomia noch Ord-
., nung des Herrn Winslovv.

., Sollten aber einige Liebhaber annoch aus de-
., nen übrigen Theilen der Artzney=Wiffen-
., schaft Collegia privata verlangen ; fo er-

„ biethen sich die Herren Profeffores , und
 „ zwar Herr Doctor Strobel (welcher
 „ ohnehin wochentlich zwey mahl mit feinen
 „ Auditoribus exercitia confultoria ex Me-
 „ dicina practica halten wird) Medi-
 „ cinam legalem , feu forenfem , Herr
 „ Doctor Rodecker die Botaniam, und Hr. Dr.
 „ von Mayrn die artem obftetriciam gegen
 „ einer billichen Erkantlichkeit zu docjren.
 (zitiert nach Seidler 1991: 61)

In deutscher Sprache sind lediglich die Textpassagen geboten, in denen die Organisation des Studienbetriebs erläutert wird. Unterstützt wird die Bedeutsamkeit der Trennung der beiden Sprachebenen durch den Wechsel von Antiqua (recte) zu Fraktur (kursiv), wenn es um die deutschen Satzteile geht. 1755 wurden die Teildisziplinen der Medizin, darunter auch forensische Medizin, Botanik und Geburtshilfe, lateinisch benannt. In dem vorgestellten Vorlesungsverzeichnis fehlen antike Autoren bereits ganz, während zeitgenössische Mediziner wie Herman Boerhaave (1668–1738), sein Schüler und späterer Leibarzt Kaiserin Maria Theresias Gerard Van Swieten (1733–1803), der Botaniker Carl von Linné (1707–1778) oder der dänische Anatom Jakob Winslow (1669–1760) genannt werden.

An der 1743 gegründeten Universität Erlangen waren die Verhältnisse ganz andere. Die Universität Erlangen ist eine Gründung der Markgrafen von Brandenburg-Bayreuth-Ansbach. Die Stadt, in der ab 1686 hugenottische Flüchtlinge Aufnahme fanden, fiel 1792 mit der Markgrafschaft dem Königreich Preußen zu und kam nach kurzer napoleonischer Herrschaft 1810 an das Königreich Bayern. Die beiden Sprachen Deutsch und Französisch prägten im 18. Jahrhundert noch den Umgang in der Stadt (vgl. Wendehorst 1993).

Im Vorlesungsverzeichnis der Universität Erlangen dominierte bis weit in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts die lateinische Sprache, nur die Lehrsätze der obrigkeitsstaatlichen Medizinalordnung wurden auf Deutsch zitiert:

[1794/95]: D. 10. CHRISTIANVS DANIEL SCHREBER publice de Mercur. h. IV–V. Materiam alimentariam regni vegetabilis pertractabit; d. Saturni vero horis pomeridianis plantarum cryptogamarum colligendarum caussa excursions instituet. Privatim h. IX–X. Politiam medicam, secundum cel. Hebenstreit. *Lehrsätze der medicinischen Policeywissenschaft*, tradet, neque iis deerit opera, qui praelectiones in Materiam medicam desiderabunt.⁴

Es kann nur spekuliert werden, ob die besondere sprachliche Situation Deutsch – Französisch einen Grund für die Zurückhaltung darstellt, sich der

⁴ UB Erlangen-Nürnberg: Signatur H60 Z13–1742/96.

deutschen Sprache zu öffnen. Jedenfalls zeigen die Vorlesungsverzeichnisse der Universität Erlangen ab 1743 bis weit in das 19. Jahrhundert hinein⁵ einen zögerlichen, späten Übergang zur deutschen Sprache. Die Sprache der Vorlesungsverzeichnisse (und der Vorlesungen?) ist bis in die 1820er Jahre ausschließlich Latein. Es gibt deshalb keinen Beweis dafür, dass die Vorlesungen nur auf Latein angekündigt und dann auf Deutsch gehalten wurden, auch wenn der Gebrauch einer Art Mischsprache durchaus plausibel erscheint, zumal zahlreiche Professoren von der fortschrittlichen Universität Halle einen Ruf an die Universität Erlangen annahmen.⁶

In den Jahren vor dem Sprachenwechsel wurde das Königreich Bayern durch die Montgelas'schen Reformen und die beiden Verfassungen von 1808 und 1818 auf den Weg zu einem modernen Verwaltungs- und Verfassungsstaat gebracht. An der Universität Erlangen wurde 1815 ein Universitätsklinikum eingerichtet. In der Stadt fand der letzte Gottesdienst in französischer Sprache 1822 in der Hugenottenkirche statt.

Diese historischen Ereignisse mögen den Sprachenwechsel auch an der Universität Erlangen mit befördert haben. Seit dem Wintersemester 1823/1824 wurde an der Universität über deutschsprachige Publikationen lektoriert. Angabe und Ankündigung des Titels erfolgten jedoch auch weiterhin in lateinischer Sprache:

D. GODOFREDUS FLEISCHMANN privatim hor. 1–3 una cum prosectore D. WAGNER operam eorum moderabitur, qui ipsi corporis humani organa artis lege secare cupient, in praeparandis musculis usus libro suo: Anweisung zur Zergliederung der Muskeln des Menschenkörpers. Erl. 1810.

5 Bis Sommersemester 1743: Zwei duodezformatige Vorlesungsverzeichnisse, jeweils eine bzw. zwei medizinische Vorlesungen, nach Fakultäten gegliedert. Bis Sommersemester 1796: 105 Vorlesungsverzeichnisse in Folio, gebunden, jeweils zwischen fünf und 14 medizinische Vorlesungen im Semester, nach Fakultäten und *Lectiones ordinarii* / *Lectiones extraordinarii* gegliedert (UB Erlangen-Nürnberg: Signatur H60 Z13–1742/96).

Bis Wintersemester 1843/1844: 96 Vorlesungsverzeichnisse in Oktavformat, zwei Bände (bis Sommersemester 1820 und bis Wintersemester 1843/1844; UB Erlangen-Nürnberg: Signatur H60 Z13–1796/1844). Seit Wintersemester 1824/1825 Gruppierung der Verzeichnisse zusätzlich nach akademischem Titel.

6 Heinrich Friedrich Delius (1720–1791; ab 1788 von Delius), der in Halle und Berlin Medizin studierte, nahm 1749 einen Ruf an die Universität Erlangen an, wo er über vier Jahrzehnte wirkte (vgl. Wittern 1999: 25 f.). Johann Christian Daniel Schreber (1739–1810; ab 1791 von Schreber) studierte Medizin in Halle und wurde in Uppsala promoviert. Ab 1770 war er an der Universität Erlangen zunächst Professor für Arzneikunde, besonders für Botanik, bevor er Professor für Naturgeschichte wurde (ebd.: 173 f.). Friedrich Wendt (1738–1818; ab 1796 von Wendt) studierte Medizin neben Philosophie, Mathematik und Naturkunde in Halle und Göttingen und wirkte ab 1778 zunächst als Professor für Arzneikunde in Erlangen (ebd.: 214 f.).

Die Vorlesung über Fleischmanns Abhandlung wurde in den folgenden Jahren mehrfach angekündigt, weitere Ankündigungen über deutschsprachige Publikationen folgten (Adolf Henke: *Kinderkrankheiten*, Frankfurt a. M. 1821; Bernhard Gottlob Schreger: *Handbuch der chirurgischen Verbandlehre*, Erlangen 1822).

Ab dem Sommersemester 1827 wurde jedoch auf medizinische Vorlesungen und Examinatoria in lateinischer Sprache eigens verwiesen, und zwar weiterhin in lateinischer Sprache: „D. X publice examinatorium latino sermone instituet“, später „latino sermone habenda“.

Für die Vorlesungsverzeichnisse, die erst ab dem Wintersemester 1832/33 auf Deutsch erschienen sind, wurde der Hinweis auf Vorlesungen und Examina in lateinischer Sprache beibehalten. Mit dem Ausscheiden von Professor Adolf Henke (1775–1843) aus dem universitären Dienst verschwanden die letzten Vorlesungen in lateinischer Sprache an der medizinischen Fakultät der Universität Erlangen. Sein Nachfolger Gottfried Fleischmann (1777–1850) lektorierte auf Deutsch.

So unterschiedlich die Situation an den Universitäten Freiburg und Erlangen auch war, die entscheidenden Impulse für einen Gebrauch der deutschen Sprache kamen von außen. Beide Universitäten reagierten direkt oder indirekt auf Maßnahmen, die im Zusammenhang mit dem Aufbau moderner Verwaltungsstaaten standen. Sie reflektierten in ihrem Sprachgebrauch die gesellschaftlichen Umbrüche ihrer Zeit.

2.4 Die Promotion

Die akademischen Prüfungen zum Dr. med. blieben im gesamten Untersuchungszeitraum Domäne der lateinischen Sprache. An der Universität Halle konnten sich Kandidaten erst nach dem Examen zur Doktordisputation anmelden. Dabei war es nicht entscheidend, dass sie selbst die Doktorarbeit verfassten. Diese stammte sogar sehr häufig aus der Feder eines Professors. So war der Hallenser Mediziner Friedrich Hoffmann (1660–1742) an mehr als 300 Dissertationen und kleineren Schriften beteiligt, die dieser als eigene Werke auflistet (vgl. Eulner 1972: 417). Der Candidatus wird auf dem Titelblatt als Person genannt, die „zum feierlichen Examen der Gelehrten erscheint“ („Solenni eruditorum examini sistet“),⁷ oder manchmal als „Avctor Responsvrvs“, d. h. als

⁷ Titelblatt der *Dissertatio Inavgvralis Medica De Recto Corticis Chinae Vsv In Febribvs*. Halle: Hilliger 1728; <http://digital.ub.uni-duesseldorf.de/urn/urn:nbn:de:hbz:061:1-378201> (01. 10. 2018).

Respondent bzw. auskunftspflichtige Person.⁸ Die eigentliche Leistung stellte zu damaliger Zeit die Disputation dar, die wie die Examina in lateinischer Sprache zu erfolgen hatte.

Es gibt nur wenige Ausnahmen, die Prüfung an der medizinischen Fakultät der Universität Halle in deutscher Sprache durchzuführen. 1771 verweigerte man einem Kandidaten die Disputation auf Deutsch, der darum bat, weil er des Lateinischen nicht mächtig war. Er berief sich dabei auf einen Präzedenzfall, den die Fakultät mit den Worten ablehnte, der entsprechende Kandidat sei seinerzeit nicht auf Deutsch examiniert worden, obwohl „das lateinische ihm etwas schwer ward“ (zitiert nach Kaiser & Krosch 1966/67: 92). Ausnahmen gab es bei einem mehr als 20 Jahre in England lebenden Kandidaten aus Bautzen, „quod lingua latina per dialectum anglicanam ei inexplanata est“ (ebd.), und 1763 bei einem früheren Militärchirurgen aus Quedlinburg. Als dieser jedoch zum Vogteiphysicus seiner Heimatstadt ernannt wurde, erhob die Fakultät Einwände gegen die Ernennung, denn der Kandidat sei unqualifiziert und beherrsche die lateinische Sprache nicht. 1798 wurde ein Kandidat auf Deutsch geprüft, der zehn Jahre lang in Surinam gelebt hatte. Als Gründe für die Ausnahme wurden geltend gemacht, dass er Ausländer sei und ohnehin wieder nach Surinam zurückkehre (vgl. Kaiser & Krosch 1966/67: 92).

Es sind nur wenige Fälle bekannt, die an der Universität Halle die Disputation in der medizinischen Fakultät in deutscher Sprache dokumentieren. Hieraus kann geschlossen werden, dass die Disputation und mit ihr die Erlangung der Doktorwürde im gesamten 18. Jahrhundert noch fest mit der Beherrschung des Lateinischen verbunden war. Der akademische Grad der Doktorwürde ist eng an die lateinische Sprache geknüpft und wird letztlich über sie legitimiert.

Ihrer Zeit voraus war indessen eine Greifswalder Dissertation, die unter dem Vorsitz von Peter Ahlwardt mit Karl Heinrich Spitt dem Jüngeren als Respondenten 1753 verteidigt wurde. Sie trägt den programmatischen Titel *Der vorzügliche Nutzen der in Teutscher Sprache angestellten Akademischen Streit-handlungen*. In ihr wird die lateinische Sprache als Mittel der Wissenschaftskommunikation infrage gestellt:

Man disputire z. B. von denen sittlichen Pflichten der Menschen, von gewissen Oeconomischen Vortheilen, von dem Wolanständigen und andern dergleichen Dingen. Dürfen und sollen denn diejenigen, welche in der Lateinischen Sprache eben nicht gesetzt sind, hiervon gar nichts wissen?⁹

⁸ Titelblatt der *Dissertatio Inavgvralis Medica De Apoplexia*. Halle: Hilliger 1728; <http://digital.ub.uni-duesseldorf.de/urn/urn:nbn:de:hbz:061:1-371797> (01. 10. 2018).

⁹ Ahlwardt & Spitt der Jüngere (1753 [Signatur: Greifswald, Universitätsbibliothek: 536/Disp.phil. 38,19], § 27: 26); zitiert nach Marti (2010: 79); zu Peter Ahlwardt vgl. den Beitrag von Dirk Alvermann im vorliegenden Band.

Der Gebrauch der deutschen Sprache bei Disputationen ging aber nur so weit, dass den Studenten in den privaten Disputationsübungen die freie Wahl der Sprachen gelassen werden sollte.¹⁰

An der Universität Erlangen waren Dissertationen in der medizinischen Fakultät in deutscher Sprache erst ab 1821 zulässig, die Sprache der universitären Verwaltung hingegen war schon bedeutend früher deutsch.¹¹ Als früheste Belege deutschsprachiger Dissertationen im Fach Medizin können die folgenden Nachweise aus den Jahren 1821 und 1822 erbracht werden:

Hanold, Friedrich August; aufgrund Kulanz der Universität

15. 8. 1821 (D)

Eintrag: 485 (15) (F); Akte: 1819/20 Nr. 15

geb. 1788, Plauen

Zur Zeit der Promotion königlich preußischer Bataillonsarzt in Krotoschin

Über den Wasserbruch der Scheidenhaut des Hoden. Hydrocele tunicae vaginalis testis. – 18 S.

handschr. Fakultätsakten: in absentia nach Beantwortung schriftlicher Fragen und Abgabe der Dissertation, welche er in Deutsch und handschriftlich einreichen durfte, da er des Lateinischen nicht mächtig und zu arm war, um sie drucken zu lassen.¹²

Allioli, Jakob Franz Ludwig; regulär

3. 5. 1822 (D); 13. 5. 1822 (M)

Eintrag: 492 (3) (F); Akte: 1821/22 Nr. 3

geb. ca. 1799 (M), Sulzbach

Ueber den Genius der Krankheitskonstitution zu München im Allgemeinen und den Genius der Krankheiten des Jahres 1821 im Besonderen. – Erlangen: Hilpert, 1822. – 23 S.¹³

Um 1830 erschienen die meisten Dissertationen bereits in deutscher Sprache. Doktoranden aus Frankreich und England schrieben ihre Arbeiten nur zu einem sehr geringen Teil auf Latein, bis die Praxis, Dissertationen auf Latein zu schreiben, um etwa 1860 völlig zum Erliegen kam.

10 Ahlwardt & Spitt der Jüngere (1753 [vgl. Anm. 9], § 28: 28); zitiert nach Marti (2010: 79).

11 Vgl. Eintrag 1893 zu J. J. Burckhardt vom 8. 9. 1798 in: Poll, Schug & Kötter (1999). Am 10. Dez. 1799 drohte ihm die Fakultät an, falls er nun nicht binnen vier Monaten seine Arbeit *De fonte morborum intestinali* abliefern, „alsdann von Fakultätswegen eine Dissertation in seinem Namen verfertigt werden solle, und das von ihm etwa später zu liefernde nicht mehr angenommen werden könne“.

12 Vgl. Eintrag 2304 in: Poll, Schug & Kötter (1999).

13 Vgl. Eintrag 1682 in: Poll, Schug & Kötter (1999).

3 Akademisches Schrifttum: Exemplarische Analysen

3.1 Ausgangslage

Im Unterschied zu England, Frankreich und den Niederlanden, die ihre Nationalsprachen schon wesentlich früher und selbstverständlicher in wissenschaftlichen Abhandlungen benutzten, erfolgt in den deutschsprachigen Territorien der Wechsel zum Deutschen als Wissenschaftssprache wesentlich später. Man hielt länger an der überkommenen Tradition des Lateinischen fest als in vergleichbaren Ländern.¹⁴

Für den späten Wechsel können politische und gesellschaftliche Gründe angeführt werden: Die Aufsplitterung der deutschsprachigen Gebiete in zahlreiche Territorien, die nach dem 30-jährigen Krieg in einem losen Staatenbund vereinigt waren, erschwerte für lange Zeit einen patriotischen Zusammenhalt, der auch einen selbstverständlicheren Gebrauch der deutschen Sprache zur Folge gehabt hätte. In Frankreich wurde 1635 die einflussreiche *Académie française* gegründet, deren Beschlüsse für das gesamte französische Königreich Gültigkeit besaßen, während das Wirken der Sprachgesellschaften in vereinzelt deutschsprachigen Ländern in der Regel von kurzer Dauer und zudem mehr oder weniger erfolgreich war. Darüber hinaus wirkte sich die konfessionelle Spaltung zwischen Katholizismus und Protestantismus bis zum Ende des Alten Reichs massiv auf den Gebrauch der deutschen Sprache aus. Während man in protestantischen Territorien gegenüber dem Deutschen als Sprache des öffentlichen Verkehrs aufgeschlossener gegenüberstand, führte in der Gegenreformation das Wirken der Jesuiten vor allem im Südosten des Reichs zu einer erkennbaren Stärkung der lateinischen Sprache und zu einer strengen Zensurpolitik.

So ist es nicht verwunderlich, dass bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts im Schrifttum deutschsprachiger Universitätsprofessoren die lateinische Sprache noch immer vorherrschend war.

3.2 Stephani Blancardi lexicon medicum auctum et emendatum (1739)

Der niederländische Arzt Steven Blankaart (1650–1704) brachte 1679 ein *Lexicon Medicum graeco-latinum* heraus, das ein griechisch-lateinisches Fachwörterbuch

¹⁴ Als Indikator für diese Behauptung führt Rau das Zeitschriftenwesen an. Wissenschaftliche Zeitschriften sind in England (mit den *Philosophical transactions*, die 1662 begründet wurden

terbuch in alphabetischer Reihenfolge über die gesamte medizinische Terminologie, d. h. über die Bezeichnungen von Krankheiten, von anatomischen Fachtermini, chemischen Operationen, Arzneimitteln und Heilkräutern, liefern sollte. Es handelt sich um das wichtigste medizinische Standardlexikon des Barock und der Aufklärung, das in ganz Europa verbreitet war und eine Vielzahl von Auflagen erlebt hat. Die erste Ausgabe im deutschsprachigen Gebiet erschien 1683, die letzte Neubearbeitung noch 1832.¹⁵

1710 erschien in Bern bei Tschiffeli eine deutsche Übersetzung des Werks unter dem Titel

Neues Medicinisches Wörter-Buch: Worinnen erkläret sind Alle in Lateinischer, Teutscher und Frantzösischer Sprach übliche Medicinische und Chirurgische Kunst-Wörter sampt deroselben Griechischen Ursprüngen; Hierzu kommt Eine kurtze Vernunft-mässige Auflegung der Ursachen der vornehmsten Kranckheiten [...] / Anfänglich in Lateinischer Sprach beschrieben Durch Hrn. Stephanum Blancardum, Med. Doct. und Practicum zu Amsterdam. Nunmehr aber Ins Hoch-Teutsche übersetzt, durchgehends umb ein ansehnliches vermehrt und verbessert durch W. C. M. D. P. B.¹⁶

Die Berner Übersetzung blieb aber im universitären Kontext unberücksichtigt. Der Hallenser Professor Johann Heinrich Schulze bot 35 Jahre nach dem Tod von Blankaart im Jahre 1739 eine grundsätzliche Neubearbeitung des Lexikons, das nun wieder unter nachfolgendem Titel auf Latein im Druck erschien:

Steph. Blancardi Lexicon Medicum renovatum in quo totius artis medicae vocabula usitata breviter et dilucide explicantur. Recensuit aliquibus locus auxit pluribus emendavit Io. Henricus Schulze D. medicinae eloquentiae et antiquitatum professor in regia Fridericiana. Editio III. Halae Magdeburgicae, ex officina Fritsciana. 1739.

In dieser vermehrten und verbesserten Auflage ist ein von Schulze erarbeitetes *Register der deutschen Wörter* beigefügt. Die Bearbeitung Schulzes wurde nach dessen Tod 1748 und 1754 nachgedruckt. Auch die Neubearbeitungen in England, Frankreich und den Niederlanden erhielten Register mit den entsprechenden volkssprachlichen Termini (Snelders 1987: 163 u. 165).

Während Schulze das lateinischsprachige Lexikon Blankaarts durch seine Bearbeitung in der akademischen Sphäre belässt, sind zahlreiche Werke Blan-

und 1665 im Druck erschienen) oder Frankreich (*Journal des Sçavants*, 1665 im Druck erschienen) u. a. früher in der Volkssprache erschienen als in Deutschland (vgl. Rau 2009: 22, Anm. 44).

¹⁵ Vgl. Snelders (1987: 163 u. 165; mit einer Liste der wichtigsten Ausgaben von Blankaarts *Lexicon Medicum* auf S. 171 f.).

¹⁶ VD 18 12225754.

kaarts seit Ende des 17. Jahrhunderts aus dem Niederländischen ins Deutsche übersetzt worden.¹⁷ Blankaarts bekannteste Schrift *Nieuw ligtende Praktyk der Medicynen* (1678) erschien viermal in deutscher Sprache, und zwar unter dem Titel: *Neuerscheinende Praxis der Medicinae, worinn angewiesen wird, dass alle Krankheiten eine Verdickung des Bluts und der Säfte sind, und bloss von Sauer und Schleim entstehen* (vgl. Snelders 1987: 166). Hierbei handelt es sich um neueste wissenschaftliche Annahmen des Mediziners, die aus dem Niederländischen ins Deutsche übersetzt werden, ohne den Umweg über das Lateinische zu nehmen.

Es kann generell die Tendenz beobachtet werden, dass medizinische Werke ausländischer Autoren, die in ihrer Muttersprache publizierten, deutschsprachige Übersetzer dazu anregten, nicht mehr auf Latein zu übersetzen. Auch wenn diese Behauptung noch durch größere Quellenstudien bestätigt werden muss, so ist deutlich erkennbar, dass volkssprachige Werke ausländischer Mediziner bereits ab dem 17. Jahrhundert bevorzugt auf Deutsch erschienen sind.

3.3 Das *Commercium Litterarium* (1730–1745)

Die erste medizinische Wochenschrift auf deutschem Boden wurde in Nürnberg 1730 von einer Sozietät ins Leben gerufen, der fünf Stadtphysici und zwischen 1730 bis 1732 auch der Professor der Anatomie und Chirurgie der Universität Altdorf, Johann Heinrich Schulze (1687–1744), angehörten. Nachdem einige Mitglieder der Sozietät ausgeschieden waren, kamen drei weitere Stadtphysici und ein Apotheker hinzu. Als Direktor fungierte zunächst der Nürnberger Stadtphysikus Johann Christian Götze (1688–1733), bevor nach dessen Tod ab 1734 der Stadtphysicus und Hofmedicus Christoph Jacob Trew (1695–1769) das Direktorenamt übernahm (vgl. Rau 2009: 46).

Die Zeitschrift, die ab 1731 im wöchentlichen Turnus erscheinen sollte und die vermutlich eine Auflagenzahl von 500 bis 1000 Exemplaren erreichte, unterhielt ein Assistentennetzwerk, das den Nachrichtenfluss zwischen der Redaktion und den Abonnenten aufrechterhalten sollte und das bis in die Niederlande, nach Frankreich, in die Schweiz und nach Italien, nach Wien und Prag, Danzig und Königsberg sowie St. Petersburg reichte. Die überwiegende Mehrzahl der Assistenten stammte aber aus dem deutschsprachigen Raum. Von den

¹⁷ Im VD 17 (01. 10. 2018) sind unter Blankaarts Namen für den Zeitraum 1688 bis 1700 mehr als 40 aus dem Holländischen übersetzte deutsche Ausgaben verzeichnet.

mehr als 50 Assistenten waren ein Drittel Universitätsprofessoren.¹⁸ Es kann mit Fug und Recht behauptet werden, dass auch Professoren, die zum größten Teil Mitglieder medizinischer Fakultäten an Universitäten waren, die Initiative einer europaweit agierenden medizinischen Zeitschrift unterstützten.

Im *Commercium* gab es zwei wichtige Beitragsarten, die *Observationes*, die wissenschaftlichen Beobachtungen, und die *Recensiones*, die Buchbesprechungen. Rau errechnete für den gesamten Zeitraum des Erscheinens 1674 Observationen und 992 Rezensionen. Drei Viertel aller Observationen wurden von Ärzten außerhalb fester wissenschaftlicher Einrichtungen bestritten. Aber mehr als die Hälfte aller Werke, die rezensiert wurden, stammten aus Akademien oder Universitäten (Rau 2009: 71 f.).

Für die Sprachenwahl der Zeitschrift zugunsten von Latein geben die Herausgeber die folgenden Gründe an:

Wir waren aber der Meinung, die lateinische Sprache zu verwenden, die allen Gelehrten gemeinsam ist, damit unser [Werk] in ganz Europa gelesen werden kann, und damit wir das profane Volk, das sich begierig auf medizinische Dinge stürzt, vom Missbrauch unserer Heiligtümer fernhalten.¹⁹

Die lateinische Sprache ist in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine anerkannte Wissenschaftskoine Europas. Gerade die Abgrenzung zur allgemeinen Bevölkerung führte dazu, dass ein sehr freier Meinungsaustausch in der Leserschaft möglich wurde. Die Wahl der lateinischen Sprache konnte auch einen möglichen Schutz vor Zensur bedeuten. In einem Ratsverlass der freien Reichsstadt Nürnberg aus dem Jahr 1720 wurde ein Verbot ausgesprochen, in Zeitungen öffentlich über medizinische Inhalte zu schreiben:

wegen der medizinischen Tractätlein, Thee-Kräutern, u. ander dergleichen Dinge, welche denen medicis u. Apothekern zum Nachteil bishero öfters an der hisigen Wochenzeitung getruckt worden, dem Herrn Zeitungs Censoris, dergleiche Dinge auch denen Zeitungen durchgehends nicht mehr hoch zu Lasten inbedeuten, denen Zeitungsdruckern aber bey einer Nachschrift Geld straft das verbott zu thun, nicht das geringste vorher solcherley Dinge, ohne speciale Erlaubnis, ihren Zeitungen mit anzuklingen.²⁰

¹⁸ Vgl. die Übersicht über die Assistenten des *Commercium* bei Rau (2009: 61–65).

¹⁹ „Latina autem lingua, omnibus eruditissimis communi, utendum exitimavimus, ut per totam Europam legi nostra possint, et ut profanum vulgus, quod se medicis rebus cupide ingerit, a sacrorum nostrorum abusu arceamus“ (Consultatio 1730: V; mit deutscher Übersetzung zitiert nach Rau 2009: 54).

²⁰ Verlass des Inneren Rates der Reichsstadt Nürnberg vom 5. 7. 1720, STAN, Rep. 60a, Nr. 3308; zitiert nach Rau (2009: 86).

Der Sozietät des *Commercium* konnte es willkommen sein, dass die Stadt Nürnberg gegen Anzeigen von Kurpfuschern und Quacksalbern, unerlaubten Krankheitsberichten und Veröffentlichungen von Arzneimittelrezepturen vorging. Denn derartige Zensurmaßnahmen schützten ihren eigenen Stand. Es bestanden darüber hinaus sogar enge personelle Verbindungen zwischen der Sozietät des *Commercium* und der Zensur der Reichsstadt Nürnberg. Die rigide Einschränkung der Wissensverbreitung entsprach einem elitären Verständnis der Ständegesellschaft, das im gesamten 18. Jahrhundert in besonders ausgeprägtem Ausmaß die Medizin betraf. Erst 1787 kam ein ins Deutsche übersetzter Teilnachdruck des *Commercium* in den Druck (vgl. Rau 2009: 90).

Trotz der Dominanz der lateinischen Sprache scheute man sich im *Commercium* aber nicht, in den *Observationes* und *Recensiones* auch deutschsprachige Publikationen zu besprechen. In der bei Rau (2009: 150–152) gebotenen Auswahl der rezensierten Werke wird deutlich, dass in der medizinischen Wochenschrift die rezensierten, aus 14 Disziplinen stammenden Werke mehrheitlich in lateinischer Sprache verfasst sind. Rezensiert werden Abhandlungen aus den Gebieten Anatomie, Astronomie, Badewesen, Botanik, Chemie, Chirurgie, Embryologie, Mathematik, Militärmedizin, Naturgeschichte, Pharmazie, Physik, praktische Medizin und Rechtsmedizin. Des Weiteren werden zudem ein Reisebericht, ein Lexikon und Briefe angeführt. Hiermit wird nicht nur die thematische Breite der medizinischen Zeitschrift eindrucksvoll demonstriert, sondern mit der Dominanz des Lateinischen auch der Geltungsanspruch, über die deutschen Sprachgrenzen hinaus wahrgenommen zu werden.

Unter der Auswahl finden sich eine einzige Schrift in französischer Sprache aus dem Bereich der Astronomie und vier Schriften in deutscher Sprache, und zwar zwei Werke zum „Badewesen“, eine Schrift aus dem Bereich „Naturgeschichte“ und ein Reisebericht.

Vergleicht man abschließend den Anteil an deutsch- und lateinischsprachigen Zeitschriften mit naturkundlich-medizinischem Inhalt, die vor und nach dem *Commercium Litterarium* auf den Markt kamen, führt die Auswertung der *Bibliographie der Zeitschriften des deutschen Sprachraums* von Joachim Kirchner aus dem Jahr 1969 nach Rau (2009: 25–30) zur in Abb. 1 dargestellten Übersicht.

Es zeigt sich, dass in den 1730er und 1740er Jahren der lateinische Sprachanteil bei den medizinisch-naturwissenschaftlichen Zeitschriften bei insgesamt äußerst geringen Zahlen (unter 5) nicht nennenswert geringer ist als der deutschsprachige Anteil. Erst ab 1750 ist ein deutlicher Anstieg der deutschsprachigen Zeitschriften erkennbar.²¹

²¹ Bei der nachfolgenden Übersicht bleibt jedoch unberücksichtigt, dass Zeitschriften mit lateinischem Titel durchaus auch deutsche Artikel enthalten können. Der umgekehrte Fall, dass

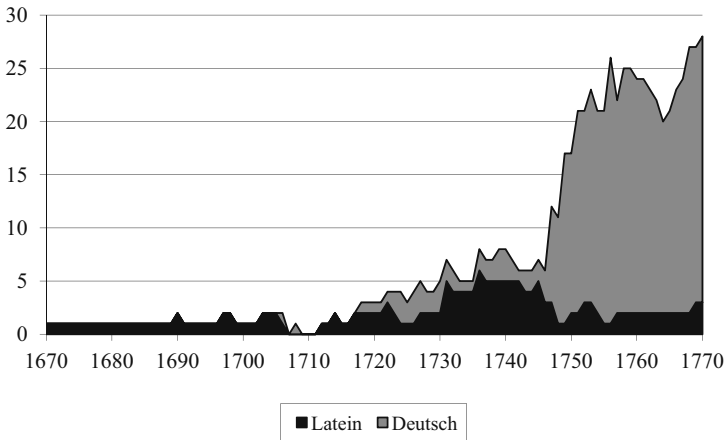


Abb. 1: Der Sprachgebrauch in den medizinisch-naturwissenschaftlichen Zeitschriften von 1670–1770 (nach Rau 2009: 29).

3.4 Lateinisches und deutsches Schrifttum bei Johann Heinrich Schulze (1687–1744) und Heinrich Friedrich Delius (1720–1791)

An der Universität Halle verfasste der Mediziner und Hochschulprofessor Johann Heinrich Schulze (1687–1744) spätestens seit den 1730er Jahren fachwissenschaftliches Schrifttum auch in deutscher Sprache. Bei der Sprachwahl seiner Werke kann zwar ein Nebeneinander von Deutsch und Latein beobachtet werden, allerdings zeichnet sich eine klare Tendenz ab.²² Medizinisches und wissenschaftshistorisches Schrifttum ist überwiegend in Latein gehalten:

- die Dissertationsschrift *De athletis veterum eorumque diaeta ac habitu* (1717),
- die Beschreibung eines Elements: *Scotophorus pro phosphoro inventus: seu experimentum curiosum de effectu radiorum solarium* (1719),²³

unter deutsche Titel lateinische Artikel subsumiert werden könnten, ist nicht zu erwarten (vgl. Rau 2009: 28, Anm. 59).

²² Die Auswahl der Schriften bezieht sich nachfolgend überwiegend auf die bei Zimmermann (2007) verzeichneten zentralen Werke Schulzes, ergänzt um einige weitere wichtige Abhandlungen. Zu Schulzes Bearbeitung von *Stephani Blancardi lexicon medicum auctum et emendatum* (1739) vgl. 3.2. und seiner Mitarbeit in der ersten medizinischen Wochenschrift *Commercium litterarium* (1730–1732) vgl. 3.3.

²³ Digitalisat unter: <http://digitale.bibliothek.uni-halle.de/vd18/content/pageview/4921290> (01. 10. 2018).

- die Publikation zur Gefährlichkeit der Metallgefäße: *Mors in olla, seu de metallicum contagium in ciborum* (1722),
- *Theses de materia medica*. Hrsg. v. Christoph Strumpff (Halle: Waisenhaus 1746),²⁴
- die wissenschaftshistorischen Publikationen *Historia medicinae a rerum initio ad annum urbis Romae 535 deducta* (Leipzig: Monath 1728) und *Compendium historiae medicinae a rerum initio ad excessum Hadriani* (Halle: Hemmerde 1742).²⁵

Auf Deutsch sind (zum Teil postum) die Schriften erschienen, die ein allgemeines Interesse erwarten lassen und von größerem praktischem Nutzen sind:

- Publikationen zur Numismatik: *Einladungsschr. zu e. Collegio privato über d. Münzwissenschaft u. d. daraus zu erläuternde Griech. u. Röm. Alterthümer* (1738), *Anleitung z. älteren Münzwiss.* (1766),
- arzneikundliches Schrifttum: *Abhandlung von der Stein-Chur durch innerliche Artzeneyen überhaupt* (Frankfurt, Leipzig 1740),²⁶
- *Chemische Versuche* (Halle: Waisenhaus 1745, ²1757),²⁷
- die Herausgabe eines Werks seines Lehrers Friedrich Hoffmann: *Von d. fürnehmsten Kinderkrankheiten* (Frankfurt, Leipzig: Möller 1741).²⁸

Der Sprachenwechsel im Œuvre ist nicht zuletzt davon abhängig, in welchem sozialen Umfeld die Autoren ihre Schriften verfassten. Mediziner publizierten des Öfteren auf Deutsch, solange sie als Praktiker fern der Universität wirkten. So schrieb Heinrich Friedrich Delius während seiner Tätigkeit als praktischer Arzt in seiner Heimatstadt Wernigerode in den 1740er Jahren fachwissenschaftliche Schriften auf Deutsch:

- *Gedanken von der anziehenden und elektrischen Kraft* (Wernigerode: Struck 1744),²⁹
- *Antwortschreiben auf den Beweis: daß die Seele ihren Körper baue* (ebd., abgeschlossen am 15. Dezember 1744; nach Kaiser & Krosch 1966: 204).

Auf Latein erschienen aber bereits die *Amoenitates academicae circa casus medico practicos haud vulgares* (1745–1747), die nicht mehr in Wernigerode, son-

²⁴ VD 18 10946500.

²⁵ VD 18 10760369, VD 18 10734309.

²⁶ VD 18 1100780X.

²⁷ Ausgabe 1745: VD 18 11607114.

²⁸ VD 18 10740406.

²⁹ UB Erlangen-Nürnberg, Signatur H00/2 ENC-III 42.

dern in Leipzig in den Druck gingen.³⁰ Nach der Annahme eines Rufs auf eine Professur für Arzneikunde an die Universität Erlangen ab 1749 verfasste er seine akademischen Schriften hauptsächlich auf Latein.³¹ Prominenter Druckort der medizinischen Schrift (wie etwa Leipzig) und die Wirkungsstätte Universität beförderten bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts die Wahl der lateinischen Sprache.

In der Zeit nach 1750 finden sich kaum lateinische, dafür aber deutschsprachige Publikationen, die offenbar für ein breiteres Publikum gedacht waren:

- *Entwurf einer Erläuterung der teutschen Gesetze, besonders der Reichs Abschiede aus der Arzeneygelahrtheit und Naturlehre* (Erlangen: Müller 1753),³²
- *Fränkische Sammlungen von Anmerkungen aus der Naturlehre, Arzeneygelahrtheit und Ökonomie* (1.1755/56 [1756] – 8.1765/68),³³
- *Neue kurze, sichere und leichte Art, Menschen, welche von der Wuth befallen sind, zu heilen* (Nürnberg: Monath 1758),³⁴
- *Beyträge zu mikroskopischen Beobachtungen und Anstalten* (Frankfurt, Leipzig 1759).³⁵

Zeitschriften wie die für eine deutschsprachige Leserschaft ausgerichteten *Fränkischen Sammlungen* dienten nicht selten dazu, das Gehalt schlecht besoldeter Universitätsgelehrter zumindest temporär ein wenig aufzubessern (vgl. Stichweh 1984: 410). In den nächsten dreißig Jahren bis zu Delius' Tod 1791 dominiert jedoch lateinisches Fachschrifttum. Unter Delius' Namen sind mehr als 60 ausschließlich auf Latein verfasste Dissertationen bekannt. Deutsches Fachschrifttum tritt hingegen nur sporadisch und meist in Schriften geringen Umfangs auf:

- *Abhandlung von Blähungen als einer öfters verborgenen Ursache vieler schweren Zufälle* (Nürnberg: Monath 1762, 3. Aufl. 1766),³⁶

30 VD 18 90099931.

31 Z. B. die Abhandlungen *de theoria in medicina usu principii: sensationem sequitur motus sensationi proportionatus* (Erlangen 1749) oder *Animadversiones in doctrinam de irritabilitate tono, sensatione et mota* (Erlangen 1752); (vgl. Kaiser & Krosch 1966: 203–206).

32 VD 18 12202940.

33 VD 18 90295978. Insgesamt erschienen 48 Stück, danach wurden die Sammlungen eingestellt.

34 VD 18 11704802. Hierbei handelt es sich um eine Übersetzung eines französischen Werks von Claude Du Choiseul, einem Arzt, der lange Zeit in Indien gewirkt hat.

35 VD 18 10965971.

36 Diese Abhandlung ist laut Titelblatt aus dem Lateinischen übersetzt und wurde mit neuen Anmerkungen versehen. Die dritte vermehrte Auflage erschien 1766 in Nürnberg bei Monath; VD 18 10997830.

- *Von den Mitteln der Frölichkeit nach den Gründen der Arzneygelahrtheit* (Nürnberg: Schwarzkopf 1764),³⁷
- *Vorläufige Nachricht von dem Sale aperitivo Fridericiano oder eröffnenden Friederichs Salze* (Hildburghausen: Hanisch 1767, 1768, 1773),³⁸
- *Nachricht von dem Nutzen und Gebrauch der Salz-Asche zum Düngen der Aecker und Wiesen* (Frankfurt u. a.: Hanisch 1767, 1773),³⁹
- *Kurzer Unterricht für angehende Arzneygelahrtheit Beflissene* (Erlangen: Kammerer 1770),⁴⁰
- *Untersuchungen und Nachrichten von den Gesundbrunnen und Bädern zu Kissingen und Boklet im Fürstenthum Würzburg* (Erlangen: Walther 1770),⁴¹
- *Nachricht von dem Gesund-Brunnen bey Sickersreuth ohnweit Wonsiedel* (Bayreuth: Lübeck 1774),⁴²
- *Nachricht von dem Wild-Bade bey Burgbernheim* (Bayreuth: Lübeck 1775),⁴³
- *Vom Preußischen Blau und der Blut Lauge* (Erlangen: Schleich 1778),⁴⁴
- *Etwas zur Revision der Wein Probe auf Bley. Nebst einem Anhang die frische Aschen Lauge betreffend* (Erlangen: Walther 1779),⁴⁵
- *Vom aussetzenden Puls einigen andern Puls Arten und Angelegenheiten des Herzens* (Erlangen: Palm 1784).⁴⁶

Bei den deutschsprachigen Publikationen handelte es sich um Übersetzungen, um Schriften rund um die Arzneikunst und Hausmedizin, um Heilquellen oder um das Düngen. Das Titelblatt zu *Vom Preußischen Blau und der Blut Lauge* (1778) weist das Werk als „Erläuterungs Schrift zu des Herrn geheimen Hof Raths und Prof. Delius akademischen Vorlesungen“ aus.⁴⁷ Aus dem Vorwort zu *Vom aussetzenden Puls einigen andern Puls Arten und Angelegenheiten des Herzens* (1784) geht hervor, dass sie auf einer lateinischen Schrift *de pulsu intestinali* fußt, die der Verfasser 1764 veröffentlicht hat. Nach Delius verhielt es sich folgendermaßen:

37 VD 18 12229547.

38 Ausgabe 1767: UB Erlangen-Nürnberg, Signatur H00/N.MED – VI 62a.

39 Ausgabe 1767: UB Erlangen-Nürnberg, Signatur H00/U. S.ERLANGEN.F zo.

40 UB Erlangen-Nürnberg, Signatur H00/U. S.ERLANGEN.MED 1770 [3.

41 VD 18 11072490.

42 VD 18 11113952.

43 VD 18 10918655.

44 VD 18 12394645. http://reader.digitale-sammlungen.de/de/fs1/object/display/bsb11274656_00001.html (01. 10. 2018).

45 VD 18 12394688.

46 VD 18 1015180X.

47 Vgl. Anm. 44: Titelblatt.

Diese kurze Abhandlung hatte aber auch das Schicksal mehrerer anderer kleineren, zumahl Gelegenheits Schriften, die sich bald vergreifen, und binnen kurzen nicht leicht mehr zu haben sind. Gleichwohl konnte ich nicht umhin, solche, in meinem semiotisch pathologischen Vorlesungen, bey der Lehre vom Puls, und den Puls Arten, anzuführen; bey dem Mangel der Exemplare konnte ich aber solche meinen Zuhörern nicht mittheilen, und da dieselbe, in dem Buch= und Disputations=Läden, nicht mehr zu haben gewesen, wurde ich oft ersucht, solche wieder auflegen zu lassen. Ich trug aber immer Bedenken, hierin mich zu fügen, da, ob ich schon das, was zum Hauptwerk gehörte, angeführt hatte, mir die kleine Schrift, so wie sie damals war, zu einem wissenschaftlichen Gebrauch, doch zu kurz gefaßt schien.

Dann war sie auch lateinisch. [...] Nicht alle Kranken aber, die diese Erläuterung verlangten, waren der lateinischen, zumahl der medicinischen, Sprache mächtig, und dann hat auch nur wenigen, und hernach gar nicht mehr, wegen Mangel der Schrift selbst, gedienet werden können. Ich entschloß mich daher endlich, die lateinische Schrift umzuarbeiten, mehrerer Vortheile halber, solche teutsch zu verfaßen und sie mit einigen Erläuterungen zu versehen.⁴⁸

Laut Aussage des Autors handle es sich um eine „Erläuterungs Schrift“, die „jungen Aerzten, und auch Kranken, zu einigen Unterricht, Trost, und auch Warnung, und Erkenntniß einer möglichst thunlichen, und schicklichen, Einrichtung der Lebens Ordnung“ gereichen solle.⁴⁹ Das Vorwort bietet einen aufschlussreichen Einblick in den Gebrauch des lateinischen Werks und der deutschen, um Erläuterungen ergänzten Ausgabe. Die lateinische Ausgabe hat ihren festen Platz im Unterricht an der Universität. Sie sei aber für ein wissenschaftliches Werk zu kurz verfasst gewesen. Aufgrund der Nachfrage durch Kranke, die zudem nicht immer des Lateinischen mächtig gewesen seien, habe er sich zu einer deutschen Ausgabe entschlossen, in der der lateinische Text umgearbeitet und um Erläuterungen ergänzt sei. Diese Ausgabe sei nun auch für die jungen Ärzte hilfreich.

Delius schrieb zwar nicht explizit, dass die deutsche Ausgabe ihren Platz im Hochschulunterricht hat, es kann aber doch vermutet werden, dass Erläuterungen zu medizinischen Sachverhalten, die in deutscher Sprache in Buchform herausgebracht wurden, auch in den Vorlesungen in deutscher Sprache geboten wurden. Auch wenn nach außen hin die Sprache der Universitätsmedizin das Lateinische blieb, so spricht doch vieles dafür, dass im Laufe des 18. Jahrhunderts in medizinischen Vorlesungen an den Universitäten die deutsche Sprache mehr und mehr Verwendung fand.

Obwohl Delius die deutsche Sprache nicht explizit degradierte, so reiht er sich doch in den jahrhundertealten Abwertungsdiskurs ein, demzufolge die

⁴⁸ Vgl. Anm. 44: Vorrede: 6–8.

⁴⁹ Vgl. Anm. 44: Vorrede: 8.

deutsche Sprache gegenüber dem Lateinischen als inferior betrachtet wird (vgl. Klein 2011b: 467–472). In Delius' Ausführungen ist noch 1784 die alte Spaltung zwischen dem Lateinischen als universal-akademischer Wissenschaftssprache und dem Deutschen als partikulär ausgebauter Fachsprache spürbar, die im engeren Sinne nicht für die akademische Sphäre gedacht ist.

In Ostmitteleuropa gibt es deutliche Anzeichen einer wesentlich fortschrittlicheren Publikationspraxis. Ernst Anton Nicolai (1722–1802), der seit 1758 als dritter Professor für Medizin in Jena wirkte, gab dort als erster Professor die Hauptwerke seiner wissenschaftlichen Tätigkeit auf Deutsch heraus (vgl. Wagner 1992: 36). Eine Trennung zwischen universitärer Wissenschaftssprache und außerhalb der Universität rezipierter Fachsprache ist dann aufgehoben, wenn die Wissenschaftssprache von Universitätsprofessoren zum Deutschen wechselt.

4 Chirurgie und Medizin im spätabolutistischen Staat

Das Verhältnis zwischen Chirurgie und Medizin änderte sich im Laufe des 18. Jahrhunderts anfangs erst schleppend, später aber grundlegend. Den Ausgangspunkt bilden zunächst heterogene verstreute Wissensformen teils lokalen handwerklichen, teils universalen akademischen Zuschnitts:

Die Disparität und Heterogenität der Ärzte sollte durch die staatliche Standardisierung der Ausbildung und die Reglementierung der Zulassung überwunden werden. Diese Bewegung zur Herausbildung von Ärzten mit einheitlichem Kompetenzniveau, oder zumindest die mannigfaltigen Vorschläge zu deren Herstellung im ärztlichen Schrifttum, entsprachen der Tendenz zur Verallgemeinerung der Regierung im Staat und der dadurch erzeugten Nachfrage nach einheitlich handelnden Beamten, welche die Funktion der Zentralisierung sichern können. Die Organisation der Medizin als wissenschaftliche Disziplin und die Disziplinierung der akademischen Mediziner entwickelte sich in der zweiten Hälfte des 18. und im frühen 19. Jahrhunderts [sic] im Zusammenhang mit der Transformation und dem Ausbau der Universitäten. (Sohn 2003: 81)

Bereits seit 1685 gab es eine Medizinalverordnung in Preußen, die Kompetenzen und Beaufsichtigung unter den heilenden Berufen verteilte und unautorisiertes Heilen unter Verbot stellte. Mit dem *Collegium medicum* wurde schon früh eine zentrale Behörde geschaffen, die als oberste Gesundheitsbehörde fungierte. „In allgemeinsten Perspektive lässt sich sagen, dass im Laufe des 18. Jahrhunderts im Zusammenhang mit der Herausbildung der spätabolutistischen Zentralstaaten die Dinge und die Einwohner eines Territoriums als Reichtum des Staates entdeckt wurden“ (Sohn 2003: 73).

Im Anschluss an das 1713 in Berlin geschaffene *Theatrum anatomicum* wurde 1724 das *Collegium medico-chirurgicum* gegründet, das der Kontrolle des theoretischen und praktischen Wissens der Ärzte und Wundärzte diente. Ärzte mussten dort eine anatomische Prüfung ablegen. Ab 1727 konnte in Berlin am Charité-Krankenhaus praktischer Unterricht am Krankenbett erteilt werden, wie er an den Universitäten bisher kaum möglich war. Durch die Einrichtung des *Collegium medico-chirurgicum* sollte auch der heterogene, nicht autorisierte Bildungsstand der Bader und Wundärzte auf ein gesichertes theoretisch-praktisches Niveau gehoben werden. Denn schließlich war es für die Führung von Kriegen von großer Bedeutung, eine auf der Höhe der Zeit gewährleistete Versorgung der verwundeten Soldaten im Feld zu garantieren. Die Sicherung der Kenntnisse der Wundärzte diente der Aufrechterhaltung der Wehrkraft für und in Kriegszeiten. 1748 wurde eine dem *Collegium medico-chirurgicum* vergleichbare Einrichtung in Dresden geschaffen. 1781 entstand das Josephinum in Wien.

Für das Dresdner *Collegium medico-chirurgicum* (1748–1813) liegen aus dem Jahr 1754 drei Schreiben von Lehrern über Inhalt und Methoden des Unterrichts vor, die indirekt auch Aufschluss über die etwas andere Lehrpraxis an Universitäten erlauben und als Abgrenzung von der Hochschullehre interpretiert werden können. Der Lehrer für Pathologie und Therapie bekundet, er habe

dahero nach Anleitung des berühmten Boerhaave und aus dessen Aphorismus de cognoscendis et curandis morbis einige Sätze in deutscher Sprache aufgesetzt und bishereden Feldscherers in die Feder dictiret, welche sodann in den Stunden durch einen umständlichen Discurs erklärt werden [...] Die Lehren, welche er in den Lectionibus vorge-
tragen, hat er in dem Chirurgischen Hospital und in dem Lazarett der Garnison bey den vorfallenden Kranckheiten wiederholet und die Applikation davon gewiesen, in den Lectionibus aber wiederum die vorfallenden Casus angeführet und auf diese Art den richtigen und weitläufigen Begriff seiner Lehrsätze vor Augen geleet [...].⁵⁰

Der Lehrer fungierte dort als Übersetzer der lateinischen Lehrsätze, so Klimpel (1992: 89), er praktizierte in seiner Lehre eine enge Verbindung zwischen innerer Medizin und Chirurgie, beförderte die Verfestigung des Stoffes durch stete Wiederholung und bot eine enge Verzahnung von Theorie und Praxis.

Daraus kann geschlossen werden, dass an den Universitäten noch lange Zeit die Lehrsätze in lateinischer Sprache diktiert wurden. Die deutsche Sprache fand aber bereits wohl früher als vermutet bei der Erläuterung der Lehrsätze Eingang in den Hochschulunterricht.

50 STAD. MA. Nr. 1503, Bl. 12 f. (zitiert nach Klimpel 1992: 89).

Auf der anderen Seite bemühten sich Hochschulprofessoren um eine wissenschaftliche Fundierung der Chirurgie, so etwa Karl Friedrich Kaltschmied (1706–1769), der ab 1738 als Professor an der Universität Jena tätig war. Nach Kaltschmied muss der Chirurg, „wenn er nicht auf der Ebene der handwerklichen Wundärzte und Barbieri stehen will, Anatomie, Physiologie, Pathologie, Semiotik (Symptomatologie), Pharmazie und Diätetik beherrschen“ (Wagner 1992: 36).

Am Dresdner *Collegium medico-chirurgicum* entstand 1800 ein eigenes Lehrbuch „System der Wundarzneykunst“, und allmählich arbeiteten sich Barbiergesellen oder Militärärzte zu promovierten Ärzten hoch (vgl. Klimpel 1992: 92f.).

5 Resümee

Als Ergebnis kann festgehalten werden:

1. Die Wissenschaftskommunikation an den medizinischen Fakultäten blieb lange Zeit der lateinischen Sprache verhaftet. Noch immer galt die Kluft zwischen der universal-akademischen Wissenschaftssprache, dem Latein, und dem Deutschen, das allenfalls als außerhalb der Universität rezipierte, partikulär ausgebaute Fachsprache betrachtet wurde. Bis in das letzte Viertel des 18. Jahrhunderts finden sich gelegentlich Spuren alter Abwertungsdiskurse gegenüber deutscher Fachliteratur. Daneben gibt es aber auch Medizinprofessoren, so etwa in Ostmitteldeutschland, die ab der Jahrhundertmitte ihre wissenschaftliche Produktion in deutscher Sprache verfassten, so dass dort die alte Trennung zwischen Wissenschaftssprache und Fachsprache bereits aufgehoben ist. Zudem wurde volkssprachliche Literatur medizinischen Inhalts anderer Nationen bevorzugt ins Deutsche übersetzt, ohne dass die Wahl der Sprache zum Thema wurde.
2. Für die Bewahrung des Lateinischen als Sprache der Wissenschaftskommunikation können folgende Gründe genannt werden: Bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts waren die Universitäten dem scholastischen Bildungsideal verpflichtet, das auch vor die Aufnahme in ein Medizinstudium das Durchlaufen der Artistenfakultät setzte. Durch den Gebrauch der lateinischen Sprache erfolgte die kaum überbrückbare Abgrenzung der akademisch gebildeten *Physici* von den aus dem Handwerk stammenden *Chirurgi*, Wundärzten und Hebammen etc., denen der Zugang zur gelehrten Welt zunächst noch versagt blieb. Wissenschaftliche Zeitschriften auf Latein konnten einerseits eine europaweite Ausbreitung erfahren und an-

- dererseits sogar wohl vor der Zensur geschützt werden, wenn die erörterten Inhalte der Gelehrtenwelt vorbehalten blieben.
3. Die Ablösung des scholastischen Buchwissens zeigte sich insbesondere in einer Zunahme des Praxisbezugs. Die Ausbildung der Studenten schloss zunehmend die Teilnahme an Leichensektionen, die Visite am Krankenbett, die Kenntnis von Heilpflanzen aus konkreter Anschauung in botanischen Gärten, die Kenntnis von Mineralien und Tieren aus Naturalienkabinetten und die Durchführung physikalisch-chemischer Experimente mit ein. Die stärker an der Praxis orientierte Ausbildung führte allmählich dazu, die Monopolstellung des Lateinischen zu erschüttern. Zudem beförderte auch die Ausdifferenzierung der allumfassenden Medizin in zahlreiche naturwissenschaftliche Disziplinen, die sich im Laufe des 18. Jahrhunderts gleichsam als neue Wissenschaften etablierten, den Gebrauch der Volkssprache.
 4. Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts (und darüber hinaus) blieben medizinische Dissertationen und Disputationen ausschließlich dem Latein vorbehalten. Auch die universitäre Wissenschaftsliteratur ist noch weitgehend auf Latein. Schrieben Hochschulprofessoren auf Deutsch, dann zeichnete ihre Schriften ein deutlich erkennbarer Praxisbezug im Sinne der Beförderung allgemeiner Wohlfahrt aus. In deutscher Sprache ging es um die Behandlung häufiger Krankheiten, um Arzneien, um das aufkommende Badewesen bis hin zu Fragen des Düngens der Felder. Allerdings wird die Grenze zur Wissenschaftssprache Deutsch an fortschrittlichen Universitäten bereits überschritten.
 5. Die Ankündigung der Lehrveranstaltungen erfolgte meist noch auf Latein oder in einer Mischsprache, die das Organisatorische in deutscher Sprache, den Titel der Lehrveranstaltung aber in lateinischer Sprache bot. Es ist davon auszugehen, dass in den Vorlesungen das Diktat lateinischer Lehrsätze eine dominante Rolle spielte, die wohl aber in deutscher Sprache erläutert wurden.
 6. Mit der Herausbildung der spätabsolutistischen Zentralstaaten spielte die Orientierung der Politik am Gemeinwohl der Bevölkerung eine immer entscheidendere Rolle. In den Staaten bildete sich ein Interesse heraus, auf der einen Seite ein unautorisiertes Heilwesen durch Wundärzte zu unterbinden und auf der anderen Seite die Versorgung der Bevölkerung durch Mediziner zu gewährleisten, die durch eine praktische Ausbildung ausgewiesen sind. So entstanden zum Teil *Collegia medico-chirurgica* zur Homogenisierung der Handlungskompetenzen der Ärzte, und an den Universitäten wurde für den notwendigen Praxisbezug gesorgt. Die Prüfung der Ärzte oblag immer mehr dem Staat. Ebenso wie bereits in der Jurisprudenz die

Universitäten dazu dienten, im Laufe des 18. und 19. Jahrhunderts eine homogene Ausbildung von Beamten zu gewährleisten, so machte auch die medizinische Fakultät eine vergleichbare Entwicklung durch, indem der Staat die oberste Gesundheitsbehörde mit Kontrollbefugnis über das Ärzteswesen stellte.

Für eine detailliertere Darstellung, welche die Heterogenität der Entwicklung über die Zeit und Territorien hinweg unter dem Aspekt der Vielfalt der Wissenschaftskommunikation angemessen berücksichtigt, fehlen bislang noch breit aufgestellte Untersuchungen.

Literaturverzeichnis

- Diepgen, Paul & E.Th. Nauck (1957): *Die Freiburger Medizinische Fakultät in der österreichischen Zeit*. Mit einem Vorwort von Kurt Goerttler und acht Kunstdrucktafeln (Beiträge zur Freiburger Wissenschafts- und Universitätsgeschichte 16). Freiburg i. Br.: Verlag Eberhard Albert.
- Eulner, Hans-Heinz (1972): Hoffmann, Friedrich. In: *Neue Deutsche Biographie* 9, 416–418.
- Hodermann, Richard (1891): *Universitätsvorlesungen in deutscher Sprache um die Wende des 17. Jahrhunderts*. Diss. Phil. Univ. Jena. Friedrichroda: Jac. Schmidt & Co.
- Kaiser, Wolfram & Heinz Krosch (1966): Zur Geschichte der Medizinischen Fakultät der Universität Halle im 18. Jahrhundert. Teil XIII. In: *Wiss. Zs. der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg* 15, 193–346. Wieder abgedruckt in: Wolfram Kaiser & Karl-Heinz Krosch, *Zur Geschichte der Medizinischen Fakultät der Universität Halle im 18. Jahrhundert (XIII–XX)*. Halle (Saale), 13–247.
- Kaiser, Wolfram & Karl-Heinz Krosch (1966/67): Die Statuten der Medizinischen Fakultät im 18. Jahrhundert. In: Wolfram Kaiser & Karl-Heinz Krosch (Hrsg.), *Zur Geschichte der Medizinischen Fakultät der Universität Halle im 18. Jahrhundert (XIII–XX)*. Halle (Saale), 77–103.
- Klein, Wolf Peter (2011a): Deutsch statt Latein! Zur Entwicklung der Wissenschaftssprachen in der frühen Neuzeit. In: Wieland Eins, Helmut Glück & Sabine Pretschner (Hrsg.), *Wissen schaffen – Wissen kommunizieren. Wissenschaftssprachen in Geschichte und Gegenwart* (Fremdsprachen in Geschichte und Gegenwart 8). Wiesbaden: Harrassowitz Verlag, 35–47.
- Klein, Wolf Peter (2011b): Die deutsche Sprache in der Gelehrsamkeit der frühen Neuzeit. Von der *lingua barbarica* zur *Hauptsprache*. In: Herbert Jaumann (Hrsg.), *Diskurse der Gelehrtenkultur in der frühen Neuzeit. Ein Handbuch*. Berlin, New York: Walter de Gruyter, 465–516.
- Klimpel, Volker (1992): Didaktische Prinzipien in der wundärztlichen Ausbildung im 18. Jahrhundert. Das Dresdner Collegium medico-chirurgicum (1748–1813). In: Günther Wagner & Gerhard Wessel (Hrsg.), *Medizinprofessuren und ärztliche Ausbildung. Beiträge zur Geschichte der Medizin*. Frankfurt a. M. u. a.: Universitätsverlag Jena, 84–97.

- Marti, Hanspeter (2010): Disputation und Dissertation. Kontinuität und Wandel im 18. Jahrhundert. In: Marion Gindhart & Ursula Kundert (Hrsg.), *Disputatio 1200–1800. Form, Funktion und Wirkung eines Leitmediums universitärer Wissenskultur* (Trends in medieval philology 20). Berlin, New York: Walter de Gruyter, 63–85.
- Pörksen, Uwe (1986): *Deutsche Naturwissenschaftssprachen. Historische und kritische Studien* (Forum für Fachsprachenforschung 2). Tübingen: Gunter Narr Verlag.
- Polenz, Peter von (2013): *Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Bd. 2: 17. und 18. Jahrhundert*. 2. Aufl. von Claudine Moulin unter Mitarbeit von Dominic Harion. Berlin, Boston: Walter de Gruyter.
- Poll, Roswita, Ellen Schug & Monika Kötter (1999): *Verzeichnis der Erlanger Promotionen 1743–1885* (Erlanger Forschungen Sonderreihe 14,1–2). Erlangen: Univ.-Bibliothek.
- Rau, Tilman T. R. (2009): *Das Commercium Litterarium. Die erste medizinische Wochenschrift in Deutschland und die Anfänge des medizinischen Journalismus* (Presse und Geschichte – Neue Beiträge 42). Bremen: edition lumière.
- Schiewe, Jürgen (1996): *Sprachenwechsel – Funktionswandel – Austausch der Denkstile. Die Universität Freiburg zwischen Latein und Deutsch* (RGL 167). Tübingen: Max Niemeyer Verlag.
- Seidler, Eduard (1991): *Die Medizinische Fakultät der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg im Breisgau. Grundlagen und Entwicklungen*. Berlin u. a.: Springer-Verlag [korrig. Nachdruck 1993; 2. Aufl. zusammen mit Karl-Heinz Leven 2007; 2013].
- Snelders, Harry A. M. (1987): Steven Blankaart (1650–1704). Verfasser des von Johann Heinrich Schulze (1687–1744) herausgegebenen *Lexicon medicum*. In: Wolfram Kaiser & Arina Völker (Hrsg.), *Johann Heinrich Schulze (1687–1744) und seine Zeit. Hallesches Symposium 1987* (Wissenschaftliche Beiträge der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg 1988/40 [T 68]). Halle (Saale), 163–172.
- Sohn, Werner (2003): Von der Policy zur Verwaltung: Transformationen des Wissens und Veränderungen der Bevölkerungspolitik um 1800. In: Bettina Wahrig & Werner Sohn (Hrsg.), *Zwischen Aufklärung, Policy und Verwaltung. Zur Genese des Medizinalwesens 1750–1850* (Wolfenbütteler Forschungen 102). Wiesbaden: Harrassowitz Verlag, 71–89.
- Stichweh, Rudolf (1984): *Zur Entstehung des modernen Systems wissenschaftlicher Disziplinen. Physik in Deutschland 1740–1890* (suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1146). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Taatz-Jacobi, Marianne (2014): *Erwünschte Harmonie. Die Gründung der Friedrichs-Universität Halle als Instrument brandenburg-preußischer Konfessionspolitik – Motive, Verfahren, Mythos (1680–1713)* (Hallische Beiträge zur Geschichte des Mittelalters und der Frühen Neuzeit 13). Berlin, New York: Walter de Gruyter.
- VD 17 = *Das Verzeichnis der im deutschsprachigen Sprachraum erschienenen Drucke des 17. Jahrhunderts*; <https://gso.gbv.de/DB=1.28/> (01. 10. 2018).
- VD 18 = *Verzeichnis Deutscher Drucke des 18. Jahrhunderts*; <http://gso.gbv.de/DB=1.65/> (01. 10. 2018).
- Völker, Arina (1987): Zum halleschen Studien- und Ausbildungsgang von Johann Heinrich Schulze. In: Wolfram Kaiser & Arina Völker (Hrsg.), *Johann Heinrich Schulze (1687–1744) und seine Zeit. Hallesches Symposium 1987* (Wissenschaftliche Beiträge der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg 1988/40 [T 68]). Halle (Saale), 16–22.
- Wagner, Günther (1992): Medizinische Wissenschaft und ärztliche Ausbildung von 1558 bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts in Jena. In: Günther Wagner & Gerhard Wessel (Hrsg.), *Medizinprofessuren und ärztliche Ausbildung. Beiträge zur Geschichte der Medizin*. Frankfurt a. M. u. a.: Universitätsverlag Jena, 16–79.

- Wendehorst, Alfred (1993): *Geschichte der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg 1743–1993*. München: C. H. Beck.
- Wittern, Renate (Hrsg.) (1999): *Die Professoren und Dozenten der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen 1743–1960. Teil 2: Medizinische Fakultät*. Bearb. von Astrid Ley (Erlanger Forschungen Sonderreihe 9). Erlangen: Univ.-Bibliothek.
- Zimmermann, Hans-Dieter (2007): Schulze, Johann Heinrich. In: *Neue Deutsche Biographie (NDB)* 23, 725 f.

Ulrike Haß

Verfahren der Quellenverarbeitung in Zedlers *Universal-Lexicon Aller Wissenschaften und Künste* (1732–1754)

1 Fragestellung, Methode und Terminologie

Ich befaße mich mit Enzyklopädien, weil sie eine lange und mächtige Tradition der Wissensvermittlung und -dokumentation darstellen (vgl. Stammen/Weber 2004). Ich gehe davon aus, dass die Aufgabe der Wissensvermittlung mit spezifischen sprachlichen Strategien, Textroutinen (Feilke 2010) oder -mustern einhergeht, die weitgehend unabhängig vom fachlichen Gegenstand sind. Nach Feilke sind Textroutinen

funktional bezogen auf rekurrente kommunikative Aufgaben; literal sind diese Routinen, soweit sie typisch oder – wie im Fall der Überschrift – sogar spezifisch für eine Kommunikation mittels schriftlicher Texte sind. Sie haben eine ausdrucksseitig saliente Gestalt, die mehr oder weniger lexikalisiert sein kann. Ausdrucksseitig können sie strukturell idiomatische Komponenten enthalten, können aber auch syntaktisch und semantisch völlig regulär sein. Die Salienz setzt gleichwohl eine ausdrucksseitige Typisierung und Musterhaftigkeit voraus, die stets semiotisch pars pro toto auf ein Gebrauchschema [sic] mitverweist, das die Inhaltsseite der Prozedur ausmacht. Dadurch haben literale Prozeduren ein Kontextualisierungspotential. (Feilke 2010: 4)

Wie der bekannte Topos der ‚Zwerge auf den Schultern von Riesen‘ (Merton 1980) andeutet, ist eine der zentralen Eigenschaften wissenschaftlicher Texte die Lektüre und Verarbeitung vorhandener Wissensquellen zu einem neuen Wissenstext. Genau dies tun wissensvermittelnde Enzyklopädien, und zwar vermehrt und systematischer als andere wissenschaftliche Textsorten. Wo, wenn nicht in dieser Textsorte, könnte man sprachliche Routinen für Quellenbezüge erwarten? Die Textroutinen des Umgangs mit Quellentexten sind Thema dieses Beitrags. Dazu gehören aber nicht nur bestimmte Formulierungsmuster, sondern – vorgelagert – die Frage nach den medialen Praxen: Welche Quelle wurden genutzt? Wurden sie genannt? Wurden sie kopiert oder umgeschrieben? Wurde ausgewählt, wurde kompiliert? Wurden Quellen diskutiert und miteinander verglichen?

Diesen Fragen soll hier am Beispiel von Zedlers *Universallexikon* nachgegangen werden, das von 1732 bis 1754 in 63 Bänden und 4 Supplementbänden

Ulrike Haß, Universität Duisburg-Essen, Institut für Germanistik, Berliner Platz 6–8,
45127 Essen, E-Mail: ulrike.hass@uni-due.de

erschien. Damit ist es der Frühaufklärung zuzurechnen. Es kann als Digitalisat der Bayerischen Staatsbibliothek durchsucht werden.¹

Es gibt fast noch keine linguistischen Untersuchungen zu Zedlers *Universallexikon*,² wohl aber verschiedene kulturwissenschaftliche, v. a. die Arbeit von Ulrich Johannes Schneider (2013), die auch einen Forschungsbericht zu Zedler enthält. Darauf habe ich mich für diesen Beitrag gestützt. Des Weiteren setze ich empirisch an und vergleiche zwei ausgewählte Quellenoriginale (s. u.) mit einigen Artikeln des Zedler, um die Frage nach den medialen Praxen der Quellenverarbeitung beantworten zu können. Anschließend habe ich einige typische Formulierungen der Bezugnahme auf diese und andere Quellen stichprobenartig über mehrere Bände analysiert, um Formulierungsmuster in ihren Funktionen festzustellen.

Doch zunächst gilt es, ein terminologisches Problem anzusprechen. Es gibt eine große Bandbreite geläufiger Bezeichnungen, um zu erfassen, was das enzyklopädische Schreiben bzw. was ein popularisierender Text ganz allgemein mit seinen Quellen macht. Die unten präsentierte willkürliche Sammlung enthält diese Bezeichnungen, von denen einige nicht nur im Exposee zu der hier dokumentierten Tagung (vgl. die Einleitung in diesem Band), sondern auch bei Schneider (2013) und in den Arbeiten der sog. Transferwissenschaft von Antos et al.³ vorkommen.

Redaktion	verständlich, zugänglich machen
Übersetzung	interpretieren
Transformation	selegieren
Transfer	disponieren
Wissensproduktion	formatieren
Wissenszirkulation	tradiieren
Systematisierung	extrahieren
Verarbeitung	ausschlachten
Textimport	konstruieren
Neuordnung	‚fressen‘
speichern	ausschreiben
abschreiben	kompilieren
transportieren	übernehmen
repetieren	umschreiben
umordnen	paraphrasieren

¹ Es gibt zwei Suchoptionen: Einmal im Lemmabestand über alle Bände hinweg. Zum anderen eine Volltextsuche; letztere ist nur bandweise möglich.

<http://www.zedler-lexikon.de/index.html?c=suchen&suchmodus=volltext&l=de> (09. 10. 2018).

² Nachfolgend spreche ich abkürzend von „Zedler“, wenn das gesamte Werk gemeint ist.

³ Vgl. zuletzt den Sammelband Antos & Wichter (2005) in der Reihe *Transferwissenschaften* des Verlags Peter Lang.

Einige dieser Bezeichnungen implizieren, Wissen ginge durch z. B. den wissenschaftspopularisierenden bzw. enzyklopädischen Prozess irgendwie unverändert hindurch und erhalte lediglich eine andere sprachliche oder mediale ‚Hülle‘. Auch unser Alltagskonzept von Information geht genau davon aus und entspricht damit der Container-Metapher des von der Nachrichtentechnik inspirierten Kommunikationsmodells von Shannon in den 1940er/1950er Jahren.⁴ Tatsächlich ist es m. W. aber noch nicht gelungen, diese unveränderte Kernsubstanz zu identifizieren.

Bei genauerer Betrachtung ist offensichtlich, dass hier kein Transfer oder Transport von etwas stattfindet, sondern vielmehr eine Art der Transformation, die etwas Neues schafft.⁵ Damit kommen von den o.g. Bezeichnungen am ehesten *Wissensproduktion*, *Neuordnung* oder *Umordnung*, wenn nicht gar (*Neu-)Konstruktion* in Betracht, wenn man den Prozess der Wissensvermittlung konzeptualisiert. Dies wird von Ludwig Jäger theoretisch eingehend reflektiert und mit dem Begriff der Transkriptivität gefasst, den ich deshalb auch für das wissenschaftliche bzw. enzyklopädische Schreiben vorschlagen möchte. Ein wesentliches Argument für die Nutzbarmachung des Transkriptivitätsbegriffs auch für eine Wissenschaftsgeschichtsforschung sind die Konsequenzen, die er für das Verständnis des ‚kollektiven Gedächtnisses‘ hat,⁶ ohne das eine historische Wissenschaftssprachforschung kaum denkbar ist.

Nach Jäger (2009) besteht der Prozess der Transkription gewissermaßen aus drei medialen Komponenten: Ausgangsbasis ist das „Präskript“, das im vorliegenden Falle des Zedler aus diversen (mono- oder multimodalen) Quel-

⁴ Kritisch dazu: Januschek (2005: 135–138).

⁵ Vgl. ausführlich hierzu Behrs, Gittel & Klausnitzer (2013).

⁶ Jäger (2004: ohne Seite): „Beim gegenwärtigen Stand meiner Argumentation kann ich nun meine These, daß sich das kulturelle Gedächtnis nicht nur skriptural, sondern in einem weiteren Sinne über Verfahren der Intra- und Intermedialität konstituiert, so reformulieren: Kollektive Gedächtnisse werden nicht erst in den rezenten telematischen Wissensgesellschaften, sondern auch bereits in den skriptural kontaminierten Kulturen der Gutenberg-Galaxis und ihren präskripturalen Vorgängerkulturen (einschließlich der reichen Übergangsformen) immer in medialen Dispositiven adressiert, die verschiedene mediale Operatoren zueinander in Beziehung setzen. Der in den historischen Speicher kulturellen Wissens *sedimentierte* Sinn kann also nur in Verfahren semantisch *aktiviert* werden, d. h. affirmiert, über- und umgeschrieben oder auch arkanisiert und rearchiviert werden, die mindestens zwei Medien miteinander ins Spiel bringen: Diese treten dann entweder einseitig oder wechselseitig zueinander in die Beziehung der Auslegung, der Kommentierung, der Explikation und der Paraphrase etc., wobei sich die *Sprache* – gerade auch in ihrer mündlichen Diskursivität – als eine ständig verfügbare strategische *Semantisierungsreserve* erweist, ohne die die Verwandlung von implizitem (archiviertem) in expliziten (kommunikativ adressierten) Sinn, also die ‚*Lektüre*‘ in den Texturen des kulturellen Gedächtnisses, schwerlich gelänge.“

lertexten besteht. Am Ende steht das „Skript“, das heißt der mono- oder auch multimodale Text, den wir als Lexikonartikel (wieder-)erkennen. Das entscheidende und prozesshafte Mittelglied nennt Jäger „Transkript“; es ist in seinen symbolischen Mitteln wie Sprache oder Bild greifbar, zu denen auch (usuelle) Textroutinen oder (okkasionelle) sprachliche Verfahren bzw. Strategien zählen. Das Transkript ist an ein „mediales Dispositiv“ (Jäger 2004), d. h. an die Gesamtheit unterschiedlicher Rahmungen sprachlicher Kommunikationsakte gebunden (vgl. Jäger 2004: Anm. 21), hier an das Dispositiv der Enzyklopädie. Die Quellen werden in der Weise lesbar gemacht, dass sie zum enzyklopädischen Artikel werden.⁷ Der Prozess der Transkription wird in Enzyklopädiën gelenkt durch die im weitesten Sinne medialen Bedingungen wie Textsortenerwartung, strukturelle Vorgaben wie das Alphabet, Quellenverfügbarkeit, praktische wie ökonomische Arbeitsbedingungen, Sprachkompetenz und die „transkriptive Intelligenz“ (Jäger 2009: 12) der Schreiber.

Ich gehe in meinem Beitrag nachfolgend auf die Suche nach regelhaften und über die Enzyklopädie hinaus wirkenden, möglicherweise bis heute weiter tradierten transkriptiven Verfahren enzyklopädischer Schreiber. M. a. W.: Anstatt nach einem schimärenhaften ‚Inhalt‘ und seiner ‚neuen Hülle‘ zu fragen, arbeite ich dasjenige heraus, was die Transkripte selbst über das enzyklopädische Schreiben verraten, und zwar fokussiert auf den Umgang mit Quellen.⁸

7 Wegen der komplexen Argumentation sei ein etwas längeres Zitat erlaubt. Jäger (2009: 11) fasst zusammen: „(1) Transkribieren lässt sich als ein Prozess der Konstitution von Skripten aus Präskripten beschreiben. Die Pointe dieses Prozesses besteht dabei darin, dass die Transkription in dem offenen Netzwerk von in einer gewissen Hinsicht unlesbaren Präskripten einen oder mehrere Ausschnitte fokussiert, ihnen eine semantische Ordnung gibt und sie so – als Skript – in den Status der Lesbarkeit versetzt. (2) Weiterhin hat sich gezeigt, dass das Verhältnis zwischen Transkript und Skript nicht das einer Abbildung ist, weil die Transkription das Skript in gewissem Sinne erst generiert. Lesbarkeit war in der semantischen Hinsicht, die die Transkription eröffnet, zuvor keine Eigenschaft der durch das Transkribieren fokussierten Präskripte und insofern existierten diese auch noch nicht als (lesbare) Skripte. (3) Zugleich ist aber deutlich geworden, dass die konstitutive Abhängigkeit des Skriptes von seinem Transkript nicht als schlichte Derivation verstanden werden darf: Vielmehr wird das Skript insofern zu einer autonomen Bewertungsinstanz für die Angemessenheit der Transkription, als es zugleich den Raum für Postskripte öffnet, in denen die Angemessenheit der durch die Transkription behaupteten Lektüre in Frage gestellt werden kann.“

8 In Haß (2015) habe ich mich mit der Herausbildung typisch enzyklopädischer Textstrukturen und in Haß (2016) mit Verfahren der Begriffsreflexion in historischen Enzyklopädiën befasst.

2 Transkriptive Verfahren, mediale Praxen und Textroutinen im Einzelnen

Schneider (2013) hat Zedlers Quellen weitgehend, aber nicht erschöpfend ermittelt. Die Tabelle in Schneider (2013: 39) zeigt drei Quellenarten:

- über 20 (Fach-)Lexika, von denen mindestens zehn vollständig und ohne Offenlegung in das *Universallexicon* hineinkompiliert worden sind,
- partiell verarbeitete, teilweise lateinische Fachtexte v. a. des 17. Jahrhunderts, die vermutlich ihrerseits auch antike Quellen verarbeitet haben; unter diesen Fachtexten scheinen solche mit Überblicks-, Handbuch- oder Lexikoncharakter zu dominieren (Schneider 2013: 81),
- Chroniken und Zeitungen bzw. Zeitungsexzerpte, die geeignet sind, aktuellere Themen zu erschließen (Schneider 2013: 122).

Offensichtlich haben die Autoren des Zedler Quellen bevorzugt, die ihrerseits bereits aktiv Präskripte transkribiert haben; man muss also mit mehrstufigen Transkriptionen rechnen, ohne dass sie aufzuklären sind. Thematische Schwerpunkte in Zedlers *Universallexicon* liegen bei Biografie und Geografie (Schneider 2013: 153); Letzteres schließt Geschichte und Rechtsaspekte mit ein. In Artikeln zu diesen Themenbereichen werden erkennbar andere und überhaupt weniger Quellen verarbeitet, denn die Autoren scheinen sich damit besser auszukennen, während in naturwissenschaftsnahen Bereichen eher auf fachlexikalische Quellen zurückgegriffen wird.

Über Zedlers Autoren und ihre Arbeitsorganisation ist fast nichts bekannt. Die Artikel selbst zeigen keinerlei Systematik; nichts deutet auf redaktionelle Leitlinien oder dergleichen hin. Es gibt Indizien dafür, dass viele externe Autoren anonym zugeliefert und eigene Werke einer Zweitverwertung zugeführt haben. Autoren wurden z. T. öffentlich angeworben; dies hat offensichtlich v. a. bei Artikeln zu sächsischen Personen, Geschlechtern und Städten gut funktioniert, wie einzelne Textvergleiche gezeigt haben (Schneider 2013: 126, 148). Z. B. schrieb Chefredakteur Ludovici alle Artikel zu Christian Wolffs Philosophie und plagiierte dabei reichlich sich selbst, d. h. seine beiden Bücher zu Wolff (Schneider 2013: 175).

Immerhin wurde ab Band 19 im Jahr 1738 straffer und durch Ludovici als einzigem Redakteur kontrolliert gearbeitet. Bei vier Bänden oder 1000 Bögen pro Jahr hatte er 30 bis 40 Artikel täglich durchzusehen (Schneider 2013: 172). Hinweise auf drucktechnische Zwänge finden sich v. a. am Ende von Druckbögen und am Bandende. Der hohe Arbeitsdruck für Artikelautoren ist indirekt an Redundanzen im Artikel, aber auch an z. T. uneinheitlichen Benennungen

im selben Artikel (*Japaner* neben *Japaneser*) erkennbar. Dieser hohe Arbeitsdruck macht es wahrscheinlich, dass sich arbeitsökonomische Routinen herausgebildet haben, aber auch, dass Willkür und Zufälligkeiten unrevidiert blieben.

Empirisch habe ich mich mit zweien der Quellen und ihren Spuren im Zedler näher befasst:

- erstens mit dem *Allgemeinen Oeconomischen Lexicon* von Zincke (1744–1764) und
- zweitens mit einer Sammlung thematisch ausgewählter und zwischen 1718 und 1730 quartalsweise gedruckt erschienener Zeitungsmeldungen, bei Zedler zitiert als *Brefläurer Sammlungen* oder *Kanolds Sammlungen*.

Letzteres wurde zum Vergleich gewählt, weil es sich nicht um eine lexikalische Quelle handelt. Bei der Nutzung lexikalischer Quellen liegt es ja nahe, die Lemmata zuzuordnen und lediglich den Artikeltext auf die eine oder andere Weise anzupassen. Schwieriger oder anders sieht es aus, wenn die Quelle nicht alphabetisch geordnete Teiltex-te, sondern wie hier eine chronologisch kalendarische Ordnung von Wissenstexten enthält. Die Quelle stellt im Falle von Kanolds Sammlungen auch eine andere Textsorte dar, die im Titel als ‚Geschichten‘ und im Text selbst gelegentlich als „annales“ bezeichnet wird und die erkennbaren sprachlichen Merkmale zeitgenössischer Zeitungen aufweist (vgl. Haß-Zumkehr 1998). An diesem Beispiel wird unten deutlich werden, dass diese Art von Geschichten oder Berichten als ergänzende oder illustrative Einzelfälle behandelt werden, die der ergänzenden Lektüre empfohlen werden, nicht aber als Basis für Verallgemeinerungen dienen.

Nachfolgend werden sechs Arten transkriptiver Verfahren der Zedler-Autoren näher erläutert.

2.1 Quellennennung

Erwartungsgemäß werden Autoren und Quellen häufig genannt, z. T. abgekürzt und syntaktisch integriert. Syntaktische Integration ist so außerordentlich häufig, dass man dies vielleicht als das Standardverfahren bezeichnen kann, für das sich TextROUTINEN bilden konnten, z. B.

Und ist auch nicht glaublich, daß ein einziges Thier sey, so im Feuer leben könnte; obwohl Plinius I.XI, c.36. solches von etlichen Thieren bewähret, die er Pyrales oder Pyraustas nennet. (Zedler Bd. 33, 1742, Sp. 651)

Insgesamt seltener als syntaktisch integrierte Quellenangaben, aber oft bei juristischen, theologischen und historischen Themen stellt der Lexikonartikel

eine veritable Literaturdiskussion dar, z. B. zum „Rußischen Recht“ (Schneider 2013: 136). Die Literaturdiskussionen machen keinen Hehl aus den vielen Lücken im Wissen der Zeit, aus den Unsicherheiten und den abgestuften Wahrscheinlichkeiten. Hier wird ein differenziertes Arsenal epistemischer Ausdrucksmittel eingesetzt. Meist bezieht der Lexikonautor nicht Stellung, führt die Diskussion nicht zu einem argumentativen oder bewertenden Schluss (Schneider 2013: 141). Schon eher wird gelegentlich Unparteilichkeit demonstriert, indem ein Ereignis nach verschiedenen Quellen in zwei verschiedenen Versionen dargestellt wird.

Relativ selten finden sich Literaturangaben am Schluss eines Artikels, die Schneider (2013: 117) für Lektüreempfehlungen, nicht für Quellennachweise hält. Dagegen sprechen Beispiele wie das des langen Artikels „Tockenburg“ (Toggenburg), an dessen Ende⁹ eine umfangreiche und sehr genaue Quellenliste steht, die weit mehr Titel umfasst als die, die im Artikel direkt zitiert werden. Mir scheinen die hier verwendeten Formulierungen wie etwa

Wahrhaftiger u. gründlicher Entwurf, worauf das [...] numehro lange Zeit obgeschwebte Streit-Geschäft eigentliche beruhe, 1710. in 4. Gründl. Information von denen Toggenburger Freyheiten und Gerechtigkeiten, u. den daher entstandenen Streitigkeiten mit dem Abt von St. Gallen, 1713, in Fol. u. in 4. Neue Europäische Fama XCII. Th. p. 701. u.f. (Zedler Bd. 44, 1745, Sp. 1076)

doch eher dem Nachweis zu dienen, dass der Autor gründliche Kenntnisse eingebracht hat, als zu weiterer Lektüre anzuregen.

2.2 Literaturdiskussion

Bei den Literaturdiskussionen wird oft von differenzierten epistemischen Mitteln Gebrauch gemacht, die nachfolgend aus einem Abschnitt des Artikels „Lucas, der Mahler“ (Zedler Bd. 18, 1738, Sp. 653–656) exzerpiert und zusammengestellt sind. In dem Textabschnitt geht es um ein Christus-Bild, das der Evangelist Lukas möglicherweise gemalt hat. Typische quellenkommentierenden Konstruktionen sind:

- berufen sich auf alte Aufschriften
- der vermeinte Haupt-Zeuge ist
- Darinne schreibet er
- daß von [Textname] ietzt nur zusammengelesene Stellen, welche X herausgegeben hat, vorhanden sind

⁹ Hier zur Grafschaft Toggenburg, Zedler Bd. 44, 1745, Sp. 1076.

- daß diese aus X und andern Schriftverfassern gezogen
- der andere Zeuge ist Y, wie X in [Textname] behauptet
- dieser X schreibt
- Man hat aber hierbey zu erwegen, dass viele Schriften X untergeschoben oder verändert sind, daß er selbst ein nichtswürdiger Schriftsteller sey
- der dritte Zeuge ... dieser aber schreibt nichts mehr hiervon als: man sagt, Lucas habe das Bild gemahlet
- Der vierdte Zeuge ist X, welcher in [Textname] schreibt, man sage, daß Lucas gemahlet habe. Dieser Geschichtsschreiber weiß keinen andern Grund anzuführen, als die Leute sagen.

Man sieht, wie detailliert der Autor die Schichtung der Quellen wiedergibt und wie genau er dabei auf die Verlässlichkeit und Wahrscheinlichkeit der Aussage achtet. Das Verfahren zieht sich noch über etliche weitere Seiten.

Einerseits ist zu erkennen, dass der Autor damit Werturteile möglicherweise religiös-ideologischer Natur zu verbinden trachtet – er scheint manche Autoren nicht zu mögen. Andererseits kann man zusehen, wie er das eher Wahrscheinliche vom weniger Wahrscheinlichen einer überlieferten Aussage zu trennen versucht – eine Textbewegung, die ans Goldwaschen erinnert: Viel Quellenmaterial wird umgewälzt und am Ende bleibt ein Körnchen ‚Wahrheit‘ übrig. Das Verfahren ähnelt sehr dem in zeitgenössischen Zeitungen derselben Zeit.¹⁰ Den Lesern sollen aber keineswegs nur die aus Quellen selektierten Wahrheits-Körner vorgelegt werden – vielmehr ist der Vorgang von Diskussion und Selektion unerlässliches Element des enzyklopädischen Artikels.

2.3 Zitat, Zitatkommentierung und Zitatmarkierung versus Referat

Zitate werden in Zedler anders als heute üblich zu Beginn jeder Zeile mit einem doppelten Anführungszeichen unten gekennzeichnet. Man sieht also sehr gut, welchen Druckraum ein Zitat im Umgebungstext einnimmt, auch wenn es mitten in der Zeile beginnt und endet. Es wird in Zedler viel, v. a. ‚graue Literatur‘ zitiert, die kaum gedruckt und in Bibliotheken greifbar gewesen sein wird, z. B. das Gutachten eines Musikers über einen anderen:

Der Chur-Sächsische Capellmeister, Heinrich Schütz, hat ein Gutachten darüber verfertiget, und ihm diesen Titel beigelegt [...]. In der Vorrede meldet der Verfasser folgendes: „[...]“ (Zedler Bd. 18, 1738, Sp. 215, zu „Löw, Johann Jacob“)

¹⁰ Mit zahlreichen Formulierungsbeispielen: Haß-Zumkehr (1998: 97–102).

An anderen Orten werden über mehrere Seiten hinweg Friedensverträge, Denkschriften und andere rechtlich-historische Texte zitiert, z. B.:

Tóckóly ließ auch zu dem Ende eine sehr nachdenckliche Schrift verfertigen, und solche unter der Hand durch einen seiner Bedienten, in diesem Königreich ausstreuen. Wo nicht schon alle Vortheile auf Seiten des Kaysers gewesen wären, sollte sie ausser Zweifel eine grosse Würckung gethan haben. Der Inhalt davon war kürztlich dieser: „[...]“ (Zedler Bd. 44, 1745, Sp. 1056)

Erstaunlich daran ist, dass solche Quellen durchweg als ereignisbeeinflussende Faktoren historisch-politischer Zusammenhänge behandelt werden, indem die Art und Weise ihrer Verbreitung und ihrer Rezeption zitateinleitend mitgeteilt werden, z. B. „dass die Deputirten den Tractat durchaus nicht annehmen wollten“ (Zedler Bd. 44, 1745, Sp. 1056–1057). Den Quellen, die die ‚Welt verändern‘, gehört die besondere Aufmerksamkeit der Schreiber. Der komplette, über 16 Spalten reichende Abdruck eines Friedensvertrags von 1710, also nicht lang zurückliegend, wird eingeleitet durch Schilderung der vorangehenden Verhandlungen und derjenigen Situation, die Auslöser des Textes war (ebd.).

Fachliteratur hingegen wird eher referiert als zitiert. Redekennzeichnendes Mittel ist hier oft der Konjunktiv II, nicht der Konjunktiv I, z. B.:

Gerhard Blasius, der weltberühmte holländische Professor, schreibt in seiner *Anatomia Animalium*, so zu Amsterdam in 4to. gedrucket worden, von einem kleinen Afrikanischen Löwen, so nur neun monath alt gewesen, folgendes: Es wäre nemlich der Unter-Leib von dem Wasser aufgelauffen gewesen. [...] Die Därme wären [...] aufgeschwollen gewesen. [...] Das Netz hätte der Magen an sich gezogen gehabt“ usw. (Zedler Bd. 18, 1738, Sp. 219)

Den Autor einer Quelle zu rühmen, wie hier, dient sicherlich der Legitimierung des Inhalts. Die häufige Mitteilung äußerer Texteingenschaften wie des Formats (‚in Quarto‘) und des Druckorts sollen womöglich belegen, dass der Lexikonautor die Quelle selbst in Händen hatte oder sich zumindest tatsächlich mit dem Werk befasst hat. Vielleicht ist dies ex negativo ein Indiz für die häufige Nutzung indirekter, aus zweiter und dritter Hand schöpfender Quellen. Die eigenhändige direkte Rezeption einer Quelle wäre dann der abweichende Fall, auf den mit Nennung materialer Texteingenschaften wie des Formats dezent hingewiesen wird.

2.4 Textkopie

Der Vergleich mit Zinckes *Oeconomischem Lexicon* zeigt, was auch die Zedler-Literatur sagt, dass viel plagiiert wurde. Da die Autoren des *Universallexicons*

anonym waren, sei der Anreiz selbstständig zu formulieren gering gewesen, so Schneider (2013: 41). Exakte, unveränderte Kopien kompletter Artikel sind immer verdeckt, nicht gekennzeichnet. Hier Auszüge aus dem Artikel „Bau“:

	Zincke s. v. „Bau“ (Spalte 231)	Zedler s. v. „Bau“ (Bd. 3, 1733, Sp. 704)
a	heissen bei der Jägerey die Löcher	nennen die Jäger das Loch
b	Dachse, Fuchse, Caninichen, Fisch-Ottern	der Fuchs und Dachs
c	von dem Fuchse ist bekannt	ist zwar die Gewohnheit des Fuchses
d	sich darein logiren kann	sich drein logiret
e	Da aber der Fuchs	Wenn er aber
f	muss er nothwendig seinen Bau	und sich also unumgänglich genötiget siehet, zu seiner Sicherheit eine Wohnung zu haben
g	Man findet auch öftters	Auch findet man offermals
h	Dergleichen machen nur junge Fuchse	dergleichen aber machen nur junge Fuchse

Dass man aber mühevoll versuchte, die Textkopie zu verschleiern, indem kleine und ganz unbedeutende Textänderungen vorgenommen wurden,¹¹ könnte an der hohen Leipziger Buchproduktivität gerade auch auf dem Feld von Lexika gelegen haben. Aus der Vorrede zu Zedler Bd. 19 (1739) erhellt, dass konkurrierende Leipziger Lexikon-Verleger um Verschlechterung ihrer Marktchancen fürchteten und deshalb versuchten, juristisch gegen Zedler vorzugehen (Schneider 2013: 159).

Das Beispiel des polysemen Lemmas „Bau“ zeigt aber, dass wohl nur einzelne Artikel, höchst selten ganze Lemmastrecken kopiert wurden, obwohl auch für Letzteres ein Beispiel gegeben werden kann: Zincke setzt zwei separate Lemmata „Faß“ an, einmal *Faß* als Bier-/Weingefäß und einmal *Faß* als Maßeinheit. Zedler übernimmt diese Ansätze, fügt aber ein drittes Lemma *Faß* für Gefäß im allgemeinen Sinne und in übertragenem Gebrauch mit Anführung von Bibelstellen hinzu; dieser Artikel ist sehr kurz (Zedler Bd. 9, 1734, Sp. 292).

Die textlichen Veränderungen bei der Kopie von „Bau“ lassen keinerlei Systematik erkennen, außer in (b) einen Ansatz zur Ersetzung von Vielfalt durch generische Singularformen und bei (c) und (d) die Tendenz, epistemisch markierte Formulierungen in Tatsachenbehauptungen zu verwandeln. Die Änderungen machen den Text autoritativer, lexikonartiger. Diese Tendenz hat eine Parallele in der Verarbeitung von Reisebeschreibungen für Länderartikel

¹¹ Zu ganz ähnlichen Ergebnissen führt auch der Vergleich der Artikel zum Lemma „Faß“ bei Zincke und Zedler; auf Demonstration wird hier verzichtet.

im Zedler, die Schneider (2013) untersucht hat. Hier haben Änderungen der Vorlage darin bestanden, aus Einzelbeobachtungen und einzelnen Erlebnissen im Zedler generische Aussagen zu machen. Hat der Reisebericht ein paar spanische Frauen schüchtern erlebt, dann schreibt das Lexikon, spanische Frauen seien schüchtern (Schneider 2013: 121).

Ganz anders gelagert ist der Fall, dass Fremdwörter der Quelle im Zedler gezielt verdeutscht wurden, wie dies für die ansonsten verdeckt exakte Kopie aus Hanns Friedrich von Flem(m)ings „Vollkommenen Teutschen Soldaten“ (1726) festgestellt wurde (Schneider 2013: 151). Dies ist möglicherweise motiviert durch die Vorrede zu Band 1 des Zedler, die auch das Wissen außerhalb der „hohen Schulen“, das von „Künstler[n] und Handwercker[n]“, „Hauswirth[e] und Kaufleute[n]“ gebraucht werde, zu repräsentieren ankündigt (zit. n. Schneider 2013: 74).

Man muss also von einer Vielfalt von Gründen für das plagiierte Kopieren von Quellentexten ausgehen. Die folgenreichsten Gründe scheinen die der ökonomischen Konkurrenz zu anderen Nachschlagewerken und des Zeitdrucks gewesen zu sein. Leichte Veränderungen sind erkennbar der Anschärfung des Textsortenprofils als Informationsautorität zuzuschreiben. Zugleich aber gibt es die Bemühung, breitere Adressatenkreise außerhalb der gelehrten Welt anzusprechen, zumindest nicht auszuschließen.

2.5 Auswahl und Abwahl

Keineswegs immer wurden Artikel aus Zincke übernommen, auch wenn es nahegelegen hätte. Die Lexikon-Quelle Zincke mit ihrem ökonomischen Schwerpunkt genügte den Autoren des Zedler bei manch einem eher juristisch oder historisch relevanten Lemma offensichtlich nicht. In Abwahl und Neuformulierung wird die Perspektive auf den Gegenstand des Lemmas gewechselt, wie das Beispiel des Rechenfehlers zeigt. Der „error calculi“ wird im ökonomischen Lexikon Zinckes (Bd. I, Sp. 671) auf neuneinhalb Zeilen aus der Perspektive von Verwaltern und Verwaltungspraxis dargestellt. In Zedler hingegen wird er als „Exceptio Erroris Calculi“ in den juristischen Fachdiskurs der vielen „Exceptiones“ eingeordnet und zu anderen Rechtsbegriffen in Beziehung gesetzt; der Artikel ist hier 36 Zeilen lang (Zedler Bd. 8, 1734, Sp. 2281). Während Zincke im Rechtsinstrument des Error Calculi eine Erleichterung und Absicherungsmöglichkeit rechnungsführender Verwalter sieht, scheint der Verwalter bei Zedler auf der Anklagebank zu sitzen, denn das Rechtsinstrument wird äußerst argwöhnisch geschildert. Kurze Auszüge sollen diesen deutlichen Perspektivenwechsel veranschaulichen:

Zincke Bd. I, Sp. 671

Error calculi, heisset ein Irrthum, oder ohne Vorsatz begangener Fehler, in denen Zahlen einer Rechnung. Salvo errore calculi, pflegen Rechnungs=führende Beamte, Verwaltere und dergleichen, zu Ende ihrer Rechnungen zu setzen, und durch diese Cautel zu verhüten, daß [...] solches ihnen nicht nachtheilig fallen und zum Schaden gereichen möge.

Zedler Bd. 8, 1734, Sp. 2281

Exceptio Erroris Calculi, eine Ausrede wegen beschehener Mißrechnung, oder daß ein Irrthum in der Rechnung vorgegangen sei [...]. Es wird solche zu denen zerstörlichen Ausflüchten zwar gezählet, [...] weil sie von einem Contract dependiret, und kann solche Ausflucht, ob ihr schon renunciert worden, dennoch obponiret werden [...] es kann aber diese Exception nicht gebrauchet werden, wenn 1) [...] 2) [...], 3) [...] 4) [...]

Die hier ausgelassenen Textstellen enthalten zahlreiche Hinweise auf juristische Quellen mit Angabe von Paragraphen. Der Autor des Zedler argumentiert als Jurist und verweist dabei auch auf teils unterschiedliche Rechtsauffassungen. Der Text ist sichtbar von juristischen Fachwörtern durchzogen, die – was hier nicht dargestellt werden kann – wie üblich in Antiqua gesetzt sind. Pointiert formuliert: Die Sicht des Prozessgegners, der das Instrument des Error Calculi abzuwehren hat, verdrängt hier die Sicht des Verwalters, der zu ihm Zuflucht nehmen möchte.

Hintergrund und Motiv solcher Abwahl von Quellenelementen scheint über die individuelle Expertise des Autors hinaus eine besondere und gewollte inhaltliche Ausrichtung von Zedlers *Universallexikon* zu sein. Schneider (2013: 77–79) hat per Zuordnung jedes Artikels zu einem von sechzehn Wissensbereichen ermittelt, dass der quantitative Schwerpunkt auf Personen, v. a. Adeligen und Gelehrten, Geografie, Recht, Politik, Geschichte lag. Die Ökonomie (im damals üblichen weiteren Begriffsumfang) hingegen, die durch Zinckes *Lexicon* repräsentiert wird, rangiert quantitativ, d. h. nach Anzahl der Artikel, etwa im Mittelfeld der Wissensbereiche. Selbst Medizin und der Bereich Kunst, Literatur, Bildung sind mit mehr Artikeln vertreten als die Ökonomie. Quantitativ hinter dem Bereich Ökonomie rangieren Handwerk, Botanik, Zoologie, Mathematik und einige deutlich kleinere Bereiche.

Mit der gleichen inhaltlichen Tendenz werden – durch Kommentierung und Einbringen individuellen Wissens – auch Texterweiterungen vorgenommen. Dies scheint besonders bei Artikeln zu sächsischen Städten und Personen der Fall zu sein (Schneider 2013: 125–127 und 140). Die eigene Stadt wird ausführlicher und unter Einbeziehung individueller Erfahrungen beschrieben. Persönliche Nähe und individuelles Autorwissen führen zu längeren Artikeln.

2.6 Kombination: Matrixtext und Einschübe

Das letzte der hier zu behandelnden transkriptiven Verfahren stellt gewissermaßen die Kombination aller vorherigen Verfahren dar und scheint die effizienteste und damit vermutlich häufigste Strategie zu sein. Zugleich zeigt diese spezielle Form der Kombination vielleicht auch Tendenzen der Konventionalisierung der unter 2.1 bis 2.5 beschriebenen Strategien.

Das kombinierende Verfahren kopiert und/oder zitiert Quellen ausschnittsweise, kommentiert und kombiniert sie in einer neuen Weise. Dabei spielt stets eine einzige Quelle eine besondere Rolle, die ich hier als Matrixquelle bezeichne.¹² Der Matrixtext macht den größten Teil des Artikels aus und liefert ihm i. d. R. auch den Anfang. Andere, kürzere Lexikon-Artikel eignen sich hierfür grundsätzlich besser als andere Quellengattungen wie z. B. Zeitungstexte. In den Matrixtext werden dann Textauszüge anderer Quellen eingeschoben. Dabei werden die Textteile unterschiedlicher Herkunft typografisch und syntaktisch so gut integriert, dass das ‚Puzzle‘ nicht auffällt. Die Quellen der eingeschobenen Textteile sind entweder fachlich vertiefende, gelehrte Texte oder sie bereichern den Matrixtext um praktische und um Anwendungsaspekte, wie es im Falle von essbaren und/oder heilenden Pflanzen naheliegt. Das von Schneider beschriebene Beispiel des Artikels „Vanille“ stimmt in der Struktur der Artikel zu anderen Pflanzen nicht nur im Zedler, sondern auch in historisch späteren Enzyklopädiën auffallend überein.¹³

Es liegt auf der Hand, dass Zeitungsquellen oder Reisebeschreibungen eher für unterhaltsame oder Neugier weckende Einschübe geeignet erschienen. Während sich Fachlexika relativ gut als Matrixtext zu eignen scheinen, ist eine Quelle wie *Kanolds Sammlung*, die ihrerseits eine offensichtliche Ausbeutung und Neunutzung von Zeitungstexten darstellt, eher für Texteingschübe geeignet. Zeitungen und Chroniken liefern singuläre Vorkommnisse, Beobachtungen und Beispiele; ein Matrixtext hingegen muss generische Aussagen enthalten oder leicht in generische Aussagen zu überführen sein. Dies sei abschließend an einem Beispiel der Quellenverwertung veranschaulicht, bei dem der Autor des Zedler sowohl auf Zinckes Lexikon als auch auf Kanolds Sammlungen zurückgegriffen hat. Der Artikel in Zincke umfasst wenige Zeilen, die nachfolgend komplett wiedergegeben sind:

Mehl=Thau, ist eine von der Nacht=Kälte und denen Morgen=Frösten zusammengebackene giftige Feuchtigkeit, welche bey kalten Nächten auf Gras, Kräuter und Laub fället,

¹² Grafisch dargestellt am Beispiel des Eintrags „Vanille“ bei Schneider (2013: 156).

¹³ Vgl. dazu Haß (2015) zur Artikelstruktur zum Lemma „Linse“ in Zedler, Brockhaus und Meyer's des späten 19. Jahrhunderts bis hin zur Wikipedia.

und von der darüber aufgehenden Sonne gerinnet oder anbäcket, oder gar wie in eine weisse Spinnenwebe verkehret wird; davon das Laub einläufft, und viel schädliches Ungeziefers an Würmen und Mücken aushecket, das Gras aber, welches mit solchem scharffen Zeuge beschmitzet ist, dem Vieh übel gedeihet. Den Mehl=Thau wollen etliche vertreiben, wenn sie einen Rauch von Mist, Horn und feuchtem Stroh machen, daß ihn der Wind durch den Garten treibe. Was zarte Gewächse sind, mag so wohl den Mehl=Thau als den Reiff mit subtiler Anspregung eines frischen Wassers abspülen, dass sie beyde nicht so gefährlich eingreifen können; es muss aber solches vor der Sonnen Aufgang geschehen, denn so sie einmahl von der Sonne beschienen sind, ists hernach vergeblich. (Zincke Bd. 2, 1764, Sp. 1858)

Mit dieser Lexikon-Quelle beginnt auch der Autor des Zedler seinen Artikel (Bd. 20, 1739, Sp. 269–275); eine auffallende Änderung stellt der Einschub dar, der nachfolgend unterstrichen ist. Er markiert damit den Artikel, zumindest bis zur Nennung der ersten Spezialquelle, als eine Art kollektives oder Konsens-Wissen, weil, so kann man interpretieren, die von ihm benutzte Quelle ein Lexikon ist und durch diese kollektiv-konsentische Art des Wissens charakterisiert ist:

Mehl=Thau, ist, nach dem gemeinsten Vorgeben derer Natur=Kündiger, eine von der Nacht=Kälte und denen Morgen=Frösten zusammen gebackte giftige Feuchtigkeit, welche bey kalten Nächten auf Gras, Kräuter und Laub fällt, und von der darüber aufgehenden Sonne gerinnet oder anbäcket, oder gar wie eine weisse Spinne=Webe verkehrte wird; wovon das Laub einläufft, und viel schädliches Ungeziefer an Würmern und Mücken aushecket, das Gras aber, welches mit solchem scharffen Zeuge beschmitzet ist, dem Vieh übel gedeyet. Den Mehl=Thau wollen einige vertreiben, wenn sie einen Rauch von Mist, Horn und feuchten Stroh machen, daß ihn der Wind durch den Garten treibe. Was zarte Gewächse sind, mag man sowohl den Mehl=Thau mit subtiler Anspregung frischen Wassers abkühlen, daß beyde nicht so gefährlich angreifen können; doch muß es vor der Sonnen Aufgang geschehen: Denn woferne sie einmal von der Sonne beschienen worden, ist es hernach vergeblich.

An dieser Stelle endet der Text der Quelle (Zincke). Zedlers Autor fährt aber ohne Absatz oder sonstige Markierung weiter fort wie folgt, indem er weitere, offensichtlich noch nicht konsensfähige Ansichten über das Phänomen aneinanderreihet und dabei die Uneinigkeit auch kritisiert; einige der referierten Ansichten werden Autoritäten zugeordnet, andere nicht:

Einige sagen auch, es wären die Blätter mit einer Art Mehl befallen; andere meynen, es sey ein süsser Honig=Thau, und werde von dem lateinischen Worte Mel also genennet. So pflegt man auch insgemein zu sagen, es falle ein Mehl=Thau, da es nur bei hellem Sonnen=Schein um den Mittag ein wenig Staub regnet, welches sodenn alles lebendig würde und die Bäume verdürbe. Nun kommen wohl die meisten welche den Mehl=Thau nennen darüber überein, dass es ein schädlicher Thau sey, davon nicht nur die Gewächse und ihre Früchte verderben, sondern auch das Vieh ansteckende Seuchen bekommt.

Man pflegt auch von demselben die Verschrumpfung und Verderbung der Blätter, da sie als mit Rost beflecket und in Fäulniß und Verdorrung gebracht, herzuleiten. Ein berühmter Schweitzer, Namens Scheuchzer sagt in der Natur=Wissenschaft II. Theil, c. 24, n. 14, vom Mehl=Thau ausdrücklich, er falle nicht eigentlich vom Himmel herunter, sondern sey ein durch die Sonnenhitze und vorhergehende Regen aufgelöseter, ausgekochter und durch die äußersten Röhrlin gewisser Pflanzten flüssender Nahrungs=Saft, der sich daher mehr an den untern als obern Theilen der Blätter finde, und nach Verschiedenheit der Gewächse eine purgirende oder andere Würckungen habe. Wie aber solches zugehe, davon schweigen die Gescheutesten stille oder überlassen es andern zu untersuchen. Einige aber erklären es folgendergestalt, es würden durch den Mehl=Thau, als eine klebriche Materie, die Löcher der Gewächse verstopffet, dass die Ausdünstungen nicht ordentlich geschehen könnten, davon sie denn nothwendig beschädiget werden müsten. Bes. Boernero Physic. p. 247. [...] (Zedler Bd. 20, 1739, Sp. 269–275).

Daran anschließend folgen drei Spalten Text mit zahlreichen weiteren, teilweise als Vermutungen gekennzeichneten Aussagen zum Thema mit jeweils einzelnen Quellenangaben. Dann wird explizit aus Kanolds *Sammlungen* zitiert:

Die Sammlung Breßlauischer Medicorum von Natur= und Medicin=Geschichten, 1722, Monath September. Class. IV. Art. V. P. 279. u. ff. bringen dieses davon bey: Unter denen Physicalischen Begebenheiten, so, bey der heut zu Tage vermeinten Vollkommenheit der Physic, dennoch vielen Widersprüchen unterworfen, ist nicht die geringste, die Äthiologie der jährlich häufig zu observirenden Mehl= und Honig=Thaue, unwidersprechlich zu erklären. Ich will, um Weitläufftigkeit zu vermeiden, mich nicht gänzlich in dieses latifundium einlassen, sondern nur meine unmaßgebliche Gedancken entwerffen, was ich von dem Mehl=Thau bis daher observiret, vielleicht möchte durch fleissige Collationierung anderer Observationum die wahre Aethiologie endlich zu finden seyn. Die Historie der Sache bestehet darinnen, daß im Jahr 1722. allhier in den den meisten Gärten an denen Bäumen, vornemlich an denen Birnen, die Blätter und Früchte erst gelbe und fleckicht, dann schrumpfticht, mit allerhand Tuberculis seu Excrescentiis, ut sic dicam, callosis, besetzt, befunden worden. [...] Dies wären also meine flüchtige Gedancken, so ich die über dieses Jahr vom Mehl=Thau betroffene Bäume hege, die, ob ich sie zwar für unumstößlich nicht halte, so glaube doch, wer folgende Zeit den Verstand der Sachen genauer und fleißige untersucht [...] und dadurch vielleicht mit der Zeit ein Mittel erlangen, in gewissen Fällen dergleichen Verderbnissen vorzubeugen, oder abzuheffen.

Dies ist das Ende des Zitats aus Kanold, das im Original drei Seiten umfasst (Seite 297–300) und interessanterweise in der ersten Person des Beobachters und Zeugen geschrieben ist. Der Text des Artikels in Zedler geht aber, ohne das Zitatende zu markieren, also auch, ohne den Wechsel von der ersten in die dritte Person zu kennzeichnen, noch etwa 45 Zeilen weiter, bevor auch Zedlers Autor seinen Artikel beendet. Die ‚Überleitung‘ lautet ähnlich wie diejenige, mit der von Zinckes Lexikonartikel aus weiterformuliert wurde,¹⁴ wie folgt: „Andere Gedancken sind dahin gegangen, daß [...]“.

14 Siehe oben: „Einige sagen auch ..., andere meynen“.

Damit kann im Rahmen des in diesem Fall methodisch Möglichen bestätigt werden, dass Matrixtextverfahren, d. h. das Verfahren der kombinierenden Kompilation verschiedener Quellen in einem Artikel mit der Heraushebung einer der Quellen als Matrix, neben Neuschreiben und exakten Kopien als das häufigste Verfahren der Quellen-Transkription in Enzyklopädien gelten.¹⁵ Der Matrixtext muss nicht lang sein; seine Funktion besteht darin, kollektives oder konsentisches Wissen in generischer Weise zu präsentieren. Die hinzugefügten Quellen haben jeweils die Funktion der beobachtenden oder argumentierenden Einzelstimme. Zedlers Lexikon-Autor versucht mitunter kritisch, den Chor dieser Stimmen zu referieren. Der Matrixtext hingegen scheint immer ein Text zu sein, der dieser kritischen Infragestellung entzogen ist.

3 Textroutinen und Syntagmen

Die verschiedenen Weisen, mit denen Quellentexte im Zedler verarbeitet wurden, waren meistens an sprachlichen Mitteln erkennbar, denn Zedlers Autoren beziehen sich oft explizit auf das, was sie gelesen haben. Daher soll es nachfolgend um die Frage gehen, ob es usuelle Textroutinen oder syntagmatische Bausteine gibt, die die Funktion der Redewiedergabe in Zedlers Enzyklopädie erfüllen und die möglicherweise das enzyklopädische Schreiben der nachfolgenden Jahrhunderte geprägt haben.

Ausgangspunkt sei Zedlers Artikel „Sprache, Rede, loquela“, mit dem sich Wichter (1996) v. a. inhaltlich befasst hat. Folgende Auszüge aus dem achtzehn Spalten umfassenden Artikel zeigen Formulierungen der Quellenreferenz und der Quellenkommentierung:

[...] welches in Sonderheit Amman in seiner Dissertation: de loquela umständlich ausgeführt hat [...] wovon Amman in der angeführten Dissertation [...] insbesondere Exempel gegeben hat. Wolfens vernünftige Gedancken von dem Gebrauche der Theile in dem Menschen etc. p. 495 u.f. [...] Dieses beweiset unter andern de la Motte im zweyten Theile seiner Chirurgie, p. 176 mit folgendem Exempel: [...] so schreibet doch Riolan in seiner Anthropographia [...] De Jußieu hat in den Mémoire de l'académie de science eine Anmerkung von [...] beygebracht [...] Ein Exempel, dass [...] führet Friedel an, in seinem XVI medicinischen Bedencken [...] (Zedler Bd. 39, 1744, Sp. 402, 403).

Wie in den oben in Abschnitt 2 diskutierten Beispielen ist auch hier zu erkennen, in welcher hohen Dichte diverse lexikalische Mittel der Redewiedergabe ver-

¹⁵ Schneider (2013: 152) referiert eine unveröffentlichte Staatsexamensarbeit von Duesberg (1978), die für den Bereich der Poetik anhand von 126 Artikeln im Zedler herausfand, dass sie mehrheitlich nach dem von mir Matrixtextverfahren genannten kompiliert worden waren.

wendet wurden. Weitere, z. T. epistemisch markierte Beispiele aus zufällig gewählten anderen Artikeln sind:

- in der Vorrede meldet der Verfasser folgendes
- X schreibt in seiner Y ... folgendes
- der Inhalt davon war kürzlich dieser
- Von ihrem Anfang bringt X verschiedene Meynungen hervor, unter welchen diese der Wahrheit am nächsten zukommen scheint, daß sie nehmlich ...

Von diesem induktiv gewonnenen lexikalischen Material der Quellenreferenz und -kommentierung gehe ich aus und untersuche systematischer deren Usualität, indem ich die Häufigkeit auffälliger Lexeme stichprobenartig in neun der 63 plus vier Supplementbände des Zedler ermittelt habe. Untersucht wurden folgende Lexemformen:

- *meldet / melden, schreib(e)t / schreiben, bring(e)t / bringen, Exempel, anmerk(e)t, Anmerkung, Inhalt(s), ausführt / ausführen / ausgeführt.*

Die Volltextsuche wurde in folgenden Bänden durchgeführt: 1, 3, 8, 18, 19, 30, 40, 60, Supplementband 4. Bei der Bestimmung der Bände kam es mir auf eine breite und gleichmäßige Streuung über die Entstehungszeit an. Aussagen zur Usualität eines Lexems oder eines Syntagmas können sich nur auf absolute Trefferzahlen stützen. Wegen der unkorrigierten und daher unzuverlässigen Texterkennung des Zedler-Digitalisats kann man nicht ernsthaft quantifizieren, sondern lediglich Tendenzen zu finden versuchen.

Das häufigste Verbum dicendi im Zusammenhang mit Quellennennung ist *schreibet/schreiben*, und zwar mit namentlich genannten Einzelautoren als Subjekt. Usuell ist das Syntagma:

- *(wie) X schreibt*

meldet/melden ist im Zedler eher selten, hingegen besonders häufig in Zeitungen des 18. Jahrhunderts (vgl. Haß-Zumkehr 1998: 85 u. 117), was auf eine textsorten-funktionale Differenzierung hindeutet.

anmerken wird oft zur Textdeixis oder mit indefiniten Subjekten (*man, einige, andere*) gebraucht (und eher selten), um bestimmte Meinungspositionen der Quellen (Präskripte) im Lexikon (Skript) abzuschwächen:

- *man hat/einige, andere haben angemerkt(e)t.*

Das Verbalsubstantiv *Anmerkung* ist formelhaft gebunden an Untertitel von Quellenschriften, fällt also aus den Textroutinen der Quellenverarbeitung heraus:

- *mit (gelehrten, ausführlichen) Anmerkungen herausgegeben/übersetzt von X.*

ausführen/ausgeführt wird noch eher für nicht-sprachliches Tun gebraucht und ist nicht typisch für die hier interessierenden Funktionen der Quellenverarbeitung.

Inhalt kommt fast immer als Genitiv-Konstruktion vor, wenn eine Quelle nicht wörtlich zitiert, sondern ihr Gehalt zusammengefasst werden soll:

- *Schreiben/Brief des/dieses/folgendes Inhalts: ...*

Die attributlose Konstruktion *des Inhalts* scheint für Rechtstexte typisch zu sein und ‚wandert‘ so auch in den Zedler.

Exempel ist nicht selten, hat aber keine redekomentierende Funktion, sondern referiert auf einen Fall oder ein Ereignis, der bzw. das zu argumentativen Zwecken angeführt wird. Typisch ist:

- *zum Exempel.*

Es wurde ja deutlich, dass manche Quellen (Reisebeschreibungen und Zeitungen) an die deskriptiv-explikative Themenentfaltung der Enzyklopädie angepasst wurden; mit dem Ausdruck *Exempel* können solche Quellen in den Matrixtext eingebracht und zugleich einer mehr oder weniger impliziten generischen Aussage zugeordnet werden.

4 Fazit

Zedlers Autoren haben vielfältige und differenzierte Verfahren der Quellenverarbeitung eingesetzt, die von verdecktem Plagiat bis hin zur expliziten Literaturdiskussion reichen. Diese Verfahren des Umgangs mit Quellentexten sind ihrerseits aus Quellen übernommen, nicht neu erfunden worden. Die für Enzyklopädien typischen Verfahren mischen die Lexikon-Autoren aber neu und verändern sie so, dass sie der Textfunktion des Lexikons gerecht werden und den Zusammenhang zwischen Textfunktion und sprachlichen Realisierungsformen textmusterspezifisch ausprägen. Zugleich wird eine Ausdifferenzierung der sprachlichen Mittel der Quellenreferenz zwischen Lexikontext und anderen Textgattungen wie Zeitungen und Reisebeschreibungen angebahnt.

Geeignete bzw. beliebte Quellen des Zedler gehören zur gelehrten, z. T. fachspezifischen Literatur, aber vor allem zu den älteren Lexika. Es konnte gezeigt werden, dass und warum Lexika eher verdeckt plagiiert und Texte der Spezialliteratur eher explizit diskutiert werden. Aus exemplarischen Beschreibungen und Beobachtungen, wie sie Zeitungen und Reisebeschreibungen zur Verfügung stellen, werden im Zedler generische Aussagen, v. a. wenn der Quellentyp des Lexikons greifbar war.

Der enorme Publikationsdruck der Autoren des Zedler hat dazu geführt, dass transkriptive Verfahren routinisiert wurden und dass in deren Gefolge bestimmte sprachliche Konstruktionen und Formulierungsroutinen entstanden, die nicht nur für lexikontypisch gehalten werden konnten, sondern auch in anderen wissenschaftlichen Texten der Folgezeit wiederzufinden sein könnten.

Literatur und Quellen

- Antos, Gerd & Sigurd Wichter (Hrsg.) (2005): *Transferwissenschaft. Wissenstransfer durch Sprache als gesellschaftliches Problem* (Transferwissenschaften, Bd. 3). Frankfurt a. M.: Peter Lang.
- Behrs, Jan, Benjamin Gittel & Ralf Klausnitzer (2013): *Wissenstransfer. Konditionen, Praktiken, Verlaufsformen der Weitergabe von Erkenntnis* (Berliner Beiträge zur Wissens- und Wissenschaftsgeschichte, Bd. 14). Frankfurt a. M.: Peter Lang.
- Feilke, Helmuth (2010): „Aller guten Dinge sind drei!“ Überlegungen zu Textrouninen und literalen Prozeduren. In: Iris Bons, Thomas Gloning & Dennis Kaltwasser (Hrsg.), *Fest-Platte für Gerd Fritz*. Gießen 17. 05. 2010. http://www.festschrift-gerd-fritz.de/files/feilke_2010_literale-prozeduren-und-textrouninen.pdf (09. 10. 2018).
- Haß-Zumkehr, Ulrike (1998): „*Wie glaubwürdige Nachrichten versichert haben*“. *Formulierungstraditionen in Zeitungsnachrichten des 17. bis 20. Jahrhunderts* (Studien zur deutschen Sprache, Bd. 13). Tübingen: Narr.
- Haß, Ulrike (2015): Kochen als enzyklopädische Herausforderung. In: Hermann Cölfen (Hrsg.), *Brot und Spiele – Sprache, Kochen und Essen* (Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie, Heft 87). Duisburg: Redaktion: OBST, 17–44.
- Haß, Ulrike (2016): Wissenschaftssprache in der Vermittlung von Wissen durch Enzyklopädien. In: Eglè Kontutyte & Vaiva Žeimantienė (Hrsg.), *Sprache in der Wissenschaft. Germanistische Einblicke* (Duisburger Arbeiten zur Sprach- und Kulturwissenschaft, Bd. 111). Frankfurt a. M. u. a.: Peter Lang, 13–29.
- Jäger, Ludwig (2004): Transkription – zu einem medialen Verfahren an den Schnittstellen des kulturellen Gedächtnisses. In: *Trans. Internet-Zeitschrift für Kulturwissenschaften* 15. http://www.inst.at/trans/15Nr/06_2/jaeger15.htm (09. 10. 2018).
- Jäger, Ludwig (2009): Transkriptivität. Zur medialen Logik der kulturellen Semantik. In: *transkriptionen. Newsletter des Kulturwissenschaftlichen Forschungskollegs Medien und kulturelle Kommunikation* 10, 8–12. <http://kups.ub.uni-koeln.de/2711/> (09. 10. 2018).
- Januschek, Franz (2005): Aufstieg und Fall von Kommunikationsmodellen. Kommunikation – gibt's das? In: *paradigms lost* (Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie, Heft 69). Duisburg: Redaktion: OBST, 131–152.
- Kanold, Johann (1724): *Sammlung von Natur- und Medicin-, wie auch hierzu gehörigen Kunst- und Literatur-Geschichten*. Erfurt 1718–1730. Daraus: Der neun u. zwanzigste Versuch Sommer-Quartal, 1724. <http://reader.digitale-sammlungen.de/resolve/display/bsb10499080.html> (09. 10. 2018). Der dreyßigste Versuch Herbst-Quartal, 1724. <http://reader.digitale-sammlungen.de/resolve/display/bsb10499081.html> (09. 10. 2018).
- Merton, Robert King (1980): *Auf den Schultern von Riesen: ein Leitfaden durch das Labyrinth der Gelehrsamkeit*. Frankfurt a. M.: Syndikat.

- Schneider, Ulrich Johannes (2013): *Die Erfindung des allgemeinen Wissens. Enzyklopädisches Schreiben im Zeitalter der Aufklärung*. Berlin: Akademie Verlag.
- Stammen, Theo & Wolfgang E. Weber (Hrsg.) (2004): *Wissenssicherung, Wissensordnung und Wissensverarbeitung. Das europäische Modell der Enzyklopädien*. Berlin: Akademie-Verlag.
- Wichter, Sigurd (1996): „Sprache, Rede, *Loquela*“ in Zedlers Universal-Lexicon. In: Hans Höfinghoff u. a. (Hrsg.), *Alles was recht war. Rechtsliteratur und literarisches Recht*. Festschrift für Ruth Schmidt-Wiegand zum 70. Geburtstag. Essen: Item, 235–246.
- Zedler, Johann Heinrich (1732–1754): *Großes vollständiges Universal-Lexicon Aller Wissenschaften und Künste*. 64 Bände und 4 Supplementbände. Halle, Leipzig: Zedler. <http://www.zedler-lexikon.de/index.html?c=startseite&l=de> (09. 10. 2018).
- Zincke, Georg Heinrich (1744–1764): *Allgemeines Oeconomisches Lexicon Darinnen nicht allein Die KunstWörter und Erklärungen dererjenigen Sachen, welche theils in der Oeconomie überhaupt, theils insonderheit in einer vollständigen Landwirtschaft und Haushaltung von Acker, Feld, Holtz, Hopffen, Obst, Wein und GartenBau, Wiesewachs, Fischerey, Jägerey, Bierbrau*. Leipzig 1744. Band 2: 1764. <http://www.mdz-nbn-resolving.de/urn/resolver.pl?urn=urn:nbn:de:bvb:12-bsb10299856-6> (09. 10. 2018).

Gerhard Katschnig

Ein kulturgeschichtlicher Blick auf die Anfänge der deutschen (Wissenschafts-)Sprache an den frühen Universitäten im Habsburgerreich

1 Allgemeine Überlegungen

Wer einen Universitätswechsel von Oxford nach Paris oder von Wien nach Bologna anstrebte, konnte in sprachlicher Hinsicht darauf vertrauen, von den Doktoren, Magistern, Scholaren sowie von den Angehörigen des Welt- und Ordensklerus hier wie dort in Latein verstanden zu werden. Wengleich diese Sprache nicht in allen Situationen gesprochen worden sein wird, hatten die Universitäten des Spätmittelalters wie der frühen Neuzeit – bei aller Unterschiedlichkeit in Organisation und Verwaltung – in sprachlicher Hinsicht das Gelehrtenlatein gemeinsam. Ebenso wurden die für das universitäre Niveau maßgeblichen Texte gewissermaßen seit dem Anbeginn einer *universitas magistrorum et scholarium* in lateinischer oder griechischer Sprache verfasst, übertragen und gelehrt. Wie die Kirche in ihrer Glaubenspraxis benutzte die Universität in Lehre und Wissenschaft die lateinische Sprache als Kennzeichen des konzentrierten Gelehrtentums. Wer in dieser Hinsicht und unter diesen Voraussetzungen Latein las und sprach, „gehörte einem besonderen sozialen Raum mit deutlich elitärem Charakter an und bekräftigte diese Zugehörigkeit bei jeder Lektüre oder Produktion lateinischer Texte“ (Klein 2011: 37).

Ein Übergang zum Deutschen in Lehre oder loser Kommunikation bedurfte somit besonderer Umstände und Voraussetzungen: Wengleich Bindeglieder zwischen lateinisch-klerikalem Gelehrtentum und volkssprachlicher Schriftkultur seit der karolingischen Bildungsreform vorhanden waren, kam eine eigenständige volkssprachige Schrift- und Buchproduktion erst im Hochmittelalter auf. Ab der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts erfolgte zudem ein Anstieg lokaler Schriftlichkeit als Bestandteil der Landesorganisation und des städtischen Lebens (vgl. Wolf 2008: 28–35). Im Zusammenhang mit den italienischen Bildungsbestrebungen des Humanismus, den Gelehrte wie Konrad Celtis oder

Gerhard Katschnig, Institut für Kulturanalyse, Alpen-Adria-Universität Klagenfurt,
E-Mail: gerhard.katschnig@aau.at

Rudolf Agricola nördlich der Alpen verbreiteten, kam es zu ersten Sprachstandardisierungen, die sich in zahlreichen Bibelübersetzungen ab der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts sowie in deutschen Wörterbüchern aller Art zeigten (vgl. Gierl 2012: Sp. 87). Im Zuge der Erfindung der Druckerpresse, die neue Möglichkeiten der überpersonalen Kommunikation schuf, repräsentierten Kalender sowie Volksbücher Kleindrucke außerhalb des lateinisch-kirchlichen Einflussbereichs, die zur Rückbesinnung auf die Volkssprache motivierten. Im Zusammenhang mit der Reformation – sie ist neben Humanismus und Renaissance der dritte große Kulturfaktor im Übergang vom Spätmittelalter zur frühen Neuzeit – erstarkte ein religiöser Individualismus, der zweierlei bewirkte: abseits aller Unterschiedlichkeit der einzelnen Bewegungen eine gemeinsame Absage an das Papsttum sowie eine Steigerung des Akts der Selbstreflexion zu jener individuell religiösen Devotion, die es ermöglichen sollte, ohne priesterliche Vermittlung in ein unmittelbares Verhältnis zu Gott zu treten und die Heiligen Schriften gemäß reformatorischem Schriftprinzip selbst zu lesen (vgl. Katschnig 2016: 58 f.).

Unter diesen Voraussetzungen lassen sich Beispiele anführen, in denen Gelehrte von Tileman Heverling in Rostock (1501) bis Paracelsus in Basel (1527/28) aktenvermerkt von der Norm abkehrten, in lateinischer Sprache zu lehren, während sie weiterhin auf Latein schrieben (vgl. Hodermann 1891: 7–9; Weimar 1989: 14–19). Abseits dieser prominenten, aber vereinzelt Beispiele, die nicht darüber hinwegtäuschen konnten, dass das Deutsche bis in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts eine untergeordnete Position einnahm, überwogen im schriftlichen Bereich zunächst praktische sowie didaktische Arbeits- und Reflexionszusammenhänge, die auf einen Aufschwung hinweisen. Abweichungen von der lateinischen Norm geschahen somit in jenen Wissenschaften, die einen Praxisbezug ihrer Gegenstände und einen aus der Universität hinausweisenden Öffentlichkeitsbezug hatten: Viehzucht und Ackerbau, Handel, Militärwesen oder der weite Bereich der Medizin (vgl. Klein 2011: 39 f.). Die Verwendung der deutschen Sprache war – neben einprägsamen Titelholzschnitten – das sicherste Anzeichen dafür, über die kleine Gelehrtenwelt hinaus wahrgenommen zu werden. Philosophie, Mathematik oder Physik gaben ihren verschriftlichten Wirkbereich in Latein erst im Laufe des 18. Jahrhunderts auf, als die deutsche Sprache auf dem Büchermarkt sowie in den Hörsälen längst ihren Führungsanspruch zur Ausweitung der Wissenschaft erhoben hatte (vgl. Paulsen 1919: 625; Pörksen 1986: 49).

Mit Blick auf den kulturgeschichtlichen Hintergrund vor allem des 14.–16. Jahrhunderts folgt eine Skizzierung der Verwendung der deutschen (Wissenschafts-)Sprache an den habsburgischen Universitäten in Wien, Freiburg im Breisgau und Graz. Der Überblick über die jeweiligen Anfänge des Wissen-

schaftsbetriebs wird wesentliche Motive für den Wechsel von Latein zu Deutsch zum Vorschein bringen und die oben angeführten Voraussetzungen für das Aufkommen einer sprachlichen Veränderung reflektieren.

2 Die frühen Universitäten im Habsburgerreich

2.1 Universität Wien

Wer in Wien die *septem artes liberales* lernen wollte, konnte die personell gut ausgestatteten Lateinschulen wie das *Collegium civium* von St. Stephan besuchen. Die ersten Geschichtsschreiber der Wiener Universität im 16. Jahrhundert, Wolfgang Lazius und Georg Eider, haben die Gründung einer Wiener Hochschule in das Jahr 1237 verlegt – in jenes Jahr, in welchem das wohl im 12. Jahrhundert als Pfarrschule entstandene Collegium von St. Stephan zum ersten Mal urkundlich erwähnt wurde. Die Grundausbildung der freien Künste an einer Universität zu erfahren bzw. darüber hinaus Theologie, die Rechte oder Medizin zu studieren, konnte man in Wien erst 1365, als Albert von Rikensdorf (Riggmersdorff) aus Helmstädt, genannt Albert von Sachsen, auf Betreiben von Herzog Rudolf IV. von Österreich zu Papst Urban V. geschickt wurde, um einen Privilegienbrief zur Gründung einer Universität einzuholen.

Ähnlich wie dies 17 Jahre zuvor sein Schwiegervater Kaiser Karl IV. in Prag getan hatte, wollte Rudolf als erster Fürst ohne Besitz einer Königskrone eine Hochschule in Wien errichten (vgl. Uiblein 1999: 75). Er wird wie Karl erkannt haben, dass eine Universität für die Belange „der jeweiligen Landesherrschaft wertvolle Dienste leisten konnte“ (Wolf 2015: 115). Dem Bittschreiben folgten zunächst weitere schriftliche Präzisierungen: Während der Papst in Avignon aufgrund seiner Kreuzzugspläne auf finanzielle Zuströme von seinen Glaubensuntertanen angewiesen war, pflegte Rudolf seine eigenen kriegerischen Ambitionen durch die Besteuerung des Klerus zu unterstützen. Nachdem man sich in den wesentlichen Angelegenheiten geeinigt hatte, wurde der Stiftsbrief am 12. März 1365 ausgestellt – gemäß Rudolfs gelebter Kanzleipraxis in deutscher wie in lateinischer Sprache und somit für die Wiener Bürgerschaft gleichermaßen wie für den Papst. Die Unterzeichnung der Papstbulle erfolgte drei Monate später (vgl. Rexroth 1992: 114–129). Damit erlaubte der Papst die Einrichtung eines Generalstudiums ohne theologische Fakultät. Als Basis diente der Universität die lange Tradition des *collegium civium*. Die enge Anbindung an die Lateinschule ermöglichte es der Universität, nach dem frühen Tod Rudolfs ohne verbindliche Dotation den Lehrbetrieb sicherzustellen.

Von 1380 an gab es mehrere katholische Kirchenoberhäupter zur gleichen Zeit: zunächst Urban VI. in Rom und Clemens VII. in Avignon. Im deutschen Sprachraum fanden infolge dieses Papstschismas zahlreiche Universitätsgründungen statt (Heidelberg 1385, Köln 1388, Erfurt 1392, Würzburg 1402, Leipzig 1409), deren Stiftung unterschiedliche Gründe haben konnte. Neben den verschiedenen dafür Verantwortlichen – Hochadel des Territorialstaates, städtische Bürgerschaft, landesherrliche Stiftungsbeauftragte, der lokale Klerus – dürften sich die rivalisierenden Päpste der Notwendigkeit intellektueller Unterstützung durch die Universitäten bewusst gewesen sein und förderten deren Ausbreitung in ihrem Einflussbereich (vgl. Nardi 1993: 104). Die deutschen Magister der Pariser Universität, die sich unter französischem Druck Clemens zugewandt hatten, mussten die Universität verlassen, um nicht die Pfründen in ihrer Heimat (zu Urban gehörend) zu gefährden. Manche von ihnen fanden den Weg nach Wien und verstärkten das Lehrpersonal an der Artistenfakultät.

Mit dem Auftreten der großen Pest von 1347/48 und den heute kaum mehr nachvollziehbaren Folgen kam vermehrt praktische Gebrauchsliteratur in deutscher Sprache in Form von medizinischen Handreichungen (Pestbüchlein, Kräuterbücher, ...) auf. Als Fachschrifttum, das aus dem Lateinischen in die Volkssprache übersetzt wurde, diente es einem konkreten Zweck: Wund- und Laienärzte, Bader oder auch Geistliche konnten damit Einzelrezepte verbreiten, vorgeschlagene Behandlungen vornehmen oder Schutzmaßnahmen durchführen. Uwe Pörksen und später Klaus Wolf wiesen darauf hin, dass die Mängel des Gesundheitswesens im ländlichen Raum durch den Gebrauch der Landessprache zur Formulierung medizinischen Lehrgutes damit kompensiert werden konnten (vgl. Pörksen 1986: 66; Wolf 2015: 116 f.). So erfolgte der vergleichsweise frühe Einbruch der Landes- oder Volkssprache in das lateinische Bildungsmonopol aus Not und akuter Notwendigkeit: Die Pestepidemien zogen eine Fülle von deutschsprachigen Pestschriften nach sich (vgl. Wolf 2006: 64). Die handschriftlichen Kompendien, die gerade in solchen medizinischen Fällen weniger theoretischer bzw. abstrakter Natur sein durften, sondern als konkrete Hilfestellungen dienen mussten, ermöglichten durch das Heraustreten aus der lateinischen/griechischen Überlieferung ein Gewahren von Wissen, das gebraucht wurde und das zwischen den Universitäten fluktuierte. Wiener Mediziner – wie zum Beispiel Galeazzo Santa Sofia aus Padua, der von 1394 bis 1405 in Wien wirkte – hielten Vorlesungen über Arzneimittel, führten Sektionen an menschlichen Leichen durch und verfassten vor allem Pesttraktate sowie Traktate über destillierte Pflanzenwässer. Jakob Engelin von Ulm, aus Paris nach Wien gekommen und Leibarzt Herzog Leopolds IV., verfasste um 1400 ein Pesttraktat zur Selbstmedikation mit dem Incipit *Also das ein mensch zeichen gewun*, womit auch der Laienarzt an universitärer Wissenschaft partizipieren konnte (vgl. Wolf 2006: 288). Die herzoglich-universitäre Gesundheitspolitik

wollte ihren Wirkungsbereich somit auf das Land verbreitern, wo der Wund- und Laienarzt die Anleitungen und Weisungen entsprechend aufnehmen konnte.

Krankheiten, so scheint es, spornten zur sprachlichen Mobilmachung an. Mathematik und Astronomie sind bis zum Auftreten Galileo Galileis lateinisch dominiert geblieben. Nur vereinzelt gab es im Spätmittelalter Anleitungen zur Rechenkunst in deutscher Sprache. Dagegen standen medizinische Lehrbellehfe – nun im Übergang vom 15. zum 16. Jahrhundert – im Zeichen früher deutschsprachiger Syphilistraktate, die notgedrungen mit dem Auftauchen dieser nach der Pest ebenso gefürchteten Seuche einhergingen (vgl. Grössing 1985: 41). Sie wurden häufig in lateinischer wie deutscher Sprache gedruckt und mit einprägsamen Titelholzschnitten versehen, um den Rezipientenkreis zu erweitern. Eine der ersten zweisprachigen Abhandlungen über die sogenannte Franzosenkrankheit verfasste 1496 der spätere Sekretär Kaiser Maximilians I. Joseph Grünpeck: *Ein hübscher Tractat von dem vrsprung des Bösen Franzos*. Im Mittelpunkt dieses Traktats (vgl. Walter 2003: 175 f.; Slattery 2005: 31), das der humanistische Gelehrte auf der Flucht vor der Krankheit in Augsburg verfasste, stand jedoch nicht der medizinische Fall an sich, sondern eine christlich-astrologische Deutung zwischen göttlichem Ratschluss, planetarer Konstellation und menschlichem Sündenbewusstsein. Inhaltlich nachgeordnet fügte er – wie andere vor und nach ihm – auf wenigen Zeilen Überlegungen und Maßnahmen zur Überwindung der Syphilis an, die sich an den Pestschriften aus dem 14./15. Jahrhundert orientierten.

Konrad Celtis, der Kontakt zu Grünpeck hatte und wie er der Syphilis erlag, hat ebenfalls über sie geschrieben. Er war 1492 zum ersten Mal als Vortragender nach Wien gekommen. In dieser Zeit war er Lehrender an der Universität in Ingolstadt und führte die Verbreitung der humanistischen Anfänge seines Lehrers Rudolf Agricola fort. Zu Agricolas Zeit waren österreichische Frühhumanisten weniger an der Universität, eher am Wiener Neustädter Hof Kaiser Friedrichs III. zu finden, wo sie sich zeitweise um das Vorbild Aeneas Silvio Piccolomini scharten, ehe dieser beschloss, Papst zu werden und gegen die Gefahren türkischer Expansionsbestrebungen zu polemisieren. Universitäre Ausnahmen waren Johannes Müller (Regiomontanus) oder sein Lehrer Georg Aunpekh von Peuerbach, die an der Wiener Artistenfakultät über die latinisierte Kultur- und Geisteswelt des Altertums neu informierten. Speziell Peuerbach steht in Wien am Beginn einer Entwicklung, die auf die Realisierung einer humanistisch-naturwissenschaftlich geprägten Hochschule hinzielte. 1497 berief Kaiser Maximilian Celtis als Professor für Poetik und Rhetorik nach Wien. Mit seiner Ankunft waren somit die Weichen gestellt, die zur Gründung jenes *Collegium* führten, das man als die erste humanistische Hochschule im deutschsprachigen Raum bezeichnen kann (vgl. Grössing 1985: 38).

Während die nordalpine frühhumanistische Gemeinde versuchte, durch die Rezeption der italienischen literarischen Kultur die selbst beschworene kulturelle Rückständigkeit des eigenen Landes zu kompensieren, forderten Agricola und später Celtis „statt Rezeption und Anlehnung an Italien Emanzipation und Unabhängigkeit von ihm sowie schließlich auch den Versuch, das Vorbild zu übertreffen“ (Müller 2001: 219). Unmittelbarer Ausdruck des kulturellen Selbstbewusstseins war die ‚fünfte Fakultät‘ der Universität – das nach Vorbild der römischen Platonischen Akademie eingerichtete *Collegium poetarum et mathematicorum* –, die mit der Urkunde von Kaiser Maximilian am 31. Oktober 1501 konstituiert wurde (vgl. Grössing 1985: 43). Das Collegium nahm eine Sonderstellung außerhalb der Fakultätsordnung ein, „welche gewährleistete, dass Bildungs- und Lehrziele nicht an die Fakultätsstatuten gebunden waren“ (Plieger 2012: 186). Die auf Poesie (Beredsamkeit) und Mathematik (Naturphilosophie) grundgelegten *studia humanitatis* verwarfen scholastische Bildungsformen, um die Pflege antiker Texte durch die Einbeziehung von Natur- und Geisteswissenschaften zu aktualisieren. Nach der Vorstellung von Celtis forcierten die Errungenschaften und Folgen des Buchdrucks eine *translatio artium* – eine nach dem Vorbild der *translatio imperii* Übertragung der *studia humanitatis* auf den deutschsprachigen Raum (vgl. Huber-Rebenich 2006: 58 f.). Wenngleich die antik-literarischen Bezugspunkte und Materialien während des 15./16. Jahrhunderts zum Großteil die gleichen blieben, begann sich das neue Bildungsideal durchzusetzen. Um 1504 hielt Celtis eine Vorlesung im Sinne der humanistischen Naturwissenschaft über die acht Bücher der Geografie des Claudius Ptolemäus. Zur Ankündigung der Kosmographie an dem Collegium heißt es an einer Stelle (Celtis 1881: 102):

Cynthius octavam cras postquam ostenderit
umbram,
Et croceo rutilum sparserit orbe iubar,

Cosmographia mea tunc incipietur in aede,

Quam magnus scribit Claudius octo libris.

Hanc ego per triplicem Celtis reserabo
loquelam,
Romanam, Graiam Teutonicamque simul, [...].

Morgen, wenn die Sonne die achte Stunde
anzeigt
und der rötliche Schein leuchtet im
gelblichen All,
wird in meiner Behausung beginnen
die Cosmographia,
die uns Claudius schrieb in den acht
Büchern des Werks.
In drei Sprachen werd' ich, Celtis, dies
erläutern,
in Griechisch, Latein, und in der deutschen
zugleich.

Celtis, von David Friedrich Strauß als deutscher Erzhumanist, von Friedrich von Bezold als der konsequente Apostel des neuen Evangeliums charakterisiert, versuchte, „die Universalität der italienischen Bildung in deutscher Auf-

fassung wiederzugeben“ (Bezold 1883/1959: 4). Bezeichnend ist hier der Verweis auf die deutsche Sprache, die zugleich neben den gängigen europäischen Bildungssprachen der jungen Hörschaft vermittelt werden sollte – vielleicht zum Verständnis einer für die junge Hörschaft schwierigen Materie, vielleicht aufgrund seiner eigenen mangelnden Altgriechischkenntnisse (vgl. Grössing 2010: 226). Die von ihm initiierte Gründung des Wiener Collegiums hatte maßgeblichen Einfluss auf die Verbreitung des humanistischen Bildungsideals für die kommende Zeit.

2.2 Universität Freiburg

Die Initiative zur Stiftung einer Universität in Freiburg im Breisgau ging von dem österreichischen Erzherzog Albrecht VI. aus (vgl. im Folgenden Schiewe 1996: 132–140). Nachdem dieser im März 1452 anlässlich der Kaiserkrönung seines Bruders, Friedrichs III., Rom besucht hatte, wandte er sich 1455 in einem formellen Bittgesuch an Papst Kalixt III., von dem wir verlässlich sagen können, dass er seit dem Ende des Schismas 1449 nunmehr der einzige oberste Vertreter seiner Glaubensrichtung war. Albrecht erbat, in Freiburg ein *studium generale* nach Wiener Vorbild einrichten zu dürfen – für die wirtschaftliche Dotierung würde er sorgen. Am 3. September 1456 wurde in einer entsprechenden lateinischen Urkunde des Konstanzer Diözesanbischofs als Vertreter des Papstes der Universitätsgründung zugestimmt. Ausdrücklich wurden „die Theologie, das Kirchen- und das bürgerliche Recht, die Medizin sowie die Sieben Freien Künste als Fakultäten dieser Universität erwähnt [...]“ (Schiewe 1996: 135). Nachdem kirchlicherseits die Stiftung befürwortet worden war, bemühte sich Albrecht um die wirtschaftliche Ausstattung, deren betreffende Schriftstücke aus der Kanzlei überwiegend in deutscher Sprache abgefasst wurden. Matthäus Hummel – Mediziner, Philosoph und Rechtsgelehrter, von Albrecht zum ersten Rektor der neu gegründeten Universität bestellt – wurde für das Ansuchen um Inkorporation der jeweiligen Pfründen zu den Bischöfen geschickt.

Im Dezember 1456 hatte Friedrich III. in einer deutschsprachigen Urkunde die Universitätsgründung – vor allem hinsichtlich des Studiums des römischen Rechts – sehr begrüßt und „damit erstmals in der Geschichte der deutschen Universitäten eine kaiserliche Privilegierung vorgenommen“ (Schiewe 1996: 143). Eine Landesuniversität wie jene in Freiburg bedeutete letztendlich einen ideellen und materiellen Besitztitel des Hauses Habsburg. Albrecht war auf gut geschulte Beamten, Lehrer, Geistliche, Ärzte und andere angewiesen, zugleich konnte der Landesherr damit seine politische, kulturelle und wirtschaftliche Unabhängigkeit von angrenzenden Gebieten beweisen. Während in Salzburg

Erzbischof Burkhard von Weißpriach mit dem letztendlich nicht konkretisierten Gedanken spielte, im Gebäude des Klosters St. Peter eine Hochschule einzurichten, trat neben die *Alma Mater Rudolphina* im September 1457 als zweite habsburgische Hochschule die Universität im vorderösterreichischen Freiburg (vgl. Niederstätter 2004: 380).

Der offizielle Gründungsakt erfolgte von Albrecht in Form eines deutschsprachigen Stiftungsbriefts, der in Hans Gerbers Urkundenanhang nachzulesen ist (vgl. Gerber 1957). Da Albrechts Dotationen teilweise rechtswidrig waren bzw. zunächst nicht realisiert werden konnten und da ebenso wenig Räumlichkeiten wie Lehrer vorhanden waren, wurde der Lehrbetrieb erst 1460 aufgenommen (vgl. Mertens 2007: 34). Wenngleich die an den Wiener Hof angelehnte Kanzlei-Praxis das Deutsche bevorzugte, erfolgte der erste Repräsentationsakt des Rektors im Freiburger Münster in lateinischer Sprache (vgl. Schiewe 1996: 147).

Was den Lehrbetrieb betrifft, so kann er in den Anfängen als überschaubar bezeichnet werden – genügend Personal fand man lediglich an der Artistenfakultät, die in ihrer propädeutischen Funktion aber eine wichtige Stellung einnahm. Auf Verwaltungsebene wurde durchwegs die deutsche Sprache benutzt, während das akademische Innenleben von Latein geprägt war. Wie Mayer in seinem kulturgeschichtlichen Beitrag über das Freiburger Studentenleben schrieb, wurden Studenten selbst innerhalb der Bursen dazu angewiesen, sich stets der lateinischen Sprache zu bedienen. Abweichungen davon waren strengstens verpönt und mit Bestrafung verbunden (vgl. Mayer 1926: 59).

Als herausragende Gelehrte, die sich an der Albertina in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts in ihren Werken der deutschen Sprache bedienten, können Ulrich Zasius und Heinrich Glarean angeführt werden. Zasius war Jurist, lehrte ab 1506 an der Universität Recht und näherte sich durch explizit humanistischen Einfluss authentischen Rechtsquellen textkritisch. Sein bedeutendstes Werk war die Abfassung des in fünf Teile und etliche Unterkapitel gegliederten Freiburger Stadtrechts, die *Nüwe Stattrechten und Statuten der loblichen Statt Fryburg im Prysow gelegen*, welches 1520 erschien (vgl. Schiewe 1996: 166). Glarean war seit 1529 als Professor für Poesie an der Albertina tätig, nachdem er kurz zuvor das protestantische Basel gemeinsam mit Erasmus von Rotterdam in Richtung Freiburg verlassen hatte (vgl. Mack 1992: 227). Noch 1527 hatte Erasmus in einem Brief an den polnischen Theologen Johannes a Lasco über das Wirken Glareans geschrieben: „Glarean ist der einzige, der hier die Fahne der Wissenschaft hochhält. [...] Die anderen sind zwar gelehrt, haben aber kaum sechs Hörer, und auch das nicht immer. Glarean hat sechzig, und die Zahl nimmt täglich zu“ (Erasmus von Rotterdam 1956: 396). Dies schien sich in Freiburg wiederholt zu haben, da er von der Universität aufgrund des

großen Zulaufs an Studenten zu seinen Vorlesungen zweimal die Möglichkeit bekam, in der Universitätsaula zu lesen (vgl. Fritzsche 1890: 56). Seine Beiträge zur Musiktheorie und Musikpädagogik, die in seinem Hauptwerk, dem *Dodekachordon* von 1547, gipfelten, wurden zehn Jahre später unter seiner Mitarbeit auszugsweise sowie mit zahlreichen Notenbeispielen ins Deutsche übertragen. *Vß Glareani Musick ein vßzug* sollte jenen sein Musikverständnis näherbringen, die „der Latinische sprach nitt gantz vnderricht- und denocht zu Gotz eer vnnnd lob ergeben- [...]“ (Glarean 1557: 1) waren.

War die Ausbreitung des (lutherischen) Protestantismus in den ersten Jahren in Freiburg auf Annahme gestoßen, so setzte ab dem Wormser Edikt von Kaiser Karl V. die Rekatholisierung ein. Auf Druck des jungen Erzherzogs Ferdinand I. ließ die Universität keine Wittenberger Studenten mehr zur Immatrikulation zu. Somit verblieb Freiburg gegenüber Heidelberg (1538), Basel (1532) und Tübingen (1534) als einzige katholische Universität im deutschsprachigen Südwesten (vgl. Schiewe 1996: 168 f.). 1540 hatte Papst Paul III. mit einer Bulle den von Ignatius von Loyola gegründeten Jesuitenorden bestätigt, der binnen kurzer Zeit zum institutionalisierten Bollwerk der Gegenreformation aufstieg. Im Zuge der Rekatholisierung forderte Erzherzog Ferdinand II. 1577, wie zuvor in Ingolstadt die Eingliederung der Jesuiten in die Freiburger Universität vorzunehmen und ein Kollegium zu errichten. Bemerkenswert in diesem Zusammenhang ist der Widerstand von Jodocus Lorichius (vgl. im Folgenden Braun 2004: 42 f.). Der von den Schriften Erasmus' geprägte Theologe lehrte in Freiburg ab 1574 Theologie und hinterließ ein theologisches Œuvre im Umfang von über 50 Monografien, die ihn weit über Freiburg hinaus bekannt machten. Darunter befanden sich seit Anbeginn seiner Lehrtätigkeit auch Werke in deutscher Sprache – so *Kurtzer begriff Dem rechten / Einigen / vnßfällbaren eigenschafften vnnnd warzeichen / der Kirchen Gottes* (1579), *Von Warzaichen der Kirchen Gottes. Und Dem grossen abfall der jetzt schwebenden Secten* (1585) oder *Aberglaub Das ist / kurzlicher Bericht / Von verbotenen Segen / Arzneyen / Künsten / vermeintem Gottdienst / und andern spöttlichen Beredungen* (1593). Bereits die Titel kündigen den gewünschten Gehalt seiner Schriften an: Nach einem altbekannten Befund Conrad Bursians begann in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts das Greisenalter des deutschen Humanismus. An „[...] die Stelle der warmen Begeisterung für das classische Alterthum ist das hitzige Fieber des Religionskampfes getreten“ (Bursian 1883: 219). Inmitten der dogmatischen Grenzziehungen zwischen Katholizismus und Reformation galt es, mit kurzen deutschsprachigen Traktaten den religiösen Sinngehalt der wahren Kirche an eine möglichst breite Leserschaft zu vermitteln. Diesbezüglich untermauerte Lorichius sein Eintreten für die katholische Reform, wenn er in der Vorrede von 1579 eine Profilierung durch Abgrenzung (vgl. Braun 2004: 45) ankündigte:

Weyl aber die selben Bücher nit jederman zu lesen fürkommen / auch sonst allerley zusatz haben / durch welche den einfeltig leser etwan verhindert und unlustig wirdt / derwege ich dyses tractätlin / auß etlichen alten und newen der Kirche Gottes wahrhaftigen lehreren / auffß kurzest und allein von den eigenschafften und warzeychen der Kirchen Gottes / ohne besondere und hiehar nit dienliche außlegungen / beide zu Latein und Teutsch / auss gutherziger begeren beschriben / und in besondere Capitel und Taflen außgefaßt / damit mäniglich gleich sehen und greiffen möge / in welchen stucken oder articulen / die jezige Secten von der Kirche Gottes abgefallen [...] (Lorichius 1579: Vorred).

Sich bei allem Eintreten für den rechten Glauben aber in puncto Studienordnung, Bestellung von Lehrkörpern und Verwaltung den Jesuiten unterzuordnen, würde inmitten der habsburgisch-gegenreformatorischen Bestrebungen einen deutlichen Autonomieverlust für die Universität bedeutet haben. So widersetzte sich Lorichius 1577 als damaliger Dekan der theologischen Fakultät dem Wunsch Ferdinands, ein jesuitisches Kollegium in Freiburg einzurichten, indem er ihm einen Brief in deutscher Sprache schickte, worin er Gründe für die ablehnende Haltung anführte (Schieve 1996: 170 f.). Er argumentierte unter anderem, dass die Universität „ihrer Bestimmung und ihren Freiheiten nach keine Lehrer aufnehmen [könne], welche einem Orden verpflichtet seien; sondern ihre Professoren müssten freie Männer sein, welche der Anordnung und dem Gefallen der Universität allein, ohne Jemands Einrede, zu gehorchen hätten“ (zit. n. Schreiber 1859: 309). Das Vordringen der Jesuiten konnte damit lediglich verzögert werden: 1620 wurde durch die Übernahme der Artistenfakultät und von Teilen der theologischen Fakultät der jesuitische Lehrplan der *ratio studiorum* eingeführt und bis in das beginnende 18. Jahrhundert maßgebend.

2.3 Universität Graz

Bereits unter Ferdinand I. waren seit Mitte des 16. Jahrhunderts bildungspolitische Versuche unternommen worden, neben der Sanierung der Wiener Universität auch in Graz die Weichen für eine Universitätsgründung zu stellen. Im Vergleich zum vorderösterreichischen Freiburg hatte die katholische Religionspolitik der Habsburger in der innerösterreichischen Steiermark mit erheblichen Widerständen der protestantischen Landstände zu kämpfen. Unter Erzherzog Karl II. kamen konkretere Bestrebungen in Gang, den Katholizismus gegenüber den steirischen Landständen zu stärken. Die Gründung eines Jesuiten-Collegiums von 1573 an forcierte dieses Vorhaben – die Gründung einer eigenen Universität war nicht nur ein Prestigeobjekt wie von so vielen Landesfürsten, sondern stellte eine konsequente Weiterentwicklung der gegenreformatorischen

Bestrebungen dar, wofür einzutreten die Gesellschaft Jesu sehr willkommen war.

Karl plante nach mittelalterlichem Vorbild ein *studium generale* mit vier Fakultäten unter dem permanenten Rektorat der Jesuiten (vgl. Höflechner 2009: 3). Am 20. Dezember 1584 richtete er ein diesbezügliches Schreiben an Papst Gregor XIII., der seinerseits während seiner Amtszeit durch großzügige Zugeständnisse seine Gönnerschaft für den noch jungen Orden bezeugte (vgl. Krones 1886: 236). Wenngleich viele Umstände gegen die Gründung sprachen – das durch den Papst auch in der Steiermark verursachte Wirrwarr der Kalenderumstellung, die Auseinandersetzung mit den Türken, das erneute Auftreten der Pest sowie die Konkurrenz zur Wiener Universität –, wurde infolge der Bestrebungen des Jesuitenordens dem Wunsch des Landesfürsten entsprochen und durch die Zusprache des Papstes die Gründungsurkunde offiziell am 1. Jänner 1585 ausgestellt. Graz wurde somit nach Olmütz (1573) zur zweiten Jesuitenuniversität des Habsburgerreiches (Berger 2001: 9). Während der Erzherzog für die gesicherte Dotierung sorgte, bedeutete die Errichtung einer Grazer Hochschule für seinen Neffen, Kaiser Rudolf II., eine unwillkommene Konkurrenz zur Universität in Wien. Dahingehend lässt sich der kaiserliche Einfluss begründen, als die Universität erst spät eine Bestätigung durch ihn erfuhr und im Lehrbetrieb auf die juristische Fakultät verzichten musste.

Die strikte Bildungspolitik der Societas Jesu übernahm im Sinne der seit 1599 geltenden, dogmatischen *ratio studiorum* die Gestaltung des Lehrbetriebs mit den aus dem Spätmittelalter übernommenen Unterrichtsmethoden für die kommenden zwei Jahrhunderte. So überrascht es wenig, dass Johannes Kepler, der 1616 in Linz seine Arbeit *Nova Stereometria doliurum* ins Deutsche übertrug, um mit *Außzug auß der Vralten Messe Kunst Archimedis* den Rauminhalt von Fässern zu bestimmen, in den 1590er-Jahren als Mathematiker nicht an der Universität, sondern an der protestantischen Stiftsschule in Graz unterrichtete (vgl. Rossi 1997: 108). Die für jegliches Studium erforderliche Beherrschung des Lateinischen wurde sowohl als Lehr- als auch als Umgangssprache an der Universität benutzt. Griechisch und Hebräisch wurden ebenfalls unterrichtet, wenngleich nur an der theologischen Fakultät stärker forciert. Das bis Anfang des 18. Jahrhunderts gedruckte wissenschaftliche Schrifttum bezog sich neben den apologetischen Schriften aus der Theologie vorwiegend auf Übersetzungen und Neuausgaben (vgl. Höflechner 2009: 16).

Den größten Wirkungsbereich erfuhr die deutsche Sprache bei Theateraufführungen, die entlang der Festzeiten des Kirchenjahres in Form von Passions-, Weihnachts-, Sakrament- und weiteren Spielen seit der Gründungszeit der Universität eine ansteigende Anziehungskraft auf die oftmals vorwiegend protestantische Zuschauermenge ausübte (vgl. Höflechner 2009: 20). Die Jesui-

ten benutzten das Theater, um ihre Prinzipien der Erziehung und Bildung auf der Bühne in Szene zu setzen. So konnten etwa Lebensläufe berühmter Heiliger exemplarisch nacherzählt werden, während zugleich Appelle, das Studium ernst zu nehmen und mit Eifer zu betreiben, sowie Bildungsinhalte im Verhältnis zur Religion einen antiken Anklang erkennen ließen: dass nur der geistig gebildete Mensch im katholischen Sinn moralisch gut sei (vgl. Rädle 2000: 131–138). Neben der Erlernung lateinischer Texte, die als Weiterführung der humanistischen Sprach- und Literaturideologie mit Vehemenz in die Studienordnung übernommen wurde, musste das Jesuitentheater mit der Ausweitung des Zuschauerkreises auf Mitglieder des Hofes wie des Adels die deutsche Sprache zur besseren Verständlichkeit miteinbeziehen – zunächst bei Fastnachtskomödien, später in Form von zweisprachig verwendeten Inhaltsangaben sowie Rollen- und Personenverzeichnissen (vgl. Krones 1886: 343).

Ab der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts erfolgte mit dem Ansteigen der Kritik am Lehrbetrieb der Jesuiten, die sich den naturwissenschaftlichen Neuerungen mit großteils zunehmend ablehnender Haltung näherten, der Übergang in die Einflussosphäre des Staates. Mit der Aufhebung des Ordens durch Papst Clemens XIV. sowie mit der Begründung der allgemeinen Schulordnung durch Maria Theresia erfolgte eine bildungspolitische Neuausrichtung. Es fällt in diese Zeit, dass Lehrpersonen wie Karl Scherffer oder Franz Xaver Gmeiner begannen, moderne naturwissenschaftliche Erkenntnisse zu vermitteln und diese zudem in der deutschen Sprache zu publizieren. Scherffer war selbst Jesuitenzögling gewesen und hatte unter anderem in Graz Philosophie studiert. Ende der 1740er Jahre, als er an der Universität bereits Mathematik und Physik lehrte, wurde er zusätzlich Leiter der Sternwarte und beschäftigte sich als einer der ersten Gelehrten im Habsburgerreich mit den Werken Isaac Newtons (vgl. Acham 2007: 97). Vermutlich aufgrund von finanziellen Engpässen für die Sternwarte wechselte Scherffer 1750 an die Universität nach Wien, wo er seine Newton-Studien fortführte und Lehrbücher in deutscher Sprache publizierte – unter anderem: *Abhandlung von den zufälligen Farben* (1765) oder die Übersetzung der *Abhandlung von den verbesserten Dioptrischen Fernröhren* (1765) des bedeutenden kroatischen Jesuiten, Physikers und Mathematikers Rugjer Josip Bošković (vgl. Ullmaier 2005: 179). Gmeiner hatte in Graz Theologie studiert und war 1783 zum Professor für Kirchengeschichte ernannt worden, ehe er 1788/89 die für Österreich erste Philosophiegeschichte in deutscher Sprache verfasste: *Litterargeschichte des Ursprungs und Fortganges der Philosophie* (vgl. Wimmer 1992: 116–119). Im zweiten Band kam Gmeiner auf den Studienplan zu sprechen und vermerkte bezüglich der Vor- und Nachteile der Verwendung der Volkssprache in den Wissenschaften:

Was aber die österreichische Philosophie der Epoche machenden Regierung Josephs vorzüglich zu danken hat, ist dieses: daß sie [...] aus der Sphäre der Katheder in die Sphäre

des Lebens versetzt wurde; eine Verfügung, die wir [...] dem alles umfassenden Geiste des Freiherrn Van Swieten zu verdanken haben. Dieser würdige Präsident der wienerischen Hofstudienkommission, überzeugt von dem wohlthätigen Einflusse der Philosophie, [...] bewirkte, daß sie nicht mehr in das Kleid Laziens eingehüllet, sondern in deutscher Tracht erscheinen solle; indem schon seit drei Jahren in den Erbstaaten die philosophischen Vorlesungen in der Muttersprache abgehalten werden, welches zu gleicher Zeit auch in Betreff der juridischen als medizinischen Kollegien verordnet wurde (Gmeiner 1789: 96 f.).

Gmeiner sprach an dieser Stelle das Hofdekret Kaiser Josephs II. von 1784 an, das – unter anderem – den Wechsel der Unterrichtssprache von Latein zu Deutsch an den Universitäten des Habsburgerreiches angeordnet hatte. Während in umfassenden Krisen- und Umbruchszeiten infolge des Auftretens einer Seuche oder aufgrund von konfessionsbedingten Spannungen sprachliche Wissenschafts- und Gelehrtenstrukturen auf die Probe gestellt wurden, um die Gesundheit zu schützen oder die jeweilige Religiosität zu sichern und neu zu definieren, hatte das pragmatische Sprachedikt für Graz ebenso wie für Wien und Freiburg Gültigkeit. Es entsprach im deutschen Sprachgebiet dem Charakter des ausgehenden 18. Jahrhunderts: Latein begann, als *lingua franca* europäischer Wissenschaft den Rückzug zugunsten der deutschen Sprache anzutreten. Lohnenswert wäre diesbezüglich ein ergänzender Beitrag zu den habsburgischen Universitäten in Olmütz (1573), Innsbruck (1689) oder auch Salzburg (1622), das zwar erst nach dem Auftreten Napoleons in das Kaisertum Österreich eingegliedert wurde, doch seit der Gründerzeit gewissermaßen zum Einzugsgebiet des Habsburgerreiches gehört hatte.

Literatur

- Acham, Karl (Hrsg.) (2007): *Naturwissenschaft, Medizin und Technik aus Graz. Entdeckungen und Erfindungen aus fünf Jahrhunderten: vom „Mysterium cosmographicum“ bis zur direkten Hirn-Computer-Kommunikation*. Wien u. a.: Böhlau.
- Berger, Harald (2001): Zur frühen Philosophielehre an der Grazer Jesuitenuniversität. Mit einem Anhang zum Inhalt eines Grazer Philosophiekurses von 1603–1605. In: Thomas Binder u. a. (Hrsg.), *Bausteine zu einer Geschichte der Philosophie an der Universität Graz* (= Studien zur österreichischen Philosophie, Bd. 33). Amsterdam/ New York: Editions Rodopi B. V., 7–74.
- Bezold, Friedrich von (1883/1959): *Konrad Celtis. Der deutsche Erzhumanist*. NachDr. der Ausg. München 1883. Darmstadt: WBG.
- Braun, Karl-Heinz (2004): Der Freiburger Theologieprofessor Jodocus Lorichius (1540–1612) – Spuren des Humanismus bei einem konfessionellen Theologen. In: *Freiburger Diözesan-Archiv* 124 (3), Bd. 56, 41–60.
- Bursian, Conrad (1883): *Geschichte der classischen Philologie in Deutschland von den Anfängen bis zur Gegenwart*. Erste Hälfte. München/Leipzig: Oldenbourg.

- Celtis, Konrad (1881): *Fünf Bücher Epigramme*. Herausgegeben von Karl Hartfelder. Berlin.
- Erasmus von Rotterdam (1956): *Briefe*. Verdeutscht und herausgegeben von Walther Köhler. Erweiterte Neuausgabe von Andreas Flitner. 3. Auflage. Bremen: Carl Schünemann.
- Fritzsche, Otto Fridolin (1890): *Glarean. Sein Leben und seine Schriften*. Frauenfeld: Huber.
- Gerber, Hans (1957): *Der Wandel der Rechtsgestalt der Albert-Ludwigs-Universität zu Freiburg im Breisgau seit dem Ende der vorderösterreichischen Zeit. Ein entwicklungs-geschichtlicher Abriß*. Bd. 2: *Urkunden-Anhang*. Freiburg im Breisgau: Albert.
- Gierl, Martin (2012): Wissenschaftssprache. In: Friedrich Jaeger (Hrsg.), *Enzyklopädie der Neuzeit*. Bd. 15. Im Auftrag des kulturwissenschaftlichen Instituts (Essen) und in Verbindung mit den Fachwissenschaften herausgegeben. Stuttgart/Weimar: Metzler, Sp. 85–93.
- Glarean, Henricus Loriti (1557): *Vß Glareani Musick ein vßzug / mit verwilligung vn hilff Glareani / allen Christenlichen kilchen vn Göttlich gsang ze lernen / ouch zu verstan gantz nutzlich vn denen zu hilff / so der Mathematick vn villicht der Latinschen sprach nitt gantz vnderricht*. Basel.
- Gmeiner, Franz Xaver (1789): *Litterargeschichte des Ursprungs und Fortganges der Philosophie, wie auch aller philosophischen Sekten und Systemen*. Bd. 2: Von den Schicksalen der Philosophie nach Christi Geburt. Graz.
- Grössing, Helmuth (1985): Die Wiener Universität im Zeitalter des Humanismus von der Mitte des 15. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts. In: Günther Hamann, Kurt Mühlberger & Franz Skacel (Hrsg.), *Das alte Universitätsviertel in Wien, 1385–1985* (= Schriftenreihe des Universitätsarchivs, 2. Band). Wien: Universitätsverlag für Wissenschaft und Forschung, 37–46.
- Grössing, Helmuth (2010): Die Lehrtätigkeit des Konrad Celtis in Wien. Ein Rekonstruktionsversuch. In: Kurt Mühlberger & Meta Niederkorn-Bruck (Hrsg.), *Die Universität Wien im Konzert europäischer Bildungszentren. 14.–16. Jahrhundert* (= Veröffentlichungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung, Bd. 56). Wien: Böhlau, 223–234.
- Hodermann, Richard (1891): *Universitätsvorlesungen in deutscher Sprache um die Wende des 17. Jahrhunderts*. Friedrichroda.
- Höflechner, Walter (2009): *Geschichte der Karl-Franzens-Universität Graz. Von den Anfängen bis in das Jahr 2008* (= Universität Graz: Allgemeine wissenschaftliche Reihe, Bd. 1). Unter Mitarbeit von Ingrid Maria Wagner und Alexandra Wagner. 2., verb. u. erw. Aufl. Graz: Leykam.
- Huber-Rebenich, Gerlinde (2006): Neue Funktionen der Dichtung im Humanismus? In: Thomas Maissen & Gerrit Walther (Hrsg.), *Funktionen des Humanismus. Studien zum Nutzen des Neuen in der humanistischen Kultur*. Göttingen: Wallstein, 49–75.
- Katschnig, Gerhard (2016): Geschichte der Kulturwissenschaft III: Zwischen Humanismus und Renaissance. In: *Kultursoziologie* 25 (1), 55–67.
- Klein, Wolf P. (2011): Deutsch statt Latein! Zur Entwicklung der Wissenschaftssprachen in der frühen Neuzeit. In: Wieland Eins, Helmut Glück & Sabine Pretscher (Hrsg.), *Wissen schaffen – Wissen kommunizieren. Wissenschaftssprache in Geschichte und Gegenwart* (= Fremdsprachen in Geschichte und Gegenwart, Bd. 8). Wiesbaden: Harrassowitz, 35–48.
- Krones, Franz (1886): *Geschichte der Karl Franzens-Universität in Graz*. Graz: Verl. der Karl Franzens-Univ.
- Lorichius, Jodocus (1579): *Kurtzer begriff Dern rechten / Einigen / vnfüßbaren eigenschafften vndd warzeichen / der Kirchen Gottes: Mit gegen verzeichnuß des erschrocklichen abfals*

- von der selbigen / aller jetz schwebenden Secten / fast nutzlich und lustig zulesen. Freyburg.
- Mack, Hans-Hubertus (1992): *Humanistische Geisteshaltung und Bildungsbemühungen. Am Beispiel von Heinrich Loriti Glarean (1488–1563)* (= Zugl.: Augsburg, Univ., Diss., 1991). Bad Heilbrunn: Klinkhardt.
- Mayer, Hermann (1926): *Die alten Freiburger Studentenbursen* (= Beiheft zur Zeitschrift der Gesellschaft zur Beförderung der Geschichts-, Altertums- u. Volkskunde von Freiburg, dem Breisgau und den angrenzenden Landschaften, 3). Freiburg im Breisgau: Bielefeld.
- Mertens, Dieter (2007): Von der Supplik zur Eröffnungsfeier. Das Gründungsjahrfünft der Universität Freiburg. In: Dieter Mertens & Heribert Smolinsky (Hrsg.), *550 Jahre Albert-Ludwigs-Universität Freiburg*. Bd. 2: *Von der hohen Schule zur Universität der Neuzeit*. Freiburg/München: Karl Alber, 11–45.
- Müller, Gernot Michael (2001): *Die ‚Germania generalis‘ des Conrad Celtis*. Studien mit Edition, Übersetzung und Kommentar (= Frühe Neuzeit, Bd. 67). Tübingen: Niemeyer.
- Nardi, Paolo (1993): Die Hochschulträger. In: Walter Rüegg (Hrsg.), *Geschichte der Universität in Europa*. Bd. 1: *Mittelalter*. München: C. H. Beck, 83–108.
- Niederstätter, Alois (2004): *Das Jahrhundert der Mitte. An der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit* (= Österreichische Geschichte, 1400–1522, herausgegeben von Wolfram Herwig). Wien: Ueberreuter.
- Paulsen, Friedrich (1919): *Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart*. Mit besonderer Rücksicht auf den klassischen Unterricht. 3., erw. Aufl. Bd. 1. Leipzig: Veit & Comp.
- Plieger, Cornelia (2012): Repräsentation und Memoria – Conrad Celtis und sein Epitaph im Wiener Stephansdom. In: Helmut Grössing (Hrsg.), *Renaissance-Humanismus, Naturwissenschaften und universitärer Alltag im 15. und 16. Jahrhundert* (= Schriften des Archivs der Universität Wien, 15). Göttingen: V&R unipress, 183–206.
- Pörksen, Uwe (1986): *Deutsche Naturwissenschaftssprachen. Historische und kritische Studien* (= Forum für Fachsprachen-Forschung, Bd. 2). Tübingen: Narr Verlag, 42–71.
- Rädle, Fidel (2000): Gegenreformatorischer Humanismus: Die Schul- und Theaterkultur der Jesuiten. In: Notker Hammerstein & Gerrit Walther (Hrsg.), *Späthumanismus. Studien über das Ende einer kulturhistorischen Epoche*. Göttingen: Wallstein Verlag, 128–147.
- Rexroth, Frank (1992): *Deutsche Universitätsstiftungen von Prag bis Köln. Die Intentionen des Stifters und die Wege und Chancen ihrer Verwirklichung im spätmittelalterlichen deutschen Territorialstaat* (= Beihefte zum Archiv für Kulturgeschichte, Heft 34). Köln u. a.: Böhlau.
- Rossi, Paolo (1997): *Die Geburt der modernen Wissenschaft in Europa*. Deutsch von Marion Sattler Charnitzky und Christiane Büchel. München: C. H. Beck.
- Schiewe, Jürgen (1996): *Sprachenwechsel – Funktionswechsel – Austausch der Denkstile. Die Universität Freiburg zwischen Latein und Deutsch* (= Reihe Germanistische Linguistik, Bd. 167). Tübingen: Niemeyer.
- Schreiber, Heinrich (1859): *Geschichte der Albert-Ludwigs-Universität zu Freiburg im Breisgau*. II. Teil: Von der Kirchenreformation bis zur Aufhebung der Jesuiten. Freiburg: Franz Xaver Wangler.
- Slattery, Sarah (2005): Astrologie, Wunderzeichen und Propaganda. Die Flugschriften des Humanisten Joseph Grünpeck. In: Klaus Bergdolt (Hrsg.), *Zukunftsvoraussagen*

- in der Renaissance* (= Wolfenbütteler Abhandlungen zur Renaissanceforschung, 23). Wiesbaden: Harrassowitz, 329–348.
- Uiblein, Paul (1999): *Die Universität Wien im Mittelalter. Beiträge und Forschungen* (= Schriftenreihe des Universitätsarchivs, Universität Wien, 11. Band). Wien: WUV.
- Ullmaier, Hans (2005): *Puncta, particulae et phaenomena. Roger Joseph Boscovich und seine Naturphilosophie*. Laatzten: Wehrhahn.
- Walter, Tilmann (2003): Die Syphilis als astrologische Katastrophe. Frühe medizinische Fachtexte zur »Franzosenkrankheit«. In: Dieter Groh (Hrsg.), *Naturkatastrophen. Beiträge zu ihrer Deutung, Wahrnehmung und Darstellung in Text und Bild von der Antike bis ins 20. Jahrhundert* (= Literatur und Anthropologie, 13). Tübingen: Narr Verlag, 165–186.
- Weimar, Klaus (1989): *Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft bis zum Ende des 19. Jahrhunderts*. München: Fink.
- Wimmer, Franz M. (1992): Philosophiegeschichte in Österreich nach 1750. In: Michael Benedikt (Hrsg.), *Verdrängter Humanismus – verzögerte Aufklärung. Österreichische Philosophie zur Zeit der Revolution und Restauration (1750–1820)*. Wien: Turia & Kant, 92–161.
- Wolf, Jürgen (2008): *Buch und Text. Literatur- und kulturhistorische Untersuchungen zur volkssprachigen Schriftlichkeit im 12. und 13. Jahrhundert* (= Hermaea. Germanistische Forschungen. Neue Folge, Bd. 115). Tübingen: Niemeyer.
- Wolf, Klaus (2006): *Hof – Universität – Laien. Literatur- und sprachgeschichtliche Untersuchungen zum deutschen Schrifttum der Wiener Schule des Spätmittelalters* (= Wissensliteratur im Mittelalter, Bd. 45). Wiesbaden: Reichert.
- Wolf, Klaus (2015): „Durch den nutz willen seines volkes“. Die Anfänge einer deutschen Wissenschaftssprache im Spätmittelalter. In: Michael Szurawitzki u. a. (Hrsg.), *Wissenschaftssprache Deutsch – international, interdisziplinär, interkulturell*. Tübingen: Narr Verlag, 113–122.

Wolf Peter Klein

Die *Lexica facultatum et artium* von J. H. Alsted



Versuch einer Explikation des Sprachfundaments
vormoderner Wissenschaft

Einführendes

Was wissen wir über die frühe Geschichte der Wissenschaftssprache? Zu dieser Frage sind einige grundsätzliche Befunde schnell aufgezählt. Orientiert man sich an der traditionellen Institution der Wissenschaft, also der Universität, so kommt zunächst die lateinische Sprache in den Blick. In den gelehrten Welten des Mittelalters und der frühen Neuzeit sprach man Latein, wo auch immer man sich in Europa gerade befand. Ohne diese Sprache konnte man sich im Kern der Wissenschaften nicht orientieren, von einer aktiven Mitarbeit ganz zu schweigen. Sprachsystematisch gesehen basierte die frühe Wissenschaftssprache auf speziellen Wortschätzen. Gewisse textliche, syntaktische und morphologische Spezifika gab es zwar auch, ihr besonderes Profil gewann die alte Wissenschaftssprache aber in der Lexik. Jede Disziplin, die an der alten Universität gelehrt wurde, besaß spezielle Termini. Diese Fachwortschätze waren je nach Disziplin mehr oder weniger umfangreich, mehr oder weniger differenziert, mehr oder weniger morphologisch komplex. In den zahlreichen Fachwörtern verkörpert sich die wechselvolle Geschichte der Wissenschaften. Sie reicht bekanntlich in vielen Fällen bis in die Antike zurück. Neben den nativen lateinischen Termini finden sich schon von alters her und in unterschiedlichem Ausmaß griechische Wörter, später kamen einige arabische hinzu.

Mit dem Aufstieg der modernen Wissenschaften seit dem 18. Jahrhundert änderte sich die Lage insofern, als dass Latein durch die verschiedenen Volkssprachen, also etwa Französisch, Englisch, Deutsch, ersetzt wurde. Der lexikalische Kern blieb dagegen in bestimmter Hinsicht relativ konstant, auch wenn natürlich im Laufe der Zeit viele Termini ungebräuchlich wurden und immer wieder neue dazukamen. In der französischen, englischen oder deutschen Wissenschaftssprache gibt es jedenfalls weiterhin viele lateinische, griechische

Wolf Peter Klein, Institut für deutsche Philologie, Julius-Maximilians-Universität Würzburg, 97074 Würzburg, E-Mail: wolfpeter.klein@uni-wuerzburg.de

 Open Access. © 2018 Wolf Peter Klein, publiziert von De Gruyter.  Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivatives 4.0 Lizenz. <https://doi.org/10.1515/9783110476958-009>

und arabische Wörter. Sie haben sich freilich ihren verschiedenen sprachlichen Umgebungen angepasst, wurden zu Europäismen und strahlten auch auf die standardsprachlichen Wortschätze der jeweiligen Sprachgemeinschaften aus. In den diversen Latinismen, Graezismen und Arabismen der französischen, englischen und deutschen Wissenschaftssprache kann man noch gut ihren gemeinsamen europäischen Ursprung erkennen.

Demnach erscheint die Geschichte der Wissenschaftssprache als eine simple Fortsetzungsgeschichte: Latein steht am Anfang und wird später durch die Volkssprachen ersetzt. Die alte Wissenschaftssprache überdauert in der Folge in den nicht-nativen Beständen der europäischen Sprachen. Diese Befunde treffen sicherlich einen wesentlichen Aspekt der Sprachgeschichte und sind in ihrer Allgemeinheit zweifellos unstrittig. Sie verwischen freilich auch einen Entwicklungszug, auf den ich in diesem Aufsatz den Finger legen möchte. Denn in der skizzierten Sicht tritt etwas in den Hintergrund, was die grundsätzliche Rolle der Sprache in den Wissenschaften betrifft. Ihr Status war historisch nicht stabil. In der vormodernen Wissenschaft kam der Sprache eine andere Bedeutung zu als in der modernen Wissenschaft. Das klingt womöglich etwas zu überspitzt, denn natürlich ist Sprache auch in der gegenwärtigen Wissenschaft noch von großer Bedeutung. Genauer lässt sich die Stoßrichtung des Aufsatzes deshalb formulieren, wenn man annimmt, dass Wörter in der Wissenschaft früher mit anderen Erwartungen geprägt und genutzt wurden als in der modernen Wissenschaft. Es ließe sich auch davon sprechen, dass die sprachliche Verfassung jeder Wissenschaft früher anders reflektiert wurde als heutzutage, zumindest wenn man sich an gewissen idealtypischen Vorstellungen orientiert.

Vor diesem Hintergrund soll im Folgenden die These expliziert werden, dass die Sprache für die vormoderne Wissenschaft einen funktionalen Horizont besaß, den sie in der modernen Wissenschaft weitgehend verlieren sollte (Kap. 1). Probeweise möchte ich von dem Sprachfundament vormoderner Wissenschaft sprechen. In der modernen Wissenschaft ist dieses Fundament nicht in derselben Art und Weise vorhanden wie früher. Im Detail soll das Ganze am Werk eines Autors exemplifiziert werden, der an der Schwelle zwischen vormoderner und moderner Wissenschaft zu verorten ist: Johann Heinrich Alsted (1588–1638). Er verfasste umfangreiche enzyklopädische Bücher, in denen die vormoderne Wissenschaft noch einmal in prägnanter Form zu sich selber kam, bevor sie in der Folge von der modernen (Natur-)Wissenschaft abgelöst werden sollte. In vielen Hinsichten standen seine Publikationen für zentrale Bewegungen und Überzeugungen seiner Zeit (Hotson 2000). Das legt es nahe, dass am Beispiel Alsteds das Sprachfundament der vormodernen Wissenschaft besonders zugespitzt und plakativ, aber trotzdem detailreich und nur mäßig

spekulativ erörtert werden kann (Kap. 2). Ausgehend von diesen Überlegungen und Befunden lässt sich dann ein womöglich leicht überspitztes Fazit ziehen, um die Intention dieses Aufsatzes – sozusagen mit quasi-polemischer Absicht – zusammenzufassen.

1 Das Sprachfundament vormoderner Wissenschaft

In der Rede vom Sprachfundament der vormodernen Wissenschaft steckt eine sehr große Vergrößerung. Sie baut auf der Unterstellung auf, dass bis zum 17. Jahrhundert der wissenschaftliche Zugriff auf die Welt an wesentlichen Punkten mit Sprachkenntnis in eins zu setzen ist: Wörter, Sätze und Texte waren die Leitmedien vormoderner Wissenschaft; dahinter standen zudem andere Grundüberzeugungen zu den Zielen und Methoden der wissenschaftlichen Arbeit als in der modernen Wissenschaft. Diese These lässt sich fürs erste in verschiedenen Hinsichten näher in den Blick nehmen: wissenschaftsmetaphysisch (a), wissenschaftsmethodologisch (b), wissenschaftsdidaktisch (c).

(a) Wissenschaftsmetaphysisch: Dass die Schöpfung durch einen Sprachproduktionsprozess auf den Weg gebracht wurde, ist eine zentrale christliche Überzeugung. Sie hatte mittelbar auch Auswirkungen auf das frühneuzeitliche Verständnis von Wissenschaft und Sprachlichkeit (Klein 1992: bes. Kap. I. b.). Einschlägig ist hier das Spannungsfeld von Altem Testament und Neuem Testament. In der deutschen Sprache der Zürcher Bibel: *Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Und die Erde war wüst und öde, und Finsternis lag auf der Urflut, und der Geist Gottes bewegte sich über dem Wasser. Da sprach Gott: Es werde Licht! Und es wurde Licht* (Genesis 1, 1–3). *Im Anfang war das Wort, der Logos, und der Logos war bei Gott, und von Gottes Wesen war der Logos. Dieser war im Anfang bei Gott. Alles ist durch ihn geworden, und ohne ihn ist auch nicht eines geworden, das geworden ist* (Johannes 1, 1–3). Um sich die Brisanz dieses Befunds vor Augen zu führen, muss man sich klarmachen, was durch diese sprachorientierte Schöpfungskonzeption ausgeschlossen wird. Gott hat zu Beginn nicht mit irgendwelchen Urmaterien hantiert. Die Schöpfung ist nicht aus einem wie auch immer gearteten Handwerksprozess hervorgegangen. Gottes Schöpfungstätigkeit ist auch nicht mit Spiel-, Traum-, Denk-, Rechen- oder anderen mythologisch interpretierten Primärerfahrungen vergleichbar. Es war vielmehr ein Sprechen, also die Hervorbringung von Worten.

Damit wird für jeden vormodernen Gelehrten ein Weltverhältnis etabliert, das der Sprache vorab eine tragende Rolle für Erkenntnisprozesse zuweist. Die

Welt besitzt demnach eine sprachförmige Erfassung, die vom Gelehrten in einem Prozess des Sprachverstehens erfasst und in menschliche Worte gefasst werden muss. Die Folgen dieser Auffassung sind vielfältig. So kann die Welt etwa zu einem Buch werden, in dem man lesen, also geschriebene Sprache entziffern, muss, wenn man sie verstehen möchte. Unterschiede, auch Nuancen beim Gebrauch dieser Metapher enthüllen dann Wandlungen im Welt- und Wissenschaftsverständnis (Blumenberg 1981). Von moderner Sprachskepsis sind diese Auffassungen jedenfalls meilenweit entfernt.

(b) Wissenschaftsmethodologisch: Vormoderne Wissenschaftsarbeit war sprachliche Textarbeit, und zwar in einem grundlegenden Sinn. Wer wissenschaftlich tätig sein wollte, musste zuallererst Texte lesen. Dabei standen in der Regel antike, also griechische und lateinische, Texte im Vordergrund. Schließlich ruhten die Anfänge der Wissenschaft in diesen Texten. Daher war man verpflichtet, sie zu kennen, wenn man auf diesem Feld tätig sein wollte. Dazu kamen vorübergehend arabische, in einzelnen Fällen auch anderssprachige Texte. Nicht nur die Erkenntnisrezeption, sondern auch die Erkenntnisproduktion war durch Sprache geprägt. Wissenschaftlich tätig sein, lief also immer darauf hinaus, die Texte anderer, anerkannter Gelehrter zu lesen und dann womöglich eigene Kenntnisse angemessen in Worte zu fassen. Das besaß auch Konsequenzen für den wissenschaftlichen Fortschritt: Wer mehr wissen wollte, musste erst einmal mehr Bücher lesen. In jedem Fall kam es darauf an, Worte gut zu verstehen und eigene Sätze zielführend zu formulieren, um Wissenschaft zu treiben.

(c) Wissenschaftsdidaktisch: Der wissenschaftsmethodologische Vorrang der Spracharbeit manifestiert sich in sehr stabilen Institutionen, die das didaktische Zentrum der vormodernen Universität ausmachten. An erster Stelle ist hier an die sprachbezogenen Künste der *artes liberales* zu denken, also an das Trivium mit Grammatik, Dialektik (d. h. Logik) und Rhetorik, den sog. Wortwissenschaften. Jeder angehende Wissenschaftler musste in diesem Ausbildungsabschnitt grundlegende Fähigkeiten lernen, um am wissenschaftlichen Diskurs teilnehmen zu können. Im Kern handelte es sich dabei um sprachliche Darstellungs- und Analysetätigkeiten. Auch im Zuge der universitären Graduierung besaßen Sprachkompetenzen eine große Bedeutung, vor allem im Zusammenhang mit den sog. Disputationen, um die sich das avancierte Gelehrtenleben wesentlich drehte (Gindhart & Kundert 2010; Gindhart, Marti & Seidel 2016; Sdzuj 2012). Mit anderer Akzentuierung zeigt sich der enge – man ist geneigt zu sagen: ideologische – Zusammenhang zwischen Sprachwissen und Wissenschaft, wenn man den frühneuzeitlichen Humanismus und seine text- und sprachorientierten Grundüberzeugungen in den Blick nimmt (z. B. Grafton 1994; Grafton 2009).

Ab dem 17. Jahrhundert wird dieses Sprachfundament der vormodernen Universität durch grundlegend neue Vergewisserungs- und Arbeitsformen der Wissenschaft zunehmend ausgehöhlt. Dabei nimmt die Bedeutung von Sprache und Sprachlichkeit ab. In dem allmählichen Wandel sind viele Dinge relevant. Ich möchte mich hier jedoch nur darauf konzentrieren, gegenüber dem alten Sprachfundament die neue Position der Mathematik und der Zahlen hervorzuheben. In diesem Zusammenhang ist zunächst darauf hinzuweisen, dass mit der Erfindung von Mess- und Beobachtungsinstrumenten (z. B. Thermometer, Barometer, Rechenstäbe, Feldmessgeräte, Uhren) die empirische Naturbeobachtung einen erheblichen Entwicklungsschub bekam (Weigl 1990). Das gilt auch dann, wenn die Instrumente nicht unmittelbar mit Messtätigkeiten verbunden waren (z. B. Fernrohr, Mikroskop). Statt Worte und Texte werden gemessene bzw. kalkulierte Zahlenwerte zu zentralen Instanzen der wissenschaftlichen Erkenntnis (z. B. Boas Hall 1988: Kap. VII). Zugespitzt gesagt geht nun vor allem dasjenige nachdrücklich in die Wissenschaft ein, was empirisch beobachtet, ggf. experimentell überprüft und insofern gezählt, gemessen oder ausgerechnet werden kann (Crombie 1977: bes. Kap. 2). Auch der Wandel von der „geschlossenen Welt“ zum „unendlichen Universum“ und die Beschränkung auf wertfreie, emotionslose Registrierung der Naturphänomene ist ein Faktor in dieser Bewegung (Koyré 1980). Und erkenntnistheoretisch kann hier die These angeführt werden, dass die moderne (Natur-)Wissenschaft vom Denken in (relationalen) Funktionsbegriffen geprägt ist, während die vormoderne Wissenschaft – sehr verkürzt gesagt – vor allem mit (dinglichen) Substanzbegriffen arbeitet (Cassirer 1910/1994).

Um Missverständnisse zu vermeiden: Natürlich spielte die Mathematik bereits in der vormodernen Wissenschaft eine Rolle, hauptsächlich im Quadrivium der *artes liberales* (Arithmetik, Geometrie, Musik, Astronomie). Der Unterschied zwischen der vormodernen, oft aristotelisch fundierten Sicht und der modernen Auffassung liegt freilich darin, dass es die Mathematik in der vormodernen Wissenschaft nur mit idealisierten, sozusagen überirdischen Gegebenheiten zu tun hatte (zur Spannweite der Texte Folkerts, Knobloch & Reich 1989; Taegert, Folkerts & Raab 2008). Das beste Beispiel dafür ist die Astronomie. Dort ging es um die Berechnung der als ewig und vollkommen regelmäßig konzipierten Himmelsbewegungen. Dass die Mathematik im Gegenzug auch für die Erkenntnis der kruden Materialitäten auf der Erde und für die natürlichen Dinge unterhalb des Mondes einen zentralen Beitrag liefern könnte, war in alter Zeit kein Gedanke, der die wissenschaftliche Arbeit angeleitet hätte (Lindberg 1994: Kap. 5/12). Dem Idealisierungspotenzial der vormodernen Mathematik widerspricht auch nicht der Umstand, dass sie in der handwerklich-ökonomischen Praxis der Vormoderne durchaus einen gewissen Platz

besaß, etwa in der Feldmesskunst oder den wirtschaftlichen Rechenbüchern. Dahinter standen jedoch keinerlei Ambitionen, mithilfe mathematischer Mittel der wissenschaftlichen (!) Wahrheit über die Welt näher zu kommen. Auf den genannten Praxisfeldern ging es um Anwendungen der Mathematik, die mit wissenschaftlich legitimer Welterkenntnis im Bewusstsein der Zeit nichts zu tun hatten.

Dafür, dass die Mathematik den wissenschaftlichen Zugang zur Welt mit der Zeit immer mehr dominierte, gibt es zahlreiche Befunde. Sie wurden in den verschiedensten Kontexten gesammelt und interpretiert, so etwa in der Philosophie-, Wissenschafts-, Technik- und natürlich in der Mathematikgeschichte. Zur Illustration seien nur einige symptomatische, schon oft angeführte Fakten genannt (nach Folkerts, Knobloch & Reich 1989: 11 f.): Metaphysisch konnte der Bezug auf die biblische Schöpfungsgeschichte und ihre Sprachfundiertheit durch eine religiöse Referenz mit mathematischem Gehalt abgelöst werden. Galileo und Kepler etwa hatten bei ihren Arbeiten wohl oft das einschlägige Zitat aus dem *Buch der Weisheit* (11,20) im Hinterkopf: *Du [d. i. Gott] aber hast alles nach Maß, Zahl und Gewicht geordnet*. Und Galilei nahm insofern bekanntlich an, dass der Schöpfer das Buch der Natur in der Sprache der Mathematik geschrieben habe. In dieselbe Kerbe schlugen, mit unterschiedlichen Akzenten, zwei andere Heroen moderner Wissenschaft, nämlich René Descartes und Gottfried Wilhelm Leibniz. So konnte es dann auch kommen, dass Christian Wolff in seinem *Mathematischen Lexikon* die Mathematik zu einer Grundlagendisziplin der modernen, aufgeklärten Wissenschaft stilisierte. Das alles geschah vor dem Hintergrund der Tatsache, dass im 17. und 18. Jahrhundert die Anzahl der mathematischen Wissenschaften auf etwa 20 angewachsen war, nachdem im universitären Kanon über lange Zeit lediglich die vier mathematischen Fächer des Quadriviums existiert hatten. Auch der anti-rhetorische Affekt der berühmten Royal Society, der von einem tiefen Misstrauen gegenüber dem (unwissenschaftlichen) Verführungspotenzial von Worten grundiert war, ist hier zu nennen (z. B. Skouen & Stark 2014).

Zugespitzt gesagt änderte sich das Weltverständnis des modernen gegenüber dem des vormodernen Wissenschaftlers insofern wie folgt: Wer mehr über die Welt wissen will, als im gemeinen Alltagswissen verfügbar ist, muss unter den neuen Bedingungen nicht mehr in eine Bibliothek gehen und mehr (alte) Bücher lesen, sondern Natur- und Weltbeobachtung treiben, möglichst mit genauen Messgeräten, empirischen Experimenten und mit Unterstützung der Mathematik. Auf dieser Basis geraten dann Zahlen und Formeln zu den zentralen Medien der Welterkenntnis. Wörter und Texte treten in den Hintergrund.

Eine solche Gegenüberstellung von vormoderner und moderner Wissenschaft ist, wie gesagt, alles andere als unproblematisch. Man könnte sicher

viele Befunde anführen, die gegen eine solche einfache Sicht der Dinge sprechen. In den verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen ist sie zudem von unterschiedlicher Relevanz. Besonders wichtig ist sie zweifellos für Physik und Chemie, in Gestalt der Statistik auch grundlegend für Psychologie und die Sozialwissenschaften, weniger wegweisend dagegen für Biologie und Jurisprudenz, von den Geisteswissenschaften am Ende ganz zu schweigen. Gleichwohl glaube ich, dass sich in der skizzierten Kontrastierung ein Körnchen Wahrheit verbirgt. Zur groben Orientierung möchte ich daher die wesentlichen Unterschiede zwischen alter und neuer Wissenschaft und damit auch das traditionelle Sprachfundament der vormodernen Gelehrsamkeit wie folgt auf den idealtypischen Punkt einer Tabelle bringen:

	Vormoderne Wissenschaft (sprachfundiert)	Moderne Wissenschaft (zahlenbasiert)
Prototypischer Zugriff	qualitativ-sprachlich (Substanzbegriffe)	quantitativ-mathematisch (Funktionsbegriffe)
Basiseinheiten	Wort, Satz, Text	Zahl, Formel, Tabelle
Basisaktivitäten	lesen, schreiben, interpretieren	rechnen, messen, beobachten, experimentieren
Prototypischer Ort	Bibliothek, Lesesaal	Labor, Natur
Referenzwerk	Wörterbuch, Terminologie	Datenblatt, Messprotokoll
Erkenntnisziel	Theorie (+ Praxis)	Praxis (+ Theorie)
Fakultäten/ Leitdisziplinen	Theologie, Medizin, Jura, Philologie	Naturwissenschaft (v. a. Physik, Chemie), Mathematik
Propädeutik	Trivium (+ Quadrivium) (primär: Sprachenlernen)	Quadrivium (+ Trivium) (primär: Rechnenlernen)

2 Sprache und Wissenschaft nach J. H. Alsted

Die konstitutive Sprachfundiertheit der vormodernen Wissenschaft lässt sich gut am Beispiel von Johann Heinrich Alsted veranschaulichen und vertiefen. Seine *Scientiarum omnium Encyclopaedia* erschien zuerst im Jahre 1630. Es handelt sich dabei um den Versuch, das gesamte damalige Wissen über (Gott und) die Welt in einem einzigen Buch systematisch, also nicht bloß alphabetisch und zufällig geordnet, zusammenzufassen. Schon damals reichte freilich für ein solches Unterfangen kein einziges Buch aus. Die Alstedsche Enzyklopä-

die wurde nämlich in sieben Bänden publiziert. 1649 erschien in Lyon eine zweite Auflage in vier dicken Bänden, auf die ich mich im Folgenden beziehen möchte (= SOE).

Dass Alsted mit seinem Werk einen systematischen Zugang zum gesamten Wissen über die Welt bereitstellen wollte, ist wissenschaftsgeschichtlich nichts Besonderes. Bereits im Mittelalter gab es ähnliche Versuche und im 17. Jahrhundert kam es zu einer großen Konjunktur entsprechender Projekte (Schmidt-Biggemann 1983). Diese fehlende Originalität spricht dafür, dass Alsted an diesem Punkt tatsächlich für seine Zeit steht. Sie entbindet uns aber auch nicht davon, den ambitiösen Anspruch seines Projekts deutlich in den Blick zu nehmen. Was machte also seinen Anspruch aus und in welcher Relation steht sein Streben mit dem Sprachfundament der vormodernen Wissenschaft?

Sein Werk beruht auf der Voraussetzung, dass Wissen letztlich begrenzt ist. Von offenen Erkenntnishorizonten der Wissenschaft, hinter denen womöglich nach jeder Lösung wissenschaftlicher Probleme stets neue Fragen auftauchen könnten, ist bei ihm keine Rede. Wie der Kosmos, das irdische Leben und jede Materie letztlich begrenzt sind, so ist auch das Wissen über diese Welt zwar sehr groß, aber eben nicht grenzenlos. Anders gesagt: Letzte, definitive Antworten auf wissenschaftliche Fragen sind möglich. Sie machen geradezu den erstrebten und erreichbaren Endpunkt jeder wissenschaftlichen Anstrengung aus. Nur unter dieser Voraussetzung kann man sich überhaupt ans Werk machen, das gesamte Wissen in einem Buch festzuhalten. Umso drängender stellt sich freilich die Frage, wie ein systematischer, nachvollziehbarer, gesicherter, unverrückbarer Zugang zu diesem Wissen aussehen könnte. Und bei der Beantwortung dieser wesentlichen Frage spielt Sprachlichkeit eine zentrale Rolle.

2.1 Sprache als Wissen: Philologie als Grundlagenwissenschaft

Das Fundament der Alstedschen Universalwissenschaft liegt in der Philologie. In der einschlägigen Baummetaphorik stellt sie den Stamm dar, von dem alle Zweige der Wissenschaft abhängen. Die Systematik der Wissenschaften setzt daher bei Alsted nach einem vorbereitend-didaktischen Teil mit einer Explikation der Philologie ein (SOE I, 126 ff.). Ohne sie würden alle anderen Wissenschaften nicht funktionieren. Konkret geht es um die Aufgabe, die Wörter (*verba*) so zu betrachten und ggf. zu prägen, dass damit die Dinge (*res*) wissenschaftlich verfügbar werden. Im Zentrum steht insofern das Ziel, fundiert zu erkennen, wie Wörter und Sachen miteinander verbunden sind (*modum cogno-*

scendi verba et res (SOE I, 126, auch 6)). Das lässt sich auch durchaus mit einer gewissen normativen, ja fordernden Komponente formulieren: Die richtige Philologie hat dafür zu sorgen, dass in jeder Disziplin sachhaltige Wörter vorhanden sind, damit die Universalwissenschaft planmäßig ihr letztes Ziel erreichen kann. Wer keine vernünftigen Wörter zur Verfügung hat, so die Unterstellung, wird auch nicht in der Lage sein, vernünftige Wissenschaft zu betreiben. Alsted strebt also nach der Einrichtung einer in den Dingen verankerten Fachterminologie, die für jede Wissenschaftsdisziplin separat zu erstellen ist. Genau das ist es, was er in seiner wissenschaftstheoretischen Grundlegung als *lexica disciplinarum* oder *lexica facultatum et artium* bezeichnet (SOE I, 6, 128 f.).

Generell nimmt die Alstedsche Konzeption der Philologie natürlich die Tradition des Triviums auf (vgl. wissensklassifikatorisch SOE I, 6–8). Sie umfasst etwa auch Grammatik, Rhetorik und Poetik (Hintzen 2013). Die hervorragende, wissenschaftsfundierende Stellung der Philologie im Konzert der Wissenschaften ist an allen Ecken und Enden der Universalwissenschaft spürbar. Besonders verkörpert sie sich freilich unter nomenklatorischer Perspektive. Alsted behandelt nämlich bei der systematischen Grundlegung seiner Universalwissenschaft für sämtliche Disziplinen zunächst die jeweiligen Basis-Terminologien. Damit sind vor allem diejenigen Wörter gemeint, mit denen sich der Gegenstandsbereich der einzelnen Wissenschaften umreißen lässt. Sinnvollerweise setzt er nach einigen didaktischen Erwägungen mit derjenigen philologischen Sub-Disziplin ein, die den wortbezogenen Anfangspunkt alles Wissens legt: nämlich der Lexik (*lexica*) (SOE I, 226). Sie entspricht bis zu einem gewissen Punkt der modernen Lexikographie, insofern diese philologische Disziplin dafür da ist, die tragenden Fachwörter aller Disziplinen planmäßig zu sammeln und in entsprechenden Zusammenstellungen, also Fachwörterbüchern, festzuhalten. Wissenschaftliche Fachwörter- und Handbücher sind die wichtigsten Instrumente (*instrumenta*) der Lexik. Vorrang sollen dabei diejenigen Sammlungen haben, in denen die Ordnung der Wörter (*ordo verborum*) der Ordnung der Dinge (*ordo rerum*) unmittelbar folgt: *Inter omnes Lexicographos illi maximam merentur laudem qui ordinem verborum conformant ordini rerum, tanquam norma et mensurae* (SOE I, 128). Es ist wohl nicht völlig abwegig, in solchen Überlegungen den Beginn der modernen Fachsprachenforschung zu sehen (Klein 2004). Die Lexik wird unmittelbar gefolgt von der Grammatik (*grammatica*) (SOE I, 226 f.), also einer weiteren philologischen Basis-Disziplin, die die sprachliche Grundlegung aller Wissenschaften reflektiert und zu sichern hat.

Soweit die Theorie. Nachdem dies geklärt ist, skizziert Alsted für jede der Disziplinen seiner Universalwissenschaft ganz praktisch die jeweiligen lexikalischen Grundinventare. Mit diesen Wortschätzen wird der Aussagenbereich – man könnte auch sagen: der in Wörtern greifbare Wissenshorizont – des jewei-

ligen Sachbereichs zugänglich gemacht (SOE I, 227–258). Dabei greift Alsted auf breiter Front auf die lexikalischen Sammlungen zurück, die zu seiner Zeit bereits für die verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen existierten (SOE I, 128 f.). Konzeptionell lassen sich diese Fachwortschätze in der Regel als Erweiterungen der Wörter begreifen, die in den alltäglichen Sprachen bereits vorliegen. Die Terminologien der verschiedenen Disziplinen verlängern sozusagen die kognitive Spracharbeit, die in den bekannten Wörtern bereits angelegt ist. Fachwissen wurzelt damit in Alltagswissen. Diese nicht-fachlichen Samen der wissenschaftlichen Wörter müssen daher auch in eigenen Abschnitten identifiziert werden. Es spricht freilich für sich, dass Alsted in dieser Hinsicht in erster Linie auf die einschlägigen gelehrten Wortinventare des Hebräischen (+ Syrischen, Aramäischen, Arabischen), Griechischen und Lateinischen eingeht (SOE I, 131–223). Das Fachwortpotenzial der Volkssprachen Französisch, Deutsch, Spanisch und Italienisch wird demgegenüber verständlicherweise nur kurz berührt (SOE I, 224).

Aus den Hunderten, womöglich Tausenden von Fachwörtern, die sich bei Alsted finden, seien zur Illustration seines grundsätzlichen Vorgehens nur einige wenige Komplexe herausgegriffen. In der Physik (SOE I, 237) werden an erster Stelle die Bezeichnungen für die verschiedenen Seinsformen gelistet, etwa *corpus naturale, deus, anima mundi, materia, forma, natura, locus, tempus, coelum, stella, ignis, planta, herba*. Daneben liest man die Wörter, mit denen sich die maßgeblichen Formen physischer Bewegung und Prozessualität ausdrücken lassen, z. B. *generatio, ortus, corruptio, diminutio, alteratio* und *latio* bzw. *motus localis*. In der Astronomie (SOE I, 246) sind außer den Bezeichnungen für die verschiedenen Himmelskörper und die Zeitmaße (z. B. Monatsnamen) Wörter wie *annus, æquinoctium, solstitium, epocha, cyclus, intercalatio* und *kalendarium* einschlägig. In der Geographie (SOE I, 247–251) spielen Eigennamen eine entscheidende Rolle. Hier muss man die Namen der Erdteile, Erdkreise, Klimazonen und Landstriche kennen, außerdem die wichtigsten Fluss-, Insel-, Länder-, Städte- und Gebirgsnamen beherrschen, wenn man wissenschaftlich weiterkommen und mitreden will. In der Architektur (SOE I, 257) zählt Alsted etwa die Bezeichnungen für die Teile eines Gebäudes, für die verschiedenen Gebäudeformen und -typen sowie für die wichtigsten Baumaterialien auf. Weiter spezifizierend werden dann die Wörter gelistet, mit denen die Klassen von Festungsbauwerken bezeichnet werden: z. B. *vallum, murus, propugnaculum, lorica, cataracta*. In der Mythologie (SOE I, 257) bilden wiederum die Eigennamen der (heidnischen) Götter und Musen den wissenschaftlichen Einstieg.

Aus diesen Abschnitten, die in wesentlichen Teilen lediglich lexikalische Listen darstellen, wird natürlich bei genauer Betrachtung kaum wirklich klar,

wie die verschiedenen Begriffsinventare inhaltlich zusammenhängen und im Einzelnen das maßgebliche Wissen über die bezeichneten Dinge vermitteln. Konzeptionell bleibt hier vieles unklar und dunkel, denn die Erklärungsansätze der einzelnen Disziplinen werden ja mit bloßen Aufzählungen zentraler Begriffe noch nicht wirklich expliziert. Allerdings wird mit dieser Strategie ein Grundpfeiler der vormodernen Wissenschaft immer wieder überaus deutlich: Weltwissen wurzelt in Wortwissen, Sprachkenntnis ist Sachkenntnis. Wer die maßgeblichen (Fach-)Wörter kennt, ist zumindest auf gutem Weg, alle Wahrheiten über Gott und die Welt zu erkennen. Die wissenschaftskonstituierende Funktion der Philologie wird damit – sowohl theoretisch als auch praktisch – immer wieder verdeutlicht und gefestigt.

In den eigentlichen Darstellungen der einzelnen Disziplinen rückt der Sprachbezug zwar in den Hintergrund, ist aber implizit weiterhin präsent. Das liegt vor allem an der Art und Weise der Darstellung, die Alsted für seine Ausführungen nutzt. Einfach gesagt geht es weiterhin darum, in den Identifikations- und Erklärungsgehalt von Wörtern (*verba*) einzuführen, um damit Wissen über Gegenstände in der Welt (*res*) zu vermitteln. Das Vorgehen manifestiert sich in erster Linie in einer Vielzahl von Differenzierungen und Klassifizierungen, die mit und durch Sprache vollzogen und noch dazu durch zahlreiche (ramistische) Diagramme (SOE I, 1–26) veranschaulicht werden. Solche Erörterungen führen stets dasjenige vor Augen, was Alsted mit der Gleichrichtung von *verba* und *res* als erstrebenswertes Ziel der Wissenschaft bestimmt hat. Die Ausführungen können ja stets gleichzeitig als eine Sprach- und als eine Sachinformation gelesen werden.

Um dafür nur ein einfaches Beispiel zu nennen: Wer festhält, dass es in der Welt so etwas wie Farbe gibt und dann eine Reihe von Farben aufzählt, z. B. schwarz, rot, blau, grün, gelb und weiß, vermittelt mit Wörtern Sachwissen in der Optik (SOE II, 597 f.). Wenn dann noch die Frage ins Spiel gebracht wird, auf welche Art und Weise wir Farben als solche wahrnehmen und in diesem Zusammenhang externe Wahrnehmungsorgane (*Auge*) von internen (*nervus opticus, spiritus opticus*) unterschieden werden (SOE II, 598), so hat es den Anschein, dass durch fortschreitende Sprachvermittlung auch immer mehr Wissen angehäuft wird. Man erfährt mehr über die Welt, indem man differenzierende und klassifizierende (Fach-)Wörter zur Kenntnis nimmt.

Man ahnt, denke ich, wo die Stärken und Schwächen dieser Art der Wissensvermittlung liegen. Sofern nämlich auf einem Erkenntnisfeld empirisch klar unterscheidbare Entitäten vorliegen, z. B. Planeten, Städte, Götter (sic!), Farben, kann unstrittig sein, dass mit den sprachlichen Kategorisierungen in einem ersten Schritt haltbares Wissen vermittelt wird. In gut aristotelischer Natur schreitet man mit den Wörtern systematisch einen bestimmten Gegen-

standsbereich ab und gewinnt so, oft ausgehend von alltagssprachlichen Begriffen und Konzepten, einen sachhaltigen Überblick zu einem bestimmten Phänomenbereich. Es liegt auf der Hand, dass dieses Ineinander von Sprach- und Sachwissen immer dann besonders gut greifen muss, wenn die taxonomische Erfassung natürlicher Entitäten ansteht. Das können dann beispielsweise in der Optik die Farben sein, in der Astronomie die Himmelskörper, in der Zoologie die Tiergattungen, in der Botanik die Pflanzengattungen, in der Meteorologie die Niederschlagsformen, in der Medizin die Krankheiten, in der Grammatik die Wortarten oder in der Mythologie die einzelnen Götter und Göttergeschlechter. Genau dieses taxonomische Denken bildete im Übrigen den Ansatzpunkt für die verschiedenen Universalsprachentwürfe, die zur Lebenszeit von Alsted grassierten und unter einer anderen Perspektive das Sprachfundament vormoderner Wissenschaft bezeugen (z. B. Knowlson 1975, Slaughter 1983, Strasser 1988).

Ausgehend von der legitimen Differenzierungs- und Klassifikationskomponente der vormodernen Wissenschaft wird dann verständlich, inwiefern Alsted bei der Analyse von Wörtern davon ausgehen kann, dass sie sich an der Ordnung der Dinge (*ordo rerum*) zu orientieren haben, also die Wirklichkeit entweder treffen oder auch nicht treffen können. Sie sind dann sachangemessen, wenn ihr Differenzierungs- und Klassifikationsgehalt die sprachunabhängig existierende Ordnung der Welt in Wörtern abbildet, und zwar unter quantitativem und qualitativem Gesichtspunkt. Quantitativ gesehen muss es auf dem jeweiligen Wissensfeld genau so viele Bezeichnungen geben, wie es natürliche Gattungen gibt. Wenn es etwa sechs (Grund-)Farben gibt, muss es entsprechend sechs Bezeichnungen für Grundfarben geben. Qualitativ gesehen ist dabei das in der Natur der Dinge bereits existierende Klassifikationskriterium in den Bezeichnungen aufzunehmen. Wenn sich etwa die verschiedenen Gattungen der fruchttragenden (*frugifera*) Bäume dadurch unterscheiden, welche Früchte sie tragen (z. B. Äpfel, Gewürze, Nüsse), dann müssen die Gattungsbezeichnungen entsprechend geprägt sein: *pomifera*, *aromatifera*, *nucifera* (SOE II, 161).

Die Problematik dieses Sprachdenkens zeigt sich insbesondere dort, wo es nicht mehr um Differenzierung und Klassifizierung, sondern um Erklärung der Phänomene geht. Sofern etwa mit den fraglichen Fachwörtern eher ungreifbare, theoretische Konzepte bezeichnet werden, ist weniger klar, inwiefern die angenommenen Begriffe tatsächlich noch der Ordnung der Dinge folgen (können). Das gilt etwa für Termini wie *spiritus opticus* (s. o.) und *quinta essentia* (SOE III, 670). Mit solchen Fachwörtern bzw. fachlichen Phrasen wird etwas eingeführt, was nicht als unmittelbar empirisch gegeben betrachtet werden kann. Möglicherweise besitzt man dann – und dafür gibt es bei Alsted zahlreiche andere Beispiele – nur bloße Wörter, die keine tragfähige Erklärung der

Dinge liefern. Sie erwecken lediglich den Anschein, dass sich mit ihnen das Sein der jeweiligen Dinge erklären, also realistisches Wissen vermitteln ließe.

Selbstverständlich gibt es noch weitere Fragwürdigkeiten, die mit dem wissenschaftlichen Vorgehen von Alsted und seinem Verständnis sachhaltiger Begriffsbildung verbunden sind. Zu ihrer Klärung müsste eigentlich eine präzise wissenschaftstheoretische Analyse beitragen, was hier freilich nicht geleistet werden kann. Lediglich ein einziges, nicht unerhebliches Problem möchte ich zumindest noch nennen, nämlich die Frage, inwiefern es das, was Alsted umstandslos anzunehmen scheint, überhaupt geben kann, nämlich die (ohne Wörter!?) „empirisch klar unterscheidbaren Entitäten“. Vor diesem Hintergrund wird man vermutlich nicht umhin kommen zu konstatieren, dass Alsteds Wissenschaftskonzeption von einem sehr unmodernen Sprachvertrauen geprägt ist. Es wird von der Überzeugung angetrieben, dass Sprache in Form von Wörtern (*verba*) letztlich mit den existierenden Strukturen der Wirklichkeit (*res*) in Einklang gebracht werden kann. Dieses Vertrauen in die realistische Abbildungspotenz menschlicher Sprache wurzelt am Ende wohl in religiös-christlichen Überzeugungen, die zudem eschatologische Erwartungen umfassen (zum Hintergrund Griesing, Klein & Kramer 1988). Etwas reißerisch könnte man vielleicht formulieren, dass der barocke Universalwissenschaftler mit seiner Enzyklopädie auf der Suche nach dem letzten, endgültigen wissenschaftlichen Wort war.

Generell ist jedenfalls festzuhalten, dass Alsted durch die philologische Fundierung der Universalwissenschaft den Wörtern eine tragende Rolle bei allen Erkenntnisprozessen zuweist. Systematisch bildet die Philologie, in erster Linie die Lexik, sowohl den Beginn als auch das Ziel jeder Wissenschaft. Denn sie hat für sachhaltige Wörter zu sorgen, damit in diesen Medien die Wahrheit über die Welt in einer Art basalem Repräsentationsprozess angemessen gefasst wird. Jede Disziplin der Wissenschaft ist auf die feste Verbindung von *res* und *verba* angewiesen. Deshalb ist die Philologie – man könnte auch sagen: die Wissenschaft von den fachlich angemessen geprägten Wörtern – diejenige Disziplin, ohne die die Universalwissenschaft keinen einzigen Schritt vorankommen würde.

2.2 Wissen in Sprache: Die Disziplinen der Wissenschaft

Um das Profil der Wissenschafts- und Sprachkonzeption von Alsteds Enzyklopädie gebührend zu erfassen, ist es auch geboten, seine Gliederung der Wissenschaften genauer in Augenschein zu nehmen. Dadurch gewinnt man einen Eindruck davon, über welche Inhalte sich die Wissenschaftssprache seiner Zeit erstreckt. Semiotisch gesprochen wird so deutlich, wie die (lexikalische) In-

haltsseite des wissenschaftssprachlichen Zeichens in der Vormoderne beschaffen und differenziert war. Im Überblick lässt sich dazu aus der Alstedschen Sammlung, die in sechs große Abschnitte gegliedert ist, zunächst die folgende Übersicht erstellen:

-
1. Philologia
Lexica, Grammatica, Rhetorica, Logica, Oratoria, Poetica
 2. Philosophia theoretica
Metaphysica, Pneumatica, Physica, Arithmetica, Geometria, Cosmographia, Uranometria, Geographia, Optica, Musica
 3. Philosophia practica
Ethica, Oeconomica, Politica, Scholastica
 4. Facultates Principes
Theologia, Jurisprudentia, Medicina
 5. Artes Mechanicae
Mechanologia generalis & specialis miscellanea, Mechanologia physica, Mechanologia mathematica
 6. Farragines disciplinarum
Mnemonica, Historica, Chronologia, Architectonica, Disciplinae compositae
-

Auch wenn man das vielleicht nicht auf den ersten Blick erkennen kann, so wird bei näherem Hinsehen doch schnell klar, dass Alsteds Konzept im Kern auf der überlieferten Teilung der Universität in vier Fakultäten (Philosophie, Medizin, Jurisprudenz, Theologie) aufbaut. In ihrem Zentrum stehen traditionell die drei oberen Fakultäten, also Medizin, Jurisprudenz und Theologie (s. o. 4.). Die überlieferten Gegebenheiten werden dann aber durch disziplinäre Hinzufügungen erweitert. Sie stehen für den fortschrittsorientierten Charakter der Arbeit von Alsted. Insgesamt lassen sich in seinem Konzept also sowohl konservative als auch progressive Momente ausmachen. Im Zusammenhang dieses Aufsatzes ist es zudem bemerkenswert, dass die progressiven Momente nicht unbeträchtlich mit der Ausweitung der Mathematik verbunden sind.

Der Zuständigkeitsbereich der untersten Fakultät, also der Philosophie, wird deutlich ausgedehnt (s. o. 1.–3.). An erster Stelle finden sich dort unter der Überschrift der Philologie die Wortwissenschaften des Triviums. Sie beginnen – wie oben geschildert – mit der fundierenden Lexik. Damit wird die wortzugewandte Seite der alten Universität gestützt und unter Aufnahme der philologisch-humanistischen Strömungen der Renaissance konzeptionell vertieft. Sprachenkenntnis und reflektierte Sprachlichkeit sind damit für die gesamte Wissenschaft in einem vorher kaum dagewesenen Maß primär. Die Erweiterung der philosophischen Fakultät verkörpert sich in zwei Unterabteilungen, der theoretischen und der praktischen Philosophie. Die theoretische Philoso-

phie beinhaltet die aktualisierte Fassung des alten Quadriviums, das auch als Keimzelle der modernen Naturwissenschaften betrachtet werden kann, v. a. in Gestalt der *physica*, *optica* und *uranometria* (= Astronomie). Die praktische Philosophie dagegen umfasst das, was man heute als Betriebs- und Wirtschaftswissenschaft, Politik und Verwaltung, Ethik und Bildungswesen bezeichnen würde. Neben den klassischen oberen Fakultäten, also Theologie, Jurisprudenz und Medizin, schildert Alsted zudem noch zahlreiche, oft nur kleinere Disziplinen, die an vielen Punkten einem Zuwachs gegenüber den hergebrachten Wissenschaften gleichkommen. Er unterteilt sie in zwei große Gruppen: mechanische Künste (*artes mechanicae*) (s. o. 5.) sowie Sonstiges bzw. Gemischtes (*farragines disciplinarum*) (s. o. 6.). In diesen beiden Gruppen manifestieren sich – zumindest zum Teil – technologieförmige Disziplinen, die auf konkreten Nutzen in der Alltagswelt zielen und insofern schon gewisse praktisch-aufklärerische Konnotationen aufweisen. Hier verwischen sich die Grenzen zwischen theorieorientierter Wissenschaft und praktischen Handwerksarbeiten. Die große Zeit dieser neuen wissenschaftlichen Disziplinen wird dann allerdings erst etwas später, nämlich im 18. Jahrhundert, einsetzen und im 19. Jahrhundert sogar einen neuen Typ von Universität hervorbringen: die technische Hochschule.

Die mechanischen Künste werden – sicher ziemlich gezwungen – in eine physikalische und eine mathematische Abteilung geschieden. Im ersteren Fall ergibt sich etwa Terminologiebedarf bei Land-, Garten- und Weinbau (*Georgica*, *Phyturgica*) sowie bei der Tierzucht (*Buccolica*). Außerdem werden in dem entsprechenden enzyklopädischen Abschnitt die einschlägigen Fachwörter der Bäcker (*Artopoetica*), Winzer (*Oenopoetica*), Bierbrauer (*Zytheptica*), Apotheker (*Pharmazopoetica*), Chirurgen (*Chirurgica*, „Wundarzneikunst“) und Bergleute (*metallurgica*) gesammelt und erläutert. Unter die mathematische Sektion fallen zum Beispiel die Fachwortschätze der Buchdruckkunst (*typographica*), der Technik von Sonnenuhren (*scenographica*), Automaten (*Automatopoetica*), Waagen (*Isorrhopica*), Musikinstrumenten (*musica organica*), nautischen Instrumenten (*nautica*) und Belagerungsmaschinen (*polemica mechanica*), darüber hinaus die Jagdterminologie, die sich je nach angestrebter Beute auf vierfüßige Tiere, Vögel und Fische bezieht (*thereutica*, *ixeutica*, *halieutica*).

Bei den sonstigen Disziplinen wird es dann noch bunter und streckenweise – man kann es nicht anders sagen – geradezu kurios. Gedächtniskunst (*mnemonica*), Geschichte (*historia*), Zeitrechnung (*chronologia*) und Architektur (*architectonica*) sind im Rahmen der Zeit noch einigermaßen eingeführt und wenig bemerkenswert. Bei den zusammengesetzten Disziplinen (*disciplinae compositae*) weist jedoch schon der Überbegriff auf eine Art Restkategorie hin. Alsted erörtert hier beispielsweise die (sprachlichen) Grundlagen des Reisens

(*apodemica*), der Magie (*magia*), der jüdischen Kabbala, der Magneten- (*magnetographia*) und Feuerwerkstechnik (*pyrotechnica*), der Kunde von Geheimnissen (*Aenigmatographia*) und Paradoxa (*Paradoxologia*), der Gesprächs- (*Dipnosophistica*), Sprichwort- (*Paroemiographia*) und Meditationskunst (*Meletetica*). Und selbst die Gymnastik (*gymnastica*), Lebenskunst (*biographia*) und Sterbekunst (*euthanasia*), die Lehre vom Tabak (*tabacologia*) und das Witze-Erzählen (*charientologia*) werden terminologisch und sachlich mehr oder weniger differenziert aufgearbeitet. Fehlt vielleicht nur noch die *Zoopædia*. Das ist allerdings nicht – wie man denken könnte – die Wissenschaft von der Tier-Erziehung, sondern diejenige Disziplin, die aus dem Leben und Verhalten der Tiere im Sinne einer exempla-Lehre Nutzen und Gewinn für das Leben und Verhalten der Menschen zu ziehen vermag.

Alle geschilderten Disziplinen werden von Alsted immer wieder in einem relativ homogenen, an sprachlichen Differenzierungen und Klassifikationen orientierten Darstellungsstil geschildert. Mindestens zu Beginn aller Kapitel seiner Enzyklopädie werden zahlreiche Wortdefinitionen vorgetragen, Wortreferenzen fixiert und ungezählte Hyponymie- und Hyperonomie-, Meronymie- und Antonymie-Relationen zwischen den tragenden Begriffen eines bestimmten Wissenskomplex erläutert. Man könnte geradezu zu der Einschätzung gelangen, dass bei Alsted Wortsemantik und Wissenschaftssystematik phasenweise in eins fallen. Zur Illustration sei dazu nur der folgende kleine Textabschnitt aus der Elementenlehre der Physik zitiert:

Qualitates elementorum sunt vel visibiles, ut lux elementaris prima: vel tactiles, eaeque vel primae, vel secundae. Qualitates primae sunt, quae in alterando primariam vim obtinent. Suntque activae, vel passivae; seu fortiores, vel debiliores. Activae sunt calor et frigus. Calor est qualitas congregans homogœna, et disgregans heterogœna: Frigus contra. Passivae sunt humiditas et siccitas. Humiditas est, per quam corpus est humidum, et humectare potest: Siccitas, per quam corpus est siccum, et exsiccare potest. Qualitates secundae sunt, quae in alterando secundariam vim obtinent. Hae in novem classes dispescuntur, hoc ordine: 1. Levitas et grassitas, 2. Subtilitas et crassities, 3. Raritas et densitas, 4. Soliditas et liquiditas, 5. Laevitas et asperitas, 6. Durities et mollities. 7. Lubricitas et ariditas, 8. Lentor et friabilitas, 9. Acuties et hebetudo. (SOE II, 120)

[Die Qualitäten der Elemente sind entweder sichtbar, wie das erste elementare Licht, oder tastbar, diese sind entweder primär oder sekundär. Primär sind diejenigen Qualitäten, die bei Veränderung eine primäre Kraft erlangen. Sie sind entweder aktiv oder passiv bzw. stärker oder schwächer. Aktiv sind Wärme und Kälte. Wärme ist die Qualität, die das Homogene vereinigt und das Heterogene trennt, Kälte wirkt gegensätzlich. Passiv sind Feuchtigkeit und Trockenheit. Die Feuchtigkeit ist das, wodurch ein Körper feucht ist und befeuchten kann. Trockenheit ist das, wodurch ein Körper trocken ist und austrocknen kann. Sekundär sind diejenigen Qualitäten, die durch Veränderung eine sekundäre Kraft erlangen. Sie werden folgendermaßen in neun Klassen unterschieden: 1. Leichtigkeit und Schwebigkeit, 2. Dickigkeit und Feinheit, 3. Lockerheit und Dichtigkeit, 4. Dichtheit und

Flüssigkeit, 5. Glätte und Rauheit, 6. Härte und Weiche, 7. Schlüpfrigkeit und Trockenheit, 8. Klebrigkeit und Bröckeligkeit, 9. Schärfe und Stumpfheit. [Übersetzung W. P. K. (Ich danke Marion Gindhart für Hilfe bei der Übersetzung.)].

Mit solcherlei Definitionen und Klassifikationen wird in jedem Fall mehr als deutlich, dass und wie sämtliche Disziplinen in einem nicht bloß trivialen Sinne sprachbezogen und wortfundiert sind. Ihr Wissen ist nur in Wörtern und Sätzen präsent, mehr noch: Es entsteht bis zu einem gewissen Punkt durch die Manipulation von Wörtern in (wissenschaftssprachlichen) Sätzen. Deshalb muss man sich diesen sprachlichen Instrumenten besonders zuwenden, sie ggf. besonders bewusst prägen und jedem angehenden Wissenschaftler nachdrücklich ans Herz legen. Es ist daher auch nicht verwunderlich, dass Alsted an anderer Stelle relativ präzise Gedanken dazu entwickelt, wie die sprachbezogene Komponente der Universalwissenschaft in das universitäre Curriculum und ein typisches Gelehrtenleben zu integrieren ist (Alsted 1627: 20 f., 33). Die zentrale lateinische Fachlexik sollte beispielsweise im ersten Ausbildungsjahr ab April mit den Wörtern auf A beginnen und Ende Juni mit einer Prüfung zu den Wörtern auf Y und Z enden (Alsted 1627: 63, 67).

Dieses Sprachfundament, das hier als exemplarisch für die vormoderne Wissenschaft vorgeführt wurde, rührt im Kern daher, dass jede menschliche Tätigkeit, in der Wissen konkret fixiert und kommuniziert wird, nur über das Mittel der Sprache laufen kann. Lediglich spontane Eingebungen von Individuen lassen sich womöglich sprachunabhängig denken. Bezeichnenderweise hat man dafür im Deutschen ja auch Wörter, in denen Sprachlichkeit gerade nicht vorkommt. Man spricht – oft in Bildern, die Visualität betonen – von Inspirationen, Intuitionen, Erleuchtungen, Einfällen oder Geistesblitzen, also von Ereignissen, in denen nicht Sprache, sondern sozusagen pures Wissen, also „Geist“, zum Vorschein kommt. Sobald solche Einsichten aber aufgezeichnet und weitergegeben werden, kommen auch hier Wörter ins Spiel. In ihnen verdinglichen sich sozusagen die Strukturen der Wirklichkeit.

Vor diesem Hintergrund ergeben sich bei der Erörterung der Alstedschen Sprachkonzeption einige Probleme, die in der vorliegenden Skizze noch weitgehend unberührt geblieben sind. Sie hängen mit der Sicht auf die menschliche Sprachenvielfalt zusammen. Auch in der frühen Neuzeit war ja schon bekannt, dass es viele menschliche Sprachen gibt. Wissenschaftstheoretisch stellen sich diesbezüglich aus der Sicht von Alsted und der frühen Neuzeit einige Fragen, die teilweise leicht beantwortet werden können, teilweise aber auch näher beleuchtet werden sollten: Wie verhält sich laut Alsted die bekannte Sprachenvielfalt gegenüber der geforderten Verbindung von *res* und *verba* in der Wissenschaft? Welche Volkssprache(n) soll man hier nutzen? Gibt es womöglich einzelne Volkssprachen, die für den Gebrauch in einzelnen Diszipli-

nen besonders gut (oder besonders schlecht!?) geeignet sind? Welchen Status besitzen Übersetzungen, wenn es um die Verbreitung der Wissenschaft geht? Derartige Fragen werden nun im letzten Kapitel unter besonderer Berücksichtigung der deutschen Sprache behandelt.

2.3 Das Problem der Sprachenvielfalt: Deutsch als Wissenschaftssprache?

Wenn man die Eckpunkte der Alstedischen Universalwissenschaft und ihre Bezüge zur Sprache rekapituliert, kann man nicht übersehen, dass eine bestimmte Haltung zur Sprachenvielfalt eingenommen wird. In der Wissenschaft drängt alles zu einer einzigen Sprache. Für die Existenz vieler Sprachen gibt es hier eigentlich keine Berechtigung. Da es nur eine Wirklichkeit gibt, ist auch nur eine Sprache nötig, um das Wissen über diese Wirklichkeit in Worte zu fassen. Lexikalisch gesprochen: Weil es die Aufgabe der Wörter (*verba*) ist, die Strukturen der Dinge (*res*) zu repräsentieren, ist pro Ding auch nur ein Wort nötig. Hätte man Alsted die moderne Meinung vorgetragen, dass es womöglich viele Wirklichkeiten gibt, so wäre eine Reaktion sehr wahrscheinlich: Alsted hätte verständnislos, vielleicht sogar erschreckt den Kopf geschüttelt. Man könnte also erwarten, in der Alstedischen Enzyklopädie irgendwo auch ein Plädoyer für eine einheitliche Sprache und gegen die Sprachenvielfalt zu finden. Dem ist freilich nicht so. Das verlangt nach einer genaueren Erörterung.

Es ist trivial festzustellen, dass für Alsted die lateinische Sprache fraglos die einzige legitime Sprache der Wissenschaft darstellte. Alle seine Schriften sind lateinisch abgefasst, wenn nötig unter Hinzuziehung und Erläuterung griechischer, hebräischer oder auch arabischer Wörter. In dieser Sicht stellt sich gar nicht die Frage, welche Sprache das angemessene, beste Idiom für die Wissenschaften sein könnte. Es ist fraglos Latein. Allerdings läuft dieser Befund in sprachtheoretischer Hinsicht nicht einfach auf ein flaches Plädoyer für eine (lateinische) Einheitssprache in den Wissenschaften hinaus. Alsted reflektiert nämlich an einigen Stellen durchaus die menschliche Sprachenvielfalt. Er begreift sie zunächst – wie könnte es zu seiner Zeit in Herboren (Hessen) anders sein? – als europäische Sprachenvielfalt, da die gesamte menschliche Sprachenvielfalt damals noch nicht in Reichweite war. Dabei findet sich – und das ist durchaus bemerkenswert – kein denunzierender Zungenschlag, wie er im Rahmen des biblischen Babylon-Mythos im europäischen Sprachdenken seit langer Zeit vorherrschte. Alsted setzt sich vielmehr – nüchtern und gar nicht misstrauisch gestimmt – mit dem Umstand auseinander, dass es neben der *lexica facultatum et artium*, also der Sprache der Universalwissenschaft, auch die *lexi-*

ca linguarum des Alltags (*in vita communi* (SOE I, 6)) gibt, also den deutschen, spanischen, französischen und italienischen (nicht-wissenschaftlichen) Wortschatz. Faktisch träumt er als Universalwissenschaftler insofern davon, alle Volkssprachen in ein sog. harmonisches Verhältnis zur lateinischen Sprache der Universalwissenschaft zu setzen. In dieser Annahme verbirgt sich eine spezifische Stellungnahme gegenüber der Sprachenvielfalt: Die Harmonie aller Sprachen (*harmonia linguarum*) ist nämlich ein Konzept, mit dem man den (wissenschaftlich legitimierten) Gedanken einer Einheitssprache im Hinterkopf behalten kann, ohne die gegebene Sprachenvielfalt als wissenschaftlich nachteilig zu verunglimpfen (SOE I, 129 f.). Es ist sicher nur mäßig spekulativ, wenn man diese Haltung mit Alsteds protestantisch-calvinistischem Bekenntnis in Verbindung bringt. Schließlich richtete sich die Reformation bis zu einem gewissen Grad gegen die katholische Einheitssprache, also das Latein, und pries unter Betonung des Pfingst-Ereignisses stattdessen die Sprachen- und Völker-vielfalt.

Die Idee hinter der erwünschten Sprachenharmonie lässt sich schnell erläutern. Sie baut darauf auf, dass die Repräsentationspotenzen der Wissenschaftssprache in einem 1:1-Verhältnis auf die Volkssprachen übertragen werden können. Semantisch gesehen wird dazu ein recht flacher, ausschließlich referenzorientierter Bedeutungsbegriff angesetzt. Nur mit einem solchen Fundament lässt sich die existierende Sprachenvielfalt konstitutiv als gleichstimmige Sprachensymphonie denken. Bei Alsted, der die Wurzeln (Stämme) der Wörter als Ansatzpunkt eines solchen Projekts in den Vordergrund rückt, klingt das dann so: *In radicibus tradendis accurata harmonia linguarum habeatur ratio* (SOE I, 129 (vgl. auch I, 224)). Frei übersetzt: *Bei der lexikographischen Aufarbeitung der sprachlichen Wurzeln muss man genau darauf achten, dass die Sprachen in ihrer harmonischen Ordnung dargestellt werden.* Der Keim zu dieser harmonischen Aufstellung liegt bereits in einfachen Übersetzungsverhältnissen. So bedeuten etwa die Lexeme lat. *mater*, frz. *mère*, ital. *madre*, span. *madre* in dieser Sicht schlicht „dasselbe“, weil in diesen unterschiedlichen Wörtern (*verba*) dasselbe Ding (*res*) (hier eben: ‚Mutter‘) wiedergegeben wird. Insgesamt stehen diese Ausdrücke also in einem zweifach harmonischen Verhältnis, einerseits untereinander, andererseits in Relation zur Wirklichkeit. Besonders gefestigt sind solche Harmoniebeziehungen sichtlich dann, wenn die fraglichen Wörter nicht nur dieselbe Bedeutung repräsentieren, sondern sie außerdem, wie bei den obigen Beispielen, über ähnliche Wortkörper (Form- bzw. Ausdrucksseiten, Bezeichnendes) verfügen. Letztlich strebte Alsted danach, sämtliche lexikalisch-semantischen Beziehungen zwischen allen menschlichen Wortschätzen nach diesem Vorbild einzurichten. Ausdrucksseitige Ähnlichkeit war dabei erwünscht, aber keine notwendige Bedingung, sofern nur die se-

mantischen Bezüge der Wörter, also ihre Verankerung gegenüber den Dingen der Welt, identisch blieben. Wörter können demnach auch dann in einem harmonischen Verhältnis zueinander stehen, wenn sie nicht über dieselbe oder eine ähnliche Laut- bzw. Schriftform verfügen. Entscheidend ist vielmehr, dass sie dieselbe semantische Potenz besitzen, die letztlich durch die lexikalisch-wissenschaftliche Grundlegung der Universalwissenschaft zu garantieren ist. In dieser Perspektive würden sich am Ende die semantischen Vorzüge wissenschaftlicher Wörter – also die *lexica facultatum et artium* und ihre Verankerung in den Strukturen der Wirklichkeit (*res*) – auf alle Volkssprachen übertragen. Der religiöse Topos, der dieses Projekt befeuert, ist mehr oder weniger offensichtlich. Es ist die Verbreitung der göttlichen Heilsbotschaft über alle Völker der Welt, durch die die einheitsfixierten Annahmen des Alten Testaments christlich-neutestamentlich reformuliert und in einer Hochschätzung der Sprachenvielfalt überwunden werden.

Bezeichnend ist daher auch, dass Alsted zur Illustration einer solchen Harmonie-Beziehung die Wörter dt. *Kamel*, lat. *camelus* sowie ihre griechischen und hebräischen Gegenstücke anführt (SOE I, 130). Denn damit werden sowohl ausdrucks- als auch inhaltsseitige Beziehungen zwischen Sprachen aufgegriffen, die auf den ersten Blick wenig miteinander zu tun haben. Mit der Angabe solcher Wortreihen stand er freilich in direkter Verbindung zu einem avancierten philologischen Projekt des 16. und 17. Jahrhunderts. Denn viele Sprachgelehrte der Zeit verfolgten in ähnlicher Art und Weise die Enthüllung von Harmonie-Beziehungen zwischen den Sprachen der Welt. Sie vertieften das Ganze durch definitiv etymologische Perspektiven und betteten so die gegenwärtige Sprachenharmonie in einer Sicht auf die Geschichte der Sprachen ein, die ursprungsmythologisch geprägt war (Klein 1999). Die gegenwärtige bzw. zukünftige Sprachenharmonie wird demnach durch das Hebräische garantiert, aus dem sich laut einschlägigen biblischen Belegen alle anderen Sprachen entwickelt haben sollten. Weil alle Sprachen aus einer Quelle stammen, ist die irritierende Sprachenvielfalt, mit der die Gelehrten immer wieder konfrontiert wurden, keineswegs chaotisch, sondern – genau besehen und im einzelnen philologisch rekonstruierbar – durch vielerlei Harmonie-Beziehungen durchzogen. Wenn man will, kann man in solchen Ideen die Frühgeschichte der vergleichenden Sprachwissenschaft erkennen (Klein 2001). Unweit von Alsteds Herborn, nämlich in Marburg, hatte Georg Cruciger sicher den eindrucksvollsten lexikographischen Beleg für dieses Sprachdenken vorgelegt: ein riesiges Wörterbuch, in dem das Hebräische, Griechische, Lateinische und Deutsche „harmonisch“ dargestellt wurden (Cruciger 1616).

Vor diese Einschätzung der Sprachenvielfalt müssen auch die Erwähnungen deutscher Wörter bei Alsted gestellt werden. Es kommt nämlich gele-

gentlich vor, dass der Enzyklopädist in seine lateinischen Ausführungen deutschsprachige Lexeme einfließen lässt. Das passiert zwar selten, aber an charakteristischen Stellen. So finden sich beispielsweise einzelne deutsche Wörter, um auf der Basis aktueller zeitgenössischer Literatur die Grundregeln der deutschen Grammatik festzumachen (SOE I, 369–371). In der Geographie kommen spezielle Eigennamen zur Sprache, als die regionalen Besonderheiten der deutschsprachigen Landstriche angesprochen werden, z. B. wird als Äquivalent für lat. *mare germanicum* und *lacus Constantiensis* das Wort *Bodensee* ins Spiel gebracht (SOE II, 559). Bei der Aufzählung christlicher Feiertage liest man Wörter wie *stil* bzw. *gut freytag* und *Creutzwoch* für Karfreitag und die Karwoche (SOE II, 454). Und im lateinischen Wörterbuch räsoniert Alsted über die möglichen etymologischen Beziehungen des deutschen Worts *Bruch* zu ähnlich klingenden Ausdrücken in anderen Sprachen (SOE I, 201).

Derartige Erwähnungen besitzen – sprachtheoretisch gesprochen – dasselbe übergeordnete Ziel, nämlich die angestrebte Harmonie der Sprachen in allen möglichen Details zu sichern und mit den semantischen Potenzen der Volkssprachen – hier also: des Deutschen – abzugleichen. In allen Fällen geht es darum, die deutschsprachigen Lexeme mit den semantisch identischen Gegenstücken der lateinischen Wissenschaftssprache in eine Reihe zu stellen und so 1:1-Übersetzungen zwischen diesen Sprachen zu gewährleisten. Die moderne Idee, dass die Bedeutungen von Wörtern Gehalte besitzen könnten, die relativ zu ihren jeweiligen einzelsprachlichen Feldern sind und daher nicht ohne weiteres („vollständig“) in andere Sprachen übertragen werden können, liegt jenseits des Alstedschen Argumentationshorizonts. Zudem wäre es sicher auch nicht zutreffend, wenn man seine Erwähnungen deutscher Wörter als erste Schritte zur Etablierung einer deutschen Wissenschaftssprache interpretieren würde.

Besonders häufig und mit einem anderen Akzent tauchen weitere deutschsprachige Wörter überdies in anderen Kontexten auf. Insbesondere bei einigen mechanisch-praktischen Künsten kommt es abschnittsweise sogar zu längeren Passagen, die mit deutschen Wörtern und Sätzen durchzogen sind. Bei der Erörterung der Musikinstrumente liest man beispielsweise, wie bestimmte Bestandteile der Instrumente auf Deutsch bezeichnet werden: *Germanis ita dicuntur, der groß brummer / der klein brummer / der dritte brummer / die mittelseyten / groß gesangseyten / gesangseyte / quint* (SOE III, 688). Entsprechende Darlegungen zur deutschen Terminologie finden sich auch in der Architektur (z. B. *Grundriß, in grund legen, aufriß* (SOE IV, 236)) und im Festungsbau. Hier werden sogar vollständige Lehrsätze in deutscher Sprache zitiert (z. B. *Je mehr winckel und seiten das bollwerck hat / ie stärker wird der angelus vom bollwerck. Item: triangulum æquilaterum ist zur fortification*

dienlich. (SOE IV, 241)). Außerdem erscheinen in diesem Kapitel, wie in der Grammatik, kleine Textabschnitte vollständig in der deutschen Volkssprache (SOE IV, 242).

Regelrechte terminologische Listen in deutscher Sprache zählt Alsted bei der Buchdruckkunst und der Metallurgie auf. Dass all dies der Sicherung der Harmonie der Sprachen dient, zeigt sich zuallererst darin, dass die deutsche Fachsprache an diesen Stellen lexikalisch, so gut es eben geht, mit der lateinischen Sprache parallelisiert wird. So erfährt man etwa, dass für die deutschen typographischen Fachwörter *spindel*, *mütterlein*, *bengel*, *wend*, *ram*, *schließnagel*, *steg*, *aal*, *kast*, *fächlein* die lateinischen Lexeme *ergata*, *cochlea*, *vectis*, *prehensio* bzw. *saccula*, *sepinentam*, *clavis*, *intercolumna*, *subula*, *capsa*, *loculamentum* genutzt werden können (SOE III, 676). Und der Metallurge wird darüber belehrt, wie die folgenden deutschen Bergbau-Termini ins Lateinische zu übersetzen sind: *fein gold* (*aurum obryzum*), *gediegen gold* (*aurum fossile purum*), *weiß gold* (*aurum argentosum*), *Glaßertz* (*argentum plumbei coloris*), *roth güldenertz* (*argentum rubrum*), *Seelertz* (*argentum luteum*), *Bißmuth* (*plumbum cinerenum*), *Bley* (*plumbum nigrum*), *lapis plumbarius* (*Bleyertz*), *unreyner tieß* [Kies?] (*pyrites mixtus*), *spissiger tieß* (*pyrites friabilis*) (SOE III, 675). Kein Wunder daher auch, dass Alsted anlässlich der Darlegungen zur Bierbrauerei über das deutsche Wort *Maltz* und seine möglichen tschechischen Äquivalente nachdenkt (SOE III, 662). Am Rande sei in diesem Zusammenhang erwähnt, dass er in seinem Kapitel zur Alchemie bzw. Spagyrik erstaunlicherweise keinerlei deutsche Terminologie behandelt, obwohl der Bezug auf die einschlägigen wissenschaftssprachlichen Prägungen von Paracelsus hier durchaus im Raum gestanden hätte.

Die enzyklopädischen Orte, an denen im lateinischen Kontext solche terminologieförmigen deutschen Wörter auftauchen, sind nicht zufällig über die Enzyklopädie verteilt. In der Wissenssystematik tauchen sie genau an den Stellen auf, wo man in Deutschland disziplinar wegweisend war. Schon im Bewusstsein der Zeit wurde es als große Leistung gefeiert, dass Johannes Gutenberg seinerzeit in Mainz die Druckkunst erfunden hatte. Und auch in der Festungsarchitektur, im Bergbau und in der Braukunst galten die deutschen Fachleute europaweit als führend. Von daher war es nur recht und billig, dass in diesen praktischen Disziplinen deutschsprachige Fachwörter gelistet und mit lateinischen Äquivalenten übersetzungstechnisch harmonisiert wurden. Für die Zeit war das durchaus typisch (dazu genauer Klein 2011a, b). Die hervorragende Verankerung deutscher Fachwörter in den Dingen der Welt war hier der Ausgangspunkt zur Schaffung paralleler Terminologien in der traditionellen lateinischen Wissenschaftssprache. Genau das wird einige Jahrzehnte später G. W. Leibniz im Auge haben, wenn er in seinen berühmten *Unvorgreiflichen Gedan-*

ken betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache davon spricht, dass „die Teutschen ihre Sprache bereits hoch gebracht in allen dem, so mit den fünf Sinnen zu begreifen, und auch dem gemeinen Mann vorkommt; absonderlich in leiblichen Dingen, auch Kunst- und Handwerks-Sachen [...]. Und ich halte dafür, daß es keine Sprache in der Welt gibt, die zum Exempel von Erz- und Bergwerken reicher und nachdrücklicher rede als die deutsche. Dergleichen kann man von allen andern gemeinen Lebens-Arten und Professionen sagen, als von Jagd- und Waid-Werk, von der Schifffahrt und dergleichen.“ (Leibniz 1983: §9)

3 Fazit

Ich wollte in diesem Aufsatz zeigen, dass die vormoderne Wissenschaft in einem mehr als trivialen Sinne konstitutiv sprachlich verfasst ist. Das zieht es nach sich, dass der Sprache in allen Disziplinen der Wissenschaft eine große Bedeutung zugeschrieben wurde. In der einen oder anderen Form wurde diese sprachliche Verfassung von den alten Wissenschaftlern auch ausdrücklich reflektiert. In diesem Sinne verstehe ich die Redeweise vom Sprachfundament vormoderner Wissenschaft. Diese – wenn man so will – philologische Basis alter Wissenschaft trat durch die Entstehung moderner (naturwissenschaftlicher) Vergewisserungsformen zunehmend in den Hintergrund. Statt Wörtern, Sätzen und Dingbegriffen dominieren nun immer häufiger Zahlen, Gleichungen und relationale Begriffe das wissenschaftliche Denken. An der enzyklopädischen Konzeption von J. H. Alsted ließ sich dieses vormoderne Sprachfundament besonders einschlägig und perspektivreich herausarbeiten.

Natürlich sollte man diese Gegenüberstellung zwischen alter und neuer, vormoderner und moderner Wissenschaftsauffassung nicht zu weit treiben. Der kontrastierende Vergleich ist – wie oben schon verschiedentlich eingeräumt – sehr plakativ, mit allen Vor- und Nachteilen, die solchen plakativen Vergrößerungen innewohnen. Dass damit aber vielleicht doch ein gewisser Zug der wissenschaftlichen Sprachbewusstseinsgeschichte getroffen sein könnte, möchte ich zuletzt mit einer quasi-lexikographischen Spekulation untermauern. Als Gegenargument für meine These ließe sich womöglich anführen, dass fachterminologische Sammlungen heute wie seit eh und je gang und gäbe sind. Schon in der Antike wurden die verschiedenen fachlich-wissenschaftlichen Wortschätze mehr oder weniger aufmerksam geprägt, gesammelt und verbreitet (z. B. Baier 2011, Fögen 2003, 2009, Meissner 1999). Und für Mittelalter und Neuzeit ist es im Gegenzug sicher ebenso problemlos möglich, für jede wissenschaftliche Disziplin zahlreiche Fachwörterbücher und Terminologie-Inventare

aufzulisten. Wo soll hier also ein grundlegender Unterschied liegen? Beweist diese Kontinuität nicht, dass die wissenschaftssprachlichen Dinge – grundsätzlich gesehen – über die Epochen weitgehend stabil blieben, auch wenn die Fachwortschätze an und für sich kamen und gingen? Zu jeder Zeit scheint die Beherrschung der jeweiligen Fach- und Wissenschaftssprache für die konkrete Praxis eines Wissenschaftlers obligatorisch gewesen zu sein.

Mit aller Vorsicht könnte man aber eine Differenz darin sehen, dass man in der vormodernen Zeit sozusagen auf der Spur nach den „richtigen“ Wörtern der Wissenschaft war. Für jeden Wissenschaftler war es eine Art Ehrensache, seine Kenntnisse in Wörtern und Sätzen (*verba*) zu formulieren, die die Wirklichkeit (*res*) möglichst präzise wiedergeben sollten. Von daher konnte es je nachdem in den einzelnen Wissenschaften schlechte, mangelhafte neben guten, gerechtfertigten Wörtern geben. Häufig verkörperte sich gerade der wissenschaftliche Streit um Dinge im Streit um bestimmte Wörter oder Worte. Von der Reflexion über die richtige sprachliche Verfasstheit wissenschaftlicher Wahrheiten war also von Fall zu Fall jeder Gelehrte betroffen. Sprachorientierte Philologie war mehr als bloße Propädeutik im Trivium der *artes liberales*.

In der Moderne spielen Wörter und Sätze natürlich auch weiterhin eine große Rolle in den Wissenschaften. Allerdings wird die sprachliche Verfassung der Erkenntnis nun lediglich als eine Art zufälliges, arbiträres Übergangsstadium verstanden. Schließlich kann man Wissenschaft in vielen Sprachen treiben. Keinem Wort traut man noch zu, dass es die Wirklichkeit sozusagen vorbildlich und besonders treffend wiedergeben könnte. Die Wörter sind bloße Zeichen und bei Bedarf auswechselbare Etiketten, die auch eine andere Gestalt haben könnten. Wesentliche neue Erkenntnisse verkörpern sich kaum noch darin, dass man endlich das richtige Wort gefunden haben könnte. Mit dem Zentrum wissenschaftlicher Erkenntnis und Selbstreflexion sind die Wörter nicht mehr verbunden. Tendenziell wurde das philologische Sprachfundament durch das mathematische Zahlenfundament ersetzt. Mathematik ist heutzutage mehr als bloße Propädeutik für jede avancierte Wissenschaft.

Bibliographie

Alsted, Johann Heinrich (1627): *Consiliarius Academicus: Id est, Methodus Formandorum Studiorum. Continens Commonefactiones, Consilia, Regulas, Typos, Calendaria, diaria, de ratione bene discendi & ordine studiorum recte instituendo: perpetuis Tabulis adornata: in gratiam Studiosorum tam Academicorum quam trivialium in Scholis particularibus, ut vocant. Editio secunda passim limata & aucta.* Straßburg: Zetzner.

Alsted, Johann Heinrich (1649) [= SOE]: *Scientiarum Omnium Encyclopaediae Tomus I–IV.* Lyon: Huguetan & Ravaud.

- Baier, Thomas (2011): Die Entstehung der lateinischen Wissenschaftssprache aus der hellenistischen griechischen Literatur. In: Wieland Eins, Helmut Glück & Sabine Pretschner (Hrsg.), *Wissen schaffen – Wissen kommunizieren. Wissenschaftssprache in Geschichte und Gegenwart*. Wiesbaden: Harrassowitz, 19–33.
- Blumenberg, Hans (1981): *Die Lesbarkeit der Welt*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Boas Hall, Marie (1988): *Die Renaissance der Naturwissenschaften. 1450–1630. Das Zeitalter des Kopernikus*. Nördlingen: Greno.
- Cassirer, Ernst (1994): *Substanzbegriff und Funktionsbegriff. Untersuchungen über die Grundfragen der Erkenntniskritik*. 7., unveränd. Aufl., reprograf. NachDr. der 1. Aufl., Berlin 1910. Darmstadt: Wissenschaftl. Buchges.
- Crombie, Alistair C. (1977): *Von Augustinus bis Galilei. Die Emanzipation der Naturwissenschaft*. München: Dt. Taschenbuch Verlag.
- Cruciger, Georg (1616): *Harmonia linguarum quatuor cardinalium. Hebraicae Graecae Latinae et Germaniae in qua praeter summum earum consensum acceptionumque propriarum*. Frankfurt/M.: Tampachius.
- Fögen, Thorsten (2003): Metasprachliche Reflexionen antiker Autoren zu den Charakteristika von Fachtexten und Fachsprachen. In: M. Horster & Ch. Reitz (Hrsg.), *Antike Fachschriftsteller. Literarischer Diskurs und sozialer Kontext*. Stuttgart: Franz Steiner, 32–65.
- Fögen, Thorsten (2009): *Wissen, Kommunikation und Selbstdarstellung. Zur Struktur und Charakteristik römischer Fachtexte der frühen Kaiserzeit*. München: Beck.
- Folkerts, Menso, Eberhard Knobloch & Karin Reich (1989): *Maß, Zahl und Gewicht. Mathematik als Schlüssel zu Weltverständnis und Weltbeherrschung [Ausstellung im Zeughaus vom 15. Juli bis 24. September 1989]*. Weinheim: VCH Acta Humanoria.
- Gindhart, Marion & Ursula Kunder (Hrsg.) (2010): *Disputatio 1200–1800. Form, Funktion und Wirkung eines Leitmediums universitärer Wissenskultur*. Berlin: de Gruyter.
- Gindhart, Marion, Hanspeter Marti & Robert Seidel (Hrsg.) (2016): *Frühneuzeitliche Disputationen. Polyvalente Produktionsapparate gelehrten Wissens*. Köln: Böhlau.
- Grafton, Anthony (1994): *Defenders of the text. The traditions of scholarship in an age of science, 1450 – 1800*. Cambridge, Mass.: Harvard Univ. Press.
- Grafton, Anthony (2009): *Worlds made by words. Scholarship and community in the modern West*. Cambridge, Mass.: Harvard Univ. Press.
- Griesing, Beate, Jürgen Klein & Johannes Kramer (1988): *J. H. Alsted, Herborns calvinistische Theologie und Wissenschaft im Spiegel der englischen Kulturreform des frühen 17. Jahrhunderts. Studien zu engl.-dt. Geistesbeziehungen der frühen Neuzeit*. Frankfurt/M. u. a.: Lang.
- Hintzen, Beate (2013): Beobachtungen zur Stellung der Poetik im System der artes in Johann Heinrich Alstedes Encyclopaedia (1630). In: Beate Hintzen & Roswitha Simons (Hrsg.), *Norm und Poesie. Zur expliziten und impliziten Poetik in der lateinischen Literatur der Frühen Neuzeit*. Berlin: de Gruyter, 45–80.
- Hotson, Howard (2000): *Johann Heinrich Alsted, 1588–1638. Between Renaissance Reformation and universal reform*. Oxford: Clarendon.
- Klein, Wolf Peter (1992): *Am Anfang war das Wort. Theorie- und wissenschaftsgeschichtliche Elemente frühneuzeitlichen Sprachbewußtseins*. Berlin: Akademie-Verlag.
- Klein, Wolf Peter (1999): Die ursprüngliche Einheit der Sprachen in der philologisch-grammatischen Sicht der frühen Neuzeit. In: Allison P. Coudert (Hrsg.), *The language of Adam. Die Sprache Adams*. Wiesbaden: Harrassowitz, 25–56.
- Klein, Wolf Peter (2001): Die linguistische Erfassung des Hebräischen, Chinesischen und Finnischen am Beginn der Neuzeit. Eine vergleichende Studie zur frühen Rezeption

- nicht-indogermanischer Sprachen in der traditionellen Grammatik. In: *Historiographia linguistica* 28 (1/2), 39–64.
- Klein, Wolf Peter (2004): Gab es eine Fachsprachenforschung im 17. Jahrhundert? Versuch einer Antwort mit besonderer Berücksichtigung von Johann Heinrich Alsted. In: *Historiographia linguistica* 31 (2/3), 297–327.
- Klein, Wolf Peter (2011a): Deutsch statt Latein! Zur Entwicklung der Wissenschaftssprachen in der frühen Neuzeit. In: Wieland Eins, Helmut Glück & Sabine Pretschner (Hrsg.), *Wissen schaffen – Wissen kommunizieren. Wissenschaftssprache in Geschichte und Gegenwart*. Wiesbaden: Harrassowitz, 35–47.
- Klein, Wolf Peter (2011b): Die deutsche Sprache in der Gelehrsamkeit der frühen Neuzeit. Von der lingua barbarica zur Hauptsprache. In: Herbert Jaumann (Hrsg.), *Diskurse der Gelehrtenkultur in der Frühen Neuzeit. Ein Handbuch*. Berlin, New York: de Gruyter, 465–516.
- Knowlson, James (1975): *Universal language schemes in England and France. 1600–1800*. Toronto: Univ. of Toronto.
- Koyré, Alexandre (1980): *Von der geschlossenen Welt zum unendlichen Universum*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Leibniz, Gottfried Wilhelm (1983): *Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache. Zwei Aufsätze*. Hrsg. und kommentiert von Uwe Pörksen & Jürgen Schiewe. Stuttgart: Reclam.
- Lindberg, David C. (1994): *Von Babylon bis Bestiarium. Die Anfänge des abendländischen Wissens*. Stuttgart: Metzler.
- Meissner, Burkhard (1999): *Die technologische Fachliteratur der Antike: Struktur, Überlieferung und Wirkung technischen Wissens in der Antike (ca. 400 v. Chr. – ca. 500 n. Chr.)*. Berlin: Akademie-Verlag.
- Schmidt-Biggemann, Wilhelm (1983): *Topica universalis. Eine Modellgeschichte humanistischer und barocker Wissenschaft*. Hamburg: Meiner.
- Sdzuj, Reimund (Hrsg.) (2012): *Dichtung – Gelehrsamkeit – Disputationskultur. Festschrift für Hanspeter Marti zum 65. Geburtstag*. Wien: Böhlau.
- Skouen, Tina & Stark, Ryan (Hrsg.) (2014): *Rhetoric and the Early Royal Society. A Sourcebook*. Leiden: Brill.
- Slaughter, Mary M. (1982): *Universal language and scientific taxonomy in the seventeenth century*. Cambridge: Cambridge Univ. Pr.
- SOE: siehe oben Alsted (1649).
- Strasser, Gerhard Friedrich (1988): *Lingua universalis. Kryptologie und Theorie der Universal-sprachen im 16. und 17. Jahrhundert*. Wiesbaden: Harrassowitz.
- Taegert, Werner, Menso Folkerts & Gerald Raab (2008): *Zählen, messen, rechnen. 1000 Jahre Mathematik in Handschriften und frühen Drucken; Ausstellung der Staatsbibliothek Bamberg zum Jahr der Mathematik 2008*. Petersberg: Imhof.
- Weigl, Engelhard (1990): *Instrumente der Neuzeit. Die Entdeckung der modernen Wirklichkeit*. Stuttgart: Metzler.

Dzintra Lele-Rozentāle

Regionale Bezüge der deutschsprachigen Wissensvermittlung im baltischen Raum

Linguistische Beobachtungen am Beispiel livländischer Quellen des 17. Jahrhunderts

1 Vorbemerkungen

Die ältesten wissenschaftlichen und populärwissenschaftlichen deutschsprachigen Texte aus dem Baltikum¹ haben traditionell zum Interessenbereich der Wissenschaftshistoriker gehört (vgl. Stradiņš 2009). Abgesehen von vereinzelten Untersuchungen, vorwiegend zum Lautbestand und zu lexikalischen Lehnprozessen, sind diese Fachtexte kaum von der Linguistik beachtet worden. Texte, die im Baltikum entstanden sind, haben eine bedeutende Rolle für die Wissensvermittlung in der Region sowie auch über die regionalen Grenzen hinaus gespielt und verdienen schon aus diesem Grunde gebührende Aufmerksamkeit auch aus der linguistischen Perspektive. Dies betrifft auch die für den vorliegenden Beitrag gewählten zwei Publikationen aus dem 17. Jahrhundert – *Stratagema oeconomicum*² von Salomon Gubert und *Lieffländischer Landman* von Johann Hermann von Neidenburg.³ Beide Texte sind in der gegenwärtigen Forschung nicht nur als historische Denkmäler der Agrargeschichte von Interesse. Im *Stratagema oeconomicum* von Gubert geht es neben der livländischen Bodenkunde und Landwirtschaft auch um astronomisches Wissen, um ethnographische Gegebenheiten und Haushaltsführung und es könnte auch For-

1 Der Begriff *Baltikum* wird hier auf Grund der gemeinsamen Geschichte auf die gegenwärtigen Staaten Estland und Lettland – die Nachfolgeterritorien des ehemaligen Altlivlands – eingeschränkt. Mit *Livland* (hist. auch *Lieffland*) ist das sog. Schwedisch-Livland gemeint – das nördlich der Daugava (hist. Düna) und südwestlich des Peipussees unter schwedischer Oberherrschaft 1629–1721 von Letten und Esten besiedelte und deutschsprachig verwaltete Territorium.

2 Hier und im Weiteren wird die Abkürzung des Titels als *Stratagema oeconomicum* verwendet, den vollen Titel s. im Literaturverzeichnis.

3 Im Weiteren wird der Name Johann Hermann gebraucht, wie er in den deutschbaltischen bibliographischen Werken angeführt ist (vgl. Gadebusch 1777, II: 65; Recke & Napiersky 1829: 259).

Dzintra Lele-Rozentāle, Fakultät für Übersetzen und Dolmetschen, Hochschule Ventspils, Inženieru 101, LV-3601, Ventspils, Lettland, E-Mail: dzintra.lele-rozentale@venta.lv

scher der Volkskunde, Kulturgeschichte und Medizin interessieren (vgl. dazu Stradiņš 2009: 160). Hermann beschreibt in erster Linie die landwirtschaftlichen Arbeiten und in Verbindung damit auch die livländische Bodenbeschaffenheit. Außerdem bietet er wertvolles Material für sozialhistorische Untersuchungen, z. B. zum Thema Güterverwaltung (vgl. den Beitrag von Turzyński 2011). Beide Texte sind z. T. in der herkömmlichen Tradition der deutschsprachigen Handbücher für Landwirte geschrieben, sie sind aber an die livländischen Verhältnisse angepasst. Als Nachweis ihrer praktischen Anwendbarkeit gelten wiederholte Auflagen und spätere Übersetzungen ins Russische und Polnische. Eine aus der linguistischen Sicht wichtige Frage, auf die im Weiteren auch eingegangen wird, lautet: Wie vollzieht sich die Anpassung der wissensvermittelnde Texte an die regionalen Gegebenheiten? Daraus entsteht eine weitere Frage, und zwar: Lassen sich beide Texte als Repräsentanten der regionalen deutschen Varietät einstufen? Die Beantwortung dieser Fragen sieht die Beschäftigung mit der Adressatenbezogenheit vor, die in Struktur und Themenwahl, in den gewählten sprachlichen Ausdrucksformen und auch in der Verfachsprachlichung der Inhalte vorausgesetzt werden kann. Auf Grund des bisherigen Forschungsstandes kann davon ausgegangen werden, dass beide Texte Züge der regionalen Varietät des Deutschen – des sog. baltischen Deutsch – aufweisen.

2 Verfasser, Quellen und deren Charakteristik

Das 1645 gedruckte Landwirtschaftsbuch *Stratagama oeconomicum*, das wohl bekannteste livländische Handbuch des 17. Jahrhunderts, stammt von Salomon Gubert (um 1590–1653) – Pastor zu *Sonfel* (dt. sonst *Sunzel*, heute lett. *Suntaži*), der mit Recht als „Vater der livländischen Landbauwissenschaft“ bezeichnet wird (vgl. Amelung 1885: 147). Zur Zeit des Erscheinens seines Werkes im Druck konnte Gubert auf vierzigjährige Erfahrung zurückblicken (Amelung 1884: 709–710). Sein im Folgenden mehrfach aufgelegtes Handbuch ist seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vielfach im Rahmen der Geschichts- und Sozialwissenschaften, der Agrargeschichte und Bodenkunde (vgl. u. a. Amelung 1885, Reintam et al. 2005, Stradiņš 2009) sowie auch in der germanistischen Fachliteratur – vorwiegend aus kontaktlinguistischer Perspektive – behandelt worden (vgl. Uustalu 1982, 1984, 1985, 1990). Die dem Handbuch angehängten lettischen geistlichen Lieder sind auch in der lettischen Sprachwissenschaft analysiert worden (Andronova 2006).

Die beiden ersten Auflagen von Guberts *Stratagama oeconomicum* (1645 und 1649) wurden in Riga bei Schröder gedruckt. Die zweite Auflage erhielt

auf dem Titelblatt eine Ergänzung – *Itzo zum andern mahl mit fleiß über sehen/ vnd an vielen örtern vermeret vnd verbeffert*. Die weiteren Auflagen erfolgten 1673, 1688 und 1757, was aber in der älteren Fachliteratur oft fehlerhaft dargestellt ist. Recke & Napiersky (1829: 40) erwähnen insgesamt vier Auflagen – die von 1645 und 1649 bei Schröder, die dritte 1688 bei Nöller und als vierte die 1757 bei Frölich veröffentlichte Ausgabe. Die Letzte enthält auf dem Titelblatt die Bemerkung des Druckers *Anjetzo nach der andern verbefferten und bewährt befundenen Auflage, auf vielfältiges Nachfragen zum drittenmahle gedruckt*, d. h. zwei Auflagen – die von 1673 und 1688 – sind hier gar nicht mitgezählt. Der Eintrag zu Gubert bei Gadebusch (1777, I: 456) enthält nur vier Jahreszahlen – 1645, 1649, 1688 und 1757. Die Ausgabe von 1688 ist *Nun auffs neue übersehen und mit nützlichen Registern verbeffert*. Die im vorliegenden Aufsatz gewählte Auflage von 1673, gedruckt bei Bessemesser, ist eigentlich die Dritte in dieser Reihe, die, abgesehen vom einleitenden Teil, mit derjenigen von 1649 übereinstimmt. Die Differenzen in den Jahresangaben haben sich wahrscheinlich im Laufe des 18. Jahrhunderts eingeschlichen und sind in der Folgezeit immer wieder übernommen worden, manchmal auch fehlerhaft, wie z. B. bei Adelung (1787: 1647), wo als Erscheinungsjahre 1645, 1649, 1688 und 1765 (!) angeführt sind. Bei Amelung finden sich Angaben zu sechs Auflagen: 1645, 1648 (!), 1668 (!), 1673, 1688, 1757 (1884: 721, Anm. 1). In der gegenwärtigen Forschung werden verschiedene Auflagen mit Ausnahme der Erstausgabe herangezogen, da sie in Bezug auf den Haupttext kaum Unterschiede aufweisen. Die hier gewählte Auflage, die im Erscheinungsjahr derjenigen von Hermanns Werk am nächsten steht, stimmt mit der von Gubert selbst vermehrten Auflage von 1649 überein, die festgestellten, vereinzelt auftretenden Differenzen sind vorwiegend drucktechnisch bedingt.

In der Vorrede zu seinem *Tractätlein*, wie Gubert es selbst im Register und in der Vorrede bezeichnet, wendet sich der Verfasser an den Leser, indem er seine für einen Pastor ungewöhnliche Beschäftigung zu rechtfertigen versucht:

Ich muß jährlich predigen: Vom Weinberge: viererlei Acker: vom Brod: Gluckhenne: vom guten Hirten: vom verlornen Schafe: von Fifcherey: vom ungerechten Haußhalter: c. von Auffätzigen: Wafferfächtigen: Gichtbrüchtigen: und pro re nata auß dem Naturbuch Gleichnisse einführen. Wil kürze halben nicht gedencken/ wie uns die Schrift in das Naturbuch führet. [...] Die anderen haben haben das Wörtlein *Stratagema*⁴ unfreundlich gehehelt: Die weife ich in das *Alftedii Stratagematographiam in Enciclopaed. pag. 2395.* der wird fie beffer urtheilen lehren. (Gubert 1673: Vorrede)

4 Die hier und im Weiteren in Zitaten kursiv markierten Fremdwörter, lateinische Zitatwörter und zitierte Passagen sind im Original in Antiqua gesetzt, im Text integrierte anderssprachige Beispiele werden dagegen *recte* angeführt.

Die wiederholten Auflagen zeugen von einer ständigen Nachfrage. Als eventuelle Adressaten nennt Amelung (1884: 722) die gebildeten livländischen Landwirte, Gutsbesitzer und -verwalter:

Der Ackerstudent Guberts war in den Händen eines jeden gebildeten Landwirths in Livland und Hunderte der häufig nicht selbst wirthschaftenden Gutsbesitzer, vorzüglich aber die zahlreichen bürgerlichen Gutsverwalter bedienten sich desselben als eines in seiner Art einzigen und unentbehrlichen Lehrmittels.

Güntz (1897: 9) zählt Gubert neben Coler, Grosser, Höfler, Picus, Grützmann und Germershausen zur Gruppe der landwirtschaftlichen Schriftsteller, die aus protestantischen Pfarrern bestand. Gubert hat in sein Buch auch die unveröffentlichten Materialien des Astronomen, Astrologen und Mediziners Zacharias Stopius oder Stoppe (um 1535–Ende des 16./Anf. des 17. Jhs.) aufgenommen, worauf im Text (Gubert 1673: 45) auch ein expliziter Hinweis zu finden ist, vgl. *Das III. Capitel. Von der Sonnen Auf= und Niedergang/ Tag= und Nachtlängen/ nach des S. H. D. Zachar. Stopii Abfatz. Von den unbeweglichen Festen und horizontal Sonnen=Uhr auff 57 2/3 Gr. Compaß*. Das Kapitel enthält Stopius' Tabelle der Berechnungen der Zeiten (Gubert 1673: 45–60), denen die Auswertung ihrer Geltung erfolgt. Stopius hatte in Rostock studiert und dort 1569 seinen Dokortitel erlangt. Bekannt wurde er in Livland u. a. als Verfasser der *Liefländischen Oekonomie*, die nur in Abschriften im Umlauf war und aus der Gubert 1645 Einiges in sein *Stratagema oeconomicum* übernahm, u. a. auch die von Stopius empfohlene Konstruktion der Sonnenuhr (Stradiņš 2009: 123). In seinen letzten Lebensjahren hat sich Stopius der Landwirtschaft zugewendet. Man kann sich zwar vorstellen, dass Guberts *Stratagema oeconomicum* teilweise auch von Stopius' Manuskript inspiriert wurde. Dessen vollständige Auswertung ist aber mit Ausnahme der astronomischen Daten heute nicht mehr möglich, da sich weder das Manuskript noch seine Abschriften erhalten haben. Stradiņš nimmt an, dass Stopius' Werk und auch das *Stratagema oeconomicum* von Gubert für Livland angepasste Versionen der Publikationen Johann Colers gewesen sein dürften. In Guberts *Stratagema oeconomicum* aber wirke seiner Meinung nach auch die im damaligen Europa deutlich erkennbare Tendenz von Erkenntnissen antiker Autoren zur modernen empirischen Erfahrung und in das Werk seien auch Elemente aus den Natur- und Sozialwissenschaften integriert (vgl. Stradiņš 2009: 161). Im gesamten Text tritt Gubert auch als Pastor auf: Belege dafür findet man in erbaulichen Passagen, in zahlreichen Zitaten, oft aus der Bibel. Dadurch wird es möglich, auch den angedachten Adressaten des Buches detaillierter zu beschreiben – den gebildeten christlichen Leser, dem lateinische Zitatwörter, Phrasen und Sätze, zwar mit Übersetzungen, sowie der häufige Gebrauch von vielen in Antiqua gesetzten Fremdwörtern zugemutet werden können.

Über Johann Hermann, dessen *Lieffländischer Landmann* 1662 in Riga von Bessemesser aufgelegt wurde, ist weniger bekannt, auch wenn er laut Amelung (1884: 710) einer der „zwei namhafte[n] Vertreter“ der livländischen Hausväterliteratur und Nachfolger von Gubert gewesen sei. Gadebusch (1777: 65) vermutet, dass Johann Hermann – „ein erfahrner und glücklicher Landwirt in Livland“ – ein Anverwandter des aus Neidenburg stammenden Dichters Daniel Hermann (um 1543–1601) gewesen sein könnte. Hermanns *Lieffländischer Landmann* wurde 1695 in Riga wiederholt bei Nöller aufgelegt. Eine Erwähnung in der Reihe der gedruckten Hausväterliteratur aus dem Zeitraum 1650–1750 fand Hermann neben Gubert bei Güntz (1897: 8). Der polnischen Übersetzung aus dem Jahre 1673 (wiederholte Auflage 1823) verdankt das Werk Hermanns seine Einbeziehung in den fachhistorischen Diskurs. So widmet Turzyński (2011: 81–83) in seiner Untersuchung zur Buchhaltung an polnischen Gutshöfen des 17. Jahrhunderts seine Aufmerksamkeit u. a. auch dem Konzept Hermanns (poln. *Jan Hermann*). Weder in der germanistischen noch in der lettischen Linguistik ist dieses Werk näher analysiert worden, eher als Ausnahme kann seine Heranziehung in der Untersuchung des regionalen Wortschatzes von Uustalu erwähnt werden (vgl. Uustalu 1990).

Thematisch umfasst das Werk Hermanns mit Guberts *Stratagema oeconomicum* vergleichbare Bereiche – mit Ausnahme der astronomischen Daten. Als anschließendes Kapitel (Cap. XXXVIII–XL) enthält es Vorschriften für den Amtmann bei der Ausführung seines Amtes, u. a. auch darüber, wie der Amtmann seine Rechnungen führen und die Hofmutter ihr Amt verrichten sollen. Aus der *Dem Erleuchten Hoch- und Wohlgebohrnen Grafen und Herrn [...] Magno Gabrieli de la Gardie* gewidmeten *Dedicatio* wird in der Vorrede die Intention des Verfassers offenbar, die er mit seinem „Werklein“ verfolgt:

[...] ich möchte diefe meine auß der Erfahrungheit felbften gefchöpfpte Wiffenfchafft/ der ich mich in fo vielen Jahren mit mehrerm Vortheil alß Schaden/ Gott Lob/ geübet/ von der Wirtfchafft zu Lande bey mir nicht erfterben/ fondern der *poferität* durch den Druck hinterlaffen [...]. (Hermann 1662: Vorrede)

3 Einige Bemerkungen zum Inhalt der Texte

Guberts *Stratagema oeconomicum*, dem das Vorwort des Druckers und die Vorrede des Verfassers vorangestellt sind, besteht aus drei Teilen, das Werk von Hermann umfasst außer der *Dedicatio* und *Vorrede* 40 Kapitel. Beide thematisch unterschiedlich strukturierten Werke zeigen viele inhaltliche Übereinstimmungen auf. Die Differenzen bestehen vor allem in der Heranziehung des

Manuskripts von Stopius bei Gubert und der damit verbundenen astronomischen, auch astronomisch-technischen Abschnitte, wie z. B. über die Nutzung von Kompass und Herstellung der Sonnenuhr, ergänzt durch das auf die Wettervoraussagen orientierte livländische „*Bauer=Prognostikon*“. Die Themenwahl ist in beiden Werken regional determiniert. Das betrifft die Beschreibung der Bodenbeschaffenheit und der landwirtschaftlichen Kulturen, der traditionellen Arbeiten in der Landwirtschaft, Jagd, Fischerei, Imkerei und auch einige handwerkliche Tätigkeiten, die dem Amt des Ackermanns oder Landmanns oblagen. Der Ackermann Guberts soll klar umrissene persönliche Voraussetzungen zur Ausübung des Amtes mitbringen:

Ein Ackermann fol unter 60. Jahren alt feyn/ ein weifer verftändiger Mann/ der fürnemblich in wahrer Gottesfurcht (welche der Weißheit Anfang ift) lebet/ fleißig beten/ die Seignen/ wie auch die Arbeitsleute Abends und Morgens/ vor und nach dem Effen zum Gebät halten. (Gubert 1673: 1)

Gubert schildert außerdem viel ausführlicher solche Bereiche wie Viehzucht, Haltung von Haustieren und Geflügel sowie eine Reihe von wichtigen Tätigkeiten, wie z. B. Insektenbekämpfung, und auch handwerkliche Tätigkeiten, die für die Wirtschaftsführung unentbehrlich waren, wie z. B. Bauarbeiten. Bei Hermann beobachtet man dagegen eine stärkere Orientierung auf die praktische Ausübung der Tätigkeit des Amtmanns. Im XXXVIII. Kapitel beschreibt er die Fragen an den Bewerber vor dessen Anstellung seitens der Herrschaft:

Ob er nemlich ein Haußwirth/ und vorhin beym Land=Leben gewefen fei; Ob er weiß/ was eine richtige und redliche Rechnung fey/ demenach examinire man den Amtmann von Akkerbau/ von der Saat=Zeit/ ja vom der gantzen Wirthfchafft [...] (Hermann 1662: 116)

Die Auswertung dieser Übereinstimmungen und Differenzen aus wirtschaftshistorischer Sicht, ergänzt durch das Material anderer landwirtschaftlicher Handbücher, könnte ein interessanter Beitrag zur livländischen, d. h. regionalen landwirtschaftlich orientierten Wirtschaftsgeschichte werden, da das Werk Hermanns als komplementär zu dem von Gubert betrachtet werden kann. Ein Vergleich beider Werke, den Amelung vornimmt, fällt aber zugunsten Guberts aus, dessen Schrift älter ist und:

[...] sie [beschäftigt] sich dafür bei ihrer grösseren Kürze und Einfachheit zum Glück auch nicht mit dem zum Theil völlig abergläubischen und wüsten Receptenkram des Joh. Hermann, sie erweist sich ferner als sehr freisinnig bei der Anwendung der damals unentbehrlichen Wetterdeutung und des vielen sonstigen Hocuspocus, der Zaubermittel u. a. m. (Amelung 1884: 710)

4 Informationsgewinnung und -präsentation: eigene Erfahrung und intertextuelle Bezüge

Guberts *Stratagema oeconomicum* ist eine Verflechtung von Schilderungen eigener Praxis mit intertextuellen Bezügen. So erklärt Gubert z. B. den Kellerbau aus eigener Erfahrung, die dann anschließend als solche auch explizit hervorgehoben wird:

In der innerften Thür fetzet man ein Fenster/ das wird allezeit offen gehalten/ ohne allein wenn es blizet/ und wenn im Winter die kalten Nordwinde darauff ftoffen/ fo wird es zu gemacht. In folchem Keller ift mir in etlichen Jahren nichts gefroren. Ich kan auch Mertz= Bier bis auff Michael darinn gut behalten. (Gubert 1673: 101)

Einige Textpassagen sind rhetorisch in Frage-Antwort-Form strukturiert, die Gubert mit der Einleitung *Hier fällt eine Frage für* beginnt und in lapidar gehaltenem Stil mit *Antwort* weiterführt. Vgl. die Erörterung des Themas *Winterweizen=Saar*:

Hier fällt eine Frage für: Obs Sünde fey/ den Roggen zu knicken/ daß der Weizen beffer wachfen könne? Antwort: In der Vor=Riegen außzuziehen/ wenn man wegen der häufigen Arbeit/ die in folcher Zeit fürfällt/ darzu kommen könnte/ wäre beffer. Ich mache einen Unterfcheid zwifchen dem/ welchen man zur Saar/ und welchen man zur Taffel bedarff. (Gubert 1673: 150)

Ein anderes Verfahren der Textgestaltung sind die Zitate und darin folgt Gubert einem auch von Coler des Öfteren praktizierten Verfahren. Dem einleitenden Teil sind acht Zitate aus der Bibel vorangestellt, deren Schlüsselwörter – Substantive, Verben und Verbalphrasen – im *Stratagema oeconomicum*, bezogen auf verschiedene Themen, meist auch behandelt werden: *pflanzet Bäume, fäet im Lande, ein Stück Akkers, Vieh=hirten, drafch Weizen, kaufft einen Akker, ein Kühehirt, Heerde, Akkermann*. Als Illustrationen werden hier zwei Zitate angeführt: Genes. 21: *Abraham pflanzet Bäume zu BerSeba* (Genes. 21) und *Zacharias nennet sich einen Akkermann* (Zach. 13). Damit schafft Gubert einen fließenden Übergang zur Behandlung des im Titel seines Werkes angekündigten Themas.

Lateinische Zitate und deren deutsche Übersetzungen oder auch deutschsprachige Paraphrasen erfolgen meist mit Hinweis auf die Quelle, vgl. Plinius: *Frons Domini plus prodeft in agro, qvam occipitium, Mit den Augen fchaffet der Herr dem Akker mehr Nutzen als mit dem Rücken* (Gubert 1673: 3 f.) oder Cato: *Res ruftica fic eft, fi unum fero feceris, omnia opera ferò facies. Mit dem Akkerbau ift es also befchaffen/ wo du ein Ding zu fpät thuft/fo gefchicht das andere auch zu fpät*. (Gubert 1673: 4)

Ähnlich wie bei Coler, nur in geringerem Umfang, finden sich bei Gubert gereimte Zitate oder sonstige gereimte Fragmente, vgl.:

Luth: Der Herre muß felbst fein der Knecht/
 Wil ers im Haufe haben recht/
 Die Fraue muß felbst fein die Magd/
 Wil fie im Haufe schaffen Raht. (Gubert 1673: 7)

Durch die Zitate, die z. T. eine belehrende Funktion haben sollten, vollzieht sich gleichzeitig auch eine Lokalisierung der im Lateinischen bekannten Ausdrücke, wie z. B. im einleitenden Teil zum Thema *Bemiftunge*, vgl. Cato: *Sterqvilinium magnum ftude ut habeas. Das ift: Lege fleiß an/ daß du viel Mift famleft.* (Gubert 1673: 118 f.)

Der intertextuelle Bezug kann auch im Satz integriert werden, vgl. *Die fchuppichten Fifche find gefunder/ als die schleimmichten Fifche/ darumb Gott im alten Testament den Juden Levit. 11. die Schleim=Fifche verbohten.* (Gubert 1673: 127)

Die Ähnlichkeit der Zitierweise bei Coler und Gubert überrascht nicht, da die beiden Autoren auch der ausgeübte Beruf verbindet: Sowohl Coler als auch Gubert waren protestantische Pfarrer. Was aber als Anspruch auf Wissenschaftlichkeit interpretiert werden kann, das ist der Hinweis auf das vorher genannte Manuskript von Stopius. Auch auf andere das Fachgebiet betreffende Quellen gibt Gubert in seinem Text eindeutige Hinweise, z. B. *Herr Colerus gibt in feinem Hauß=Buch dem Einfältigen nachfolgenden Bericht* (Gubert 1673: 153) oder im Falle der Pferdeerkrankung: *Wolfgangus fchreibet in Magia Naturali. Man fol ihme alßdenn/ wenn es fich eben ins Waffer legen wil/ einen neuen oder alten Pott auffm Kopff entzwey fchlagen [...]* (Gubert 1673: 174) u. a. Vereinzelt erscheinen bei Gubert auch Hinweise auf die Autoritäten der Antike, wie im folgenden Beispiel: *Desperatis Hippocrates verat ad hibere medicinam. Der berühmte Medicus Hippocrates läffet nicht zu/ daß man die Artzeney mißbrauchen fol bey denen/ welche die Hoffnung der Gefundheit verlohren.* (Gubert 1673: 178 f.)

Gubert verwendet verschiedene wissenschaftliche Techniken. Einige Querverweise sorgen für die Kohäsion des Gesamttextes, vgl. *Im Anfang dieses Monats ift die letzte Gerften/ aber die befte Buchweizen=Saatz/ biß an Viti. Befihe das Cap. von der Saatzzeit.* (Gubert 1673: 25) oder über die Mäusebekämpfung: *Gute Mäufe=Katzen feyn better/ die verbieten ihnen leichtlich die Herberge. Befihe im 3. Theil das 7. Cap.* (Gubert 1673: 109)

Hermann bezieht sich in seinem Werk kaum auf die Fachliteratur seiner Zeit, es geht ihm vor allem um die eigene Erfahrung, wie dies schon in der Vorrede unterstrichen wurde. Darin kann ein wesentlicher Unterschied zu Gu-

bert festgestellt werden. Eine von Hermann in diesem Kontext verwendete idiomatische Wendung mit allgemeinem Hinweis kann eher als *ornatus* aufgefasst werden, vgl. *Wie dann die Schrift davon spricht/ es foll kein Akker über fein Vermögen tragen.* (Hermann 1662: 80)

5 Adressatenbezogen verwendete grammatikalische Formen

Die Kohäsion und Kohärenz des Gesamttextes wird von beiden Verfassern unterschiedlich erreicht. Der mit intertextuellen Bezügen reichlich ausgestattete Text von Gubert ist stilistisch ungleichmäßig, insbesondere im Bereich der Satzstilistik. Diese Verschiedenheit des Stils äußert sich im Wechsel von vollständigen und elliptischen Sätzen, wobei die Letzteren hin und wieder durch *Item* eingeführt werden können, wie dies eher für Urkunden charakteristisch ist, z. B. *Zwei Tage nach dem vollen Monde fäet man Röttig. Item Rüben in den Bufchrödungen.* (Gubert 1673: 25)

Eine Besonderheit der zuweilen lapidaren Formulierungsweise bei Gubert sind die Sätze mit Infinitiv. So finden sich bei der Beschreibung der Arbeiten im Monat März Sätze wie: *Im Anfang dieses Monats/ das im Decemb. und Januario gefällete hinterstellige Bauholz außschleppen. Im neuen Licht Egdén bauen lassen.* (Gubert 1673: 12) oder im September – *Kapaunen machen. Den Elenden und wilden Gänsen nachstellen. Wacholderbern einfamlen.* (Gubert 1673: 32) In diesen Beispielen lässt sich ein ökonomisches Sprachverhalten beobachten. Der Infinitiv erscheint hier, wie dies aus Anweisungen und Rezepten verschiedener Art bekannt ist, immer mit vorangestellten Determinanten.

Die Beschreibung der Saatzeit enthält eine detailliert geschriebene Passage, in der Infinitiv mit zu zum Ausdruck der Notwendigkeit verwendet wird:

die Sonne ist der Vater/ der Mond die Mutter/ der wachfenden Dingen/ derohalben die Zeit/ welche nach der Sonnen gerechnet wird/ und des Mondes Lauff/ fo viel müglich/ mit der Saat Außftreuung in acht zu nehmen. (Gubert 1673: 137f.)

Der Beruf des Verfassers kommt im abschließenden Teil des *Stratagema oeconomicum* deutlich zum Ausdruck, er wird mit einem Gebet abgeschlossen (Gubert 1673: 257 f.), dem im Anhang geistliche Lieder deutsch und lettisch folgen. Betrachtet man das Werk von Gubert in seiner Gesamtheit, so wird deutlich, dass es trotz seiner Kohärenz, die durch thematischen Aufbau und fachsprachliche Formulierungen, intertextuelle Bezüge und erbauliche Einschübe realisiert wird, keine Einheitlichkeit in der Form aufweist – verschiedene Stilebenen und

grammatische Mittel zur Gewährleistung der kommunikativen Zwecke hinterlassen gelegentlich einen eher heterogenen Eindruck. Nicht nachweisbar ist dabei der Einfluss des Manuskripts von Stopius. Ob Stopius' Text in unveränderter Form übernommen wurde und ob sich Gubert von weiteren Informationen inspirieren ließ, lässt sich ohne Vergleichsmöglichkeiten mit dem Ausgangstext nicht mehr nachweisen.

Hermanns Werk unterscheidet sich stellenweise in seiner sprachlichen Form stark vom *Stratagema oeconomicum*. In erster Linie ist dies an der Verwendung der Verbformen zu konstatieren. Zwar findet man einige Parallelen zu Gubert, z. B. in den Anleitungen in 2. Pers. Sg. Imp., wenn der Leser direkt aufgefordert wird, eine Handlung vorzunehmen, vgl. die Beschreibung der Insektenbekämpfung: *Nimb eine gute Handvoll oder mehr Knoblauchs/ stoß ihn klein/ lege selbigen in eine Tonne mit Waffer [...]*. (Hermann 1662: 39)

Im Unterschied zu Gubert schreibt Hermann in langen ausführlich formulierten Sätzen und nutzt zur Aufforderung und Ausdruck der Notwendigkeit häufig Konj. Präs., vgl. *Wann ein Haußman einen harten Bodem [...] gebe er acht/ daß so balde das Land ein wenig/ als auff etwa 2. oder 3. Finger dikke tieff sich auffzuthun oder zu dauern beginnet/ er dafelbe also fort auffpflügen laffe [...]*. (Hermann 1662: 7)

Vergleicht man die grammatikalischen Formen, die Lexik und Realisierung des Adressatenbezugs in beiden Texten, so fällt bei beiden Autoren eine differenzierte Bevorzugung grammatischer und lexikalischer Mittel auf. Das Werk von Gubert enthält diverse Formen, wie z. B. die in Urkunden charakteristischen *Item*-Einleitungen, elliptische Sätze mit Infinitiv in appellativer Funktion, die 2. Pers. Sg. Imp. oder 2. Pers. Sg. Ind. Hermann hingegen schreibt in einem eher homogenen Stil, seine Ausdrucksweise ist hypotaktisch und im Unterschied zu Gubert kann man in den anleitenden Passagen die präferierte Verwendung des Konj. Präs. Ind. beobachten.

6 Übersetzungen aus dem Lateinischen

Vom Leser des *Stratagema oeconomicum* wird erwartet, dass er gewohnt ist, Texte mit zahlreichen intertextuellen Bezügen und lateinischen Zitaten zu rezipieren. Dasselbe betrifft auch die vielen in Antiqua gesetzten Latinismen, die von beiden Verfassern verwendet werden. Als leserfreundliches Verfahren können bei Gubert die Übersetzungen der lateinischen Bezeichnungen, Phrasen oder sogar längeren Zitaten betrachtet werden, auf die der Verfasser an vielen Stellen den Leser auch aufmerksam macht. So findet man Formulierungen wie *Die Naturkündiger nennen die Lufft Balsamum omnium corporum; Einen Balsam*

aller Körper. (Gubert 1673: 91) und explizierende Hinzufügungen, wie z.B. *ohne die Vordachung/ welche auf Lateinifch suggrundia genennet wird* (Gubert 1673: 104 f.). Durch einzelne gereimte Zitate verliert der Text von Gubert seine Fachlichkeit, der Stil ist eher unterhaltend erbaulich, wie dies im folgendem Beispiel zu sehen ist:

Caro porcina, fine vino peior ovina:

Si tribuas vinum, fuerit cibus & medicina.

Fleisch vom Schaf ist beffer als vom Schwein:

Artzney und Speiß/ ift Schweins Fleisch mit Wein. (Gubert 1673: 194)

Solche im Gesamttext verstreuten, gereimten Passagen kommen im *Stratagema oeconomicum* mehrfach vor, damit wird die Tradition, die man auch bei Coler beobachten kann, fortgesetzt. Die angeführten Beispiele, die z. T. eine unterhaltende Form haben, entsprechen eventuell den Erwartungen des Lesers. Das Nebeneinander von lateinischen Zitaten und deren Verdeutschungen signalisiert möglicherweise den Übergang zur deutschsprachigen Kultur. Hermanns *Lieffländischer Landman* dagegen kann satzstilistisch eher als homogen betrachtet werden und auch auf der lexikalischen Ebene ist das Werk konsequent in der Präsentation der regional markierten lexikalischen Mittel, kombiniert gelegentlich mit Übersetzungen, wie dies im nächsten Kapitel gezeigt werden soll (s. Kap. 7.3.).

7 Explikation der regionalen Zugehörigkeit der Texte

7.1 Zum Forschungsstand

Die Regionalität der hier behandelten Quellen drückt sich verschieden aus. Neben der Themenwahl und den wiederholt explizit formulierten Hinweisen für den Leser soll im Kontext des Adressatenbezugs auch die regionale deutsche Sprache behandelt werden, die ein weiteres Indiz für die Orientierung an der livländischen Leserschaft ist. Das baltische Hochdeutsch als Folgesprache des davor dominierenden und im Laufe des 16. Jahrhunderts allmählich verdrängten Mittelniederdeutsch hatte zahlreiche Elemente des Letzteren aufgenommen, die, ergänzt durch einheimische lettische und estnische Bestandteile, die Spezifik der deutschbaltischen Lexik bildeten (vgl. Lele-Rozentāle 2016). Die niederdeutschen Bestandteile im *Stratagema oeconomicum* wurden seit den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts von Uustalu in mehreren Aufsätzen behan-

delt. Sie hat niederdeutsche Entlehnungen im *Stratagama oeconomicum* (Ausgabe von 1688) näher untersucht und einen starken niederdeutschen Einfluss festgestellt (Uustalu 1982). Das Werk von Gubert diente Uustalu neben Heinrich Gösekens *Manuductio ad Linguam Oesthonicam* (1660) auch als Quelle zur Untersuchung des Umlauts und dessen Abweichungen und Schwankungen, für die häufig der niederdeutsche Einfluss angenommen werden konnte (Uustalu 1984). Uustalu (1985: 81f.) hat die Auffassung bestätigt, dass das baltische Deutsch ein niederdeutsches Substrat hat, und versuchte die Intensität des niederdeutschen Einflusses am Beispiel der baltischdeutschen Vokale der Stammsilbe, die in der betonten Silbe vom neuhochdeutschen Usus abweichen, an Hand der vorher erwähnten Quellen zu belegen. Der Text von Gubert wird von Uustalu als baltischdeutsch eingestuft und als häufigste Abweichung wird die baltischdeutsche Vokalkürze konstatiert, die an Stelle der nhd. Vokallänge in der Tonsilbe auftritt (Uustalu 1985: 87). Die Analyse der lexikalischen Elemente der regionalen Texte aus dem 17. Jahrhundert führen Uustalu zu der Schlussfolgerung, dass die landwirtschaftlichen Texte von Gubert und Hermann im Vergleich zu den Urkundentexten viele umgangssprachliche Elemente enthalten und dass die regionale Spezifik vor allem an niederdeutschen Elementen festzustellen sei (Uustalu 1990: 141). „Die landwirtschaftlichen Büchlein“, wie sie von Uustalu bezeichnet werden, „behandeln Probleme aus der dinglichen Umwelt, deshalb finden sich dort Lexeme, die wahrscheinlich aus der damaligen Umgangssprache herkommen“ (Uustalu 1990: 146).

Die von Uustalu durchgeführten Untersuchungen beziehen sich auf die phonetischen und lexikalischen Spezifika der Texte, vor allem des *Stratagama oeconomicum*, das Werk von Hermann ist an Einzelbeispielen analysiert. Für die Erforschung der frühen wissensvermittelnden Texte sind aber auch andere Faktoren von Bedeutung, wie z. B. die für die Entstehung eines fachsprachlichen Textes verwendeten Verfahren, die dessen Textualität ermöglichten, sowie auch die gezielte Regionalisierung bez. der Thematik, des sprachlichen Usus und der Erwartungen des Rezipienten. Aus diesen Überlegungen werden im Weiteren einige Hinweise auf die Region sowie auch einzelne Formen der Einführung regionaler lexikalischer Elemente behandelt.

7.2 Explizite Hinweise auf die Region

Hinweise auf die geographische Ausrichtung sind auffällige Merkmale. Die beiden Verfasser weisen auf Livland als Region der von ihnen beschriebenen Bodenbeschaffenheit und der territorial bedingten landwirtschaftlichen Tätigkeit hin. Schon die Titel beider Werke enthalten diese Information: *Denen jungen*

ungeübten Akkersleuten in Liefland zum nöhtigen Unterrichte bei Gubert und *Lieffländischer Landman* bei Hermann.

In Guberts *Stratagemata oeconomica* ist der regionale Bezug schon dadurch stärker ausgeprägt, dass er viele Daten von Stopius übernommen hatte, die in ihrer Verwendbarkeit geographisch begrenzt sind. Bei der Auflistung der Zeiten des Sonnenauf- und -niedergangs nach Stopius wird die Richtigkeit der angeführten Daten relativiert, vgl. ... *so wird sie doch in Churland/ im Bauischker Parallel etwas/ aber gar wenig/ fehlen/ in Littawen im Roffenischen Parallel mehr [...] aber im Revalischen Parallel mehr Unrichtigkeit haben [...]* (Gubert 1673: 61). Es kann angenommen werden, dass diese Überlegungen von Stopius stammen, da die weiteren Ausführungen Kenntnis der Astronomie erfordern, dasselbe betrifft auch die Beschreibung der Ausfertigung der Sonnenuhr (vgl. dazu Gubert 1673: 66–69).

Die regionale Ausgerichtetheit erscheint unterschiedlich sprachlich formuliert durch das attributiv gebrauchte *livländisch*, vgl. aus der Beschreibung des Bauer-Prognostikons *Die Lieffländische Bauren nehmen in acht die Wochen vor Weihenachten/ und die Wochen nach Weihenachten* (Gubert 1673: 77 f.) oder auch in der Kapitelüberschrift bei Hermann, vgl. *Cap. I. Vom Winter und deffen Lieffländischer Arbeit* (Hermann 1662: 1), sowie auch bei der Beschreibung von Personen bestimmter Stände, z. B. *Daß die Lieffländischen Land=Herren viel auff Wein wenden/ mit Verachtung des edlen Gersten=weins/ darmit GOtt diß Land gefegnet/ kan ich nicht entschuldigen* (Gubert 1673: 227). Sonst tritt die regionale Fokussierung durch andere Mittel in Erscheinung, wie z. B. durch die hyperonyme Form *Nordenländer*, vgl. *Aber im Vor=Jahr thut er [Nordwind, Dz. L.-R.] dem Roggen schaden/ in diesen Nordenländern*. (Gubert 1673: 159) Manchmal ist einfach von „diesem Lande“ geschrieben, dessen Identifizierung durch den Titel als gewährleistet gilt, vgl. *In diesem Lande ist nicht zuträglich Holländisch Viehe zu halten* (Gubert 1673: 184). Verwendet werden auch metonymische Bildungen, wie z. B. *Die Leute in den Bier=Ländern leben eben so lange/ als in den Wein=Ländern/ und überwinden jene mit Leibes=ftärkke* (Gubert 1673: 228). Als weiterer Hinweis auf die Region kann der Vergleich der landwirtschaftlichen Arbeiten mit denen im benachbarten Estland aufgefasst werden, wie dies bei Hermann zu finden ist: *[...] wil man aber mit Eichene[n] Zapffen oder Nägeln im Dröschlande egge[n]/ ist besser/ wie im Ehftlande geschicht* (Hermann 1662: 5) oder: *In Ehftland/ wofelbsten man wenig oder geringe Rödung schläge/ machet man an ftat derfelben die Lohmes[...]* (Hermann 1662: 25).

7.3 Regionale Varianten mit dem Konnektor *oder*

Die regionale Spezifik erscheint in beiden Texten in unterschiedlichen Formen. Als charakteristisch kann man Wortpaare anführen, deren ein Bestandteil ein

baltischdeutsches Äquivalent zum hochdeutschen Wort ist, verbunden mit dem Konnektor *oder*. Diese Art zu formulieren wird vor allem von Hermann bevorzugt. Es handelt sich in vielen Fällen um lokal verbreitete lettische, vereinzelt auch estnische Lehnwörter oder um regionale, vorwiegend aus dem Niederdeutschen entlehnte und in Livland bekannte Fachwörter, die zur Entstehung der regionalen Varietät des baltischen Deutsch beigetragen haben. Mit dem Konnektor *oder* nimmt Hermann in diesen Fällen eine sprachlich determinierte Wahl vor. Was seine Intention betrifft, so könnte man sich vorstellen, dass dadurch als Landmann auch derjenige, der des regionalen Deutschen nicht mächtig war, in die Lage versetzt werden sollte, die Aufsicht über die landwirtschaftlichen Arbeiten in Livland zu übernehmen. Es geht hier dementsprechend um Informieren und Belehren. Der Konnektor *oder* wird auch in anderen Funktionen verwendet. Man kann zahlreiche inhaltlich determinierte Variationsmöglichkeiten beobachten, wie z. B. vom *Regen oder Schnee* (Hermann 1662: 56), *im zunehmenden= oder vollen Mond* (18), *voller Äste oder Zweigen fein* (53), *zwey oder drey Körnlein* (28) u. a. Diese Fälle werden hier nicht behandelt. Weiter wird nur die einleitend genannte regional markierte Gruppe der parallel gebrauchten Fachwörter mit dem Konnektor *oder* näher betrachtet und mit den Einträgen in den Sammlungen regionalspezifischer Wörter abgeglichen. Ihr Vorhandensein in den regionalen Wortschatzsammlungen gilt als Nachweis des vom hochdeutschen Usus abweichenden Gebrauchs. Bevorzugt wird hier zum Vergleich das *Idiotikon der deutschen Sprache in Lief- und Ehftland* (1795) von Hupel⁵ herangezogen, worin gelegentlich auch Verweise auf Gustav Bergmanns *Sammlung Livländischer Provinzialwörter* (Salisbury 1785) enthalten sind.

7.3.1 Niederdeutsche Elemente

Modder oder Schlamm

Im Wortpaar *Modder oder Schlamm* (Hermann 1662: 90) ist *Modder* die niederdeutsche Entsprechung zu Schlamm, vgl. mnd. *mod[d]e, mudde* ‚Schlamm (in Gräben)‘. (Schiller & Lübben 1877, III: 106)

Molkk(e) oder Waddak

Das Wortpaar *Molkk oder Waddak* (Hermann 1662: 62), *Molkke oder Waddak* (140) enthält ein regional verbreitetes niederdeutsches Wort, vgl. mnd. *wadde-*

⁵ August Wilhelm Hupel (1737–1819), Pastor und Literat, geboren im Herzogtum Weimar, kam im Alter von 20 Jahren ins Baltikum. Sein Interesse galt neben verschiedenen anderen Bereichen auch der regionalen Variante der deutschen Sprache, insbesondere deren Lexik.

ke, *wadike*, *watke* ‚Käsewasser; was von der Milch zurückbleibt, nachdem Butter oder Käse daraus gemacht wird‘ (Schiller & Lübben 1880, V: 571).

Stangen oder Ricker

Stangen oder Ricker von Thannen (Hermann 1662: 6) *ein paar Stangen oder Rükker* (41), *auff Stangen oder Rükker hengen* (43), *von starkken Rikkern oder Stangen* (55), *eine Scheune von Rikkern oder Stangen* (58).

Hupel (1795: 192) lemmatisiert das regional gebrauchte Fachwort *Ricker* in seinem *Idiotikon der deutschen Sprache in Lief- und Ehftland* und gibt dazu eine Erklärung: Es bedeute „bey dem rigischen Holzhandel eine Stange, Latte, auch einen dünnen Balken. Einige verstehen dadurch kleine Latten. S. auch Rükker“. Auch Bergmann (1817: 216) führt es als eines der regionalen Wörter an: *Ricke*, *Ricker* ‚dünne Stangen, daran noch die Rinde ist‘. Laut Schiller & Lübben bedeutet das mnd. *rick*, *reck* ‚eine lange dünne Stange‘ (Schiller & Lübben 1877, III: 475).

wehden oder außjäten

Im Wortpaar *wehden oder außjäten* (Hermann 1662: 88) erscheint das aus dem Mittelniederdeutschen stammende *wehden* als regionales Synonym für *ausjäten*, vgl. mnd. *weden* ‚Unkraut ausraufen‘ (Schüller & Lübben 1880: 645). In seinem *Idiotikon* führt es auch Hupel (1795: 260) an.

trucknen oder dorren

Das Wortpaar *trucknen oder dorren* (Hermann 1662: 7) enthält die niederdeutsche Entlehnung *dorren*, die auf das mnd. *dorre* ‚trocken‘ zurückgeht (Schiller & Lübben 1875, I: 553). Das Wort fehlt im Wörterbuch von Hupel.

Durch *oder* werden auch regionale parallele Varianten verbunden, die als stilistisch markiert gelten, vgl. *eine Handvoll verbunden Hopffen oder einen Knuppen von Hopffen* (Hermann 1662: 77). Laut Hupel soll der *Knup* statt *Knoten* als pöbelhaft gelten und nach Bergmann bedeute es auch ‚ein Bündel oder Päckchen‘ (Hupel 1795: 120).

In einigen Fällen wird auf den regional bedingten Gebrauch explizit im Text hingewiesen, wie z. B. durch die Anmerkung „wie bei uns genannt“. In solchen Fällen handelt es sich um vollständige Übereinstimmungen, vgl. *einen harten Bodem/ oder wie bei uns genandt/ Dröfche* (Hermann 1662: 7). Laut Hupel (1795: 52) bezeichnet man als *Dresche* Ackerland, „wenn es lange unbearbeitet gelegen hat und daher ganz begraset ist.“ Es geht auf das mnd. *dresch*, *drisch* zurück, „[...] eine wenig fruchtbare, unbebaute, als Trift benutzte Strecke, die nur spärlich mit Gras bewachsen ist“ (Schiller & Lübben 1875, I: 573).

Manchmal trifft man mit *oder* verknüpfte Parallelförmigkeiten, bei denen einem Element eine niederdeutsche Lautung enthalten ist, wie z. B. *der Vorwinter gehet oder dauet weg* (Hermann 1662: 91), vgl. mnd. *douwen*. Nach Gutzeit (1864: 179) seien das Verb *dauen* und das Substantiv *Dauwetter* statt *tauen* und *Tauwetter* noch in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts in Gebrauch gewesen.

7.3.2 Regional gebrauchte deutsche Synonyme

Einige Konstruktionen enthalten deutsche Synonyme, die in den regionalen Wortschatzsammlungen mit dem Vermerk *selten* angeführt werden. Dazu gehören auch die Wortpaare mit *Vorjahr*, vgl. *im Vorjahre oder in der letzten Winterzeit* (Hermann 1662: 5), *im Frühling oder Vorjahr* (21). Hupel (1795: 254) erwähnt beim Stichwort *Vorjahr*, dass es statt *Frühling* erscheint und selten gebraucht wird.

7.3.3 Parallelförmigkeiten mit lettischen und estnischen Entsprechungen

Eindeutige Übereinstimmungen sind die Konstruktionen mit den nichtdeutschen Entsprechungen. Das sind meist lettische und in Einzelfällen auch estnische Äquivalente zu den deutschen Realienbezeichnungen. Im Weiteren folgen einige Beispiele, von denen auch ein Teil zur regionalen deutschen Sprache im Baltikum gehörte.

Buchweizen oder Gricke

Buchweizen oder Gricke (Hermann 1662: 11), *Buchweyzen oder Grikken* (14), *3. Loff Buchweizen oder Grikken* (142). Interessanterweise ist Hermann in seinen Ausführungen konsequent beim Gebrauch des Wortpaares und dies trotz dessen wiederholter Erwähnung im Text. Als landesspezifische Bezeichnung wird *Gricke* mit Hinweis auf lettische Herkunft auch im *Idiotikon* von Hupel angeführt (Hupel 1795: 82).⁶ Polanska (2002: 308) vermutet den Gebrauch der lettischen Bezeichnung ausschließlich „bei den unteren Schichten der Deutschen“ und begründet diese Annahme damit, dass Gubert in seinem Werk konsequent nur die Bezeichnung *Buchweizen* verwendet.

⁶ Ausführliche Information und Literaturhinweise zu dieser und weiteren Entlehnungen, die im baltischen Deutsch als sichere Entlehnungen aus dem Lettischen gelten s. bei Polanska (2002: 195–316).

Fußgänger oder Oterneken

Fußgänger oder Oterneken (Hermann 1662: 34) ist eine weitere Konstruktion mit lettischer Bezeichnung. Gutzeit (1864: 303) führt in seinem Wörterbuch *Fußgänger* für ‚Fußarbeiter‘ an und erklärt ihn als „Bauer, der zu Handdiensten gestellt wird, was gew. von Georg bis Michael geschieht.“ Bei Hupel (1795: 166) ist die lettische Entlehnung *Oternek* ‚ein Fronarbeiter zu Fuß, ein Handfröhner oder Handarbeiter‘ (vgl. auch Polanska 2002: 248).

Speicher oder Klehte

Die lettische regionale Entsprechung zu Speicher – Klehte – gehört zum festen Bestandteil des baltischdeutschen Wortschatzes. Hermann verwendet sie synonymisch zum Speicher, vgl. *aus dem Speicher oder Klehten* (Hermann 1662: 125). Auch bei Gubert findet sich eine Konstruktion mit dieser Entlehnung – *Kleht oder Kornhauß* (Gubert 1673: 104), wobei Kleht als *das Kleht* erscheint. Hupel (1795: 115) vermutet bei der Bezeichnung *die Kleete* eine Entlehnung aus dem Lettischen und zählt als Entsprechungen Vorratshaus, Speicher, Magazin auf, wobei auch Komposita genannt werden, vgl. *Kornkleete* für Kornkammer oder Kornspeicher; *Mehkleete* für Mehlmagazin und *Handkleete* für Vorratskammer „in welcher allerlei Bedürfniffe, Hülsenfrüchte u. d. g. aufbewahrt werden“ und *Leihkleete* als Bezeichnung für Magazin, „aus welchem die Gebietsbauer ihren Vorfuß bekommen u. d. g. m.“ Hingewiesen wird dabei auf die damalige Ansicht, dass dieses Wort auch aus dem Russischen hergeleitet werden könnte, „bald von Klet oder Kljet die Wohnung, Hütte, bald von Kletki die Honigzellen“ (Hupel 1795: 115). Dieselbe Unsicherheit bez. der Herkunft ist in der Fachliteratur bis heute erhalten geblieben (vgl. Karulis 1992: 403–404).

der Kubias oder Staroft

Unter den einheimischen Sprachen dominiert in den festgestellten Konstruktionen als Äquivalent vorwiegend das Lettische, in Einzelfällen finden sich auch estnische Entsprechungen, vgl. *der Kubias oder Staroft* (Hermann 1662: 124), wo die Bezeichnung *Kubjas* ‚Auffeher bey Frohnarbeiten in ehftnischen Difrikten‘ dem Estnischen entnommen und entsprechend im estnischen Teil auch verbreitet ist (Hupel 1795: 130). Der auf das Russische zurückgehende *Staroft* oder *Staraft* hingegen wurde im lettischen Teil als ‚Bauerauffeher bey den Frohndienften in Lettland auch in einigen von Ruffen bewohnten Dörfern‘ gebraucht (Hupel 1795: 226–227).

Schoppen oder Kuyen; Schoppen oder Gubben (?)

Estnischer Herkunft ist auch das Substantiv *Kuyen* in der Konstruktion *in den Schoppen oder Kuyen* (Hermann 1662: 141). Laut Hupel (1795: 131) ist das estni-

sche *Kui* oder *Kuje* ‚ein großer kegelförmiger Haufen z. B. Stroh, Heu, Korn‘. Im lettischen Teil Livlands wird die Bezeichnung *Gubbe* gebraucht, deren Semantik sich etwas von dem für das estnische Wort Festgestellten unterscheidet, auch wenn angenommen werden kann, dass *Gubbe* im Wortpaar *auff die Schoppen oder Gubben* (Hermann 1662: 119) als Äquivalent zu *Schoppen* gebraucht ist. Vgl. aber die Bedeutungserklärung im Wörterbuch von Hupel: Das aus dem Letischen entlehnte Substantiv *Gubbe* sei ‚ein kleiner Heu= oder Korn=Haufen unter freien Himmel‘. (Hupel 1795: 83–84). Aus dem Kontext geht nicht hervor, ob mit dem deutschen *Schoppen* verschiedene Größen des Heu- oder Kornhaufens bezeichnet werden konnten, da die estnische und lettische Bezeichnungen unterschiedliche Größen benannten, außerdem war die lettische Entlehnung auch im estnischen Teil verbreitet, vgl. *Gubbe*, *Kubbe* (mehr bei Polanska 2002: 309).

7.3.4 Explizite Hinweise auf den regionalen Sprachgebrauch

In vielen anderen Fällen gibt es explizite Hinweise auf die lettische oder andere in der deutschbaltischen Umgangssprache verbreitete Ausdrucksweise, vgl. *wie es die Bauren nennen in: die Forche/ oder Byrzezems wie es die Bauren nennen* (Hermann 1662: 17); *fonsten genannt in: die gelbe Blumen oder Donnerkraut/ fonsten Perkaunfaal genannt* (88); *wie bey uns genandt in: mit Sicheln/ oder wie bey uns genandt/ Sirpen zu mähen* (46) oder ohne konkrete Angabe, nur auf die Umgangssprache hinweisend *wie man faget in: Auch ifts nicht gut umb die Zeit zu fäen/ in welcher der Mond höherig/ oder wie man faget/ unterwärts stehet/ oder auch einen Pukkel auf dem Rücken hat* (93). Hier geht es eher um eine Paraphrase, die im Werk von Hermann oft vorkommt und die weiter unten kurz behandelt wird.

7.3.5 Paraphrasen

Das Werk Hermanns enthält zahlreiche durch *oder*, seltener durch *und* verbundene Paraphrasen, die hier weiter angeführt werden: *im letzten Schlitten=Wege oder Bahn* (Hermann 1662: 4); *ein wenig oder etwas Graß* (10); *In Ehfthland/ wofelbftten man wenig oder geringe Rödung schläget* (25); *dann der Mift bleibt defto beffer mit der Erden vermifchet und verwächfelt* (32); *die Garbe oder Bunde* (40); *fich nicht gar auff einander fakke oder fenke* (42); *was die Schweine umbgewühlet oder geweltzet haben* (58); *außkeimen oder außschlagen* (65); *Wann man Maltz nur etwas oder wenig keime[n] läßt* (67); *Hochzeit=Bier brauen oder*

kochen (69); *Hopffen/ welcher grün oder unzeitig gerupfft wird* (72); *denn er sich nicht wohl handtieren oder handhaben läßt* (83); *fein glatt oder eben machen* (90); *in ein Land oder Akker* (93); *daß sie sich ausgedehnet oder gerekket halten* (106).

Einige der von Hermann gebrauchten Paraphrasen deuten auf den Versuch hin, erst zu explizieren, bevor ein Fachwort angeführt wird, vgl. *Von Netz und Garnen machen oder strikken* (Hermann 1662: 103), *wann grob Gahren allein gearbeitet oder geftrikket/ wird* (104); *einen Maßstokk von 5. der Netze Augen oder Maschen* (106); *die Augen oder Maschen* (107); *deren Auge[n] oder Maschen* (108). Hierher gehört auch das Wortpaar *beffern Nutzen oder Profit*⁷ (9).

Gubert ist in seinem Text viel sparsamer mit synonymischer Verwendung von Fachwortschatz und meist handelt es sich dabei um Realienbezeichnungen, die semantisch nahestehende, aber unterschiedliche Denotate benennen. Eine Ausnahme bildet die schon erwähnte Phrase *Kleht oder Kornhauß*. (Gubert 1673: 104)

8 Livländisches Fachwissen am Beispiel der Klassifikationen und Bezeichnungen von Bodenarten

Die von Gubert vorgenommene Beschreibung des Bodens (auch Ackers oder Erde) kann als eine Weiterentwicklung der Bodenwissenschaft im Vergleich zu Coler betrachtet werden, dessen Beschreibung des Ackers in erster Linie auf die Merkmale fokussiert war: „Wobey ein guter Acker zu erkennen ift“. (Coler 1645: 108) Der Beitrag Guberts gehört zum traditionellen Bestandteil der baltischen Bodenkunde. So verweisen Reintam et al. (2005: 121) darauf, dass Gubert neben „Braun Land, Grau Acker and Grau Land“ auch drei Arten der schwarzen Erde beschreibt, „Schwarze Erde, Schwarz Acker and Schwarz Land.“

Die Einteilung der Bodenarten (der *Lande* bei Gubert, der *Äkkere* bei Hermann) unterscheidet sich in beiden Werken. Gubert schreibt *Vom Unterschiede der Lande* (Gubert 1673: 116–118) und führt unter *Mift=Äkker* folgende zehn *Lande* (auch *Erden und Äcker*) an, die bez. ihres Nutzens für die Landwirtschaft von Gubert in seinem *Stratagema oeconomicum* auch eingehender charakterisiert sind:

1. *schwarze Erde [...] die werden von den Bauren maife femme genennet* (116 f.);
2. *Grau Akker/ welcher zum Grunde Leem hat* (117);

7 Das Fremdwort *Profit* ist nicht in Antiqua gesetzt.

3. *Schwarz Land mit vielen kleinen Kiefelfteinen vermengget* (117);
4. *Schwarz Akker/ der zum Grunde Klint oder Kalkftein hat* (117);
5. *Akker mit vielen Kalkfsteinen vermengget* (117);
6. *Braun Land/ welches zum theil Leem/ zum theil Sand zum Grunde hat* (117);
7. *Grau Land* (117);
8. *Werder=Lande* (117 f.);
9. *Leem Lande von rothem oder grauen Leem* (118);
10. *Heide=Lande* (118).

Hermann bietet eine zum Teil divergierende Klassifikation der *sechferley Äk-kere* (79–83) an, deren Kurzbeschreibungen hier angeführt werden sollen:

1. *Der erfte und beste Akker ist von grauer Erden mit kleinem Grande/ als Staub=Perlen vermifchet/ der Grund unten mit rothem Leyme fundiret* (79);
2. *Der ander Akker ift schwartzer Erden mit einem leimichten Grunde* (80);
3. *Der dritte Akker ift grauer und weißlicher Erden oder Kley* (80);
4. *Der vierdte Akker ift von grauen Sande/ darunter ein gelber Leym=Grund ift* (81);
5. *Der fünffte Akker ift vom rothen Sande* (82);
6. *Der sechfte Akker ift von rothem Leyme* (83).

Die Klassifikationen, fachsprachlichen Formulierungen und Fachwörter im Bereich Bodenkunde unterscheiden sich bei beiden Autoren. Unterschiedlich ist auch die Grundeinheit der Klassifikation: Gubert führt Erde, Acker und Land an, Hermann dagegen konzentriert sich in erster Linie auf den Acker. Inwieweit hier originäre Klassifikationen und Bezeichnungen gebraucht werden, sollte in diatopisch orientierten vergleichenden Quellenstudien geklärt werden. Unter den Fachwörtern hat das Kompositum *Schwarzerde* eine besondere Stellung, da es oft in der Fachliteratur zur Bodenkunde oder Bodenwissenschaft mit dem Namen Guberts in Verbindung gebracht wird. Laut Reintam⁸ kann die weltweite Verwendung des Fachworts auf Gubert zurückgeführt werden. Guberts *Stratagema oeconomicum* wurde 1747 von Lomonossow ins Russische übersetzt und durch die Lehnübersetzung der deutschen Bezeichnung *Schwarzerde* ins Russische ist das Fachwort *Chernozem* später von W. W. Dokutschajew in dessen Bodenklassifikation übernommen worden. Reintam et al. (2005: 121) weisen auf die Rolle der Übersetzung hin: „As a result of translation by Lomonosov (1747), the first of the three [die anderen zwei sind *Schwarz Acker* und *Schwarz Land*; Dz. L.-R.] came to enrich not only Russian but also

⁸ Zit. nach Alterman et al. (2005: 726); vgl. auch Blume (2009: 435); Vysloužilová et al. (2016: 85).

world soil classifications under the term Chernozem. It means that contemporary Chernozem as a type of steppe, forest steppe, and prairie originates from Livonian (Southern Estonia and Northern Latvia) oak stands.“ Alterman et al. (2005: 726) nehmen mit Hinweis auf Reintam an, dass „[i]t is quite possible, that the terms Tschernosjom or Tschernosem or Chernozem comprise the oldest derivations for a soil type.“

Für die Entwicklung der frühen agrarwissenschaftlichen Fachlexik sowie für ihre Vermittlung ist es wichtig, nicht nur die Termini, sondern auch die dazu gehörende Umgebung als Konstruktionen oder feste Wortverbindungen kollokativer Natur festzustellen. Hier soll zuerst erwähnt werden, dass die den Boden bezeichnenden Fachwörter in den untersuchten Werken allem Anschein nach nicht selten synonymisch verwendet wurden, wenn auch gewisse Differenzen in deren Distribution festzustellen sind. Eine weitere detaillierte Behandlung der Fachlexik, angefangen mit dem kontextuellen Gebrauch von *Erde*, *Land*, *Acker* und *Boden* in Verbindung mit den vorgeschlagenen Klassifikationen, erfordert vergleichende Studien mit Einbeziehung einer umfangreichen Quellenbasis.

9 Fazit und Ausblick

Das *Stratagema oeconomicum* von Gubert ist in mehrfacher Hinsicht ein Beispiel allmählicher Entfernung von der Tradition, die von Coler konstituiert wurde. Somit geht die darin beobachtete sprachliche Entwicklung mit den von Wissenschaftshistorikern beobachteten inhaltlichen Neuerungen einher (s. Kap. 2 in diesem Beitrag).

Auch wenn die Zeitspanne zwischen der ersten Ausgabe des *Stratagema oeconomicum* von Gubert (1745), die 1773 zum dritten Mal aufgelegt wurde, und der Veröffentlichung des *Liefländischen Landmans* von Hermann (1662) nur 17 Jahre umfasst und auch die behandelten Themen vergleichbar sind, so lassen sich bei beiden Verfassern unterschiedliche Schreibtechniken und -stile beobachten. Wenn Gubert mit Ausnahme der von Stopius übernommenen Fragmente oft eher die Tradition von Coler fortsetzt, so lässt sich bei Hermann eine neue Tradition und Schreibtechnik beobachten: Sein Werk enthält kaum intertextuelle Bezüge, dem Leser wird viel komplizierterer Satzbau zugemutet und gleichzeitig entfaltet er eine intensive Beschäftigung mit der Fachlexik, deren regionale Varianten, präsentiert durch Konstruktionen mit dem Konnektor *oder*, sich besonders für eingewanderte Landwirte als zweckmäßig erweisen konnten. Ob das Vorgehen des Letzteren bei der Einführung der Regionalismen und Synonyme nur ein livländisches oder individuelles Phänomen darstellt

oder einer bislang nicht identifizierten Tradition entstammt, soll weiteren vergleichenden wissenschafts- und fachsprachlichen Studien vorbehalten bleiben. Auch die grammatikalischen Voraussetzungen zur Entstehung der stilistischen Heterogenität wie in Guberts *Stratagama oeconomicum* oder der Homogenität wie in Hermanns *Lieffländischen Landmann* könnten auf einer erweiterten Quellenbasis weiter untersucht werden.

Die wissenschaftlich und praktisch angelegten historischen Agrarbücher, die oft wiederholte Auflagen erlebten, wurden nicht selten übersetzt (vgl. dazu Hahn 2014), wie dies auch mit den hier behandelten Werken geschah. Da die Übersetzungen aber ihre Anwendbarkeit nur durch Anpassung an die lokalen Gegebenheiten erreichen konnten, ist die Analyse dieser Texte auch aus übersetzungstheoretischer Sicht von Interesse. Für die beiden hier behandelten Texte kommen die russische und die polnische Übersetzungen in Frage. Dass das Übersetzen auch innerhalb eines Textes relevant war, wurde an der Vielfalt der eingesetzten Verfahren in den Texten von Gubert und Hermann sichtbar, auch wenn es dabei nur um Elemente, nicht um Gesamtexte ging.

Die hier behandelten Aspekte umfassen nur einen Teil der festgestellten Spezifika, auch einige Beobachtungen konnten in diesem Beitrag nicht berücksichtigt werden, da für ihre Interpretation eine breit angelegte vergleichende Studie erforderlich wäre. Als weitere Perspektive könnte man die Entstehung der agrarwissenschaftlichen Fachlexik in diatopischer und diachronischer Perspektive betrachten, deren Schwerpunkte auch in der Feststellung der wissenschaftlichen Kontakte und Einflüsse liegen könnten.

Quellen

Gubert, Salomon (1673): *Stratagama oeconomicum oder Akker=Student/ Denen jungen ungeübten Akkersleuten in Liefeland zum nöhtigen Unterrichte/ vermittelt vieljährigen Obfervationibus, auch fürnehmer Philofophorum Placitis dargeflettel/ Letzt=vermehrte Edition*. Riga: Bessemesser.

Hermann, Johann von Neidenburg (1662): *Lieffländischer Landman*. Riga: Bessemesser.

Sekundärliteratur

Adelung, Johann Christoph (1787): *Fortsetzung und Ergänzungen zu Chriftian Gottlieb Jöchers allgemeinem Gelehrten=Lexicon, worinn die Schriftsteller aller Stände nach ihren vornehmften Lebensumftänden und Schriften beschreiben werden*. Leipzig: Gleditsch.

Altermann, Manfred et al. (2005): Chernozem-Soil of the Year 2005. In: *Journal of Plant Nutrition and Soil Science* 168 (6), 725–740. <http://dx.doi.org/10.1002/jpln.200521814> (06. 10. 2018).

- Amelung, F. (1884): Salamo Gubert, der Vater der livländischen Landbauwissenschaft. In: *Baltische Monatsschrift* 31, 709–727.
- Amelung, F. (1885): Ein Vademecum livländischer Landwirtschaft vor zweihundert Jahren. In: *Baltische Monatsschrift* 32, 147–164.
- Andronova, Everita (2006): Latviešu valodas teksti Zālamana Guberta *Stratagema oeconomicum* 1645. gada pirmizdevumā un citos 17.gs. izdevumos (Die lettischen Texte in der ersten (1654) und weiteren Auflagen des 17. Jahrhunderts des *Stratagema oeconomicum* von Salomon Gubert). Vortrag auf der 11. wissenschaftlichen Konferenz *Vārds un tā pētīšanas aspekti*. 30. 11.–1. 12. 2006, Liepāja.
- Bergmann, Liborius (1817): Glossarium. In: Ders. (Hrsg.), *Fragment einer Urkunde der ältesten Livländischen Geschichte in Versen*. Riga: Wilhelm Ferdinand Häcker, 210–220.
- Blume, Hans-Peter (2009): Soils and Soil. Pioneers on Stamps. In: Edward R. Landa & Christian Feller (Hrsg.), *Soil and Culture*. Dordrecht u. a.: Springer, 431–438.
- Coler, Johann (1645): *Oeconomiae*. Das Vierdte Buch. Vom Ackerbau. Georgia oder Georgica genandt. In: Johann Coler, *Oeconomia. Ruralis et Domestica*. Mainz: Hayln, 89–148.
- Gadebusch, Friederich Konrad (1777): *Livländische Bibliothek nach alphabetischer Ordnung*. Bd. I–II. Riga: Hartknoch.
- Güntz, Max (1897): *Handbuch der Landwirtschaftlichen Litteratur*. I. Teil. Bis ca. 1750. Mit biographischen Notizen und 6 Bildnissen von Autoren. Auf Grund von Bibliothekstudien. Leipzig: Voigt.
- Gunzeit, Woldemar von (1864): *Wörtertschatz der deutschen Sprache Livlands*. I. Bd. Riga: Kymmell.
- Hahn, Philip (2014): Nutz, Pflicht und Vergnügen: Umweltwahrnehmungen im europäischen Landwirtschaftsschrifttum des 16. und 17. Jahrhunderts. In: Manfred Jakubowski-Tiessen (Hrsg.), *Von Amtsgärten und Vogelkojen*. Beiträge zum Göttinger Umwelthistorischen Kolloquium 2011–2012. Göttingen: Universitätsverlag, 49–65.
- Hupel, August Wilhelm (1795): *Idiotikon der deutschen Sprache in Lief- und Ehistland. Nebst eingestreueten Winken für Liebhaber*. Riga: Hartknoch.
- Karulis, Konstantīns (1992): *Latviešu etimoloģijas vārdnīca divos sējumos*. Riga: Avots.
- Lele-Rozentāle, Dzintra (2016): Vom Niederdeutschen zum Hochdeutschen: historischer Einblick in die Geschichte des baltischen Deutsch. In: Ineta Balode & Dzintra Lele-Rozentāle, unter Mitwirkung von Manfred von Boetticher & Reet Bender, *Deutsch im Baltikum. Eine annotierte Forschungsbibliographie* (Fremdsprachen in Geschichte und Gegenwart. Bd. 17). Wiesbaden: Harrassowitz, 37–63.
- Polanska, Ineta (2002): *Zum Einfluss des Lettischen auf das Deutsche im Baltikum*. Inaugural-Dissertation in der Fakultät Sprach- und Literaturwissenschaften der Otto-Friedrich-Universität Bamberg. Bamberg.
- Recke, Johann Friedrich von & Karl Eduard Napiersky (1829): *Allgemeines Schriftsteller- und Gelehrten-Lexikon der Provinzen Livland, Ehistland und Kurland. Zweiter Band. G-K*. Mitau: Steffenhagen und Sohn.
- Reintam, Loit, Igna Rooma, Ain Kull & Raimo Kõlli (2005): Soil Information and its Application in Estonia. In: Robert J. A. Jones & Beata Houšková & Peter Bullock & Luca Montanarella (Hrsg.), *Soil Resources of Europe* second edition. *European Soil Bureau Research Report No. 9*. Luxembourg: Office for Official Publications of the European Communities, 121–132. http://library.wur.nl/isric/fulltext/isricu_t4d6d164f_001.pdf (06. 10. 2018).
- Schiller, Karl & August Lübben (1875–1881): *Mittelniederdeutsches Wörterbuch*. Bd. I–VI. Bremen: Kühnmann u. a.

- Stradiņš, Jānis (2009): *Zinātnes un augstskolu sākotne Latvijā* (The Beginning of Science and Higher Education in Latvia). Riga: Latvijas vēstures institūta apgāds.
- Turzyński, Mikołaj (2011): Bookkeeping in Manor Farms of Polish Gentry in 17th Century. In: *Eurasian Journal of Business and Economics* 4 (8), 71–86.
- Uustalu, Koidu (1982): Niederdeutsche Elemente in Baltisch-Deutsch des XVII. Jh. In: *Kõrvutava ja rakenduslingvistika küsimusi. Linguistica* 15 (Tartu Riikliku Ülikooli Toimetised. Bd. 619). Tartu, 151–158.
- Uustalu, Koidu (1984): Sprachgeschichtliche Bemerkungen zur deutschen Sprache in Estland und Lettland im XVII. Jh. – zum Umlaut. In: *Linguistica* 17 (Tartu Riikliku Ülikooli Toimetised. Bd. 684). Tartu, 130–139.
- Uustalu, Koidu (1985): Niederdeutsches Substrat im baltischdeutschen Lautbestand des XVII. Jh. – Vokalismus. In: *Linguistica* 18 (Tartu Riikliku Ülikooli Toimetised. Bd. 713). Tartu, 81–89.
- Uustalu, Koidu (1990): Baltischdeutsche Sprachvarianz in Estland und Lettland im XVII. Jh. In: *Uurimusi germaani keelte sõnavara ja grammatika alalt. Linguistica* 22. Tartu, 140–147.
- Vysloužilová, Barbora, Damien Ertlen, Dominique Schwartz & Luděk Šefrna (2016): Chernozem. From Concept to Classification: A Review. In: *Acta Universitatis Carolinae. Geographica. Univerzita Karlova* 51 (1), 85–95.

Bettina Lindner

Sprachenwechsel und Koexistenz

Zur Rolle des Deutschen und Lateinischen in medizinischen Fallsammlungen des 17. und 18. Jahrhunderts

1 Einleitung

Der in seiner Bedeutung für die Sprachgeschichte kaum zu überschätzende Übergang vom Gelehrtenlatein zu den europäischen Volkssprachen vollzog sich ausgesprochen disparat und keineswegs kontinuierlich. Der Prozess schritt in den verschiedenen Wissenschaftsbereichen unterschiedlich schnell voran.¹ Als Gründe für die Verzögerung nennt Klein (2011a: 36–38) neben dem „konstitutiv konservativen Charakter vormoderner Gesellschaften“ die sozialdistinktive Funktion des Lateinischen sowie die in der zeitgenössischen Sprachdiskussion weit verbreitete Ansicht, dass das Deutsche für akademisch-gelehrte Abhandlungen überhaupt nicht geeignet sei. Dass es überhaupt zum Sprachenwechsel kam, führt Klein zum einen auf das Wirken Luthers und den „protestantischen Aufbruch“ (2011a: 39) zurück, zum anderen auf den frühen und häufigen Gebrauch des Deutschen in den anwendungsbezogenen Fächern von Schule und Universität.

Auf eine einfache Formel gebracht lässt sich davon sprechen, dass die Verdeutschung einzelner Wissenschaften desto schneller fortschritt, je mehr praktische Wirkungsmöglichkeiten in einer Disziplin vorhanden waren. (Klein 2011a: 40)

Wie aber darf man sich die Veränderung der Sprachenverhältnisse in einem spezifischen Kommunikationsbereich konkret vorstellen? Welche Übergangsformen bilden sich aus, und wie verändert sich der Umgang mit fremdsprachigen Elementen in den Texten? Der vorliegende Beitrag² nimmt eine Textsorten-

1 Vgl. zur Entstehung und Entwicklung der deutschen Wissenschaftssprache z. B.: Polenz (2013: Kap. 5.11); Pörksen (1983, 2004); Kretzenbacher & Weinrich (1995); Schiewe (1996); Klein (2011a, 2011b); zur Stellung des Deutschen in der Gegenwart vgl. Ammon (2015).

2 Für ihre wertvollen Hinweise und Anregungen danke ich den Tagungsteilnehmern, den Herausgebern und den beiden anonymen Gutachtern.

Bettina Lindner, Katholische Universität Eichstätt-Ingolstadt, Universitätsallee 1, 85072 Eichstätt, E-Mail: Bettina.Lindner@ku.de

klasse³ in den Blick, die für eine Untersuchung dieser Entwicklungen besonders geeignet scheint, und zwar medizinische Fallsammlungen und die in ihnen enthaltenen ärztlichen Gutachten. Diese Texte können nicht nur als für ihre Zeit sehr typische Vertreter heilkundlicher Fachprosa⁴ gelten, sie liegen auch im Überschneidungsbereich zwischen medizinischer Praxis und akademischer Medizin und versprechen damit interessante Einblicke in die mit dem Sprachenwechsel⁵ verbundenen Vorgänge und Entwicklungen.⁶

Zwei Aspekte sollen im Folgenden im Mittelpunkt stehen: zum einen die Frage, inwiefern die sich ändernden sprachlichen Verhältnisse ihren Niederschlag in den Fallsammlungen finden; zum anderen soll eruiert werden, welche Formen und Funktionen fremdsprachiger Elemente nach dem vollzogenen Sprachenwechsel zu beobachten sind. Einer knappen Vorstellung des Formates und der darin vertretenen Textsorten folgen exemplarische Analysen einzelner Sammlungen und der in ihnen enthaltenen Texte.

2 Die Fallsammlungen

Medizinische Fallsammlungen gibt es bereits im 16. Jahrhundert, und zwar in ganz Europa. Unter dem Titel *curationes*, *observationes* oder *historia* veröffentlichten Mediziner, v. a. Stadt- und Gerichtsärzte, Sammlungen aus ihrer Praxis. Diese Sammlungen erschienen auf Latein und wurden zum Teil in die Volkssprache übersetzt.⁷ Im 17. und 18. Jahrhundert avancierten solche primär als Lehrwerke für das Medizinstudium konzipierten Fallsammlungen zu einem der

3 Den Ausführungen liegen die Begriffsdefinitionen von Wolfgang Heinemann (2000: 513–514) zu Grunde.

4 Einen ersten Überblick zu den Spezifika dieser Fallsammlungen bietet der Medizinhistoriker Michael Stolberg (2007). Vor allem die Geschichts- und Literaturwissenschaft haben in den letzten Jahren medizinischen Fallsammlungen als wichtige Quellen für unterschiedliche Fragestellungen entdeckt, vgl. z.B. Fischer-Homberger (1988); Geyer-Kordesch (1990); Lorenz (1999); Müller & Fangerau (2010); Pomata (2010, 2011); Daston (2011a, 2011b); Daston & Lunbeck (2011); Berndt & Fulda (2012); Behrens & Zelle (2012); Wübben & Zelle (2013); Düwell & Pethes (2014).

5 Der Terminus ‚Sprachenwechsel‘ wird in der Forschung nicht einheitlich verwendet, sehr oft ist auch von ‚language shift‘ die Rede.

6 Ähnliches ist sehr wahrscheinlich auch in anderen medizinischen Textsortenklassen des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit feststellbar. Weitere Untersuchungen werden zeigen, wie repräsentativ die hier beschriebenen Entwicklungen sind.

7 Zum Beispiel die Fallsammlung des Berner Stadtwardarztes Wilhelm Fabrys (1560–1634), die 1652 von Friedrich Greiffen übersetzt wurde.

beliebtesten Formate medizinischer Fachliteratur. Bei diesen jüngeren Sammlungen sind es dann aber v. a. Universitätsmediziner, die als Herausgeber fungieren.

Es lassen sich zwei Typen von Sammlungen unterscheiden: solche, die in narrativer Form Krankengeschichten rekapitulieren, was vor allem für die älteren Sammlungen zutrifft; und es gibt solche, die den Charakter der originalen Dokumente – Anschreiben, Gerichtsgutachten, *Consilia*, *Visa reperta* – wahren und in kommentierter Form wiedergeben, was wiederum vor allem für die jüngeren Sammlungen ab dem letzten Drittel des 17. Jahrhundert gilt. Auf diesen zweiten Typus wollen wir uns hier konzentrieren.

Die meisten Fälle stammen von akademisch gebildeten Ärzten aus dem protestantisch geprägten ostmitteldeutschen Raum, wo sich die Gerichtsmedizin am frühesten und differenziertesten entwickelte. Als intendierte Adressaten werden oft junge Ärzte und Medizinstudenten genannt. Die Auswertung von Pränumeranden- und Subskribentenverzeichnissen bestätigt, dass es hauptsächlich Ärzte, Apotheker, Chirurgen, Juristen und Pfarrer waren, die sich für die Sammlungen interessierten (vgl. Lorenz 1999: 37).

Besonderen Wert – nicht nur für sprachhistorische Fragestellungen – haben die uns durch die Fallsammlungen erhaltenen, im Wortlaut abgedruckten, medizinischen Fachtextsorten, nämlich:

1. *Consilia*: Texte instruktiver Natur, die darauf ausgelegt sind, das Verhalten ihrer Leser, Patienten und anderer Heilkundiger, zu beeinflussen. Sie legen Strategien zur Ansteckungsvermeidung nahe oder geben Empfehlungen für den Fall, dass eine Ansteckung bereits erfolgt ist.
2. Gerichtsmedizinische Gutachten: Stellungnehmende Texte mit dominierend argumentativer Vertextungsstrategie, die als Entscheidungsgrundlage für den Richter gedacht sind.
3. *Relationes* oder *Visa reperta*: Texte deskriptiver Prägung, welche die im Auftrag der Obrigkeit vorgenommene Untersuchung eines Kranken oder Leichnams dokumentieren, Letzteres häufig auch unter Einschluss der Obduktion.

Die Zuordnung zu einer der eben beschriebenen Textsorten ist allerdings nicht immer eindeutig – es ergeben sich zahlreiche Überschneidungen und Mischformen.⁸

⁸ Vgl. meine Erlanger Dissertation *Medizinische Gutachten des 17. und 18. Jahrhunderts. Sprachhistorische Untersuchungen zu einer Textsortenklasse* (Lindner 2018).

3 Zur Sprachwahl in den Sammlungen

Die meines Wissens erste Sammlung, die deutschsprachige Originalgutachten abdruckt, ist die *Medicina Critica* von Paul Ammann, die 1670 erschien. Titel, Vorwort und Kommentierung der Gutachten sind lateinisch, während Anfragen und Antworten der medizinischen Fakultät größtenteils auf Deutsch verfasst werden. Wie ist dieses Nebeneinander von volkssprachlichen Gutachten und lateinischer Kommentierung zu erklären?

Dass man, im Gegensatz zu den älteren Sammlungen, originale Dokumente abdruckt, ist der generellen Aufwertung der Empirie in der akademischen Medizin des 17. und 18. Jahrhunderts geschuldet (vgl. hierzu Stolberg 2003). Zwar beruft man sich immer noch gerne auf die antiken Autoritäten, wie Hippokrates und Galen, immer wichtiger wird aber zusätzlich die selbst gewonnene Erfahrung. Und die lässt sich am besten einbringen, wenn authentische Fälle geschildert werden. Das wörtliche Abdrucken von Originaldokumenten dient freilich auch dazu, die Glaubwürdigkeit des Herausgebers zu erhöhen, analog zu den zunehmend präziser werdenden Quellenangaben bei Zitaten (vgl. Lindner 2015), die die Nachprüfbarkeit erhöhen.

Dass es deutschsprachige Texte sind, die abgedruckt werden, liegt daran, dass die medizinische Praxis schon wesentlich früher volkssprachlich geprägt war als die akademische Medizin. Zu erklären ist das nach meiner Einschätzung auch mit der Situation auf dem medizinischen Markt: Akademische Ärzte konkurrierten und kooperierten mit einer Reihe eher handwerklich geprägter Heilkundiger – Chirurgen, Bader, Apotheker und Hebammen –, die mit den Patienten in der Volkssprache kommunizierten. Wollte man hier bestehen und nicht zuletzt ökonomisch profitieren, blieb gar nichts anderes übrig, als ebenfalls auf Deutsch zu kommunizieren. Das zeigt sich auch an den einzelnen in den Sammlungen vertretenen Textsorten. Die Untersuchung und Obduktion eines Leichnams wurde im Allgemeinen von einem (lateinunkundigen) Chirurgen und einem studierten Physikus durchgeführt und anschließend in einem *Visum repertum* / Sektionsbericht festgehalten. Da beide Experten gleichermaßen für das Dokument verantwortlich zeichneten, lag die Wahl der Volkssprache sehr nahe.

Relativ früh volkssprachlich geprägt war auch die Kommunikation in der Verwaltung, in deren Zusammenhang die Gerichtsgutachten entstanden. Die Verfasser dieser Stellungnahmen, einzelne Mediziner oder medizinische Kollegien und Fakultäten, entschieden sich daher im Dienste der Verständlichkeit ebenfalls für das Deutsche. Gleiches gilt für die dritte Textsorte: Da weder die betuchte städtische Oberschicht noch breitere Bevölkerungsschichten auf La-

tein erreicht werden konnten, waren auch die meisten *Consilia* in der Volkssprache verfasst.

Gleichzeitig hielt man aber im akademischen Umfeld am Statussymbol Latein fest. Wer lateinisch sprach und las, gehörte, wie Klein (2011a: 37) zu Recht betont, einem besonderen sozialen Raum mit deutlich elitärem Charakter an und „bekräftigte diese Zugehörigkeit bei jeder Lektüre oder Produktion lateinischer Texte“. Sicherlich liegt hier einer der Gründe, warum auch und gerade die akademische Medizin so lange am Lateinischen festhielt: Man war sich des Status als vollwertiges universitäres Fach sehr bewusst und sehr darauf bedacht, diesen Status zu betonen, wozu die lateinische Sprache besonders gut geeignet erschien. Und so verwundert es auch nicht, dass in Ammanns Lehrbuch die Kommentierung der Fälle, die der Einordnung in die medizinische Systematik dient, auf Latein erfolgte. Man trennte sprachlich streng zwischen der Praxis bzw. Empirie auf der einen Seite und akademischer Reflexion auf der anderen.

Dass sich dieser ausgeprägte Gegensatz nicht aufrecht erhalten ließ, ist hinlänglich bekannt. Als nächster Schritt kann die Herausgabe einer Sammlung in zwei Versionen gelten, einer deutschsprachigen und einer lateinischen. So erschienen 1706 zwei in Inhalt und Struktur identische Ausgaben der *Medicina Forensis* von Friedrich Zittmann, die sich aber in Titelblatt und Vorwort unterscheiden. Beide stellen zwar lateinische Gutachten neben deutschsprachige; Titelblatt und Vorwort sind aber einmal auf Deutsch und einmal auf Latein verfasst. Dass studierte Ärzte nicht immer die lateinische Variante vorzogen, zeigt der Bibliotheksbestand des Nürnberger Leibarztes Christoph Jacob Trew,⁹ der die Sammlung Zittmanns in der deutschen Version enthält.¹⁰ Der (lateinisch-)deutsche Titel ist im Übrigen keine Übersetzung des rein lateinischen, er unterscheidet sich formal wie inhaltlich. Während der lateinische Titel durchgehend in Antiqua gesetzt ist und insgesamt recht schlicht anmutet, wechseln sich Fraktur und Antiqua bei der deutschen Ausgabe ab. Letztere ist in Schwarz-Rot gehalten; neben ganz in Versalien gesetzten Teilen wie dem Haupttitel sind einzelne Wörter auch mit Schmuckinitialen versehen.¹¹ Der volkssprachliche Titel ist dank zusätzlicher Angaben zu Inhalt und Struktur

⁹ Zur Person und Sammlung Christoph Jacob Trews vgl. Schnalke (1995), zu seiner umfangreichen Korrespondenz Schnalke (1997) und Ruisinger (2008).

¹⁰ Vgl. die Sammlung Trew in der UB Erlangen-Nürnberg, Signatur H61/4 TREW.Q 462.

¹¹ Dass sich unterschiedliche Schriftgrößen, Schrifttypen und Farben abwechseln, ist durchaus üblich, wie die Auswertung des Corpus von Titelblättern in der Untersuchung von Götz (2011: 74) zeigt.

deutlich länger als der lateinische (vgl. die folgende Tabelle). Während Letzterer nur die enthaltenen Texte, deren Herkunft und Entstehungsjahr, den Verfasser, dessen Ämter und Funktionen, Ankündigung eines Vorwortes und Registers, Druckort und Jahr sowie die Angabe, dass das Werk von der Societät bezahlt worden sei, auflistet, wurde der lateinisch-deutsche Titel ergänzt. Offenbar hielt man es für notwendig, zusätzlich werbewirksam wertende Bemerkungen zur Qualität der Antwortschreiben zu machen, die „hoch vernünftig“ seien und sich auf „schwere/ zweifelhaft und feltene“ Fällen bezögen. Verkaufsfördernd wirken sollten vermutlich auch die Betonung der Neuheit dieser Art von Büchern sowie der Hinweis auf die enthaltenen Kupfer und das Register. Im lateinisch-deutschen Titel wird außerdem der intendierte Leserkreis genannt, der im Vergleich zu anderen Sammlungen relativ weit gefasst ist und nicht nur Mediziner und Wundärzte, sondern auch Rechtsgelehrte und Theologen einschließt. Dass eine deutsche Ausgabe auch zu diesem Zeitpunkt noch nicht vorbehaltlos unterstützt wurde, legen die Angaben zur Finanzierung nahe: Die lateinische Version wurde offenbar von der gesamten Societät finanziert, während die Kosten für die deutsche Ausgabe nur von einigen Mitgliedern getragen wurden.

Lateinischer Titel	Lateinisch-deutscher Titel
MEDICINA FORENSIS h(ic).e(st). RESPONSA FACULTATIS MEDICÆ Lipsiensis Ad QUÆSTIONES CASUS MEDICINALES AB ANNO MDCL. usque MDXX In ufum communem evulgata A D. JOH. FRIDER.ZITTMANNO. Sereniff. Potentiff. Regis Polon. Ge Medica Caftrenfi. Cum ejus Præfatione & Indic Francofurti ad Mœnum Sumptibus SOCIETATIS ANNO M DCC VI.	MEDICINA FORENSIS Das ift: Eröffnete Pforte zur Medicin und Chirurgie; E. Hochloübl. Medicinifchen Facultät zu Leipzig vernünftig ertheilte Ausprüche und Refponfa, Über allerhand ſchwere/ zweifelhaft und feltene/ von Anno 1650. biß 1700. vorgekommene und in die Medicin, auch Chirurgie laufende Fragen und Fälle/ Ein recht curieufes Werck/ desgleichen bißher wenig in Druck gekommen Anjetzo dem Bono publico zum beften/ allen Liebhabern aber der Medicin, fonderlich denen Apothekern und der Wund-Artzney Befliffenen/ mithin fämtlich fo Geift- als Rechtsgelehrten und Advocaten. Zu Nutz und Dienft an das Licht geftellet Von D. Joh. Fridrich Zittmann/ Sr. Königl. Maj. in Polen zu Dero General=Stab befaltem Feld=Medico. Mit Kupffern und nöthigen Regiftern. Franckfurt am Mayn/ Auf Koften einiger Mitglieder der Societät. MDCC VI.

Lateinische Ausgaben hatten gegenüber den volkssprachlichen den unschätzbaren Vorteil, dass auch ein internationales Publikum erreicht werden konnte. Dass ihre Werke auch im Ausland gelesen werden konnten, war insbesondere den berühmteren Medizinern wie Georg Ernst Stahl oder Friedrich Hoffmann wichtig. Der deutlich geringere Wirkungskreis volkssprachlicher Texte dürfte hemmend auf den Sprachenwechsel gewirkt haben.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts haben sich die Sammlungsherausgeber endgültig von der lateinischen Kommentierung verabschiedet. Gleichzeitig setzen sich volkssprachliche Titel durch. Die Fallsammlungen entsprechen damit ganz dem allgemeinen Trend – denn generell gilt, dass auf dem Buchmarkt um 1750 lateinische Publikationen stark rückläufig waren, während gleichzeitig volkssprachliche Werke zunahmen (vgl. Pörksen 1983).

4 Zum Verhältnis von Deutsch und Latein in den Gutachten

Um 1750 ist der Sprachenwechsel in den Fallsammlungen also für wichtige Textteile vollzogen – Titel, Vorworte, Kommentare etc. sind auf Deutsch verfasst. Schon ein flüchtiger Blick in die Texte zeigt aber, dass das Lateinische keineswegs gänzlich verschwunden ist. Lateinische Elemente sind vielmehr immer noch ein absolut typisches Merkmal medizinischer Fachprosa. Welche Formen und Funktionen kommen diesen nun fremdsprachigen Elementen in den volkssprachlichen Texten zu? Werfen wir zunächst einen Blick in die zeitgenössischen Textsortenanleitungen, die Ratschläge erteilen, wie medizinische Gutachten zu verfassen sind. Welche Meinung vertreten sie hinsichtlich der Sprachwahl und fremdsprachiger Elemente?

Seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts wurden solche Anleitungen verstärkt nachgefragt und es erschienen diverse Schriften monographischen Charakters. Aber auch die Herausgeber der Sammlungen reagierten in ihren Vorworten und Kommentaren auf das Bedürfnis der Leser nach Hilfestellung und Anleitung. Verglichen mit anderen Textsorten haben sich – ein Glücksfall für die Forschung – verhältnismäßig viele anleitende Texte und metakommunikative Äußerungen erhalten.

Die Wahl der Sprache spielt in den Anleitungen keine Rolle mehr – man muss die Einstellung zu dieser Frage also indirekt aus den Stilvorgaben erschließen. Die Vorgaben für medizinische Gutachten unterscheiden sich dabei keineswegs von den rhetorischen Leitprinzipien eines Gottsched oder Adelung. Wie diese treten auch die Verfasser der Anleitungen für Prinzipien wie ‚Deut-

lichkeit', ‚Klarheit‘ und ‚Kürze‘ ein.¹² ‚Deutlichkeit‘ bezieht sich auch auf den lexikalischen Bereich, und unter dieser Prämisse wird der Gebrauch von Fremdwörtern insgesamt kritisch gesehen.

Die älteste deutschsprachige Textsortenanleitung, eine 1713 herausgegebene Übersetzung einer französischen Anleitung von Jean Devaux, empfiehlt, auf „undeutliche[]/barbarifche[] und scholaftifche[] grillen“ (Devaux 1713: 20) zu verzichten. Auch die 1767 erschienene Anleitung von Gottlieb Büttner (1767: 2–3) ermahnt angehende Ärzte, in „Obductions-Atteftata“ nicht „lauter lateinifche[], ja gar griechifche[] Ausdrücke[]“ zu gebrauchen, sondern diese „follen und müßen [...] nothwendig deutfch gegeben werden [...]“.

Von einer streng puristischen Haltung, die jedes Fremdwort verbietet, ist man in den Anleitungen aber weit entfernt. Denn auch die Verfasser solcher Instruktionen müssen sich selbst den Vorwurf des übermäßigen Fremdwortgebrauchs gefallen lassen. In einer Rezension der *Allgemeinen Deutschen Bibliothek (ADB)*¹³ kritisiert der Rezensent den eben zitierten Gottlieb Büttner wie folgt: „Er ift wohl eben nicht fehr Meifter im guten Lehrftile, bedient fich auch im Unterrichte einer Menge lateinifcher Worte ohne Noth.“¹⁴

Die Textsortenanleitungen vertreten also eine gemäßigt fremdwortkritische Haltung. Wie sieht es aber in den Texten aus? Die Sammlungsherausgeber tun sich mit der in den Anleitungen formulierten Forderung, auf Fremdwörter gänzlich zu verzichten, offenbar schwer. Sie sichern sich zum Teil schon in den Vorworten gegen den Vorwurf des übermäßigen Fremdwortgebrauchs ab und/oder verweisen auf ergänzende Glossare, die das Verständnis erleichtern sollen:

Weilen aber auch die termini medico-technici, wenigen die die Medicin nicht ftudiret, bekannt, und doch um das Werk nicht obfcure zu machen, nicht fchicklich in das teutfche zu überfetzen feyn, fo habe eine Erläuterung gedachter terminorum, und noch ein vollkommenes Register mit anhängen follen. (Hasenest 1755: Vorrede unpaginiert)

Man kann diefes Collegium zwar nicht vor völlig ins Deutfche überfetzt ausgeben, allermaßen man durchgehends die Terminos technicos in ihrer erften Kleidung laffen müßen:

¹² Vgl. allgemein zu den Stilprinzipien in den Wissenschaften auch Kretzenbacher (1995).

¹³ Die von Friedrich Nicolai seit 1765 herausgegebene Rezensionszeitschrift *Allgemeine Deutsche Bibliothek* erschien vierteljährig. Jedes Jahr wurden zwei Bände veröffentlicht, jeder Band in zwei Stücken. Dank des an der Universität Bielefeld angesiedelten Projekts „Retrospektive Digitalisierung wissenschaftlicher Rezensionsorgane und Literaturzeitschriften des 18. und 19. Jahrhunderts aus dem deutschen Sprachraum“ kann die ADB online durchsucht werden, vgl. <http://www.ub.uni-bielefeld.de/diglib/aufklaerung/>.

¹⁴ Nach diesem eher negativen Urteil schlägt der Rezensent versöhnlichere Töne an, denn er räumt ein, dass in dem Werk auch viel Gutes und nicht nur *Gemeines* zu finden sei (ADB 1770, Bd. 13, St. 2, 508).

da es aber nicht die Absicht hat, daß es viele Leute, welche der Lateinifchen Sprache nicht mächtig find lefen sollen, fondern nur vor diejenigen, die die Lateinifche, ja! Medicinifch-lateinifche Sprache verftehen, gefchrieben ift und diefe hinlänglich erkennen werden, daß die emphatifche Expreffiones ohnmöglich übergehen können, fo wird folches vor keinen Fehler gerechnet werden. (Stahl 1733: Vorrede unpaginiert)

Wie diese Bemerkungen schon vermuten lassen, gebrauchen die Ärzte in ihren Gutachten tatsächlich recht häufig Fremdwörter, wie die folgenden Beispiele veranschaulichen:

1. Von der Wunde des *cranii* linker Hand gieng eine *fiffur* oder Spal=tung eines Zolls lang bis an die [...] (Hasenest 1757: 184)
2. Die übrigen *humores* zu temperiren und in ein beffer Gefchick zu bringen [...] (Gohl 1735: 241)
3. So geben wir demfelben zu verlangter Antwort, daß gedachter Frau *Patientin* ietziger *Affectus* nichts anders, als *Arthritis* und *Con-tractura a fero fangvinis vifcido & acido-acri oriunda* zu nennen: (Budaeus 1735: 4)
4. [...] hat es leicht gefchehen können, daß einige *subtiliffima vafa lymphatica dilacerirt* und eine *extravafirte lympa circa thalamos nervorum opticomum* aufgetreten, welche, nachdem fie durch Weile der Zeit eine *arfcidi-tåt acquirirt*, durch Drückung des *nervi optici* zu Anfangs eine Dunkelheit, und nachmahlen gar die *amaurofin oculi finiftri* verurfachet. (Gohl 1735: 59–60)

Überwiegend handelt es sich um Fachtermini lateinischen oder griechischen Ursprungs, die Krankheiten, Symptome, anatomische Gegebenheiten, Anomalien, Pharmazeutica oder Therapien bezeichnen. Deutlich ist auch die Verankerung in dem auch im 18. Jahrhundert noch gültigen System der Humoralpathologie.

Meist sind es lexikalische Transferenzen, d. h. die Textproduzenten gebrauchen die fremdsprachigen Lexeme und Phraseologismen nur cursorisch in deutschen Sätzen. Die fremdsprachige Flexion wird teils beibehalten und der Syntax angepasst, teils durch indigene Morpheme ersetzt (z. B. *arfcidi-tåt, acquirirt, dilacerirt* [4]). Wie in dieser Zeit üblich sind die als fremdsprachig empfundenen Elemente typographisch in Antiqua ausgezeichnet (in obigen Belegen kursiv), die Type wechselt zum Teil mitten im Wort (vgl. hierzu Schulz 2012; Polenz 2013: 65). Die Beispiele sind in ihrer Kürze durchaus typisch. Vereinzelt und gegen Ende des Untersuchungszeitraumes immer seltener flechten die Verfasser längere fremdsprachige Abschnitte in ihre Texte ein. So untermauert etwa Troppanneger (1733: 68–69) seine Argumentation mit einem lateinischen Zitat Johann Bohns, eines frühen Forensikers:

Bohnius de off. med. dupl. Part.I. Cap. 14. de Purgatione. hiervon faget, da diefer das letztere Tempus matutinum ad ordinarium modum propinandi emetica rechnet; allwo er faget: *Ordinarie Jejunis vomitoria exhibentur, illis tamen qui difficulter & cum fingulari molestia hinc moventur, post paſtum paulo propinari valent, pro evacuatione facilitanda.*

Fachtermini erfüllen eine ähnliche Funktion wie Zitate. Da die medizinische Terminologie erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts definiert und vereinheitlicht wurde, ist der Gebrauch lateinischer und griechischer Fremdwörter nicht unbedingt im Dienste präziserer Benennungen zu sehen. Sie dienen wohl vor allem als Distinktionsmerkmal, das die Zugehörigkeit zu einer bestimmten medizinischen Schule demonstriert und überhaupt Fachkompetenz beweisen soll.

Der Gebrauch fremdsprachiger Fachtermini kann mithin als Glaubwürdigkeitssignal interpretiert werden. Die Verfasser scheinen dabei aber genau abzuwägen zwischen dem Erzeugen eines forciert wissenschaftlichen Erscheinungsbildes und der Verständlichkeit ihres Gutachtens. Die fremdsprachigen Einsprengsel sind wohl dosiert, und die Verfasser bedienen sich verschiedener Verfahren, um die Verständlichkeit ihrer Texte zu sichern. Dazu zählen Glossare wie das von Johann Georg Hasenest. Die Erläuterung der Fachtermini wird damit extern, außerhalb des Textes geleistet (vgl. Hasenest 1755). Es lassen sich aber auch innerhalb der Texte Bemühungen erkennen, die Verständlichkeit zu sichern. Betrachten wir dafür die folgenden Beispiele:

5. in dem *Pericardio* oder Hertz=Kammer fande sich gantz nichts von der gewöhn=lichen Feuchtigkeit, [...] (Budaeus 1737: 77)
6. [...] *vertebræ colli* oder das Genicke ebenfalls auswendig / und nach der Oeffnung inwendig gantz natürlich und ohnverletzet; [...] (Petermann 1709: 57)
7. Die Leber war von un=gewöhnlicher Größe durchwachfen mit vielen unnatürlichen Gewächfen und Härtingkeiten, *atheromata* oder *melicerides* genannt; (Gohl 1735: 36–37)
8. Von der Wunde des *cranii* linker Hand gieng eine *fiffur* oder Spal=tung eines Zolls lang bis an die [...] (Hasenest 1757: 184)
9. Als der Unterleib geöffnet wurde, fo floß eine Menge gelbes Blutwaffer aus; die großen Gefäße, nem=lich die Hohlader und die Hauptarterie *Aor-ta*, waren von Blut ganz leer. (Metzger 1781: 13)
10. [...] einen Stich mit einem Messer am Hals auf der rechten Seite neben der großen Flechfe des Nackens (*tendo ceruicis*) bekom=men, welcher fo tief drang, daß davon nicht allein die Halsader (*vena iugularis*) und Speiseröhre (*Oefophagus*) getroffen, [...] (Ruef 1777: 119)

Das wichtigste Erschließungsverfahren besteht dabei in der Angabe von volkssprachlichen Bezeichnungsalternativen. So können etwa der fremdsprachige Terminus und seine deutsche Entsprechung durch *oder* koordiniert werden

(vgl. 5, 6, 8). Eine weitere Möglichkeit, dem Leser die Terminologie näher zu bringen, besteht darin, den Fachterminus erst in einem (nachgestellten) Attribut zu bieten, wie in (7) oder (9). Der Vorteil dieser Darstellung liegt darin, dass zusätzliche Informationen über die Begriffshierarchie, also zu Über- bzw. Unterordnungsverhältnissen vermittelt werden können. Das letzte Beispiel (10) ist ein Beleg für das frühe Bemühen, auch volkssprachliche Fachtermini zu verwenden. Dass man dem Deutschen dann doch noch nicht ganz über den Weg traute, zeigt sich daran, dass man die lateinische Bezeichnung in Klammern dahinter gesetzt hat.

Neben diesen Erklärungen, lassen sich auch noch andere, subtilere Strategien der Verdolmetschung ausmachen, wie das folgende Beispiel zeigt.

Wenn wir nun auf die vorgelegte Frage: an *partus hic fu-rit vitalis*? unfer gegründetes Bedencken ertheilen follen; fo müffen wir zufoürderft zu defto gründlicherer und gnugfamer Information Meldung thun: daß das *prædicatum vitalis*, wenn es einem *foetui* beygeleget wird, auf dreyerley Art könne verftanden werden. Denn erftlich wenn fich das *punctum falians sub formatione* zeigt, oder der *motus cordis & progreflus humorum* die erften Monate fich an=hebet und die gantze Machine und deren *partes folidæ* dadurch nach und nach *nutriret* und *expandiret* werden; fo ift *vita* verhanden und der *embryo vitalis*, **obgleich die Mutter die ihn trägt**, felbft davon noch nichts fühlet und weiß. Wenn weiter die *partes externæ* und *ar-tus ratione offium, mufculum, nervorum & tendinum*, völlig ge=bildet find, welches meiftentheils um die Helffte gefchehen ift; fo kan fich alsdenn der *formirte foetus* felbft bewegen und es eräuet fich eine empfindliche Bewegung im Mutterleibe, dadurch eine Frau völlig verfi=chert wird von der Schwangerschafft und daß ihre **Leibes=Frucht** lebe, oder *vitalis* fey. Wenn aber endlich das **Kind** nicht allein völlig ge=ftaltet fondern auch nunmehr alle partes an denfelben zu folcher Fe=ftigkeit und Vollkommenheit gediehen, daß es nicht mehr von der Mut=ter Blut ernähret werden darf, fondern *extra uterum* in der Luft von der ihm gereichten Milch und Speife leben, dauren und nach und nach wachfen und vollkommener werden kan; fo wird ein folcher *foetus* gleich=falls, und zwar im eigentlichen Verftande, *vitalis* genennet. (Hoffmann 1726: 181; Fettdruck durch die Verf.)

Zunächst wählt der Verfasser, ein akademisches Kollektiv, mit *foetus* einen lateinischen Fachterminus, wechselt dann zu griechisch *embryo*, um schließlich zu ergänzen: „obgleich die Mutter, die ihn trägt noch nichts von ihm fühlet oder weiß“. Dank dieses Zusatzes kann auch ein medizinischer Laie erschließen, dass mit *foetus* und *embryo* der menschliche Nachwuchs im Frühstadium gemeint ist. Im Übrigen wird auch durch die textliche Wiederaufnahme mit „Leibes-Frucht“ und „Kind“ klargestellt, welche Bedeutung die beiden Fachtermini haben. Das heißt, der Leser kann, selbst wenn er einige Termini auf Anhieb nicht versteht, deren semantischen Gehalt entweder aus dem Kontext erschließen oder aus seinem Weltwissen ergänzen.

Welche Funktionen haben die fremdsprachigen Elemente in den Gutachten? Sie dienen der präzisen Bezeichnung von Krankheiten, anatomischen Ge-

gebenheiten etc. Außerdem haben wir schon auf ihre sozialdistinguierende Funktion hingewiesen, und darauf, dass sie identitätsstiftend eine bedeutende Rolle spielen. Eng damit verbunden ist das Bedürfnis, Kompetenz unter Beweis zu stellen. Eine weitere wichtige Funktion wird am folgenden Beispiel deutlich. Es handelt sich um ein Gutachten, das für ein Konsistorialgericht verfasst wurde und eine Ehestreitigkeit betrifft. Eine Frau möchte sich von ihrem Mann wegen dessen Impotenz scheiden lassen. Das Gutachten ist auf Deutsch verfasst. Als aber das anstößige Faktum zur Sprache kommt, verwendet der Verfasser überwiegend lateinische Termini und Wendungen:

Weilen aber auch die *erectio membri* nicht genug, fndern die gantze Sache auf den *coitum* und *emiffionem & imiffionem femi-nis virilis in partem muliebrem* ankömmet, fo kan auch folches wol *salva honeftate & verecundia* hier gefchehen, wenn auf vorerwehnte Art die *erectio membri* bey Titio erhalten würde, derfelbe auch fo fort, folches der Marcellæ, jedoch in einem neben Gemach, ohne anderer Ge=genwart, alfo *applicirte*, daß entweder Marcella die *immiffionem fe-minis ipfius* empfinden oder folcher doch *in vagina uteri ipfius* befun=den werden könne: Allermaffen auch in *fœcundo coitu femem maris tantum circa uteri orificium internum, effundiret* wird, und der meifte Theil deffelben bald wiederum abgeheth, [...] (Alberti 1725: 11)

Der Wechsel zur Gelehrtensprache dient also offenbar der Vermeidung von Peinlichkeiten und der Wahrung des Anstandes – ein Befund, der, das zeigen weitere Beispiele, sich durchaus generalisieren lässt.

5 Schluss

Wie lassen sich die Ergebnisse nun pointiert zusammenfassen? Es ist der Frage nachgegangen worden, wie sich der Wechsel von der Gelehrten- zur Volkssprache in einem begrenzten Kommunikationsbereich vollzogen hat. Medizinische Fallsammlungen erwiesen sich aufgrund ihrer Situierung im Überschneidungsbereich von Wissenschaft und Praxis als ein für diese Problemstellung besonders geeigneter Gegenstand. Deutschsprachige Gutachten lassen sich ab dem letzten Drittel des 17. Jahrhunderts nachweisen – als die Empirie in Medizin und anderen Wissenschaften eine generelle Aufwertung erfuhr. Sie stehen zu diesem Zeitpunkt aber noch neben lateinischen Texten. Der Wechsel vollzog sich langsam und diskontinuierlich, und es lassen sich diverse Übergangsformen beobachten. In der ersten Phase trennen die Herausgeber noch streng zwischen volkssprachlicher Empirie – den verschiedenen Gutachtentypen – und der akademischen Reflexion auf Latein. Ein weiterer Schritt war die Herausgabe zweier in Inhalt und Struktur zwar identischer, sprachlich aber ab-

weichender Versionen der gleichen Sammlung. Seit etwa 1750 wurden die kasuistischen Lehrwerke dann gänzlich auf Deutsch verfasst und folgten damit dem allgemeinen Trend in den Naturwissenschaften.

Auch nach dem vollzogenen Sprachenwechsel spielten lateinische und griechische Elemente noch eine bedeutende Rolle. Zwar vertraten die Textsortenanleitungen zur Verfertigung medizinischer Gutachten eine fremdwortkritische Haltung gemäß den rhetorischen Stilprinzipien der Zeit, die Ärzte taten sich aber sichtlich schwer, diesen Vorgaben vollständig zu entsprechen. In der Terminologie oder in Gestalt von Zitaten flossen immer wieder fremdsprachige Elemente ein, in der unverkennbaren Absicht, Glaubwürdigkeit und hohe fachliche Kompetenz zu vermitteln. Zugleich waren die Mediziner aber auch darauf bedacht, das Textverständnis nicht zu gefährden und Verfahren zu benutzen, die es auch dem lateinunkundigen Leser ermöglichten, der Argumentationslinie zu folgen.

Quellen

- Alberti, Michael (1725): *Systema jurisprudentiae medicae, quo casus forenses, a jctis et medicis decidendi, explicantur omniumque facultatum sententis confirmantur, in partem dogmaticam et practicam partitum, casibus, relationibus juridicis et medicis forensibus specialibus illustratum* [...]. Pars posterior practica sive casuistica et forensis. Halle.
- Anonym (Jean Devaux) (1713): *Die Kunst Chirurgische Berichte und Wund=Zettul abzufassen. Aus dem Frantzösischen ins Teutsche übersetzt*. Budißin: Johann George Hüneln.
- Ammann, Paul (1670): *Medicina Critica Sive Decisoria, Centuria Casuum medicinalium in concilio Facult. Med Lipf. Antehac refulutorum, comprehensa, nunc vero in Phycorum, Practicorum, Studioforum, Chirurgorum alioumq, ufum notabilem, collecta, correcta, & variis Difcurfibvs aucta, a D. Paulo Ammanno*. Erfurt.
- Budaeus, Gottlieb (1735): *Miscellanea medico chirurgica, practica et forensia; Worinnen Allerhand Medicinische und Chirurgische Casvs, Relationes, Renvnciationes, Jvdicia, Consilia, Responsa, &c. Enthalten: Fortgesetzt im Fünfften Theile*. Leipzig, Görlitz: Johann Gottlob Laurentius.
- Budaeus, Gottlieb (1737): *Miscellanea medico chirurgica, practica et forensia; Worinnen Allerhand Medicinische und Chirurgische Casvs, Relationes, Renvnciationes, Jvdicia, Consilia, Responsa, &c. Enthalten: Fortgesetzt im Sechsten Theil*. Leipzig, Görlitz: Johann Gottlob Laurentius.
- Büttner, Christoph Gottlieb (1767): *Anweisung für angehende Arzeneybflißene, worauf sie bey Ausstellung eines Obductions-Attestes über tödtliche Verletzungen mit Acht zu geben haben*. Königsberg: Johann Jakob Kanter.
- Gohl, Johann Daniel (1735): *Medicina practica, clinica et forensis, sive collectio casuum rariorum ac notabiliorum medico-clinicorum, chirurgicorum ac forensium, partim responsis ac epicrisibus, partim sectionibus anatomicis et dispositionibus illustratorum* [...]. Leipzig.

- Greiffen, Friderich (1652): *Herrn Guilhelmi Fabricii von Hilden Längst beehrte vollkommene Leib= und Wundartzney. Aus dem Lateinischen in Hoch Teutsche Sprach ubersetzt: Durch Friderich Greiffen/ Med. Cand.* Frankfurt a. M.: Johann Beyers.
- Hasenest, Johann Georg (1755): *Der Medicinische Richter oder Acta Physico-Medico Forensia Collegii Medici Onoldini; Von Anno 1735 biß auf dermalige Zeiten zusammen getragen, hier und dar mit Anmerckungen, Dann Mit einer deutlichen Erläuterung der medicinischen Kunstwörter und vollständigen Register versehen.* Onolzbach.
- Hasenest, Johann Georg (1757): *Der Medicinische Richter oder Acta Physico-Medico Forensia Collegii Medici Onoldini. Dritter Theil. Von Anno 1735 biß auf dermalige Zeiten zusammen getragen, hier und dar mit Anmerckungen, Dann Mit einer deutlichen Erläuterung der medicinischen Kunstwörter und vollständigen Register versehen.* Onolzbach.
- Hoffmann, Friedrich (1726): *Medicina Consultatoria, Worinnen Unterschiedliche über einige schwere Casus ausgearbeitete Consilia und Responsa Facultatis Medicæ enthalten, Und in Fünf Decurien eingetheilet, Dem Publico zum Besten herausgegeben. Fünffter Theil.* Halle im Magdeburgischen: Renger.
- Metzger, Johann Daniel (1781): *Medicinisch-gerichtliche Beobachtungen. Erster Jahrgang.* Königsberg; F. D. Wagner & R. G. Dengel.
- Petermann, Andreas (1709): *Casuum medico-legalium Decas II. Herausgegeben von Dessen Sohne/ Benj. Petermannen / Practico daselbst.* Leipzig.
- Ruef, Johann Caspar (1777): *Unterricht von Criminalfällen, und wie sich ein Arzt in Abgebung seines Gutachtens hierüber zu verhalten habe. Nebst einem Anhang von der Hornviehseuche.* Nürnberg: Wolfgang Schwarzkopf.
- Stahl, Georg Ernst (1733): *Collegivm Casuale Magnvm, oder Sechs und siebenzig Practische Casus, welche von Anno 1705. biß 1707. als Professor Ordinarius auf der Universität Halle einem gewissen Numero Studiosorum mit gründlicher Resolution und treuer Eröffnung vieler besondern Practischen Cau-telen Lateinisch in die Feder dictirt, Nunmehr ins Deutsche übersetzt Von D. Johann Storchen, alias Hulderico Pelargo [...].* Leipzig: Caspar Jacob Eissel.
- Troppaneger, Christian Gottlieb (1733): *Decisiones Medico-Forenses. Sowohl dessen eigene, und zwar die meisten Judicis, also auch anderer, und unterschiedlicher Juristisch und Medicinischer Facultäten Urthel und Responsa, Über Siebenzig rare und zum Theil schwere Casus, Sonderlich De Lethalitate Vulnerum. [...]* Dresden.
- Zittmann, Friedrich (1706): *Medicina Forensis. Das ist Eröffnete Pforte zur Medicin und Chirurgie. Anweisende Hochlöbl. Medicinischen Facultät zu Leipzig hoch vernünftig ertheilte Aussprüche und Responsa, Über allerhand schwere/ zweiffelhafte und seltene / von Anno 1650. biß 1700 vorgekommene und in die Medicin, auch Chirurgie laufende Fragen und Fälle / [...]* Frankfurt a. M.
- Zittmann, Friedrich (1706): *Medicina Forensis h(ic).e(st). Responsa Facultatis Medicæ Lipsiensis Ad Quæstiones casus medicinales Ab Anno MDCL. usque MDXX In ufum communem evulgata A D. JOH. FRIDER. ZITTMANNO. Sereniff. Potentiff. Regis Polon. Ge Medica Castrenfi. Cum ejus Præfatione & Indic* Francofurti ad Mœnum Sumptibus SOCIETATIS ANNO MDCC VI.

Onlinequellen

Retrospektive Digitalisierung wissenschaftlicher Rezensionorgane und Literaturzeitschriften des 18. und 19. Jahrhunderts aus dem deutschen Sprachraum: <http://www.uni-bielefeld.de/diglib/aufklaerung/>

Literatur

- Ammon, Ulrich (2015): *Die Stellung der deutschen Sprache in der Welt*. Berlin u. a.: De Gruyter.
- Behrens, Rudolf & Carsten Zelle (Hrsg.) (2012): *Der ärztliche Fallbericht. Epistemische Grundlagen und textuelle Strukturen dargestellter Beobachtung*. Wiesbaden: Harrasowitz.
- Berndt, Frauke & Daniel Fulda (Hrsg.) (2012): *Die Sachen der Aufklärung*. Hamburg: Meiner.
- Daston, Lorraine (2011a): Observation. In: Susan Dackerman (Hrsg.), *Prints and the Pursuit of Knowledge in Early Modern Europe*. Cambridge, New Haven: Harvard University Art Museums, 126–133.
- Daston, Lorraine (2011b): The Empire of Observation 1600–1800. In: Lorraine Daston & Elizabeth Lunbeck (Hrsg.), *Histories of Scientific Observation*. Chicago: The University of Chicago Press, 81–113.
- Daston, Lorraine & Elizabeth Lunbeck (Hrsg.) (2011): *Histories of Scientific Observation*. Chicago: The University of Chicago Press.
- Düwell, Susanne & Nicolas Pethes (Hrsg.) (2014): *Fall. Fallgeschichte. Fallstudie. Theorie und Geschichte einer Wissensform*. Frankfurt am Main: Campus.
- Fischer-Homberger, Esther (1988): *Medizin vor Gericht. Zur Sozialgeschichte der Gerichtsmedizin*. Darmstadt: Luchterhand.
- Geyer-Kordesch, Johanna (1990): Medizinische Fallbeschreibungen und ihre Bedeutung für die Wissensreform des 17. und 18. Jahrhunderts. In: *Medizin, Gesellschaft und Geschichte* 9, 7–19.
- Götz, Ursula (2011): Zur Syntax von Titelblättern des 16. Jahrhunderts. In: Franz Simmler & Claudia Wich-Reif (Hrsg.), *Geschichte der Gesamtsatzstrukturen vom Althochdeutschen bis zum Frühneuhochdeutschen*. Bern u. a.: Peter Lang, 67–95.
- Heinemann, Wolfgang (2000): Textsorte – Textmuster – Texttyp. In: Armin Burkhardt, Hugo Steger & Herbert Ernst Wiegand (Hrsg.), *Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung* (HSK 16.1). Berlin, New York: De Gruyter, 507–523.
- Klein, Wolf Peter (2011a): Deutsch statt Latein! Zur Entwicklung der Wissenschaftssprachen in der frühen Neuzeit. In: Wieland Eins, Helmut Glück & Sabine Pretschler (Hrsg.), *Wissen schaffen – Wissen kommunizieren. Wissenschaftssprachen in Geschichte und Gegenwart*. Wiesbaden: Harrasowitz, 35–47.
- Klein, Wolf Peter (2011b): Die deutsche Sprache in der Gelehrsamkeit der frühen Neuzeit. Von der lingua barbarica zur HauptSprache. In: Herbert Jaumann (Hrsg.), *Diskurse der Gelehrtenkultur in der Frühen Neuzeit*. Berlin, New York: De Gruyter, 465–516.
- Kretzenbacher, Heinz L. & Harald Weinrich (Hrsg.) (1995): *Linguistik der Wissenschaftssprache*. Berlin, New York: De Gruyter.

- Kretzenbacher, Heinz L. (1995): Wie durchsichtig ist die Wissenschaftssprache? In: Heinz L. Kretzenbacher & Harald Weinrich: *Linguistik der Wissenschaftssprache*. Berlin, New York: De Gruyter, 15–39.
- Lindner, Bettina (2015): Quotations from 17th and 18th Century Medical Case Reports. In: Jenny Arendholz, Wolfram Bublitz & Monika Kirner-Ludwig (Hrsg.), *The pragmatics of quoting now and then* (Topics in English Linguistics 89). Berlin, New York: De Gruyter, 401–418.
- Lindner, Bettina (2018): *Medizinische Gutachten des 17. und 18. Jahrhunderts. Sprachhistorische Untersuchungen zu einer Textsortenklasse* (Lingua Academica 2). Berlin, New York: De Gruyter.
- Lorenz, Maren (1999): *Die Normierung des Individuums in Gerichtsmedizin und Psychiatrie der Aufklärung*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Müller, Irmgard & Heiner Fangerau (2010): Protokolle des Unsichtbaren: Visa reperta in der gerichtsmedizinischen Praxis des 18. und 19. Jahrhunderts und ihre Rolle als Promotoren pathologisch-anatomischen Wissens. In: *Medizinhistorisches Journal* 45, 265–292.
- Polenz, Peter von (2013): *Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Bd. II: 17. und 18. Jahrhundert*. 2. Aufl. Berlin, Boston: De Gruyter.
- Pomata, Gianna (2010): Sharing Cases: The Observations in Early Modern Medicine. In: *Early Science and Medicine* 15, 193–236.
- Pomata, Gianna (2011): Observation Rising: Birth of an Epistemic Genre 1500–1600. In: Lorraine Daston & Elizabeth Lunbeck (Hrsg.), *Histories of Scientific Observation*. Chicago: The University of Chicago Press, 45–80.
- Pörksen, Uwe (1983): Der Übergang vom Gelehrtenlatein zur deutschen Wissenschaftssprache. Zur frühen deutschen Fachliteratur und Fachsprache in den naturwissenschaftlichen und mathematischen Fächern (ca. 1500–1800). In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 52/53, 227–258.
- Pörksen, Uwe (2004): Deutsche Sprachgeschichte und die Entwicklung der Naturwissenschaften. Aspekte einer Geschichte der Naturwissenschaftssprache und ihrer Wechselbeziehungen zur Gemeinsprache. In: Werner Besch et al. (Hrsg.), *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung* (HSK 2.4), 2. Aufl. Berlin, New York: De Gruyter, 85–101.
- Ruisinger, Marion Maria (2008): *Patientenwege. Die Konsiliarkorrespondenz Lorenz Heisters (1683–1758) in der Trew-Sammlung Erlangen*. Stuttgart: Franz Steiner.
- Schiewe, Jürgen (1996): *Sprachenwechsel – Funktionswandel – Austausch der Denkstile. Die Universität Freiburg zwischen Latein und Deutsch*. Tübingen: Niemeyer.
- Schnalke, Thomas (1995): *Natur im Bild. Anatomie und Botanik in der Sammlung des Nürnberger Arztes Christoph Jacob Trew. Eine Ausstellung aus Anlaß seines 300. Geburtstages, 8. November–10. Dezember 1995*. Erlangen: Universitätsbibliothek.
- Schnalke, Thomas (1997): *Medizin im Brief. Der städtische Arzt des 18. Jahrhunderts im Spiegel seiner Korrespondenz*. Stuttgart: Franz Steiner.
- Schulz, Matthias (2012): Fraktur und Antiqua in deutschsprachigen gedruckten Texten des 17. Jahrhunderts. In: *Sprachwissenschaft* 37 (4), 423–456.
- Stolberg, Michael (2003): Formen und Strategien der Autorisierung in der frühneuzeitlichen Medizin. In: Wulf Oesterreicher, Gerhard Regn & Winfried Schulze (Hrsg.), *Autorität der Form – Autorisierung – Institutionelle Autorität*. Münster: LIT, 205–218.
- Stolberg, Michael (2007): Formen und Funktionen medizinischer Fallberichte in der Frühen Neuzeit (1500–1800). In: Johannes Süßmann, Susanne Scholz & Gisela Engel (Hrsg.), *Fallstudien: Theorie – Geschichte – Methode*. Berlin: Trafo, 81–95.
- Wübben, Yvonne & Carsten Zelle (Hrsg.) (2013): *Krankheit schreiben. Aufzeichnungsverfahren in Medizin und Literatur*. Göttingen: Wallstein.

Hanspeter Marti

Disputation und Dissertation in der Frühen Neuzeit und im 19. Jahrhundert – Gegenstand der Wissenschaftssprachgeschichte?

1 Einleitung

Wie weithin bekannt, wurde 1753 unter dem Vorsitz des Greifswalder Logik- und Metaphysikprofessors Peter Ahlwardt eine deutschsprachige Dissertation über den Nutzen von in deutscher Sprache verfassten Thesenschriften verteidigt (Marti 1998: 59 f.; Alvermann 2007: 91; Döring 2007: 137 f.; vgl. auch den Beitrag von Alvermann in diesem Band). Der Gegenstand und die Art seiner Behandlung (auf deutsch) stellten ein Novum in der Geschichte des frühneuzeitlichen Disputationswesens dar. Der Greifswalder Gelehrte setzte sein Postulat in weiteren deutschsprachigen Dissertationen in die universitäre Praxis um (Marti 1998: 61). Unter den Zehntausenden von Disputationsschriften, die in der Frühen Neuzeit in deutschsprachigen Ländern gedruckt wurden, waren aber keine fünfzig in deutscher Sprache verfasst. Christian Thomasius, der gefeierte Pionier der deutschen Wissenschaftssprache, hielt sich, was meist vergessen wird, in allen unter seinem Vorsitz abgehaltenen Disputationen strikt an die traditionelle Gelehrtensprache, das Latein (Marti 2005: 324). Dissertationen waren an Universitäten deutschsprachiger Länder noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts fast ausnahmslos, meist auch noch weit später, in Latein geschrieben (Marti 1998). An der Berliner Universität gab es bis 1866 nur Dissertationen in lateinischer Sprache. Versteht man also unter ‚Früher Neuzeit‘ die Epoche, die um zirka 1800 endete, und fasst die bis dahin entwickelte Textgattung ‚Dissertation‘ ins Auge, bietet sich dem Wissenschaftshistoriker ein eindeutiges Bild dar: Latein war *das* Medium gelehrter Kommunikation.

Ewald Horn, der Ende des 19. Jahrhunderts den frühneuzeitlichen Dissertationen eine heute noch gerne herangezogene Monographie widmete, hatte zu seinem Gegenstand ein ambivalentes Verhältnis: Einerseits bereiteten ihm als Bibliothekar die große Mehrzahl der Massenprodukte wissenschaftlicher Arbeit

Hanspeter Marti, Arbeitsstelle für kulturwissenschaftliche Forschungen, Sernftalstr. 77, CH-8765 Engi, E-Mail: marti-weissenbach@forschungen-engi.ch

und das tiefe Niveau dieser Universitätsschriften auch wegen Platzmangels in den Bibliotheken Sorgen, und er wollte die Doktordissertationen sogar abgeschafft wissen (Horn 1893: 119 f.), andererseits entriß er die damals seit Jahrzehnten unbeachtet gebliebenen frühneuzeitlichen akademischen Kleinschriften dem Vergessen und verlieh ihnen, vielleicht nolens volens, langfristig wissenschaftliche Aktualität. Das 19. Jahrhundert brachte innerhalb der philosophischen Fakultät, die damals sowohl naturwissenschaftliche als auch philosophisch-historische Fächer umfasste, eine früher nicht gekannte Diversität wissenschaftlicher Disziplinen hervor, zu denen auch die Geschichte der mittelalterlichen Literatur und der deutschen Sprache zählten. Unter der Rubrik ‚Philologie, Archäologie und Sprachwissenschaft‘ bot zum Beispiel die Universität Greifswald im Wintersemester 1874/75 Übungen zur deutschen Sprache und Literatur, über die Nibelungen, weitere Lehrveranstaltungen zur älteren deutschen Literaturgeschichte, Übungen zum Mittelhochdeutschen sowie eine Lehrveranstaltung zur deutschen Grammatik, ferner unter der Leitung eines Altphilologen immer noch Disputierübungen an (Verzeichniß der Vorlesungen 1874: 7). Spezielle Themen zur deutschen Sprachgeschichte wurden an vielen Universitäten deutschsprachiger Länder nicht nur in Vorlesungen, sondern auch in Dissertationen mit dem Anspruch, einen Forschungsbeitrag zu leisten, behandelt. So gesehen sind die Dissertationen, vor allem seit dem 19. Jahrhundert, zweifellos maßgebliche Quellen der Wissens-, Wissenschafts- und Forschungsgeschichte.

Im Folgenden nähere ich mich der Titelfrage, indem ich von der frühneuzeitlichen *disputatio* und Einzelaspekten der Sprachwahlthematik ausgehe und in Bezug auf das 19. Jahrhundert die Universitäten Berlin und Breslau genauer betrachte. Das Rahmenthema erschien im Hinblick auf meinen Gegenstand zunächst äußerst sperrig und daher ungeeignet. Darf und soll man den Begriff ‚Wissenschaft‘ überhaupt auf die Frühe Neuzeit, mehr noch auf die von etwa 1500 bis 1800 entstandenen Dissertationen anwenden? Der kurze historische Exkurs, den ich hier vorlege, führt von einem gattungsgeschichtlichen Einzelaspekt auf grundsätzliche Fragen der Wissenschaftssprachthematik.

In der Frühen Neuzeit wurde aus verschiedenem Anlass disputiert (Marti 1994a/b; Marti 2011): in Privatkollegien übungshalber, übungshalber auch öffentlich, meist auf der Basis gedruckter Dissertationen (*exercitii causa*), öffentlich beim Verlassen einer Hohen Schule (*dissertatio valedictoria*), öffentlich während des Studiums zum Zweck des Leistungsnachweises, vor allem von Stipendiaten, ferner *pro loco*, das heißt im Wettbewerb um eine Stelle an der Universität (Marti 2014b), stets öffentlich zur Erlangung eines akademischen Grades. Aus den Titelblättern der Dissertationen und/oder aus den in sie integrierten Paratexten, den Widmungen und Gratulationen, geht oft der Grund

der *disputatio* hervor, zu der mit der Thesenschrift offiziell eingeladen wurde. Von den verschiedenen Dissertationsarten der Frühen Neuzeit blieben nur die Inauguraldissertation und die Habilitationsschrift übrig. Gedruckte Übungsdisertationen wurden in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts sehr selten, und mit ihnen verschwanden, von einigen Ausnahmen abgesehen, die an akademischen Gymnasien und anderen nichtuniversitären Hohen Schulen verteidigten Thesendrucke (Marti 2001).

Frühneuzeitliche Dissertationen konnten entweder vom Präses, der die Disputation leitete, oder vom Respondenten, der die Thesenschrift verteidigte, geschrieben sein. Hin und wieder verfassten sogar – in der Regel anonym bleibende – Drittpersonen die Dissertationen. Meistens waren es Gemeinschaftsarbeiten, die in enger Kollaboration von Präses und Respondent entstanden. Selbst den Vermerken ‚*auctor-respondens*‘ auf den Titelblättern ist, wenn sie als einziges Identifikationsmerkmal der Verfasserschaft angeführt werden, nicht ganz zu trauen. Gemeinsam haben die späteren Dissertationen mit den frühneuzeitlichen die Themenvielfalt, was sie für fast alle Fragestellungen zu wichtigen, jedoch lange Zeit weit unterschätzten wissenschaftsgeschichtlichen Quellen macht.

Vor allem in der Frühen Neuzeit war die Sprache nicht nur ein Thema von Dissertationen, die unter dem Patronat der philosophischen Fakultäten entstanden (Beispiel aus der juristischen Fakultät der Universität Halle: Ludovici & Leyssner 1720). Zwar sind die einschlägigen philosophischen Thesendrucke deutscher Länder der Zeit von 1660 bis 1750, von einzelnen Hohen Schulen abgesehen, bibliographisch zu einem großen Teil erfasst (Marti 1982), bislang aber nicht im Blick auf die Sprachenfrage systematisch untersucht, mit anderen Gattungen gelehrter Literatur verglichen und den historischen Kontexten zugeordnet worden.

2 Das sprachtheoretische Spektrum am Beispiel ausgewählter frühneuzeitlicher Basler Dissertationen

In den Jahren 1688 bis 1692 ließ der Oratorikprofessor Samuel Werenfels (1657–1740; Biographie: Marti-Weissenbach 2017: 228–243) in lockerer Abhängigkeit von René Descartes sieben Dissertationen über die Logomachie, den gelehrten Streit um bloße Worte, verteidigen (Rother 2003; Rother 2007). Da sie das ganze 18. Jahrhundert hindurch, zu einem einzigen Traktat vereinigt, in Deutsch-

land, der Schweiz und den Niederlanden in Sammeleditionen werenfelscher Werke gedruckt wurden, fanden sie weite Verbreitung (zu den Ausgaben: Marti-Weissenbach 2017: 229 f.; Werenfels 1739: 1–116).¹ Der Basler Verfasser enthielt sich in diesen Thesenschriften historischer Spekulationen, zum Beispiel über den Ursprung der Sprachen und über ihren Rang. Er beschäftigte sich auch nicht mit den Eigenschaften bestimmter Sprachen und deren Eignung für die gelehrte Kommunikation, sondern mit sprachtheoretischen Fragen, genauer mit den logisch-rhetorischen Anforderungen, die zu erfüllen seien. An erster Stelle der für natürliche Sprachen universalen Kriterien stehen für Werenfels, der die Rhetorik logikzentriert bestimmt, die Klarheit respektive Deutlichkeit (*perspicuitas*) und die Nachvollziehbarkeit der Aussage, wie sie in der Mathematik erreicht werde (Werenfels 1739: 113).² Ferner finden die zur selben Zeit in Christian Thomasius' Vernunftlehren akzentuierte Vorurteilskritik sowie eine die menschlichen Affekte und die Selbsterforschung betreffende, heute bisweilen Kardiagnostik genannte Psychologie Beachtung (Werenfels 1739: 114).³ Die Gelehrten sollen sich an den allgemeinen Wortgebrauch halten, neue Wörter nur im Notfall einführen, sie kennzeichnen, wenn ihre Verwendung unumgänglich sei (Werenfels 1739: 113).⁴ Logomachieverdächtige Sachwörter müssten in einem Universallexikon in alphabetischer Reihenfolge samt ihren semantischen Implikationen mit Beispielen festgehalten werden (Weren-

1 Hier wird die letzte von Samuel Werenfels durchgesehene, um weitere Texte vermehrte Ausgabe von 1739 zu Grunde gelegt; bei im engen Sinn disputationsgeschichtlichen Studien ist auf die Erstauflage, die Dissertationen, die zu den Disputationen einluden, zurückzugreifen. Dort finden sich auch die Namen der Respondenten und weitere anlassbezogene Informationen.

2 Zur *perspicuitas*: „Accedat *perspicuitas*, quanta potest maxima. [...] Persuade tibi, posse aliquem nimis ornate, nimis acute, nimis sublimiter, nimis copiose, nimis presse, nimis venuste loqui: nimis perspicue docentem loqui non posse.“

3 Vorurteilslosigkeit beim Lesen: „[...] sed vel praecipue si animum ad lectionem afferimus vacuum ab affectibus pravis et praejudiciis, quae nos invitos à verborum sensu saepissime abducunt.“ Den schädlichen Affekten wird als erkenntnisfördernd die Liebe zur Wahrheit („amor veritatis“) entgegengestellt.

4 Allgemeinverständlichkeit: „Cogita, te scribere non doctis modo, sed rudibus, non ingeniosis modo, sed stupidis; non hoc tantum, sed aliud agentibus; non vacuis tantum, sed occupatis, non attentis modo, sed volaticis ingeniis; non amicis modo, sed aemulis; non bonis tantum interpretibus, sed malitiosis etiam calumniatoribus [...]“. Kennzeichnung: „Si qui coguntur multis in libro aliquo verbis uti ambiguus, aut consuetas vocabulorum significationes mutare; multas hi Logomachias praecavebunt, si libro *indicem horum verborum* adjunctum cum accuratissimis singulorum definitionibus; in ipso autem libro haec verba à caeteris aut *charactere diverso, aut alia nota* distinguant.“

fels 1739: 94 f.).⁵ Vorbild für den Sprachgebrauch der Gelehrten ist für Werenfels eine von Unklarheiten und Ambiguitäten gereinigte ideale Umgangssprache und letztlich die mathematische Definition, die auch außerhalb der Mathematik verwendet werden könne (Werenfels 1739: 114).⁶ Entsprechend eine Aussage den definitiven Anforderungen, die im Prinzip jedes Idiom erfüllen konnte, stand für Werenfels der Verwendung einer beliebigen Sprache für gelehrte Zwecke nichts im Weg. Hätten sich die Gelehrten an die von ihm vorgeschlagene Kennzeichnung und Erklärung unüblicher Termini gehalten, hätte hieraus die künftige sprachhistorische Forschung empirischen Nutzen ziehen können, aber wohl auch eine sprachliche Verarmung feststellen müssen.

Das Latein genügt freilich den skizzierten Normvorschriften, und es bedurfte nicht der Ausbildung von Kunstsprachen, wie sprachtheoretische Entwürfe der Frühen Neuzeit (Eco 1994), häufig mit biblizistisch-theologischen Argumenten, z. B. der Instrumentalisierung des Sündenfalls und des Turmbaus von Babel (Borst 1995), sie vorsahen. Der Basler Oratorikprofessor vertrat einen typisch frühaufklärerischen Denkstil (zum Terminus ‚Denkstil‘: Fleck 1980; Schiewe 1996) und war ein Vorläufer der philosophischen bzw. logikzentrierten Oratorie, die später der an verschiedenen Gymnasien unterrichtende Johann Andreas Fabricius (1696–1769) und der Jenaer Professor Friedrich Andreas Hallbauer (1692–1750) propagierten (Grimm 1983; Beetz 1980; Till 2004: 340–360). In der 1694 verteidigten Dissertation *De meteoris orationis*, die von Johann Christoph Gottsched (1700–1766) zustimmend aufgenommen und im Gottschedkreis sogar ins Deutsche übersetzt wurde (Marti 2016a; Marti-Weisenbach 2017), lehnte Werenfels barocken Schwulst entschieden ab.

Einen anderen Zugang zur Sprache der Gelehrten fand ein halbes Jahrhundert später Johann Bernhard Merian (1723–1807), der an der Universität Basel

5 Über das Bedeutungs-Wörterbuch, für das ein erfahrener Gelehrter oder vielmehr, da die Arbeit einen Einzelnen überforderte, eine Gruppe kompetenter Mitarbeiter zuständig sein soll, entwickelte Werenfels eine klare Vorstellung: „ubi omnes voces et loquendi formae, quaecunque in hoc usque tempus Logomachiarum in scientiis et disciplinis omnis generis causae fuerunt, secundum literarum seriem explicarentur: atque ita quidem, ut nota aliqua à caeteris distinguerentur voces et locutiones nullius significationis; voces significationis incertae; voces significationis inconstantis apud eosdem auctores; voces significationis confusae: in reliquis, quae varias quidem apud varios, sed certas, constantes et distinctas notiones significant, omnes accurate enumerarentur; ad mentem auctorum perspicue definirentur, additis, ut in Lexicis fit, ad singulas definitiones auctorum exemplis.“

6 „ubi [im Wörterbuch] voces eruditae usitatae unico modo omnes clarissime definirentur: sique adigi possent aliqua ratione eruditi, ut in hac vocum acceptione omnes convenirent. Hoc fieri posse, docent Mathematici: quod si enim illi in significatione verborum sibi propriorum accuratissime consentiant, quare idem in aliis disciplinis sperari non possit, non video.“

mehrmals vergeblich eine Professorenstelle anstrebte und dann wie manche seiner Landsleute im Ausland Karriere machte (Marti 2016a). Als Mitglied der Preußischen Akademie der Wissenschaften vertauschte er in seinen Abhandlungen das Latein mit dem Französischen und wurde damit dem anlässlich seiner Bewerbung um die Professur für Oratorik formulierten Postulat untreu, dass die traditionelle Gelehrtensprache beizubehalten und zu fördern sei.

Merians *pro cathedra*-Dissertation, die *Cogitationes quaedam de contemptu linguae Latinae* von 1743, entstand in einer Zeit, in der das Latein unter starken Legitimationsdruck geriet und akademischer Fürsprache bedurfte. In Halle und in Göttingen, an den beiden Aufklärungsuniversitäten, widersetzten sich verschiedene Gelehrte der damals starken Tendenz, das Deutsche in der gelehrten Kommunikation zu verwenden. An der halleschen Fridericiana stand der Rhetorik- und Geschichtspräsident Christoph Cellarius (1638–1707), in Göttingen der Neuhumanist Johann Matthias Gesner (1691–1761) für eine Verbesserung des Lateinunterrichts ein, und beide versuchten dem Latein weiterhin universitären Rückhalt und Ansehen zu verschaffen (Paulsen 1896: 531–534; Beims 2015: 301–357; Marti 2017). In der Topik vielfältiger zeitkritischer Einwände, die Merian gegen nicht namentlich genannte Widersacher vorbrachte, spiegelt sich die damalige Kontroverse um die Eigenart und die Eignung einer *bestimmten* Sprache, des Lateins, als einziger Gelehrtensprache. Die Thesenschrift nimmt im weiten Feld des Vorzugsstreits eine mittlere Position ein, wie sie sich vor allem in der Vorurteils- und Pedantismuskritik der thomasianischen Vernunftlehren findet. Auch bei Merian betraf Letztere das in eine Auxiliarfunktion abgedrängte Handwerk des Philologen. Dessen Berechtigung zweifelte Merian keineswegs an, aber es stellte für ihn nur eine Vorstufe zu der mit der Philosophie identifizierten und moralischen Ansprüchen genügenden eigentlichen Gelehrsamkeit dar (Merian & Burckhardt 1743: 10 f.).⁷ Die *verba* ordnete er zwar mit der erwähnten frühaufklärerischen Logikzentriertheit übereinstimmend den *res* nach, gleichzeitig ließ er aber die maßvolle rhetorisch-ästhetische Formung der Aussagen zu. Merian distanzierte sich, wie angedeutet, zwar vom *praeiudicium novitatis*, noch mehr aber vom *praeiudicium antiquitatis* und da-

7 „Cum vero beatitudo nostra in praxi Virtutis, ad quam per cognitionem Veritatis devenitur, sita sit, manifestum est eo ipso, Linguarum culturam, Artemque Criticam non esse ultimum nostrorum finem, seu quod idem est, non esse veram Eruditionem; Ibi enim non quaeritur, quid verum sit? quid falsum? sed duntaxat, quomodo Autores, sive vera illi scripserint, sive falsa, intelligi queant.“ Dass die Philologen „veros esse Eruditos, id vero nego, atque pernego: Rimari Autorum Sensus, dignoscere scripta genuina a supposititiis, replere illorum lacunas, discernere variantes Lectiones, aliaque peragere, quae huc pertinent, labor est ferè Herculeus, sed labor iste corticem tantum, ad nucleum usque non penetrat“.

mit von der grammatischen Akribie vorbehaltloser Antikeverehrer. Mehr noch: Er machte die Übertreibungen der hartnäckigen Anciens sogar für das schwindende Ansehen der Gelehrtensprache verantwortlich (Merian 1743: 7).⁸ Andererseits widerlegte er die Gegner des Lateins mit topischen Argumenten aus Antike und Mittelalter, z. B. dem angeblich von Bernhard von Chartres erstmals verwendeten Riesen-Zwerg-Gleichnis, das Merian aus einer Rede des Genfer Theologen Jean-Alphonse Turretini (1671–1737) übernahm (Merian 1743: 9; zur Motivgeschichte Merton 1980; Haug 1989),⁹ und mit der auf Plinius den Jüngeren zurückgeführten Behauptung, die Natur sei unerschöpflich, sie produziere stets mit gleicher Kraft (Kapitza 1981: 111, 223).¹⁰

Merian gelangte zur Annahme eines zwar fortwährenden, geschichtsphilosophisch aber unbestimmt bleibenden Fortschritts durch Kenntnisakkumulation und durch ständige Amelioration einmal erlangten Wissens. In der *pro cathedra*-Dissertation des Baslers halten sich die Argumente pro und contra Antike und humanistische Tradition in einem ambivalenten Konzept großer Zustimmung und entschiedener Kritik die Waage, das einerseits die Autorität der Alten relativiert und andererseits gerade auch unter Berufung auf antike Autoren neuerungs- und fortschrittsbefürwortende Auffassungen festigt. So steht Merian für das Latein als internationales Kommunikationsmedium der Gelehrten ein, möchte aber den Lateinunterricht von unnützem Ballast und grammatischem Kleinkram entlastet sehen (Merian 1743: 11 f.).¹¹ Mit Nachdruck gibt er im Sog der humanistischen Tradition den antiken Quellen (*ad fontes!*) im Vergleich mit den Übersetzungen, die die Qualität der Originaltexte nie erreichten, den Vorzug (Merian 1743: 6).¹² Merian ist vom praktischen Nutzen

8 „Cum igitur maximi Zelotae, iique, qui de contemptu Linguae latinae quotidie queruntur, et clamitant, praecipuis ejusdem contemptus Autoribus meritò annumerentur [...]“

9 Jean-Alphonse Turretini: *De saeculo XVII. erudito et hodiernis literarum periculo oratio academica* (14. Mai 1703). Genf 1704.

10 Plinius d. J., *Epistolae* 6, XXI: „Sum ex iis qui mirer antiquos, non tamen (ut quidam) temporum nostrorum ingenia despicio. Neque enim quasi lassa et effeta natura nihil iam laudabile pariat.“

11 „[...] rigidi illi Grammatici, quorum frons magisterialis et tetrica, joci et lusus omnis ignara, solo suo aspectu terrorem quaquaversus spargit, qui, si liceret regulas Etymologiae et Syntaxeos ferro et flammâ stabilirent, hoc vero prohibito ob levissimos quosque errores in subditorum terga atrocissimè saeviunt, eaque miserrimum in modum dolando stimulorum segetem efficiunt. [...] omnis culpa versatur in sinistris [...] docendi methodis, ut, si, ingenia nimia discendorum multitudine onerantur, si invertitur rerum ordo inchoando a difficilioribus, et progrediendo ad faciliora, docendo inutilia utilibus praetermissis [...]“

12 „Quod ad versiones, qui dissimilitudinem linguarum, praesertim antiquarum cum hodiernis probe habent perspectam, iis ignotum esse nequit, optimam quamque (sunt autem illae rarissimae) textum originalem nonnisi imperfectè exprimere.“

einer Universalsprache der Gelehrten überzeugt und will den Missständen im Lateinunterricht mit pädagogischen Maßnahmen, insbesondere mit der Auswahl geeigneter, ohne brachiale Erziehungsmittel wirkender Lehrkräfte, begegnen (Merian 1743: 12). Der deutschen Sprache fehle die elaborierte Terminologie; dies beweise die gelehrte Praxis, deutschen Texten lateinische Fußnoten als Erklärungshilfen beizugeben (Merian 1743: 3).¹³ In Basel dauerte es noch rund 85 Jahre, bis sich auch nur in einer medizinischen Qualifikationsschrift (Husner 1942: 240 spricht von einer „etwa der späteren Habilitationsschrift entsprechend[en]“ Publikation) das Deutsche erstmals durchsetzen konnte. Diese singuläre Tatsache bestätigt das allgemeine Bild der Sprachwahl im Hinblick auf die an Universitäten deutschsprachiger Länder eingereichten Promotionschriften.

3 Zwischenbilanz zur Theorie der Sprachwahl

In den frühneuzeitlichen Thesenschriften protestantischer Hoher Schulen wurde, wie in Basel, die Sprachenfrage, häufiger seit dem letzten Viertel des 17. Jahrhunderts, zwar immer wieder kontrovers behandelt (Marti 1982: 675 [Register]), die Praxis des Lateingebrauchs erwies sich aber, wie einleitend vermerkt, als äußerst beharrlich, obwohl in den Reformdiskursen zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Klagen insbesondere über mangelnde mündliche Sprachbeherrschung und ungenügende propädeutische Ausbildung der Disputanten markant zunahmen (Marti 1998: 61). Während die absolute Hegemonie des Lateins in den Dissertationen über die Frühe Neuzeit hinaus Bestand hatte, fehlen über den *actus disputationis* Informationen weitgehend (Füssel 2016), die allgemeine Schlüsse über den Sprachgebrauch, selbst für einen begrenzten regionalen Bereich, zulassen. Eher spärlich überlieferte Verlautbarungen stützen die Annahme, dass das mündliche Disputieren in lateinischer Sprache namentlich die Studenten, also Respondenten und Opponenten, auch schon im 17. Jahrhundert, bisweilen überforderte (Marti 1998: 54 f.; Füssel 2016: 44). Der Übergang vom Lateinischen zum Deutschen vollzog sich in den Dissertationen,

13 „Germanicè loquuti sunt, sed ita loquuti sunt, ut a nemine intelligentur absque creberrimo indicis lat[in]i quem ad tractatum suorum calcem semper adjecere, auxilio implorato“. Anderer Meinung war etwa zur selben Zeit der Philosophiehistoriker Jakob Brucker (1696–1770), der in einem Brief vom 1. Januar 1744 an den ‚deutschen Literaturpapst‘ Johann Christoph Gottsched (Gottsched 2015: 464) wie Letzterer der Meinung war, „daß in unserer deutschen Sprache philosophieren eben so löblich und nützlich seye, als Socrati in der Griechischen u. Ciceroni in der Lateinischen rühmlich gewesen.“

wie vorweggenommen, erst im Laufe des 19. Jahrhunderts und setzte sich in der Regel erst in dessen zweiter Hälfte durch. Dies sei im Folgenden an zwei Beispielen, in aller Kürze zunächst an der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin (heute Humboldt-Universität) und an einer Zusammenfassung zur ‚Königlichen Universität zu Breslau‘ gezeigt. Zu beiden Institutionen liegen Verzeichnisse der Promovenden und der Dissertationen vor, die klare Schlussfolgerungen zur Entwicklung der Sprachwahl erlauben (Erman 1973; Pretzsch 1975).

4 Der Wechsel vom Latein zum Deutschen in Dissertationen des 19. Jahrhunderts

Der Bildungsmythos um Wilhelm von Humboldt und die Gründung der Berliner Universität, die im Oktober 1810 ihre Tore öffnete, aber erst am 29. April 1817 mit einer Feier inauguriert wurde, hat sich in den letzten Jahrzehnten universitätsgeschichtlicher Forschung verflüchtigt (Vom Bruch 2001). Die Bestimmungen zu den Promotionen in den Statuten von 1816 und das auch an der Berliner Universität wohl unerwartet späte Auftauchen deutschsprachiger Dissertationen bestätigen die damalige Traditionsgebundenheit des Graduiierungswesens dieser Institution: Der Promovend musste, bevor er seine Dissertation ausarbeiten durfte, drei Studienjahre nachweisen und sich einem Examen unterziehen. Nach bestandener Prüfung hatte er die Pflicht, die in lateinischer Sprache und mit der schriftlichen Versicherung, er sei der Autor, eingereichte Dissertation drucken zu lassen. Letztere hatte er in einer öffentlichen lateinsprachigen Disputation zu verteidigen, und zwar in der theologischen, juristischen und philosophischen Fakultät ohne, in der medizinischen mit oder ohne Präses (Koch 1839: 60 f.). Ende 1817 wurde auch in der medizinischen Fakultät die letzte Präses-Respondentendisputation abgehalten (Erman 1973: 59 [Nr. 1109]). Neu an diesen Bestimmungen sind die grundsätzliche Anforderung, dass der Promovend als Doktorarbeit eine selbstständige wissenschaftliche Leistung vorzulegen habe, und das damit verbundene offizielle Verschwinden des Präses als Mit- oder Alleinverfassers der Inauguralschrift. In der theologischen Fakultät wurden bis 1883 nur lateinsprachige Dissertationen eingereicht (Erman 1973: 22–27) – ein Ausweichen auf das Deutsche war nicht vorgesehen. Den Medizinern gestattete ein Ministerialerlass vom 22. Mai 1867 auch deutschsprachige Doktorarbeiten, für die philosophische Fakultät wurde gleichzeitig für Promotionsschriften in den Fachbereichen klassische und orientalische Philologie, Altertumskunde, Geschichte und antike Philosophie

weiterhin Latein als obligatorisch erklärt, am 5. November 1879 der Fakultät dann aber die Befugnis übertragen, Deutsch auch in Dissertationen zur mittelalterlichen und neuzeitlichen Geschichte zuzulassen. Wer sich für Deutsch entschied, hatte aber in einer mündlichen Promotionsprüfung ausreichende Lateinkenntnis durch Interpretation eines Texts eines römischen Autors nachzuweisen. Die Zulassung zur mündlichen Disputation war also vom Resultat dieses Examens abhängig. Am 14. Juli 1876 erlaubte ein Ministerialerlass die freie Wahl zwischen Deutsch und Latein für juristische Promotionschriften und setzte die ausschließliche Verwendung des Deutschen in der mündlichen Verteidigung der Abhandlung, in der juristischen Disputation, fest.¹⁴

Welches waren die unmittelbaren Auswirkungen der damals zugestandenen Freiheit der Sprachwahl in den drei unteren Fakultäten der Berliner Universität? In der medizinischen Fakultät wurden 1867 71 Dissertationen in lateinischer und 62 in deutscher Sprache eingereicht, im Jahr darauf waren es bereits 110 deutschsprachige und nur noch sechs lateinsprachige, 1869 und 1870 waren alle medizinischen Promotionsschriften in Deutsch verfasst (Erman 1973: 477–517). Der abrupte Wechsel von Latein zu Deutsch hinterlässt den Eindruck, die Promovenden seien durch den Regierungserlass von einer schwer erträglichen Belastung befreit worden. Nicht von ungefähr betrafen die Klagen über mangelnde Lateinkenntnis in erster Linie die Mediziner (Marti 1998: 54 f.). Von 1877 bis 1885 entstanden in Berlin lediglich 42 juristische Dissertationen, 35 in deutscher und nur sieben in lateinischer Sprache; in den letzten vier Jahren dieser Promotionsperiode (1882–1885) war noch eine einzige, allerdings im Jahr 1885 verteidigte Dissertation in Latein verfasst (Erman 1973: 48–51). Die auf die Mediziner zutreffende Beobachtung, mit der Preisgabe des Lateinobligatoriums einem Bedürfnis der Zeit entsprochen zu haben, bestätigt sich in etwas geringerem Maße für die Juristen. Wie der referierte Regierungsbeschluss von 1867 nahelegt, ist aber bei der philosophischen Fakultät hinsichtlich der Sprachwahl von differenzierteren Befunden auszugehen. In der Übergangsperiode von 1867 bis 1883 waren die naturwissenschaftlichen Fächer, allen voran die Chemie, die aufstrebenden Promotionsdisziplinen, die auch dem Aufschwung des Deutschen als Dissertationssprache den kräftigsten Schub verliehen (Erman 1973: 679–714). Von den 35 Doktorarbeiten im Jahr 1880 waren 27 in Deutsch abgefasst, davon neun in Chemie, fünf in Mathematik, je zwei in Physik, Wirtschaftswissenschaft und Botanik, je eine in Biologie,

¹⁴ Daude (1887: 77, 111, 148, 187) (Paragrafen in den einschlägigen Fakultätsstatuten von 1838 mit den in unserem Zusammenhang wesentlichen ergänzenden Fußnoten zu den im Laufe der Zeit veränderten Bestimmungen).

Astronomie, Paläontologie, Philosophie, älterer französischer Literatur, älterer englischer Literatur und in Geschichte. Lateinsprachige Dissertationen schrieben im selben Jahr einzig die acht Altphilologen (Erman 1973: 698–701), 1879 waren es noch fünf (25 %) von insgesamt 20, die Arbeit eines Mathematikers, eine zur deutschen Sprachwissenschaft, eine zur Literatur des englischen Mittelalters und die beiden Promotionsschriften in Altphilologie. Deutsch abgefasst waren je drei Dissertationen in Chemie, Mathematik und in den neueren Philologien, je zwei in Physik und Botanik, je eine in Philosophie und in Geschichte (Erman 1973: 696–698). Die historiographisch allenthalben in den Vordergrund gerückte Medizinerschwemme, die im Laufe des 18. Jahrhunderts begann und im 19. Jahrhundert einen Höhepunkt erreichte (Müller 2003), betraf vor allem die Spätgründung Berlin, wo denn auch inneruniversitär die fakultätsbezogene Priorisierung des Deutschen ihren Anfang nahm.

Das Promotionswesen entwickelte sich im 19. Jahrhundert an der Universität des im Jahr 1741 preußisch gewordenen Breslau nicht unabhängig von dem der Universität Berlin, obwohl die Breslauer Universitätsgeschichte ganz anders als die der Berliner Hochschule verlaufen war. Dem Stiftungsbrief des böhmisch-ungarischen Königs Wladislaw II. von 1505 war kein Erfolg beschieden, da Papst Julius II. einer Universitätsgründung nicht zustimmte, sondern der Standort Frankfurt/Oder bevorzugt wurde. 1639 errichteten die Jesuiten in Breslau ein Kollegium, dem am 21. Oktober 1702 in Wien von Kaiser Leopold I. das Universitätsprivileg für eine theologische und eine philosophische Fakultät verliehen wurde. In der preußischen Zeit bestand die Leopoldina als katholische Landesuniversität unter jesuitischer Leitung weiter. Am 24. April 1811 wurde die Frankfurter Viadrina mit der Breslauer Leopoldina vereinigt, am folgenden 19. Oktober die Königliche Universität zu Breslau gegründet, die 1911 in Friedrich-Wilhelms-Universität umbenannt wurde (Conrads 1983: 91–94; Herzig 2004).

In einer Einladungsschrift von 1845 zur Feier des Geburtstags des preußischen Königs Friedrich Wilhelm IV. plädierte der Breslauer Altphilologe Karl Ernst Christoph Schneider (1786–1856) für eine freie Sprachwahl der Universitätsdozenten und setzte die Beherrschung des Lateins als Beurteilungskriterium wissenschaftlicher Leistung grundsätzlich außer Kraft. Auch für Inauguraldissertationen verlangte er, ohne ausdrücklich nach Fachbereichen zu differenzieren, die Aufhebung des Lateinobligatoriums. Fehlende lateinische Sprachkompetenz wirke sich auf die Qualität wissenschaftlicher Publikationen negativ aus. Selbst den Erfolg im Griechischstudium machte Schneider nicht von Lateinkenntnissen abhängig. Er stellte einen Fortschritt des Deutschen als Sprache der Gebildeten fest, den er an den Werken Johann Gottfried Herders, Gotthold Ephraim Lessings und Johann Joachim Winckelmanns illustrierte. Die

Notwendigkeit, in der Wissenschaft von der lateinischen zur deutschen Sprache zu wechseln, begründet Schneider mit der Unübersetzbarkeit der kantischen Transzendentalphilosophie: Sie könne nicht in eine der Norm römischer Latinität genügende sprachliche Form gegossen werden. Die erwähnten Exempel zeichnen eine irreversible Entwicklung nach und relativieren, wenigstens *in theoria*, die Berechtigung des universitären Lateinmonopols.

Die Initiative des Breslauer Altphilologen, die vor allem mit den zeitgenössischen Anforderungen des philosophischen Denkens, insbesondere mit den Anfängen des deutschen Idealismus, zusammenhängt, bewegt sich freilich dennoch, obwohl in moderaterer Form und aufgrund pragmatischer Überlegungen, im geistigen Horizont der von ihm mit Überzeugung vertretenen humanistischen Tradition.¹⁵ Mit seinem sprachlichen Plädoyer versuchte er, ohne es auszusprechen, ihre Nachwirkung innerhalb des eigenen Fachs zu sichern und den übrigen Universitätsbetrieb von einer Anforderung zu befreien, welche die Qualität wissenschaftlicher Leistung in den nichtaltphilologischen Fächern weiter schwächen würde.

Wilhelm Erman (1850–1932), der Verfasser des Berliner Dissertationenverzeichnisses, zunächst Leiter der Berliner Universitätsbibliothek, wurde 1901 als Direktor der Universitätsbibliothek nach Breslau berufen (Erman 1994: 218–234). Bald setzte er sich für die Anfertigung einer Bibliographie Breslauer Dissertationen nach dem Berliner Muster ein, mit der er seinen Mitarbeiter Karl Pretzsch (1863–1943) beauftragte, der, noch bevor Erman seine Stelle in der schlesischen Kapitale antrat, bereits von Berlin an die Universitätsbibliothek Breslau versetzt worden war (Erman 1994: 184, 235 f.). Diese personellen Verflechtungen erleichtern die Auswertung des Breslauer Dissertationenverzeichnisses und den Vergleich der Einträge beider Bibliographien. Die statutarischen Breslauer Bestimmungen, die den Berliner Vorschriften über die Erlangung akademischer Würden sehr ähnlich sind, brauchen nicht wiederholt zu werden (Koch 1839: 318–341; Statuten vom 21. Februar 1816). In Breslau waren sowohl an der protestantischen wie an der katholischen theologischen Fakultät und an der philosophischen Fakultät der Lizentiaten- und der Dokortitel zu erwerben, an der juristischen und der medizinischen nur der Doktorgrad. 1885 wurde – ein Ausnahmefall – in der evangelischen Theologie ein Lizentiat in

¹⁵ Kaufmann (1911: 236) erwähnt Schneiders Vorschlag und einen Vorstoß des Philologen und Archäologen Joseph Julius Athanasius Ambrosch (1804–1856), der sich auf Schneiders Programmschrift berief und den Professoren bei amtlichen Reden und Schriften die Wahl der deutschen oder der lateinischen Sprache überlassen wollte, was der Senat aber ablehnte. Ausgerechnet die Mediziner Wilhelm Hermann Georg Remer (1775–1850) und Traugott Wilhelm Gustav Benedict (1785–1862) lehnten damals die freie Sprachwahl ab.

deutscher Sprache vergeben (Pretzsch 1975: 28), die übrigen theologischen Promotionsschriften waren bis zu diesem Jahr alle in lateinischer Sprache abgefasst. In der juristischen Fakultät erfolgte 1876 aufgrund des erwähnten Regierungserlasses ein abrupter Wechsel vom Lateinischen zum Deutschen (Pretzsch 1975: 44), in der medizinischen wurden, wie in Berlin, infolge der genannten Verordnung ab dem 20. Juli 1867 nur noch deutschsprachige Dissertationen (Pretzsch 1975: 127–169), vor diesem Datum im selben Jahr noch vier in Latein eingereicht (Pretzsch 1975: 126). Wie in Berlin sind auch in Breslau die Verhältnisse an der philosophischen Fakultät am kompliziertesten: Von 1850 bis 1856 gab es bereits Dissertationen in deutscher Sprache (1853 vier von neun, 1854 drei von sechs, 1856 eine von sieben), von 1858 bis 1866 lediglich lateinsprachige. Von da an vermehrte sich der Anteil der deutschsprachigen im Laufe der Zeit, aber nicht linear. 1873 war die Wahl der Sprache fast ausgeglichen (10 Deutsch, 9 Latein), 1874 und 1875 überwog das Latein (1874: 22:15; 1875: 18:16), ab 1876 das Deutsche, mit Ausnahme von 1880 (11 Latein, 10 Deutsch). 1885 kamen auf insgesamt 20 Dissertationen immer noch acht in lateinischer Sprache. Immerhin wurde 1873, 1882 und 1884 an der philosophischen Fakultät je eine in Englisch verfasste Dissertation abgeliefert. Die auf die Berliner Universität zutreffenden Feststellungen zur Sprachwahl lassen sich infolge der damaligen Zugehörigkeit Schlesiens zu Preußen zwar im Allgemeinen auf die Universität Breslau übertragen, im Einzelnen sind trotz derselben Gesetzesvorgaben Unterschiede in der praktischen Auswirkung der Bestimmungen auszumachen. Von den 29 im Jahr 1879 eingereichten philosophischen Dissertationen sind 22 in deutscher und sieben, ausschließlich altphilologische, in lateinischer Sprache verfasst, unter den deutschsprachigen befinden sich 18 naturwissenschaftliche (einschließlich vier über mathematische Themen) mit der, wie in Berlin, festgestellten Dominanz der Chemie (neun). Im Jahr darauf sind es zehn deutsch- und elf lateinsprachige; letztere entfallen alle auf die Altphilologie. 1881 änderte sich das Verhältnis massiv zugunsten des Deutschen (14:3), unter den deutsch verfassten Dissertationen befinden sich sieben nicht naturwissenschaftliche (Philosophie, Mediävistik, neuere Philologien). Ein ähnliches Bild vermitteln die Zahlen des folgenden Jahres (19 Deutsch, 10 Latein), in dem ebenfalls ein Anstieg deutschsprachiger Dissertationen in philosophisch-historischen Fächern (vor allem in Philosophie und Geschichte) zu verzeichnen und Latein wiederum ganz auf die Promotionen der Altphilologen beschränkt ist.

In Berlin und in Breslau ist die Ablösung des Lateins durch das Deutsche als Dissertationssprache in der philosophischen Fakultät ein erst im späten 19. Jahrhundert einsetzender, vor allem von den Naturwissenschaften, insbesondere dem Fach Chemie, ausgehender Vorgang, der dann aber, durch obrig-

keitliche Erlasse befördert, in allen drei unteren Fakultäten zum raschen Wandel der Sprachwahl führte. Die für die Übergangszeit selektiv ermittelten, auf Promotionsfächer und -themen bezogenen Befunde legen nahe, die Ergebnisse durch weitere, detaillierte Nachforschungen zu überprüfen und im Hinblick auf die gegenüber dem Gebrauch der Muttersprache resistenten Fachbereiche (Theologie und klassische Philologie) auf die folgenden Jahrzehnte auszuweiten. Für das Promotionswesen des 19. Jahrhunderts bleibt das eingangs hervorgehobene Beharrungsvermögen des Lateins als Dissertationssprache noch einmal festzuhalten. Die politisch begründete Kompatibilität der beiden Dissertationenverzeichnisse der preußischen Universitäten Berlin und Breslau schließt allerdings das Risiko ein, der Pluralität des Promotionswesens im gesamten deutschen Sprachgebiet nicht angemessen Rechnung zu tragen. Die Veränderung der Sprachwahl muss daher für weitere (deutsche) Hochschulen untersucht werden. An der Feststellung, dass die Zäsur in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu lokalisieren ist, dürfte sich kaum Wesentliches ändern.

5 Fazit und Ausblick

Es wurde hier absichtlich der Begriff ‚Wissenschaftssprache‘ sehr zurückhaltend verwendet, da er die schwierige Bestimmung dessen voraussetzt, was unter ‚Wissenschaft‘ zu verstehen ist. Bevorzugt wurden daher die für die Frühe Neuzeit adäquateren Bezeichnungen ‚Gelehrter‘, ‚Gelehrsamkeit‘ und ‚Gelehrtenliteratur‘, zu deren Kernbestand die Disputationsschriften zählen. Heute ist weitgehend unbestritten, dass auch in den Naturwissenschaften von der Historizität der Erkenntnisse auszugehen (Oexle 2004 geht nicht von einer Selbstverständlichkeit aus, anders Breidbach 2011), das Denken in Modellen und Vorläufigkeiten stark zu machen und die Vorstellung preiszugeben sei, Wissenschaft generiere unveränderliche Wahrheiten.¹⁶ Trotzdem spielen teleologische Erklärungsmuster und Verlaufsmodelle, die von einem Erkenntnisfortschritt ausgehen, sowohl in Bezug auf Entstehung und Gebrauch von Wissenschaftssprachen als auch in der Geschichtsschreibung zur *ars disputandi* nach wie vor eine zentrale Rolle. Aus disputationsgeschichtlicher Warte seien nun thesenartig einige Aspekte der *fable convenue* zur Diskussion gestellt (vgl. Marti 2016b).

Vorwegzunehmen ist, dass sich die frühneuzeitlichen Disputanten meist sowohl vom philosophischen Skeptizismus als auch von dem als logikfeind-

¹⁶ Büchel (1992: 224): „Die Vorläufigkeit und Widerruflichkeit, die somit dem naturwissenschaftlichen Beitrag zur menschlichen Weltorientierung anhaften, sind aber wohl nicht größer als die Vorläufigkeit und Widerruflichkeit allen menschlichen Erkenntnisbemühens.“

lich, ja als häretisch eingestuftem Spiritualismus der Mystik abgrenzten, insofern er die natürliche Vernunft als Erkenntnisorgan außer Kraft setzte und allein göttlicher Inspiration das Wort redete. Logik und Rhetorik waren die Instrumente gelehrter Begriffsbildung und Argumentation, das Latein blieb, wie gezeigt, in den frühneuzeitlichen Dissertationen ususgemäß das Medium gelehrter Kommunikation.

Die frühneuzeitliche *disputatio* beschäftigte sich per definitionem mit Wahrscheinlichkeitserkenntnissen und erklärte sich infolgedessen für Fragen und Themen zuständig, die ein Pro und ein Kontra, einen *status controversiae*, zuließen. Die wichtigsten wissenstheoretischen Grundlagen lieferte für das Disputieren lange Zeit die Philosophie des Aristoteles und von dessen Anhängern, insbesondere die Topik, die in der Metaphysik überlieferten *genera causarum* sowie die Lehre der Syllogismen in der *Analytica priora*. Das probabilistische Wissenskonzept führte gelegentlich zu Legitimationskrisen der *disputatio*, die in der Frühen Neuzeit aber mit der Integration mathematischer, empiristischer und anderer Erkenntnismethoden mehr oder weniger erfolgreich aufgefangen wurden. Über die im weiten Sinn verstandenen technischen Künste wurde recht selten disputiert; dennoch ließen bereits im frühen 17. Jahrhundert Präsidien vereinzelt Dissertationen über die *artes mechanicae*, die empirische Erforschung der Natur und über naturwissenschaftliche Mess- und Beobachtungsinstrumente verteidigen. Die Ansicht einer allgemeinen Wendung in der Philosophie von der Theorie und von deren angeblicher Kerndisziplin, der Metaphysik, zu den praktischen Fächern, namentlich zur Politik, die vor allem Ende des 17. Jahrhunderts stattgefunden haben soll, ist nicht zutreffend.

Die undifferenzierte Auffassung der frühneuzeitlichen Universität als bloßer Lehranstalt, die seit dem Mittelalter unkritisch herkömmliches Wissen tradierte und erst im 19. Jahrhundert kreativ Forschungsergebnisse hervorgebracht und vermittelt habe, lässt sich in dieser Allgemeinheit ebenso wenig aufrechterhalten und ist denn inzwischen auch widerlegt. Reinhart Kosellecks Sattelzeithypothese und William Clarks (2006) universitätsgeschichtliches Standardwerk, die von einer solchen Entwicklung ausgehen, sind von der Dissertationenforschung zu heuristischen Zwecken zwar heranzuziehen, verlieren aber im Licht der Geschichte der *ars disputandi*, auf die sich Clark wesentlich stützt, an historischer Überzeugungskraft (Joas & Vogt 2011, Fulda 2016, Marti 2016b). Dies beweisen die im 19. Jahrhundert fortgesetzte, bisweilen einseitig dem Weiterleben des Mittelalters zugeschriebene Verwendung der lateinischen Sprache wie auch frühneuzeitliche Dissertationen, insbesondere der Universität Halle, die vor der angesprochenen Zeitenwende Novitäts- und Fortschrittsansprüche erfüllten (Marti 2014a). Vor allem medizinische Thesenschriften waren oft Transportmittel empirischer Beobachtungen und

anderer, in ihrer Zeit aktueller Forschungsergebnisse. Daher ist auch dem strikten Gegensatz von traditionsgebundenen Universitäten auf der einen und dem wissenschaftlichen Fortschritt zugewandten Akademien auf der anderen Seite der historische Boden entzogen. Dasselbe gilt für die oft plakativ formulierte Mutation des auf bloßes Sammeln festgelegten frühneuzeitlichen Gelehrten zum entdeckenden und forschenden Wissenschaftler der späteren Zeit (Steiner 2009: 125–136: Kommunikationsgeschichte als Geschichte eines sozialen Typus: Vom „Gelehrten“ zum „Wissenschaftler“). Schließlich besitzt die krude Opposition von deutschsprachiger, fortschrittsfreudiger Aufklärung und durchweg auf Rückschritt abonnierte lateinsprachiger frühneuzeitlicher Gelehrsamkeit nicht den oft vorausgesetzten (geschichtlichen) Rückhalt. Nicht nur Hallenser und Göttinger Dissertationen widerlegen diese einfachen wissenschaftsgeschichtlichen Konnotationen, auch Thesenschriften vor allem aus Jena, Leipzig, Wittenberg, Altdorf, Königsberg und Straßburg. Die Ausweitung der Adressaten- und Rezipientenkreise dank der Produktion vernakulärer Druckschriften bleibt für das 18. Jahrhundert unbestritten, den wechselseitigen – und das ist zu betonen – Wissenstransfer von der einen in die andere Sprache gilt es für das Zeitalter der Aufklärung noch zu erforschen.

Nicht erst seit von den Promovenden in Dissertationen ausdrücklich eigenständige Forschungsleistungen verlangt wurden, zählten die Thesenschriften zu den Plattformen des im Sinn ihrer Zeit verstandenen wissenschaftsgeschichtlichen Fortschritts. Namentlich die von den Professoren verfassten und von Studenten bloß verteidigten Dissertationen vermittelten nicht selten neueste Erkenntnisse:

Dann viele Gelährten kommen bey Untersuchung der Warheit auf neue Gedancken, wollen aber deswegen nicht gleich gantze Bücher und *Tractate* schreiben, sondern geben ihre neue Meinung *in forma Disputationis* heraus. (Apin 1719: 24)

Dies geschah auch an Hohen Schulen, die kein Promotionsprivileg besaßen. Es sei nur an die Mitte des 18. Jahrhunderts verteidigten paläontologischen Dissertationen des Zürcher Naturforschers Johannes Gessner (1709–1790) erinnert, der an dem bis vor kurzem im Ruf einer Heimstätte verknöcherter reformierter Orthodoxie stehenden Carolinum Naturkunde unterrichtete (Leu 2016).

Wie Ewald Horn stellte der Breslauer Geschichtspräsident und Universitätshistoriker Georg Kaufmann (1842–1929) den allermeisten zeitgenössischen Dissertationen ein katastrophales Zeugnis aus und wollte den Publikationszwang für Promotionsschriften abschaffen:

Denn die wissenschaftlichen Forderungen für die Promotion blieben doch immer Schülerleistungen, wenn auch verbunden mit dem *Specimen doctrinae* der Dissertation, in der sich der bisherige Schüler auf einem engeren Gebiete als selbständiger Forscher erweisen

soll. Da diese Selbständigkeit jedoch nicht selten an den Krücken des Professors gegangen ist, oder da die Untersuchung nicht selten zu einer Reihe von anderen gehört, die als Muster dienten, so liegt in den mit allem gelehrten Apparat versehenen Dissertationen, auch wenn sie unsere Kenntnis erweitern, nicht selten nur ein geringer Beweis für den Grad wissenschaftlicher Selbständigkeit, der mit dem anspruchsvollen Titel ausgedrückt zu werden scheint. [...] Da der Durchschnitt unserer Studierenden zu wirklich selbständiger wissenschaftlicher Arbeit nicht geeignet ist, so kann die Promotion niemals zur mehr oder weniger allgemeinen Regel werden, ohne zu sinken. [...] Es füllen sich seitdem die Säle der Bibliotheken jährlich mit so und so viel Kubikmetern von Dissertationen, die nur selten aus ihrem Versteck herausgeholt werden. [...] Bei einem großen Teile dieser Arbeiten würde es genügen, das Ergebnis in einer Zeitschrift oder einem Sammelwerk zu verzeichnen. (Kaufmann 1911: 249)

Die Promotion sollte, so Kaufmann (1911: 250), nur den zu einer akademischen Karriere Qualifizierten offenstehen. Aus universitäts- und wissensgeschichtlicher Sicht deckt sich freilich der Quellenwert einer Dissertation nicht mit deren inhaltlicher Qualität, da die Promotionsschriften auf breiter Basis Aufschluss über den Unterricht, die Generierung und Rezeption von Wissensbeständen und über wissenschaftliche Ausrichtungen im Ganzen geben. Ob die beklagte, angeblich schlechte Qualität der Dissertationen eine Folge der geforderten selbstständigen Arbeitsweise der Promovenden und des Endes der Präsesdisertation ist, muss hier offen bleiben.

Die Erforschung frühneuzeitlicher Dissertationen verabschiedet beweiskräftig eindimensional angelegte Modernisierungstheorien, teleologische Erklärungsmodelle, historiographische Großzählungen überhaupt, und fordert zumindest Präzisierungen allgemein wissens- respektive wissenschaftsgeschichtlicher Behauptungen und Selbstverständlichkeiten ein. Dadurch gewinnt die permanente Gleichzeitigkeit des Unterschiedlichen respektive die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen als historiographische Leitvorstellung an Geltung (Landwehr 2012; Marti 2016b: 297). Der zeitweise Abschied von der auf ‚Höhenkämme‘ oder Geistesheroen ausgerichteten Wissenschaftsgeschichte ist nicht bedauerlich, im Gegenteil, aus rezeptionsgeschichtlichem Blickwinkel und hinsichtlich der gewünschten Differenzierungen ein Vorzug.

Im Epilog einer Einführung zur Wissenschaftstheorie wird hervorgehoben, dass die besseren Argumente allemal die Grundlage einer verlässlichen Problemlösungsstrategie bilden (Poser 2001: 294). Das beste Argument kannten oder suchten, auf doch recht verschiedenen Wegen, auch die an frühneuzeitlichen Disputationen beteiligten Protagonisten. Die vermehrten Erfahrungen mit frühneuzeitlichen Dissertationen legen nahe, dass von einem weiten Wissens- respektive Wissenschaftsbegriff auszugehen sei, der für viele Formen von Rationalität offen ist, daher weiterhin das Risiko fehlender semantischer Exaktheit eingeht und den Dialog über das Wesen, die Mittel und die Ziele der Wissen-

schaften fortsetzt. Die Antwort auf die Frage, was unter ‚Wissenschaftssprache‘ zu verstehen ist, muss die Diskussion methodischer Prämissen und die historische Kritik von Darstellungsnormen einbeziehen. Wie dies aus sprachwissenschaftlicher Perspektive geschehen könnte, steht auf einem anderen Blatt. Jedenfalls wird der Sprachhistoriker die frühneuzeitlichen Dissertationen als Arsenal der Begriffsprägung und -vermittlung, zur Sammlung von Belegen, selbst für die Geschichte der Landessprache, mit Gewinn heranziehen. Das Archiv der Begriffsgeschichte wird von den bislang selten konsultierten Thesenchriften profitieren. Hier begnüge ich mich mit dem Hinweis auf ein Einzelbeispiel, eine Hallenser Dissertation (Lerche 1730/1983), die den Übersetzern des Lateins in die deutsche Sprache Schwierigkeiten bereitete, aber für die Geschichte paläontologischer und geologischer Begriffe, nicht zuletzt wegen den fachterminologischen Einsprengseln in deutscher Sprache, einen beachtlichen Dokumentationswert besitzt. Hiermit sind wir bei der sogenannten empirischen Sprachforschung angelangt. Ob sie gewillt ist, die frühneuzeitlichen lateinsprachigen Dissertationen vermehrt in ihr Quellenrepertoire aufzunehmen (einen Anfang machte verdienstvoll im Feld der Meteorologie Klein 1999), wird sich zeigen. Ich empfehle, es mit Bedacht wiederholt zu tun.

Bibliographie

- Alvermann, Dirk (2007): Greifswalder Universitätsreformen 1648–1815. In: Dirk Alvermann, Nils Jörn & Jens E. Olesen (Hrsg.), *Die Universität Greifswald in der Bildungslandschaft des Ostseeraums*. Berlin: Lit., 69–104.
- Apin, Sigmund Jakob (1719): *Unvorgreiffliche Gedancken / wie man so wohl Alte als Neue DISSERTATIONES ACADEMICAS mit Nutzen sammeln / und einen guten INDICEM darüber halten soll*. Nürnberg, Altdorf: Johann Daniel Tauber.
- Beetz, Manfred (1980): *Rhetorische Logik. Prämissen der deutschen Lyrik im Übergang vom 17. zum 18. Jahrhundert*. Tübingen: Max Niemeyer.
- Beims, Klaus-Dieter (2015): *Antike Texte an christlichen Schulen. Die römischen Autoren im Lateinunterricht des Halleschen Pietismus*. Halle: Franckesche Stiftungen.
- Borst, Arno (1995): *Der Turmbau von Babel. Geschichte der Meinungen über Ursprung und Vielfalt der Sprachen und Völker*. 6 Bde. München: dtv.
- Breidbach, Olaf (2011): *Radikale Historisierung. Kulturelle Selbstversicherung im Postdarwinismus*. Berlin: Suhrkamp.
- Büchel, Wolfgang (1992): Naturwissenschaften. In: Helmut Seiffert & Gerard Radnitzky (Hrsg.), *Handlexikon der Wissenschaftstheorie*. München: dtv, 222–231.
- Clark, William (2006): *Academic Charisma and the Origins of the Research University*. Chicago, London: The University of Chicago Press.
- Conrad, Norbert (1983): Breslau (Wrocław). In: Laetitia Boehm & Rainer A. Müller (Hrsg.), *Universitäten und Hochschulen in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Eine Universitätsgeschichte in Einzeldarstellungen*. Düsseldorf: Econ, 91–94.

- Daude, Paul (1887): *Die Königl. Friedrich=Wilhelms=Universität zu Berlin. Systematische Zusammenstellung für dieselbe bestehenden gesetzlichen, statutarischen und reglementarischen Bestimmungen*. Berlin: H. W. Müller.
- Döring, Detlef (2007): Gelehrte Gesellschaften in Pommern im Zeitalter der Aufklärung. In: Dirk Alvermann, Nils Jörn & Jens E. Olesen (Hrsg.), *Die Universität Greifswald in der Bildungslandschaft des Ostseeraums*. Berlin: Lit., 123–153.
- Eco, Umberto (1994): *Die Suche nach der vollkommenen Sprache*. Aus dem Italienischen von Burkhard Kroeber. München: Beck.
- Erman, Wilhelm (1973): *Verzeichnis der Berliner Universitätsschriften 1810–1885. Nebst einem Anhang enthaltend die ausserordentlichen und Ehren-Promotionen*. Hildesheim, New York: Georg Olms.
- Erman, Wilhelm (1994): *Erinnerungen*. Bearbeitet und hrsg. von Hartwig Lohse. Köln u. a.: Böhlau.
- Fleck, Ludwik (1980): *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache: Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv*, 1. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Fulda, Daniel (2016): Sattelzeit. Karriere und Problematik eines kulturwissenschaftlichen Zentralbegriffs. In: Elisabeth Décultot & Daniel Fulda (Hrsg.), *Sattelzeit. Historiographische Revisionen*. Berlin, Boston: De Gruyter, 1–16.
- Füssel, Marian (2016): Die Praxis der Disputation. Heuristische Zugänge und theoretische Deutungsangebote. In: Marion Gindhart, Hanspeter Marti & Robert Seidel (Hrsg.), *Frühneuzeitliche Disputationen. Polyvalente Produktionsapparate gelehrten Wissens*. Köln u. a.: Böhlau, 27–48.
- Gesner, Johann Mattias (2013): *Institutiones rei scholasticae – Leitfaden für das Unterrichtswesen*. Hrsg. und übersetzt von Meinolf Vielberg. Wiesbaden: Harrassowitz.
- Gottsched, Johann Christoph (2015): *Briefwechsel unter Einschluß des Briefwechsels von Luise Adelgunde Victorie Gottsched. Bd. 9: November 1742–Februar 1744*. Hrsg. und bearbeitet von Detlef Döring, Franziska Menzel, Rüdiger Otto & Michael Schlott. Berlin, Boston: De Gruyter.
- Grimm, Gunter E. (1983): Von der ‚politischen‘ Oratorie zur ‚philosophischen‘ Redekunst. Wandlungen der deutschen Rhetorik in der Frühaufklärung. In: *Rhetorik. Ein internationales Jahrbuch* 3, 65–96.
- Haug, Walter (1989): Die Zwerge auf den Schultern von Riesen. Epochales und typologisches Geschichtsdenken und das Problem der Interferenzen. In: Walter Haug, *Strukturen als Schlüssel zur Welt: kleine Schriften zur Erzählliteratur des Mittelalters*. Tübingen: Max Niemeyer, 86–109.
- Herzig, Arno (2004): Die Vereinigung von Leopoldina und Viadrina 1811. In: Norbert Conrads (Hrsg.), *Die tolerierte Universität. 300 Jahre Universität Breslau 1702 bis 2002. Katalogbuch zur Ausstellung „Die tolerierte Universität“*. Stuttgart: Franz Steiner, 244–254.
- Horn, Ewald (1893): *Die Disputationen und Promotionen an den Deutschen Universitäten vornehmlich seit dem 16. Jahrhundert. Mit einem Anhang enthaltend ein Verzeichnis aller ehemaligen und gegenwärtigen deutschen Universitäten*. Leipzig: Harrassowitz.
- Husner, Fritz (1942): Verzeichnis der Basler medizinischen Universitätsschriften von 1575–1829. In: *Festschrift für Jacques Brodbeck-Sandreuter [...] zu seinem 60. Geburtstag*. Basel [ohne Verlagsangabe], 137–269.
- Joas, Hans & Peter Vogt (Hrsg.) (2011): *Begriffene Geschichte. Beiträge zum Werk Reinhart Kosellecks*. Berlin: Suhrkamp.

- Kapitza, Peter K. (1981): *Ein bürgerlicher Krieg in der gelehrten Welt. Zur Geschichte der Querelle des Anciens et des Modernes in Deutschland*. München: Wilhelm Fink.
- Kaufmann, Georg (Hrsg.) (1911): *Festschrift zur Feier des hundertjährigen Bestehens der Universität Breslau. Erster Teil. Geschichte der Universität Breslau 1811–1911*. Breslau: Ferdinand Hirt.
- Klein, Wolf Peter (1999): *Die Geschichte der meteorologischen Kommunikation in Deutschland. Eine historische Fallstudie zur Entwicklung von Wissenschaftssprachen*. Hildesheim u. a.: Olms.
- Koch, Johann Friedrich Wilhelm (1839): *Die Preußischen Universitäten. Eine Sammlung der Verordnungen, welche die Verfassung und Verwaltung dieser Anstalten betreffen. Erster Band. Die Verfassung der Universitäten im Allgemeinen*. Berlin u. a.: Ernst Siegfried Mittler.
- Landwehr, Achim (2012): Von der ‚Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen‘. In: *Historische Zeitschrift* 295, 1–34.
- Lerche, Johann Jakob (1730/1983): *Oryctographia Halensis (1730)*. Halles älteste Regionalgeologie ins Deutsche übersetzt von Horst Koehn. Mit Einleitung und Kommentar hrsg. v. Heinz Pfeiffer & Max Schwab. Halle: Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg.
- Leu, Urs B. (2016): „Praeterit enim Species hujus Mundi“. Die paläontologischen Zürcher Dissertationen von Johannes Gessner (1709–1790). In: Marion Gindhart, Hanspeter Marti & Robert Seidel (Hrsg.), *Frühneuzeitliche Disputationen. Polyvalente Produktionsapparate gelehrten Wissens*. Köln u. a.: Böhlau, 229–253.
- Ludovici, Jakob Friedrich (Präses) & Christian Leyssner (Respondent) (1720): *Dissertatio juridica de grammatica mala*. Oktober 1720. Halle: Christian Henckel.
- Marti, Hanspeter (1982): *Philosophische Dissertationen deutscher Universitäten 1660–1750. Eine Auswahlbibliographie*. Unter Mitarbeit von Karin Marti. München u. a.: K. G. Saur.
- Marti, Hanspeter (1994a): Disputation. In: Gert Ueding (Hrsg.), *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*, Bd. 2. Tübingen: Max Niemeyer, 866–879.
- Marti, Hanspeter (1994b): Dissertation. In: Gert Ueding (Hrsg.), *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*, Bd. 2. Tübingen: Max Niemeyer, 880–884.
- Marti, Hanspeter (1998): Lateinsprachigkeit – ein Gattungsmerkmal der Dissertationen und seine historische Konsistenz. In: *Jahrbuch für Internationale Germanistik* 30 (1), 50–63.
- Marti, Hanspeter (2001): Dissertation und Promotion an frühneuzeitlichen Universitäten des deutschen Sprachraums. Versuch eines skizzenhaften Überblicks. In: Rainer A. Müller (Hrsg.), *Promotionen und Promotionswesen an deutschen Hochschulen der Frühmoderne*. Köln: SH, 1–20.
- Marti, Hanspeter (2005): Kommunikationsnormen der Disputation. Die Universität Halle und Christian Thomasius als Paradigmen des Wandels. In: Ulrich Johannes Schneider (Hrsg.), *Kultur der Kommunikation. Die europäische Gelehrtenrepublik im Zeitalter von Leibniz und Lessing*. Wiesbaden: Harrassowitz, 317–344.
- Marti, Hanspeter (2011): Dissertationen. In: Ulrich Rasche (Hrsg.), *Quellen zur frühneuzeitlichen Universitätsgeschichte. Typen, Bestände, Forschungsperspektiven*. Wiesbaden: Harrassowitz, 293–312.
- Marti, Hanspeter (2014a): Altes festhalten, Neues suchen. Hallenser Disputationen im frühen 18. Jahrhundert. <http://www.forschungen-engi.ch/projekte/halle.htm> (25. 10. 2016).
- Marti, Hanspeter (2014b): Der Wettbewerb um die Gunst des Schicksals. Basler Kandidatenreigen um die Besetzung einer Rhetorikprofessur im 18. Jahrhundert.

- In: *Aufklärung. Interdisziplinäres Jahrbuch zur Erforschung des 18. Jahrhunderts und seiner Wirkungsgeschichte* 26, 237–257.
- Marti, Hanspeter (2016a): Poetik, Rhetorik und Literaturkritik. Entstehung und Wirkung einer frühen Dissertation des Baslers Johann Bernhard Merian. In: Marion Gindhart, Hanspeter Marti & Robert Seidel (Hrsg.), *Frühneuzeitliche Disputationen. Polyvalente Produktionsapparate gelehrten Wissens*, unter Mitarbeit von Karin Marti-Weissenbach. Köln u. a.: Böhlau, 255–284.
- Marti, Hanspeter (2016b): Die frühneuzeitliche Schuldisputation. Stand, Perspektiven und Probleme ihrer Erforschung. In: Jan-Hendryk de Boer, Marian Füssel & Jana Madlen Schütte (Hrsg.), *Zwischen Konflikt und Kooperation. Praktiken der europäischen Gelehrtenkultur (12.–17. Jahrhundert)*. Berlin: Duncker & Humblot, 281–305.
- Marti, Hanspeter (2017): Frühneuzeitliches Disputationswesen und Fremdsprachen an der Universität Halle In: Max Häberlein & Holger Zaunstöck (Hrsg.), *Halle als Zentrum der Mehrsprachigkeit im langen 18. Jahrhundert*. Halle: Franckesche Stiftungen, 15–35.
- Marti-Weissenbach, Karin (2017): [Art.] Samuel Werenfels (Präses), Joachim Lydius & Johann Georg Meyer (Respondenten), *Dissertatio de meteoris orationis*, Basel 1694. In: Hanspeter Marti, Reimund B. Sdzuj & Robert Seidel (Hrsg.), *Rhetorik, Poetik und Ästhetik im Bildungssystem des Alten Reiches. Wissenschaftshistorische Erschließung ausgewählter Dissertationen von Universitäten und Gymnasien 1500–1800*. Köln u. a.: Böhlau, 228–243.
- Merian, Johann Bernhard (Präses) & Samuel Burckhardt (Respondent) (1743): *Cogitationes quaedam de contemptu linguae Latinae*. 23. April 1743. Basel: Johann Pistorius.
- Merton, Robert K. (1980): *Auf den Schultern von Riesen: ein Leitfaden durch das Labyrinth der Gelehrsamkeit*, Frankfurt am Main: Syndikat.
- Müller, Rainer A. (2003): Von der «Juristendominanz» zur «Medizinerschwemme». Zum Promotionswesen an deutschen Universitäten der Frühmoderne. In: Christian Hesse, Beat Immenhauser, Oliver Landolt & Barbara Studer (Hrsg.), *Personen der Geschichte. Studien zur Kreuzzugs-, Sozial- und Bildungsgeschichte. Festschrift für Rainer Christoph Schwinges zum 60. Geburtstag*. Basel: Schwabe, 317–345.
- Oexle, Otto Gerhard (2004): Begriff und Experiment. Überlegungen zum Verhältnis von Natur- und Geschichtswissenschaft. In: Vittoria Borsò, Christoph Kann (Hrsg.), *Geschichtsdarstellung. Medien – Methoden – Setzungen*. Köln u. a.: Böhlau, 19–56.
- Paulsen, Friedrich (1896): *Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart. Mit besonderer Rücksicht auf den klassischen Unterricht*. Erster Band. Leipzig: Veit & Comp.
- Poser, Hans (2001): *Wissenschaftstheorie. Eine philosophische Einführung*. Stuttgart: Reclam.
- Pretzsch, Karl (1975): *Verzeichnis der Breslauer Universitätsschriften 1811–1885*. Hildesheim, New York: Olms.
- Rother, Wolfgang (2003): Gelehrsamkeitskritik in der frühen Neuzeit. Samuel Werenfels' *Dissertatio de logomachiis eruditorum* und *Idée d'un philosophe*. In: *Theologische Zeitschrift* 59 (2), 137–159.
- Rother, Wolfgang (2007): *Paratus sum sententiam mutare: The influence of Cartesian Philosophy at Basle*. In: *History of Universities* 22 (1), 73–97.
- Schiewe, Jürgen (1996): *Sprachenwechsel – Funktionswandel – Austausch der Denkstile. Die Universität Freiburg zwischen Latein und Deutsch*. Tübingen: Max Niemeyer.
- Schneider, Karl Ernst Christoph (1745): *Diem natalem regis potentissimi et clementissimi Friderici Guilelmi IV. idibus octobr. h. XI. med. celebrandum mandato universitatis litterarum Vratislaviensis indicit C. E. Chr. Schneider, phil. Dr. P. O.* Breslau: Universität.

- Steiner, Felix (2009): *Dargestellte Autorschaft. Autorkonzept und Autorsubjekt in wissenschaftlichen Texten*. Tübingen: Max Niemeyer.
- Till, Dietmar (2004): *Transformationen der Rhetorik. Untersuchungen zum Wandel der Rhetoriktheorie im 17. und 18. Jahrhundert*. Tübingen: Max Niemeyer.
- Verzeichniß der Vorlesungen (1874), welche im Winterhalbjahre 1874–75 an der Königlichen Universität Greifswald und an der Königlichen staats= und landwirthschaftlichen Akademie Eldena gehalten werden sollen*. Greifswald: F. W. Kunicke.
- Vom Bruch, Rüdiger (2001): Die Gründung der Berliner Universität. In: Rainer Christoph Schwinges (Hrsg.), *Humboldt International. Der Export des deutschen Universitätsmodells im 19. und 20. Jahrhundert*. Basel: Schwabe, 53–73.
- Werenfels, Samuel (1739): *Dissertatio de logomachiis eruditorum*. In: Samuel Werenfels, *Opuscula theologica, philosophica et philologica*. Editio altera ab auctore recognita, emendata et aucta. Tomus secundus. Lausanne, Genf: Bousquet, 1–116.

Michael Prinz

Zwischen Kundenakquise und gelehrter Windbeuteley

Christian Thomasius' frühe akademische Programmschriften im Kontext zeitgenössischer Praktiken der Vorlesungsankündigung

Einleitung

Die Erzählung vom universitären Sprachwechsel ist im Kern eine heroische. Sie bedient sich einer von den Zeitgenossen zunächst wenig beachteten, jedoch früh zum Heldenplot umgeformten Begebenheit des Jahres 1687 (vgl. Prinz 2019), deren narrative Modellierung sich in der akademischen Domäne bis in die „postheroische Gegenwart“ (Münkler 2015: Teil II) hinein als wirkmächtig erweist: Christian Thomasius' Publikation einer volkssprachig-deutschen Vorlesungseinladung am schwarzen Brett der Universität Leipzig:

Als ich für ohngefehr dreyßig Jahren ein teutsch Programma in Leipzig an das schwartze Bret schlug/ in welchem ich andeutete/ daß ich über des Gracians Homme de cour lesen wolte/ was ware da nicht für ein entsetzliches lamentiren! Denckt doch! ein teutsch Programma an das lateinische schwartze Bret der löbl. Universität. Ein solcher Greuel ist nicht erhöret worden/ weil die Universität gestanden. Ich muste damahls in Gefahr stehen/ daß man nicht gar solenni processione das löbliche schwartze Bret mit Weyhwasser besprengte. (Thomasius 1717: 252)

Die gängige Bedeutungszuschreibung für diese grenzüberschreitende Handlung erhellt bereits aus wenigen Zitaten: Ein „unerhörter Vorgang“ (Stollberg-Rilinger 2000: 19) sei der „spektakulär inszenierte Sprachenwechsel“ gewesen (Polenz 1994: 55), eine „Luthertat“ (Fleischmann 1929: 7), mit der der junge Jurist „die Thesen zur Reformation der deutschen Wissenschaft an das schwarze Brett“ geschlagen habe (Hodermann 1891: 39). Die sozialsymbolische Bedeutung der Sprachwahl als bewusste Abkehr von der gelehrten lateinischen Wissenschaftstradition erhebe den Leipziger Thesenanschlag zu einem Ereignis von enormer wissenschaftsgeschichtlicher Tragweite und Bedeutsamkeit. Entsprechend erscheint bis heute kaum eine Publikation zur Geschichte des Deut-

Michael Prinz, Universität Zürich, Deutsches Seminar, Schönberggasse 9, CH-8001 Zürich, E-Mail: michael.prinz@ds.uzh.ch

schen als Wissenschaftssprache – im esoterischen wie im exoterischen Kreis der an historischer Wissenschaftskommunikation Interessierten –, die nicht an irgendeiner Stelle das schwarze Brett der Leipziger Universität als obligatorischen Erinnerungsort aufsuchen würde. Angesichts der Persistenz dieser Heldenerzählung erstaunt es, dass zu diesem für die historische Selbstvergewisserung deutschsprachiger Wissenschaftskulturen so bedeutsamen Vorgang zahlreiche Ungereimtheiten in Umlauf sind. Ziel des Beitrags ist es deshalb, die genauen Umstände von Thomasius' Ankündigung zu rekonstruieren und dabei insbesondere die zeitgenössischen Medien der Vorlesungseinladung in den Blick zu nehmen.

Historische Vorlesungsankündigungen

In jüngerer Zeit sind historische Medien der Vorlesungsankündigung verstärkt ins Blickfeld der wissenschafts- und universitätsgeschichtlichen Forschung gerückt.¹ Oft werden dabei unter der modernen² Bezeichnung *Vorlesungsverzeichnis* (im weiteren Sinne) verschiedene vorlesungsbezogene Quellengattungen bzw. Textsorten subsumiert, deren Wurzeln meist ins 16. Jahrhundert zurückreichen (vgl. Rasche 2009a: 447–449; Bruning 2011: 270–276):

(I.) Periodische **Lektionskataloge** (*Catalogi Praelectionum*) bzw. Vorlesungsverzeichnisse im engeren Sinne entstanden ursprünglich wohl aus nur sporadisch erscheinenden **Lektionsplänen** (dazu Rasche 2009a: 449 f.). Unter einem Lektionskatalog wird dabei eine offizielle Aufstellung des universitären oder fakultären³ Lehrkursus bzw. Lehrangebots für ein bestimmtes Semester

¹ Vgl. etwa Schneider (1999: 60–75), Pozzo (1999), Clark (2006: 33–67), Rasche (2009a), Bruning (2011), Pozzo (2012) und Le Cam (2016). Einzeluntersuchungen liegen mittlerweile für eine Reihe von Universitäten vor, etwa für Helmstedt (Bruning 2012: 70–85), Jena (Bach, Maatsch & Rasche 2008), Königsberg (Oberhausen & Pozzo 1999) und Leipzig (Huttner 2007a bzw. – weitgehend textidentisch – 2007b: 177–199; daneben auch Döring 2009: 678–680). In der Folge liegt der Fokus v. a. auf den Verhältnissen in Leipzig und an den dafür besonders relevanten omd. bzw. preuss. Nachbaruniversitäten.

² DWDS (www.dwds.de) und Google Books liefern für das Wort Belege seit etwa 1870 (01. 02. 2018).

³ So enthält etwa der *Codex Lectionum* der Universität Halle spezielle Lektionskataloge der Theologischen Fakultät für folgende Semester: Sommersemester 1697, Wintersemester 1709/1719, Sommersemester 1712, Sommersemester 1717 (Halle, Universitäts- und Landesbibliothek, Yb 3885c, 2°, Bl. 7, 32, 48, 64). Das bei Blanke (1988: 112) erwähnte „Vorlesungsverzeichnis der Philosophischen Fakultät WS 1715/16“ ist dagegen in Wirklichkeit nur der bei Paulsen (1919: 635 f.) unter dem irreführenden Titel *index scholarum* gedruckte Abschnitt aus dem regulären

oder Studienjahr verstanden, welche regelmäßig als Separatdruck universitäts-öffentlich, d. h. am Schwarzen Brett, bekannt gegeben wurde. Zunächst enthielten diese Texte nur die öffentlichen Vorlesungen (*lectiones publicae*) der im Katalog nach Rang bzw. Anciennität⁴ abfolgenden Professoren, später dann auch deren Privatlehre. Im 18. Jahrhundert durchliefen die Lektionskataloge einen mehrstufigen Transformationsprozess (vgl. Blanke 1983: 205 f. u. 1987: 18 f.): Ab den 1720er Jahren und vor allem in der zweiten Jahrhunderthälfte begannen Universitäten, zusätzlich zu den lateinischen Katalogen zunehmend auch deutsche Fassungen für eine außeruniversitäre Öffentlichkeit zu publizieren. Über Intelligenzblätter und gelehrte Journale, die häufig einen Bezug zur jeweiligen Universität hatten (vgl. Huttner 2007a: 194), wurde das akademische Schwarze Brett in die weite Welt der *res publica litteraria* hinausprojiziert, in dem selbstbewussten Glauben, „dass vielen exteris dadurch ein grosser Dienst“⁵ erwiesen werde. Später erschien die deutsche Fassung dann auch als Separatdruck parallel zur lateinischen.

Heutige universitäre Vorlesungsverzeichnisse erscheinen als eine orientierende assertive Gebrauchstextsorte.⁶ Natürlich erlaubten auch die Lektionspläne und -kataloge der Frühen Neuzeit durch die strukturierte Anordnung der einzelnen Einträge und die reduzierte, lediglich indizierende Präsentation der jeweiligen Lehrveranstaltungen einen schnellen Zugriff auf relevante Informationen. Stärker als heute lassen die vormodernen Verzeichnisse neben der Informationsfunktion jedoch auch direktive Züge erkennen. Die universitätsgeschichtliche Forschung⁷ hat gerade in jüngerer Zeit die Polyfunktionalität historischer Vorlesungsverzeichnisse betont: als beständige Ermahnung der Studenten im Hinblick auf den tradierten Lehrkursus, als Mittel der Disziplinierung von Professoren, vor allem aber als Marketing- und Repräsentationsins-

Lektionskatalog (Bl. 58). In Leipzig dagegen haben sich zwischen 1641 und 1680 tatsächlich insgesamt 18 Kataloge der Philosophischen Fakultät erhalten (vgl. Huttner 2007a: 192).

4 Entsprechend der Auflistung bei Clark (2006: 479 Table 2) erfolgte die Umstellung auf eine (partielle oder vollständige) disziplinäre Anordnung der Lehrveranstaltungen im Katalog an den meisten Universitäten des deutschsprachigen Raums erst ab der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

5 So anlässlich der Bekanntgabe der Leipziger Publica durch den Rektor im fünften Teil der *Acta Lipsiensium Academica* (1723: 460 Anm. a). Die Herausgeber (zur Herausgeberfrage vgl. Döring 2002: 143 Anm. 92) fühlten sich allerdings zu der Rechtfertigung verpflichtet, sie würden die öffentlichen Lektionen „Lateinisch so, wie sie publiciret worden, communiciren, weil wir, der vielen Lateinischen terminorum wegen, der teutschen Sprache mit der Übersetzung keine Gewalt anthun wollen.“

6 Sie entsprechen damit dem Typ „ASS 38“ (Assertiva) der Klassifikation von Rolf (1993).

7 Vgl. dazu etwa Huttner (2007a: 198) und Rasche (2009a: 453–458 u. 463–465).

trument der Universität – ein Aspekt, der bereits den Schriftsteller Arnold Ruge (1840: 1905) zu der spitzen Bemerkung veranlasste, solche Texte seien „weniger dazu bestimmt, gelesen als vielmehr nur geschrieben zu werden“. Die Universitäten befanden sich zunehmend in einer Konkurrenzsituation,⁸ die es lohnend erscheinen ließ, sich einer überregionalen Öffentlichkeit durch die publizistische Verbreitung der eigenen Lektionskataloge als attraktiver Studienort zu präsentieren. Während aber mit der Auflösung des traditionellen *ordo lectionum* die beiden erstgenannten Funktionen im Laufe des 18. Jahrhunderts verloren gingen, wurden die Lektionskataloge zunehmend wichtig für die praktische Semesterplanung. Rasche (2009a: 466–469) gelangt sogar zu der überraschenden Einschätzung, dass damit die konkrete Studieninformation als eine „neue Funktion“ neben die alte Funktion der Universitätswerbung getreten sei. Mindestens subsidiär dürften die Vorlesungsverzeichnisse aber wohl auch vorher schon einen orientierenden und damit assertiven Charakter gehabt haben.⁹

Vor diesem Hintergrund ist es allerdings schwierig, eine über die gesamte Existenzdauer der Vorlesungsverzeichnisse (i. e. S.) stabile textuelle Grundfunktion zu benennen. Selbst für das 18. Jahrhundert zeichnet sich *prima facie* nicht eine dominierende Textfunktion ab.¹⁰ So teilte etwa der Rektor der Universität Halle der Studentenschaft („civibus academicis“)¹¹ die Veranstaltungen des Folgesemesters am Anfang des *Codex Lectionum* (s. Anm. 3) stets mit der Formel „publicat et commendat“ mit. Und auch sein Leipziger Kollege vermeldete und empfahl – „solemniter indicit et diligenter commendat“ – die dortigen Vorlesungen in einem Atemzug (vgl. das Faksimile bei Döring 2009: 679). Die Verzeichnisse drücken somit eine doppelte Handlungsabsicht aus und signalisieren dem Adressaten ihre Informations- wie auch Appellfunktion direkt. Es wäre eine lohnende Aufgabe zukünftiger textlinguistischer Forschung, das

8 In Leipzig entstand eine solche Konkurrenz v. a. durch die Universitätsneugründungen in Halle und Göttingen (dazu zuletzt Pohl 2016: 98–100).

9 Es finden sich durchaus Indizien für die Nützlichkeit der Lektionskataloge als Informationsquelle für die Stundenplanung der Studenten. So weisen z. B. die Kataloge der Leipziger Philosophischen Fakultät (s. Anm. 3) bereits Mitte des 17. Jahrhunderts eine chronologische Strukturierung entsprechend der reservierten professoralen Vorlesungszeitfenster auf und nicht die sonst übliche hierarchische Gliederung nach akademischem „Charisma“ (vgl. dazu Huttner 2007a: 192).

10 Dies ist freilich nur ein Problem, wenn man (wie Rolf 1993: 39–43 u. 91 oder Brinker 2000: 176 f.) eine Position weitgehender Monofunktionalität einnimmt, die allerdings „oft nicht beschreibungsadäquat“ erscheint (Fandrych & Thurmair 2011: 20). Zur umfangreichen Diskussion über Mono- oder Polyfunktionalität von Textsorten vgl. etwa Rolf (2000), Heinemann (2008: 130 f.), Adamzik (2016: 178–182 u. 196–198) und Hausendorf et al. (2017: 236–244).

11 Zum Ausdruck *civis academicus* vgl. etwa Gundling (1744: 1406) und [Anonym] (1751: 712).

Gefüge von dominierenden und subsidiären Textfunktionen in den historischen Vorlesungen auf einer breiten Textgrundlage zu erfassen und die ange deuteten diachronen Verschiebungen präzise zu rekonstruieren.

(II.) Die bislang wenig erforschten **Rechenschaftsberichte** der Professoren über die von ihnen gehaltenen Vorlesungen, mitunter etwas missverständlich¹² als *Vorlesungszettel* oder *Lektionszettel* bezeichnet, gewannen im Zuge des Ausbaus der landesherrlichen Aufsicht über die Universitäten zunehmend an Bedeutung (vgl. Clark 2006: 48–52). Als eine registrierende Textsorte dienen die Rechenschaftsberichte dazu, ein vergangenes Geschehen akkurat zu erfassen, konkret: „über die Art und/oder die Ergebnisse eines [...] selbst realisierten Komplexes von Tätigkeiten“ Aufschluss zu geben.¹³

(III.) Noch unmittelbarer als beim ersten Typ handelt es sich bei **akademischen Programmschriften** (*Programmata*)¹⁴ um eine Textsorte mit dominierender Steuerungs- bzw. Appellfunktion. Mit dieser „weithin vergessenen Quellengattung“ (Marti 2013) bewarben Dozenten ihre eigenen künftigen Veranstaltungen, und zwar in Gestalt von Drucken unterschiedlichen Formats und Umfangs (von plakartartigen Einblattprogrammen im Folio-Format bis zu umfangreichen oktavformatigen Heften).¹⁵ Die *Programmata* lieferten, ähnlich wie später die kommentierten Vorlesungsverzeichnisse, mehr oder weniger ausführliche Informationen über Rahmenbedingungen und Inhalte der angekündigten Lehrveranstaltungen, wobei von einem nicht-bindenden Durchsetzungsmodus und einem beiderseitigen Interesse von Textproduzent und -adressat auszugehen ist.¹⁶ Während die offiziellen Lektionskataloge der Repräsentation und öffentlichen Inszenierung der Universität dienten, hatten die privaten Programm-

¹² Beide Bezeichnungen kommen auch häufig für die Anschlagzettel des Typs (III.) vor, etwa bei Rüegg (1996: 270) oder Neuper (2003: v).

¹³ Rolf (1993: 186); solche Texte wären entsprechend in die Gruppe „ASS [= Assertiva] 12“ der Typologie von Rolf einzuordnen.

¹⁴ Als wissenschaftssprachlicher Terminus ist *programma* an deutschen Universitäten seit dem 17. Jh. in Gebrauch, und zwar für „öffentliche Bekanntmachungen von Informationen über die akademisch-universitären Organisationsformen oder Veranstaltungen“, konkret für Einladungen zu Vorlesungen, öffentlichen Disputationen, Inauguralreden, akademischen Feiern, Totenehrungen etc., aber auch für Probevorlesungen (vgl. Neumann 2005: Sp. 155 f.). Zugleich dienten die *Programmata* als Nachweise für den Erwerb akademischer Titel (dazu Dinkel 2000: 428).

¹⁵ Die von Lee et al. (2012) ausgewählten akademischen Programmschriften der deutschen Aufklärung sind im Original zwischen 16 und 80 Seiten lang. Auch bei Thomasius' *Programmata* variiert die Länge erheblich: Während das Gracián-Programm VE 5 von 1687 immerhin 40 Seiten (38 S., [1] Bl.) in 4^o umfasst, ist das im selben Jahr gedruckte lateinische Programm VE 4 lediglich 4 Seiten ([2] Bl.) in 2^o lang.

¹⁶ Sie entsprechen damit Gruppe 13 der Direktiva bei Rolf (1993).

schriften der Dozenten einen völlig anderen Charakter: „[T]heir contents were enticing and hyperbolic, given the professor’s aim of gaining the benevolence of the students by condescending to their reasoning abilities“ (Pozzo 2012: IX). Da die Programmata über die eigentliche Lehrankündigung hinaus noch umfangreiche Einlassungen zu wissenschaftlichen Fragestellungen enthalten konnten, behielten sie mitunter auch außerhalb ihres ursprünglichen Funktionszusammenhangs einen gewissen thematischen Eigenwert, der zur Aufnahme in zeitgenössische Werkverzeichnisse führen und sogar einen separaten oder auch kompilatorischen Wiederabdruck rechtfertigen konnte.¹⁷

Die konkrete Einladung zu einer universitären Lehrveranstaltung am Schwarzen Brett erfolgte allerdings häufig mittels einfacher handschriftlicher **Anschlagzettel** (*Schedae*), die das gedruckte Informationsangebot präzisieren oder aktualisieren konnten¹⁸ und unter besonderen Umständen bis heute erhalten geblieben sein können,¹⁹ gerade bei juristischen Streitfällen. Beispielsweise entspinnt sich im Oktober/November 1675 ein Streit zwischen der Leipziger Juristenfakultät und einem Dr. Gottfried Kellner, der „des öffentlichen Anschlagens sich eigenthätiger Weise angemasset“ habe. In den Rektoratsakten zu diesem Vorgang findet sich noch der handschriftliche lateinische Anschlagzettel mit Befestigungslöchern, also das auf Anweisung des Rektors abgenommene Blatt.²⁰ Im Verlauf des 18. Jahrhunderts verdrängen dann die Anschlagzettel, welche z. B. in Jena ab der Jahrhundertmitte zunehmend auf Deutsch verfasst wurden, die akademischen Programmschriften (vgl. Rasche 2008: 32f.).

Programmschriften und Anschlagzettel können zusammenfassend als *Vorlesungseinladungen* bezeichnet werden (dazu Anm. 51). Da sie die individuellen Lehrangebote eines einzelnen Textproduzenten dokumentieren, nicht die kollektive Lehre eines gesamten Lehrkörpers wie die Vorlesungsverzeichnisse,

17 Vgl. das aufschlussreiche Beispiel des Helmstedter Rhetorikprofessors Christoph Schrader, dem 1667 vom eigenen Sohn eine ehrende Kompilation der Programmata aus drei Jahrzehnten Universitätslehre herausgegeben wurde (dazu Le Cam 2016: 101f.). Von Thomasius’ frühen Programmschriften erfuhren VE 1, 2 und 5 einen separaten Wiederabdruck. Eine Gesamtausgabe der Programmata erfolgte dann – getrennt nach Sprache – im Rahmen von KTS (1701) und PT (1724).

18 So zeigen etwa die erhaltenen handschriftlichen Zettel zu den Jenaer Vorlesungen des Philosophen Christian Gottfried Schütz aus den 1780er Jahren häufig Veränderungen gegenüber dem im Lektionskatalog veröffentlichten Text (vgl. Schröpfer 2003: 84).

19 Eine systematische Sammlung solcher Texte, wie im Fall der Universität Jena (vgl. Rasche 2008: 29–37), dürfte die Ausnahme sein. Für Göttingen geht Tütken (2005: 7) jedenfalls davon aus, dass die Anschlagzettel der Privatdozenten „keine papierenen Spuren hinterlassen“ haben.

20 UAL, Rektor, Rep. 01/05/011, fol. 5r: „Acta H. D. Gottfried Kellners angeschlagene Collegia“.

weisen sie eine größere Informationsfülle und eine stärkere Adressatenorientierung auf: Sie benennen die Inhalte der Veranstaltung, verorten diese ggf. in einem relevanten Fachdiskurs und spezifizieren die Modalitäten der Teilnahme (Termin, Gebühren, Lehrbuch etc.). Mitunter werden auch in längeren Exkursen zusätzliche Themen behandelt (vgl. Marti 2013).

Dabei sind Vertreter des Typs (I.) obligatorisch komplex – Vorlesungsverzeichnisse umfassen stets mehrere Veranstaltungen. Für die übrigen Typen ist dieses Merkmal definitorisch irrelevant, da Vorlesungseinladungen und Rechenschaftsberichte für einzelne wie für mehrere Veranstaltungen verfasst werden konnten.

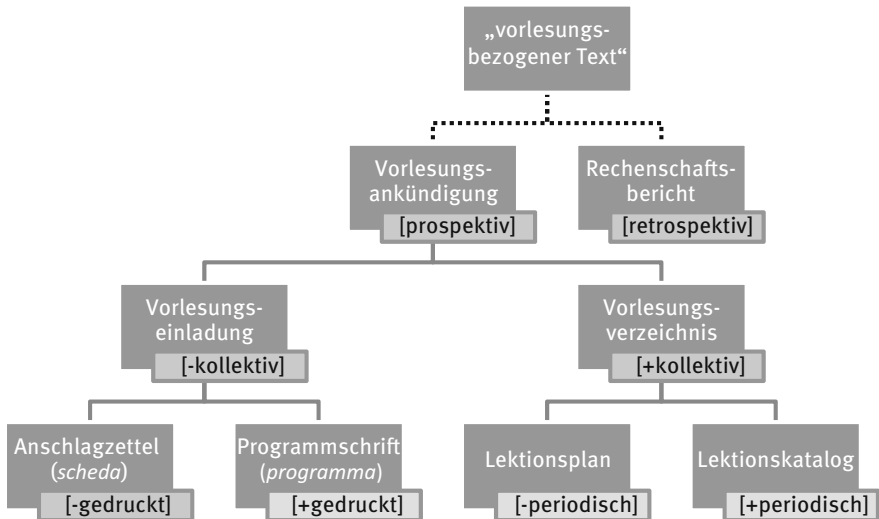
Die Typen (I.) und (III.), zwischen denen durch Intertextualitätshinweise markierte Textbezüge bestehen können,²¹ lassen sich als *Vorlesungsankündigungen*²² kategorisieren, insofern als sie in Bezug auf zukünftiges Verhalten orientierend wirken sollten, während durch (II.) bereits erfolgte Veranstaltungen retrospektiv erfasst wurden. Mitunter werden Vorlesungsankündigungen und Rechenschaftsberichte durch Ausblendung der Perspektive zu einer gemeinsamen Kategorie *Vorlesungsverzeichnis (im weiteren Sinne)* zusammengefasst (etwa bei Bruning 2011: 270). Obwohl eine solche Benennungsstrategie irreführend erscheint, ist ein passenderes Hyperonym für diese vorlesungsbezogenen Texte bislang nicht verfügbar, und das vermutlich aus gutem Grund. Die Vorlesungsankündigung leistet im Kern eine Einführung und ggf. Explikation der Textthematik von einer oder mehreren Vorlesung(en). Die Rechenschaftsberichte sind dagegen rekapitulierende Texte, bei denen im Prinzip ein Primärtext T in der Form eines Sekundärtextes t reproduziert wird (vgl. Kretzenbacher 1990: 11). Auch wenn beide an der Oberfläche eine reduzierte Repräsentation der jeweiligen Vorlesung bieten, geschieht dies doch auf völlig unterschiedliche Weise: im einen Fall durch die Expansion des Textthemas, im anderen Fall durch die Reduktion des Ausgangstexts (d. h. der gehaltenen Vorlesung).

Das nachfolgende Schema bildet die gängige quellentypologische Strukturierung dieses Überlieferungsfelds ab und hat v. a. heuristischen Wert. Eine

²¹ So verweist etwa Christian Thomasius als Professor in Halle regelmäßig vom Lektionskatalog auf seine persönlichen Vorlesungseinladungen: z. B. 1694 „in peculiari programme“ (Codex Lectionum fol. 4r), 1696 „indicabit peculiaris schedula“ (fol. 6r), 1701 „peculiari Programme in idiomate vernaculo conscripto“, „peculiari programme Germanico“ (fol. 16r, 17r).

²² Bei Pozzo (1999: 73 Anm. 38) abweichend gebraucht für den einzelnen Eintrag als elementaren Baustein eines Vorlesungsverzeichnisses, bei Oberhausen & Pozzo (1999: XI Anm. 1) für „die einzelnen Einträge aus den *Catalogi Praelectionum*, für die handschriftlichen Blätter der Dozenten am Schwarzen Brett und die *Programmata*“.

exhaustive Analyse der verschiedenen vorlesungsbezogenen Texte müsste auch Vorlesungsmitschriften und -nachschriften berücksichtigen, für die historisch-textlinguistische Vorarbeiten ebenfalls weitgehend fehlen.



Inzwischen werden vorlesungsbezogene Texte mit Erfolg als wichtige Erkenntnisquelle für die Rekonstruktion des Fächer- und Themenspektrums bzw. des historischen Unterrichtsgeschehens herangezogen, wobei sie sich im Idealfall einer günstigen Überlieferungssituation wechselseitig ergänzen: Während die Lektionskataloge als das „Unterbewusstsein“ der akademischen Welt (Clark 2006: 67) einen wenig detaillierten, jedoch extensiven Überblick über das Unterrichtsangebot liefern, ergänzen die Programmata das inhaltliche und mitunter auch das didaktische Konzept für einzelne Vorlesungen; die Rechenschaftsberichte (und im Idealfall sogar noch studentische Kolleghefte) erlauben schließlich einen Abgleich mit der Unterrichtsrealität (vgl. Le Cam 2016: 107 u. 120 f.).

Allerdings ist selbst bei den Publica längst nicht immer garantiert, dass die Veranstaltungen am Ende überhaupt stattgefunden haben. Aus Leipzig z. B. berichtet Reichel (1742: 20):

Was die öffentlichen Lectiones betrifft, so läst man in den gedruckten Lections-Catalogo, große Menge herrl. Collegia, die man halten will, eindrucken [...] Kommt einer und spricht, weils im Catalogo Lectionum da stünde, so müste es ex promisso gelesen werden, so heist es, man müsse ja was hineinsetzen, weil der Catalogus nach Hofe geschickt würde.

Tatsächlich kündigt der Leipziger Lektionskatalog von 1777 knapp 300 Veranstaltungen für ca. 800 Studenten an (vgl. Huttner 2007b: 198). Andernorts dürften die Verhältnisse ähnlich gewesen sein. In Salzburg etwa kommt Matthäus Fingerlos, der Regens des dortigen Priesterseminars, in einer anonym veröffentlichten Schmähchrift *Ueber öffentliche Lehranstalten insbesondere über Lektionskataloge auf Universitäten* (zur Autorschaft vgl. Marquart 1977: 95–97) zu dem vernichtenden Urteil, dass viele Vorlesungen nur angekündigt, nicht aber gehalten würden und dass der dortige Lektionskatalog „eine der größten gelehrten Windbeuteleyen sey“ (Fingerlos 1798: 206 u. 199).

Unabhängig von der Frage, ob angekündigte Vorlesungen am Ende gehalten wurden, sind die durch Lektionskataloge und Programmschriften annoncierten Lehrabsichten ein „aufschlußreicher Indikator für das die akademische Lehre leitende Wissenschafts- und Disziplinverständnis“ (Huttner 2007a: 217), ein Indikator, an dem sich sowohl die einzeldisziplinäre als auch die allgemeine Wissenschaftsentwicklung zuverlässig ablesen lässt (vgl. dazu Blanke 1983: 205).

Thomasius' Gracián-Programma von 1687

In Leipzig wurden ab 1681 einmal jährlich, am Sonntag Rogate als dem offiziellen Beginn des akademischen Jahres, vom Rektor alle Vorlesungen für die gesamte Universität und das ganze Studienjahr über einen Plakatdruck im Folioformat bekannt gegeben, und zwar in der Regel neben den öffentlichen auch schon die honorarpflichtigen *collegia privata* (vgl. Huttner 2007a: 193 u. 199 f.). Allerdings galt dieser Usus zunächst nur für die wenigen ordentlichen Professoren (*ordinarii*), also solche, die Fakultätsstellen innehatten. Privatdozenten²³ wie Christian Thomasius konnten ihren Unterricht erst ein knappes Jahrhundert später über die offiziellen Lektionskataloge bekannt machen.²⁴ Das Gros der „extraordinären“ Universitätslehre (dazu Müller 2001: 191 f.), die z. B. in Jena kurz nach 1700 nicht ganz 70 % der Lehre an der Philosophischen Fakultät

²³ Zum Status des Privatdozenten (typischerweise ein *doctor* oder *magister legens*) im 18. Jh. vgl. etwa Tütken (2005: 357) und Rasche (2009b), zur Entstehung und Entwicklung der Privatvorlesung allgemein vgl. Horn (1897) und Huttner (2007b: 158–163).

²⁴ In Leipzig ab dem Sommersemester 1773 (vgl. Huttner 2007a: 209 f.); vergleichbare Entwicklung an anderen Universitäten: in Jena zum Wintersemester 1768/1769 (vgl. Rasche 2008: 33), an allen preußischen Universitäten ab dem Wintersemester 1770/1771 im offiziellen Katalog (vgl. Pozzo 1999: 73), in Königsberger Zeitungen allerdings bereits in den Sechzigerjahren (vgl. Oberhausen & Pozzo 1999: XIV u. XLII f.).

tät ausgemacht haben dürfte (vgl. Rasche 2008: 34), entzieht sich weitgehend unserer Kenntnis, sofern nicht die betreffenden Personen auf eigene Kosten²⁵ akademische Programmschriften drucken ließen, um die Leipziger universitäre Öffentlichkeit über die geplanten Kollegs zu informieren.

Eine solche Programmschrift veröffentlichte Christian Thomasius im Jahr 1687 als damals noch relativ unbekannter²⁶ Leipziger Jurist – er war zuvor in Gelehrtenkreisen am ehesten durch zwei Bigamie-Dissertationen aufgefallen, in denen er u. a. eine naturrechtliche Gleichrangigkeit von Polygynie und Polyandrie konstatierte.²⁷ Das undatierte Programm von 1687 erschien bei Moritz Georg Weidmann in Leipzig unter folgendem Titel:

Christian Thomas eröffnet Der Studirenden Jugend zu Leipzig in einem DISCOURS Welcher Gestalt man denen Frantzosen in gemeinem Leben und Wandel nachahmen solle? ein COLLEGIUM über des GRATIANs Grund-Reguln/ Vernünftig/ klug und artig zu leben.²⁸

Der Ausdruck *Discours* ist hier in der ursprünglichen, seit dem 16. Jahrhundert bezeugten Bedeutung ‚(wissenschaftliche) Abhandlung‘ gebraucht.²⁹ Vom Titelblatt der Programmschrift wird also zugleich eine Abhandlung zu der zitierten Themenfrage und eine Vorlesung³⁰ angekündigt. Tatsächlich bewarb das Heft sogar zwei *Collegia*: Thomasius stellt darin in Aussicht, die theoretische Sittenlehre nach seinen eigenen *Institutiones Jurisprudentiae divinae* (IJD) zu unterrichten, die Textgrundlage der praktischen Sittenlehre sei das sog. *Hand-Orakel* (*Oráculo manual y arte de prudencia*), die aus 300 Maximen („Grund-

²⁵ Nach Pozzo (2012: IX) erfolgte die Distribution der Texte „unbound free of charge at the expenses of the professor“.

²⁶ In den KTS (56) räumt Thomasius ein, die Publikationstätigkeit dieser Jahre habe v. a. dazu gedient, sich aus der „obscurität“, in der er damals noch „verborgen“ gewesen sei, „hervor zu thun und bekant zu machen“.

²⁷ EJH III (4): „Dieses entsinne ich mich wohl, daß etlichen unter ihnen [= den Mitarbeitern der *Acta Eruditorum*], die Disputation Anno 85. de crimine bigamiæ gar nicht anstund“. Allerdings reagierte auch Pufendorf skeptisch (vgl. BW Nr. 30). Zur Einordnung von Thomasius' Position vgl. etwa Doyé (2012: 101 f.).

²⁸ Exemplare des 40-seitigen (38 S., [1] Bl.; 4^o) Originalprogramms haben sich in Dresden, Erlangen-Nürnberg, Halle, München und Wolfenbüttel erhalten (s. u. VE 5), wobei die Bibliothekskataloge z. T. ungenaue Angaben zum Erscheinungsjahr machen („ca. 1700“ [BSB], „ca. 1690“ [SLUB], entsprechend „1690“ im DTA). Das Erscheinungsjahr ist jedoch u. a. durch die Angabe im *Catalogus Scriptorum* von 1693 (Nr. II/5: „Ann. 87.“) und das Nachwort zur Ausgabe in den *Kleinen Teutschen Schrifften* gesichert: „Dieses ist mein erstes Teutsches Programma, so ich in Leipzig Anno 87. verfertigt“ (KTS 53).

²⁹ Zur Entlehnungsgeschichte von *Discours* vgl. Jones (1976: 293) und Kämper (1999; mit Thomasius-Belegen); zur Verwendung in der Frühaufklärung vgl. Wille (1991: 34 f.).

³⁰ Zur Bedeutungsentwicklung von *collegium*, das im späten 17. Jh. bereits weitgehend synonym mit *lectio* ‚Vorlesung‘ verwendet wurde, vgl. Horn (1897: 17–22).

Reguln“) bestehende Klugheitslehre des spanischen Jesuiten Baltasar Gracián von 1647. Die Inhalte der beiden angekündigten Vorlesungen spielen im *Discours* allerdings nur eine untergeordnete Rolle.³¹ Dagegen nimmt die Frage der akademischen Sprachwahl breiten Raum ein, da es sich um Thomasius’ erste volkssprachige Vorlesungseinladung³² handelte.

Die Textauswahl ist vor dem Hintergrund zu sehen, dass Vorlesungen im ausgehenden 17. Jahrhundert zunehmend der Exegese eines maßgeblichen Lehrbuchs dienten. Der von den Statuten vorgeschriebene Kanon autoritativer Texte wurde dabei mehr und mehr durch Kompendien ersetzt, die „in möglichst geordneter und übersichtlicher Weise in ein bestimmtes Sachgebiet einführen sollten“ (Huttner 2007b: 163). Das *Hand-Orakel* war hierbei für Leipziger Studenten ein hochaktueller und attraktiver Text. Gerade eben war in Leipzig von dem Juristen Johann Leonhard Sauter die erste deutsche Übersetzung vorgelegt worden.³³ Auch die französische Ausgabe von Nicolas Amelot de La Houssaie war erst drei Jahre vor dem Thomasius-Kolleg erschienen (Amelot 1684).

Insofern diente die Nichterwähnung der (vermutlich auf Latein gehaltenen) IJD-Vorlesung auf dem Titelblatt wohl einer Optimierung der Werbewirkung.³⁴ Vor seinen Studenten musste der Universitätslehrer damals, wie Hans-Joachim Heerde und Ulrich Joost (2006: 13) etwas ungnädig bemerken, durch „eine Attraktion um deren Gunst buhlen, ihren Marotten und jugendlichen Torheiten nachgeben“. Die zunehmende Adressatenorientierung erscheint als ein wesentliches Merkmal des politisch-galanten Gelehrtenideals der Frühaufklärung (vgl. Fulda 2008: 288). Gerade die Konzentration auf ein populäres Thema und einen zeitgenössischen Autor, aber vor allem auch die Sprachwahl³⁵ waren Stimuli zur Erregung von Aufmerksamkeit und damit absatzfördernde Maß-

31 Das zu behandelnde Themenspektrum wird am Ende des *Discours*’ und im Nachwort der Ausgabe von 1701 lediglich mit einigen kurzen Leitfragen angedeutet („wer der Gracian gewesen? Was er sonst geschrieben? Was von diesem Buch absonderlich zuhalten?“ usw.), nicht aber durch *propositiones* detailliert entwickelt (vgl. KTS 51 u. 53–56).

32 Es war jedoch keineswegs seine erste akademische Programmschrift, wie Pozzo (2012: XII) irrtümlich annimmt (s. u. die Aufstellung der Leipziger Programmata VE 1–9).

33 Bei Longo (2012: 3 Anm. 19) irrtümlich dem Drucker Adam Gottfried Kromayer zugeschrieben. Die Erstauflage erschien 1686 unter dem Titel *L’Homme De Cour Oder Balthasar Gracians Vollkommener Staats- und Welt-Weise* (VD 17 3:605450W). Eine zweite, überarbeitete Auflage ließ Sauter mit geändertem Untertitel bereits im Jahr darauf in zwei Ausgaben erscheinen: VD 17 3:307733Z (Mainz: Kromayer) und VD 17 23:327968Z (Frankfurt, Leipzig: Kromayer). Zu den duodezformatigen Ausgaben Sauters vgl. Forssmann (1977: 272–274).

34 Schneiders (1993: XI) sieht in der Anknüpfung an Gracián gar einen „modische[n] Werbetrick“; zur Frage der erstaunlichen „Werbewirksamkeit“ des spanischen Jesuiten in protestantischen Universitätsmilieus vgl. differenziert Achermann (2003: 8 f.).

35 Die beiden anderen Faktoren trafen auch auf das IJD-Kolleg zu: Eine Veranstaltung zum Naturrecht anhand eines für studentische Belange konzipierten (s. Anm. 50) und zur Herbst-

nahmen für einen jungen Gelehrten, der den Lebensunterhalt für sich und seine Familie aus seiner privaten Lehr- und Publikationstätigkeit, „von Collegiis und Bücher-Schreiben“,³⁶ zu erwirtschaften hatte. „Such private classes had to interest the student as a consumer, whose demands they in part created“, wie William Clark (2006: 62) treffend feststellt. Darin liegt zugleich auch die besondere wissenschaftsgeschichtliche Bedeutung der Privatlehre begründet – sie führte zu einer „Ökonomisierung des Lehrbetriebs“ (Rasche 2008: 29) und war zugleich ein Einfallstor für wissenschaftliche Innovation, durch das zahlreiche neue Themen und Methoden an die frühneuzeitlichen Universitäten gelangten. Die *collegia privata* bereicherten die häufig in einem traditionellen Lehrkursus erstarrte Doktrin und liefen den Publica im 18. Jahrhundert zunehmend den Rang ab (vgl. Bruning 2011: 286; Le Cam 2016: 109).

Die genauen Abläufe bei Leipziger Vorlesungsankündigungen dieser Zeit lassen sich anhand der gut dokumentierten *Lectiones privatae Anti-Atheisticae*, die der Theologe August Pfeiffer im Sommer 1689 abhielt, anschaulich nachvollziehen.³⁷ Pfeiffer hatte für seine Vorlesung eine gegen Thomasius gerichtete Programmschrift verfasst, die auf den 7. April („Dom. Quasim.“) datiert war und an diesem Tag, einen Monat vor Vorlesungsbeginn, öffentlich angeschlagen werden sollte (EJH III: 64 u. 80). Die Datumsangabe des Programms entsprach hier also dem Zeitpunkt der geplanten universitätsöffentlichen Bekanntgabe und nicht dem Datum der Manuskriptfertigstellung oder des Imprimaturs. Vor dem angegebenen Zeitpunkt sind somit noch die Druckfreigabe durch die Fakultät und der Druckvorgang selbst anzusetzen. Pfeiffer weist darauf hin, dass er „Censuram Decani suæ Facultatis gebührend requiriret“ habe (EJH III: 66), was die Theologische Fakultät ihm in einer Stellungnahme auch bereitwillig bestätigt. So habe

Herr D. Aug. Pfeiffer Hebr. L. P. P. ein Collegium Privatum Anti-Atheisticum auf morgen den Sontag Quasimodogeniti zu intimiren sich bey mir jetziger Zeit Decano gewöhnlicher massen angemeldet, das Programma und Quæstiones Anti Atheisticas, darüber er in solchem Collegio zu lesen gemeynet, überreicht, und die Censuram und subscriptionem erhalten. (EJH III: 67)

messe 1687 gerade erst erscheinenden Lehrbuchs (BW 32 Anm. 2) dürfte für Studenten durchaus attraktiv gewesen sein. Ein wesentlicher Unterschied zwischen beiden Vorlesungen war jedoch, dass das Programm in Bezug auf das Gracián-Kolleg die Erwartung auf einen Unterricht in der Muttersprache weckte.

36 Summ. Anzeige (246); vgl. auch VGH II (69). Noch in EJH III (4) hält er fest: Um damals die Familie ernähren zu können, sei der Tag „mit vielen Stunden Collegiorum privatorum & privatissimorum besetzt“ gewesen.

37 Die Pfeiffer-Vorlesung begann laut Thomasius nach der Ostermesse (EJH III: 64), also in der Woche vom 6. Mai. An anderer Stelle macht er abweichende, vermutlich aber nur unge-

Sobald Zensur und Druck erfolgt waren, zirkulierten die Programmschriften, sodass Thomasius bereits vier Tage vor der geplanten Veröffentlichung ein Exemplar des Pfeifferschen Texts zugespielt werden konnte (EJH III: 64). Allerdings finden sich auch andere Datierungsstrategien. So teilt Thomasius im Zusammenhang mit einer möglichen Rückberufung nach Leipzig am 17. April 1705 dem Dresdner Kabinettssekretär Georg Ernst Pffingst mit:

Ich habe indeßen, u. weil ich wohl vorhergesehen, daß die sache sich nicht so geschwind poußiren [= ‚voranbringen‘] laße, ein programma drücken laßen, welches morgen fertig wird, und mit ehester gelegenheit überschicket werden soll, was ich diesen Sommer allhier zu lesen gesonnen binn. (HStA Dresden, 10026 Geheimes Kabinett Loc. 00554/021, fol. 4/5r)

Diese Einschätzung war aber wohl zu optimistisch, da Pffingst am 19. April zunächst nur den ersten Bogen erhielt:

Ich übersende hiebey den ersten Bogen von demjenigen, was der H. Thomasius künftig zu lesen und zu schreiben gesonnen, so bald der überrest fertig, folget solcher gleichfals. (HStA Dresden, 10026 Geheimes Kabinett Loc. 00554/021, fol. 7v)

Ohnehin hatte Thomasius das Programma bereits auf den 15. April datiert (vgl. Lieberwirth 1955: Nr. 176). Die Texte wurden also erst einige Tage nach dem aufgedruckten Publikationsdatum verfügbar.

In der Regel beanspruchten Zensur und Druck einer akademischen Programmschrift wohl nur geringe Zeit. Das Manuskript zu seinem ersten Programma (VE 1) hat Thomasius vermutlich im August 1683 an Jacob Born (d. Ä.) gesendet, der als Ordinarius der Juristenfakultät für die Zensur juristischer Programmschriften zuständig war (vgl. Zedler Bd. 25: Sp. 1793). Born regte zunächst in einem Schreiben vom 28. August gewisse Änderungen an und erteilte am 4. September schließlich das Gut zum Druck des überarbeiteten Texts.³⁸ Dieser konnte damit bereits fünf Tage später veröffentlicht werden. Eine echte Hürde wurde die Zensur für Thomasius allerdings, als Born sich 1688 von der Theologischen Fakultät überzeugen ließ, dass das Naturrecht „mehr für die Philosophische oder auch wohl Theologische Facultät, als für die Juristische“ (VGH II: 271 f.) ein Thema sei. Da er seine Programmschriften in der Folge in Leipzig nicht mehr zensiert bekam, musste er mit deren Druck ab VE 7 nach Halle ausweichen.³⁹

naue Angaben: Seine eigene Vorlesung habe am 10. Juni begonnen, Pfeiffer habe sein „Collegium etwan acht Tage vorher“ (101) angefangen.

38 Hamburg, Staats- und Universitätsbibliothek, Sup. ep. 51, Bl. 7 und 9. Gedruckt bei: BW Nr. 14 u. 18.

39 So sei 1688 „besagtes mein Buch [= IJD], so viel librum I. anlanget, allhier zu Leipzig von dem Herrn Ordinario Facultatis Juridicae, die übrigen beyden Bücher aber zu Halle von einem

Thomasius' Vorlesungseinladungen bis 1690

Als Datum für die Gracián-Vorlesung ist der 31. Oktober alten Stils⁴⁰ gängig geworden, ein Datum, welches die passende symbolische Aufladung bereits mitliefert: Thomasius' „Luthertat“ fiel damit ausgerechnet auf den Reformationsstag. Diese Berechnung des ehemaligen Rostocker Universitätsbibliothekars Adolph Hofmeister aus dem Jahr 1887 fand rasch Eingang in die Handbücher und gilt heute allgemein als kanonisches Wissen. Allerdings wird dieses Datum in der Literatur z. T. als Zeitpunkt der Unterrichtsankündigung, z. T. als Zeitpunkt des Unterrichtsbeginns in Anspruch genommen. Falsch ist beides, da Hofmeisters Berechnung auf einem Lesefehler beruht.⁴¹ Insofern muss der genaue Zeitpunkt der Ankündigung ebenso wie der des Unterrichtsbeginns als unklar gelten.

Gegen Ende des *Discours'* werden die beiden Veranstaltungen zur Moralphilosophie⁴² mit folgenden Worten bekannt gegeben:

IJD-Vorlesung (theoretische Sittenlehre): „Was I' honnêtete anlanget/ bin ich gesonnen/ die Maximen des Göttlichen Rechts [...] nach Anleitung meiner Institutionum Jurisprudentiæ divinæ, wo GOtt will/ auff dem Montag nach der Zahlwoche nach mittags nach zwey Uhr wiederum zuerklären anzufangen/ und binnen dato und Ostern künftiges Jahres zu vollenden“ (VE 5: 37).

Gracián-Vorlesung (praktische Sittenlehre): Thomasius räumt ein, er sei in Bezug auf die „grundgesetze d' un bel esprit, du bon gout et d' un galand homme“ selbst noch Lehrling und müsse auf das Buch Graciáns zurückgreifen, welches er „zwischen hier und Ostern“ erklären werde, wobei er „auff erwehnten Montag nach der Zahlwoche vor mittag ümb 9. Uhr den Anfang zu machen“ gedenke (VE 5: 37 f.).

Im Frühjahr wäre der besagte Termin tatsächlich identisch gewesen mit dem Montag nach Rogate als dem offiziellen Beginn des akademischen Jahres. Die Gracián-Vorlesung hätte demnach am 2. Mai (alten Stils) um 9 Uhr morgens

darzu bestellten Lutherischen Jcto und Consistorial Rath censiret und gedruckt worden“ (EJH III: 155).

40 Der 10. November nach neuem Stil, welcher in Sachsen erst 1700 eingeführt wurde.

41 Hofmeister präziserte mit seiner Miscelle anonyme Berechnungen im selben Zeitschriftenband (Die Grenzboten 46, 2. Vierteljahr, 545 f. [„Ende September oder Anfang Oktober“] u. 599 [„24. Oktober“]), übernahm von diesen jedoch einen falschen Zeitpunkt für den Messebeginn. Diese habe angeblich nach den Angaben im *Leipziger Haupt- und Geschicht-Calendar* des Jahres („3. sont. nach michael“) am dritten Sonntag nach dem Michaelisfest angefangen. In Wahrheit hat die Ordinalzahl im Kalender allerdings Gliederungsfunktion und dient lediglich der Nummerierung der drei Leipziger Messen: 1. Neujahrsmesse, 2. Ostermesse, 3. Michaelismesse (vgl. Kalender C).

42 Zu Thomasius' Einstieg in die Sittenlehre vgl. Steinberg (2005: 49–51).

begonnen und wäre um Ostern des Folgejahres abgeschlossen gewesen.⁴³ Allerdings bemerkt Thomasius in *Discours*, er beabsichtige, „diesen Winter durch/denen so dießfalls meine Lehrart anstehet/ anleitung zugeben“ (VE 5: 36). Die Vorlesung fand also eindeutig im Wintersemester statt, wenngleich etwas früher als bislang stets angenommen. Um 1700 wurde die Herbstmesse nämlich noch immer stiftungsgemäß⁴⁴ am Sonntag nach Michaelis durch das mittägliche Einläuten eröffnet, mit dem Ausläuten am darauffolgenden Sonntag begann dann die sog. Zahlwoche. Da das Michaelisfest (29. 9.) im fraglichen Jahr auf einen Donnerstag fiel, begann die Messwoche am Sonntag, dem 2. Oktober 1687, die Zahlwoche dauerte vom 9.–16. Der von Thomasius angegebene Montag nach der Zahlwoche war somit der 17. Oktober. Die berühmte Vorlesung wurde also nicht am Reformationstag eröffnet, sondern am Festtag des Florentius, eines Trierer Bischofs aus dem 3. Jahrhundert,⁴⁵ was das Heroisierungspotential empfindlich schmälert. Dass dieses Datum korrekt ist, belegt jedenfalls eine Disputation des Folgejahrs, bei der Thomasius nachweislich denselben Berechnungsmodus verwendet hat.⁴⁶

Schwieriger zu beantworten ist die Frage nach dem thomasianischen Thesenanschlag,⁴⁷ dem Zeitpunkt der volkssprachigen Vorlesungsankündigung als dem eigentlichen Skandalon. Mehr als drei Jahrzehnte nach den Vorgängen meint Thomasius sich zu erinnern, dass diese „gegen die Oster-Messe“ erfolgt sei (EJH III: 4) – ein Hinweis, der bislang meist ignoriert wurde,⁴⁸ auf den ersten Blick aber durchaus glaubwürdig erscheint. Die Leipziger Lektionskataloge wurden wie erwähnt am Sonntag Rogate als dem offiziellen Beginn des akademischen Jahres vom Rektor für das gesamte Studienjahr publiziert.⁴⁹ Im fraglichen Jahr war dies der 1. Mai, zwei Wochen zuvor hatte die Leipziger Frühjahrsmesse (Oster- oder Jubilatemesse) begonnen. Da im ausgehenden

43 Eine solche Laufzeit wäre zu dieser Zeit in Leipzig nicht ungewöhnlich gewesen (vgl. Huttner 2007a: 205).

44 Zur Berechnung der jährlichen Messetermine vgl. etwa den Kalender E (s. v. *Leipziger messe*), Döring (1837: 187) und Hasse (1885: 173–177 u. 188).

45 Die zeitgenössischen Leipziger Schreibkalender machen hier jedoch widersprüchliche Angaben: So hat der Kalender D auf das Jahr 1700 für den 17. 10. „Florent.“, was in den Kalendern A/B für 1658 und 1679 zu *Florentinus* aufgelöst wird (statt *Florentius*). Der Kalender C für 1681 hat dagegen – wohl irrtümlich – „Florentina“; zu Florentius vgl. Grotefend (1891–1898: 102).

46 In VE 7 legt er die erste Disputation des WS 1688 auf „künftigen Sonnabend nach der Zahlwoche/ wird seyn der 20. October“ (KTS 215).

47 Zur Pragmatik der akademischen schwarzen Bretter und zur Praxis des Anschlagens vgl. Prinz (2019).

48 Vgl. aber Pörksen (1986: 45; 1990: 21).

49 So bestätigt z. B. Roth (1692: 21) für das darauffolgende Jahr, dass „der Herr Rector Dom. Rogate, Anno 1688. die Lectiones Professorum“ im Lektionskatalog angekündigt habe.

17. Jahrhundert zwar Ordinarien ihre honorarpflichtigen Privatkollegien in den Lektionskatalogen ankündigen konnten, nicht jedoch Privatdozenten (s. o.), muss dieses Datum allerdings nicht zwingend auch für sein Programmata gegolten haben.

Zweifelhaft erscheint zudem Thomasius' Behauptung, er habe nach der Publikation des Gracián-Programms „zugleich über die hernach edirte institutiones Jurisprudentiae divinae und introductionem ad Philosophiam Aulicam zu lesen“ angefangen (EJH III: 4). Die beiden Kollegs fanden jedoch in unterschiedlichen Semestern statt: Über die *Philosophia Aulica* las Thomasius erstmals im Sommersemester 1687 (s. VE 4), das IJD-Kolleg fand gleichzeitig mit dem Gracián-Kolleg im Wintersemester statt (s. VE 5). Zuvor hatte er im Rahmen seines ersten juristischen Vorlesungszyklus bereits im Sommer- und Wintersemester 1686 über das Naturrecht gelesen und dazu eine frühe Fassung der IJD herangezogen:⁵⁰

- SS 1686 & WS 1686/1687: Naturrecht nach den Proto-IJD (s. VE 3)
- SS 1687: *Philosophia Aulica* (s. VE 4)
- WS 1687/1688: Theoretische Sittenlehre nach den IJD (s. VE 5)

50 Thomasius' zweites Pufendorf-Kolleg markiert den Beginn der Arbeit an den IJD (vgl. IJD, Proem. § 21). Die Vorlesung begann lt. VE 3 (= PT 33 f.) im Sommersemester 1686 als Teil eines zweijährigen Vorlesungszyklus. Auf Wunsch der Studenten werde er Pufendorfs Werk *De officio hominis et civis* allerdings nicht mehr „Discurs-weise“ vortragen, sondern „in Form gewisser Lehrsätze zu Papier bringen“ (RG § 21). Er werde das Naturrecht im ersten Jahr jeweils Mo. und Di. von 18–19 Uhr lesen und dabei „Institutiones Juris Naturæ MSS. seorsim Auditoribus meis communicandas“ vorstellen. Hierbei scheint es sich um eine erste handschriftliche Entwurfsfassung von Teilen der IJD gehandelt zu haben. Bereits im Herbst lagen dann auch gedruckte Passagen vor: Spener konnte im Nov./Dez. 1686 Teile der IJD lesen und kommentieren (BW Nr. 31 f.). Thomasius' Anmerkungen vom 10. 11. 1686 zu Speners Diskussionspunkten lassen dabei erkennen, dass dieser die beiden ersten Kapitel (von insgesamt vier) des 1. Buchs der IJD bekommen hatte, und zwar offenbar schon in der gedruckten Fassung. Die vereinzelt erwähnten Paragraphen- und Seitenangaben stimmen nämlich bereits zur späteren Druckausgabe (vgl. BW Nr. 32 Anm. 2). Das Feedback Speners wurde dann ins Prooemium aufgenommen („Ad. 1.“ des Briefs betrifft IJD I/1, § 29 und wird in Proem. § 38 thematisiert, „Ad. 14.“ zu IJD I/2, § 125 f. in Proem. § 49), der Text der IJD selbst aber nicht mehr grundlegend geändert. Die ersten Bögen mit den Kap. 1 und 2 wurden also wohl im Okt. 1686 gedruckt, möglicherweise um zum Vorlesungsbeginn des WS am 18. Okt. verfügbar zu sein. Eine Verwendung im Unterricht belegen auch Äußerungen des Verlegers Moritz Georg Weidmann, mit dem Thomasius Anfang des Jahres 1691 wegen der Begleichung wechselseitiger Auslagen im Streit lag. Am 11. 2. versuchte Weidmann, Thomasius' Honorarforderung für die IJD drastisch zu reduzieren. Er habe die IJD damals in einer Auflage von 1000 Exemplaren gedruckt, von der noch die Hälfte übrig sei. Thomasius habe eigtl. auf ein Honorar verzichtet, damit diese „damalß zuliebedero Collegiorum getruckt wurden“ (Lehmstedt 1992: 355). Am 14. 3. bekräftigt er, bei den IJD habe Thomasius ihn „zum Verlag genöthiget, vnd damals kein gl. dafür begehret, dann es zu dero nuzen vor dero Colleg: trucken laßen“ (ebd. 358). Ein etwas rätselhafter Hinweis findet

Thomasius' Angaben zur Publikation des Gracián-Programms passen somit nicht zusammen. Zwar beruht die Dokumentation der verschiedenen *Händel* (EJH, VGH) in der Regel auf einer beeindruckend akribischen Auswertung umfangreicher Quellensammlungen, sodass Thomasius noch Jahrzehnte später wörtlich aus Briefen zitieren und ganze Vorlesungskonzepte wiedergeben kann. Die konsequente Archivierung der entsprechenden Unterlagen scheint bei dem notorisch unwilligen Briefschreiber Thomasius (dazu BW S. XV) aber eine Reaktion auf die ab 1688 sich zuspitzenden juristisch relevanten Konflikte gewesen zu sein. Für die Zeit vorher bleibt die Darstellung vergleichsweise unscharf.

Entweder hat Thomasius also bereits Mitte April das Kolleg im Voraus für das Wintersemester bekannt gegeben oder seine spätere Erinnerung ist hinsichtlich des Ankündigungstermins unzuverlässig. Um dies zu klären, ist es notwendig, einen Blick auf die bislang nicht untersuchte Datierungspraxis seiner Vorlesungseinladungen⁵¹ (= VE) zu werfen. Dafür wurden alle zu ermittelnden lateinischen wie deutschen Programmschriften und Anschlagzettel bis 1690 ausgewertet.

Zur Darstellung

Universitätsort und Semesterangabe beziehen sich jeweils auf das Studienhalbjahr, in dem die angekündigten Veranstaltungen begannen. Darauf folgt zunächst der kürzere Werktitel aus PL und KTS; die ausführlichen Originaltitel sind separat vermerkt.⁵² Von den bekannten Textausga-

sich in Weidmanns großer Buchrechnung, die gegen Ende einen undatierten Eintrag zu den IJD enthält. Demnach habe Thomasius neun Exemplare von „Jus Divin: 4° Schreibepapp.“ erhalten, außerdem weitere 21 oktavformatige Exemplare, davon vier auf „Schreibepapp.“, 17 auf „Druck Pappier“ (ebd. 342). Die auf 1688 datierte Druckfassung der IJD erschien in Oktav; von einer Quartausgabe ist hingegen nichts bekannt. Möglicherweise hat man es hier also mit dem im Oktober 1686 erschienenen ersten Faszikel der IJD zu tun.

51 Mit den fraglichen Texten wird allerdings nicht nur zu Vorlesungen i. e. S. eingeladen, sondern häufig auch zu den sonstigen Lehrveranstaltungstypen, die im späten 17. Jh. im Rahmen der akademischen Privatlehre angeboten wurden, etwa zu *collegia disputatoria*, also privaten Disputationsübungen (dazu etwa Marti 2011: 301). VE 1 und VE 2 kündigen sogar ausschließlich ein solches Disputatorium an. Da diese Angebote jedoch als ein Subtyp der praktischen Vorlesung angesehen wurden (vgl. Zedler s. v. *Vorlesung*₂), spricht nichts gegen eine Verwendung des Terminus *Vorlesungseinladung*.

52 Zwar sind die verschiedenen Überlieferungen in der Regel textidentisch, die Titel können jedoch markant abweichen. Dass z. B. VE 11 nur die *Lectiones publicas* betraf, geht aus dem Originaltitelblatt, nicht aber aus der Überschrift in PL hervor.

ben werden zuerst die auffindbaren Originaldrucke aufgelistet (= a.), dann in chronologischer Reihenfolge die Neuauflagen und Neuausgaben (= b., c. usw.). Nicht in allen Fällen haben sich allerdings Originale der Vorlesungseinladungen erhalten. Universitätsbibliotheken und -archive hatten wohl in der Regel keinen systematischen Sammelauftrag für solche akademischen Kleinschriften. So war beispielsweise bereits um 1720 die Programmschrift zu August Pfeiffers *Lectiones privatae Anti-Atheisticae* (1689) „in Buchläden wohl schwerlich zu bekommen, auch in vielen Bibliotheken rar“ (EJH III: 69 f.).

In der Rubrik „Literatur“ sind zunächst die Werkverzeichnisse⁵³ zitiert, dann eine Auswahl wichtiger Titel zum jeweiligen Text. Die Sprachangabe bezieht sich auf die Vorlesungseinladung, nicht auf die angekündigten Kollegs, deren Unterrichtssprache oft unbekannt ist. Im Kommentar ist bei wörtlichen Zitaten jeweils auf die Textfassung von PT (1724) bzw. KTS (1701) verwiesen. Datumsangaben erfolgen nicht doppelt, sondern nach dem julianischen Kalender, der in den betroffenen protestantischen Territorien bis 1700 in Gebrauch war. Bei späteren Berichten aus der Zeit nach Übernahme des neuen Stils wird davon ausgegangen, dass Thomasius Datumsangaben vor 1700 nicht rückwirkend „gregorianisiert“ hat.⁵⁴

VE 1: *Programma invitatorium ad audiendas disputationes ad partem I. Positionum Juris contractarum Ulrici Huberi. Lipsiæ 1683* – Leipzig, Wintersemester 1683/1684

Originaltitel: „Permittente Magnifico Jctorum Ordine in Academia Lipsiensi ad ventilationem publicam Partis I. Positionum contractarum Celeberrimi Jcti Ulrici Huberi &c. Christianus Thomasius, Phil. & J.U.D. cupidam Legum Juventutem officiosè invitat.“⁵⁵

Ausgaben: <a.> –; <b.> *Positiones sive Lectiones I* (1685), s. pag. (auf die Leser-vorrede folgend); <c.> PT (1724: Nr. I, S. 1–13); <d.> PT (2010, Nr. I).

Literatur: Cat. II/3; Becker (1931: Nr. A/2); Lieberwirth (1955: 8) – Steinberg (2005: 11, 53, 201 Nr. 3); Steinberg (2010, viii).

Sprache: lat.

⁵³ Von den Altverzeichnissen (*Catalogus scriptorum*) ist lediglich die erste Auflage (Halle 1693) aufgenommen.

⁵⁴ So hat er beispielsweise auch seinen eigenen Geburtstag nie umgerechnet (vgl. Zenne 1954: 568).

⁵⁵ Der Titel nach dem von Thomasius 1685 herausgegebenen ersten Band der *Positiones sive Lectiones* entspricht wohl dem Originaltitel, wie die vergleichbare VE 2 nahelegt, zu der sich das Orig. erhalten hat.

Mit seinem ältesten bekannten Programm gibt Thomasius am 9. Sept. 1683, also gut einen Monat vor Beginn des Wintersemesters (am 15. Oktober), ein privatrechtliches „exercitium disputatorium“ (12) zum ersten Teil der *Positiones sive Lectiones Juris Contractæ* des friesischen Juristen Ulrik Huber bekannt. Diese Disputationsübung werde samstags zwischen 1 und 4 Uhr stattfinden, und zwar mit Genehmigung der Juristenfakultät in deren Hörsaal. Da keine Datumsangabe für den Beginn der Übung gemacht wird, dürfte sich Thomasius – wie stets auch sonst im Wintersemester (vgl. VE 5, 7, 9 u. 12) – am offiziellen Semesterbeginn orientiert haben. Die erste Übung hätte dann am 20. Oktober stattgefunden, 41 Tage nach der Einladung. Auch das im WS 1688/1689 angekündigte Disputatorium begann am Samstag nach der Zahlwoche, also in der Woche des allgemeinen Vorlesungsbeginns.

VE 2: *Programma simile ad Partem II. Positionum Huberi. 1684* – Leipzig, Sommersemester⁵⁶ 1684

Originaltitel: „Permittente Magnifico Jctorum Ordine in Academia Lipsiensi ad ventilationem publicam Partis II. Positionum contractarum Celeberrimi Jcti Ulrichi Huberi &c. Christianus Thomasius, Phil. & J. U. D. Cupidam Legum Juventutem officiosè invitat. Lipsiæ, Typis Christiani Gözl.“

Ausgaben: <a.> VD 17 14:060308D ([4] Bl., 4°): a₁ = SLUB Dresden, Diss.jur.civ. 310,34; <b.> *Positiones sive Lectiones II* (1684), s. pag. (nach Titelblatt); <c.> PT (1724: Nr. II, S. 13–28); <d.> PT (2010: Nr. II).

Literatur: Cat. II/4; Becker (1931: Nr. A/3); Lieberwirth (1955: 14) – Steinberg (2005: 11, 53, 201 Nr. 3); Steinberg (2010: ix).

Sprache: lat.

Mitten im laufenden Semester, am 27. Juli 1684 („Dom. IX. post Trin.“, 28), anonciert Thomasius die Fortsetzung der mittlerweile abgeschlossenen Disputierübung vom vorherigen Wintersemester (26), und zwar für den folgenden Samstag, also den 2. August. Die Einladung erfolgte somit sechs Tage vor Veranstaltungsbeginn.

⁵⁶ Steinberg (2005: 11, 53 u. 202; 2010: ix) bucht die Veranstaltung für das Wintersemester. Sie begann allerdings zwei Monate vor Ende des Sommersemesters und setzte VE 1, die Übung des vorhergehenden Wintersemesters, fort.

**VE 3: *Programma de lectionibus privatis super fundamentis Juris universi.*
1686 – Leipzig, Sommersemester 1686**

Originaltitel: unbekannt⁵⁷

Ausgaben: <a.> –; <b.> PT (1724: Nr. III, S. 28–35); <c.> PT (2010: Nr. III).

Literatur: Cat. II/1; Becker (1931: Nr. A/5); Lieberwirth (1955: 21) — Steinberg (2005: 11, 202 Nr. 5–8); Steinberg (2010: ix–x).

Sprache: lat.

Am Pfingstmontag, dem 24. Mai 1686, zwei Wochen nach dem offiziellen Semesterbeginn, kündigt Thomasius einen auf zwei Jahre angelegten Zyklus von juristischen Privatvorlesungen an, der vom Sommersemester 1686 bis zum Wintersemester 1687/1688 dauern werde und in dem zunächst das Naturrecht und das römisch-deutsche Privatrecht, später dann Lehnrecht, öffentliches und Kirchenrecht behandelt würden (PT 32). Die Vorlesungsreihe ziele darauf ab, „*fundamenta Juris universi continuo discursu explicare*“ (PT 33). Sie markiert für Thomasius den Beginn langjähriger Bemühungen um eine Reform der Juristenausbildung, zudem den Einstieg in die Arbeit an den IJD (dazu Anm. 50). Da die erste Sitzung bereits am folgenden Donnerstag stattfinden sollte, betrug die Ankündigungsfrist lediglich drei Tage.

VE 4: *Programma occasione lectionum privatarum de prudentia cogitandi & ratiocinnandi.* 1687⁵⁸ – Leipzig, Sommersemester 1687

Originaltitel: „B. C. D. Christianus Thomasius Studiosæ Juventuti In Academia Lipsiensi Lectiones Privatas de Prudentia Cogitandi & Ratiocinandi intimat.“

Ausgaben: <a.> VD 17 29:721375H ([2] Bl., 2^o): a₁ = UB Erlangen-Nürnberg, H62/AUA (261-VI)-57f; <b.> PT (1724: Nr. IV, S. 35–42); <c.> PT (2010: Nr. IV).

Literatur: Cat. II/2; Becker (1931: Nr. A/6); Lieberwirth (1955: 23) — Steinberg (2005: 12, 46 Anm.171, 202 Nr. 9); Steinberg (2010: xi).

Sprache: lat.

Thomasius gibt am 1. Mai, dem Sonntag Rogate als dem offiziellen Ankündigungstermin für das neue Studienjahr, bekannt, er werde eine Logik-Vorlesung

⁵⁷ Angesichts der Parallelität von Cat. II/1 („*Intimatio Lectionum privatarum super fundamentis juris universi*“) mit II/2 dürfte der Originaltitel wohl analog zu VE 4 gestaltet gewesen sein.

⁵⁸ Mit VE 4 identisch ist auch die bei Luden (1805: 88) fälschlich für das Jahr 1689 zitierte „*Intimatio lection. priv. de prudentia cogitandi et ratiocinandi*“. Dabei kann sich nicht um eine spätere Programmschrift handeln, da die *Intimatio* lt. Luden vor der *Introductio ad Philosophiam aulicam* (1688) erschienen sei.

„per semestre æstivum intra privatos parietes disserere“ (38). Tatsächlich war die Vorlesung Thomasius' erste Veranstaltung zu seiner 1688 publizierten *Introductio ad Philosophiam aulicam* (vgl. KTS 212). Die Programmschrift lässt bereits deren Grundzüge erkennen und wird später in VE 6 (*Von den Mängeln der aristotelischen Ethik*) in einem Exkurs auch auf Deutsch präsentiert (KTS 75–79). Die erste Zusammenkunft für das Logik-Kolleg wird bereits für den übernächsten Tag angesetzt („proximo Martis die“, 41).

VE 5: Discours welcher Gestalt man denen Frantzosen in gemeinem Leben und Wandel nachahmen solle – Leipzig, Wintersemester 1687/1688

Originaltitel: „Christian Thomas eröffnet der Studirenden Jugend zu Leipzig in einem Discours Welcher Gestalt man denen Frantzosen in gemeinem Leben und Wandel nachahmen solle? ein Collegium über des Gratiens Grund-Reguln/ Vernünfftig/ klug und artig zu leben. zufinden bey Moritz George Weidemann.“

Ausgaben: <a.> VD 17 14:002031T (38 S., [1] Bl.. 4^o): a₁ = SLUB Dresden, Hist.univ.B.232,misc.27; a₂ = SLUB Dresden, Phil.C.230,16; a₃ = UB Erlangen-Nürnberg, H00/4 PHL–VIII 56; a₄ = ULB Halle, 01 A 6645 (23); a₅ = BSB München, 4 Diss. 3764,33; a₆ = HAB Wolfenbüttel, Xb 10246; <b.> KTS (1701, ²1707, ³1721: Nr. 1); <c.> Weißbach (1711, ²1715: s. pag., „Judicium“⁵⁹); <d.> Sauer (1894); <e.> v. Opell (1894: 70–122); <f.> v. Düffel (1970: 3–49); <g.> KTS (1994: Nr. 1); <h.> Longo (2012: 15–42). <i.> DTA: urn:nbn:de:kobv:b4–200905198084.

Literatur: Cat. II/5; Becker (1931: Nr. A/7); Lieberwirth (1955: 25) — KTS (1994: VI f.); Steinberg (2005: 12, 49 f., 202 Nr. 10 f.); Longo (2012: 3–13).

Sprache: dt.

Wenngleich aus werbetaktischen Gründen allein das „Collegium über des Gratiens Grund-Reguln“ (also Baltasar Gracián's *Hand-Orakel*) im Titel des Discours' aufscheint, lädt Thomasius mit dem Programma zu zwei Vorlesungen zur Moralphilosophie (theoretische und praktische Sittenlehre) ein, die beide am 17. Oktober beginnen und bis Ostern 1688 dauern sollten (s. o.). Über Anlage und Inhalt der Gracián-Vorlesung ist fast nichts bekannt, da Thomasius sie später nicht veröffentlicht hat – wohl auch, weil er sich damals in der Materie noch als „Lehrling“ mit einer „geringen Wissenschaft und Erfahrung“ sah (50). Zudem wurde das Gracián-Kolleg später nie wieder von ihm angeboten. Immerhin sind einige Leitfragen zur Vorlesung am Ende des Discours' und im Nach-

⁵⁹ Zur Aufnahme des Discours' in die Gracián-Ausgaben von Selintes/Weißbach vgl. Forssmann (1977: 274 f.).

wort der Ausgabe von 1701 skizziert (s. Anm. 31). Zwar wird die Unterrichtssprache für die beiden Kollegs nicht explizit in der Programmschrift vermerkt, die umfangreichen Einlassungen im Discours zur Frage des Gelehrtenlateins lassen jedoch ebenso wie die intensive Benutzung der deutschen Übersetzung des *Hand-Orakels* während der Vorlesung⁶⁰ eigentlich nur den Schluss zu, dass zumindest das Gracián-Kolleg auf Deutsch gehalten wurde.⁶¹ Für die Nachmittagsvorlesung, die auf den lateinischen IJD beruhte, muss das jedoch nicht zwangsläufig gegolten haben. Leider lassen sich weder für diese, noch für spätere IJD-Vorlesungen (WS 1691/1692, SS 1700, SS 1711)⁶² eindeutige Hinweise auf die jeweilige Unterrichtssprache finden. Allerdings knüpft Thomasius mit der Bemerkung, er wolle „die Maximen des Göttlichen Rechts [...] wiederum“ zu erklären anfangen, ausdrücklich an die im Jahr zuvor gehaltene, sicher lateinische Naturrechtsvorlesung an (s. VE 3). Zudem empfiehlt Thomasius 1691 den Studenten, diverse lateinische Kompendien für die Vorlesung anzuschaffen, und kündigt an, die kurzgefassten „Theses“ der IJD zu erklären sowie die darin nicht allegierten „Autores“ mitzuteilen. Das Allegieren war die traditionelle Technik gelehrten Zitierens oder Belegens v. a. juristischer Autoritäten. Angesichts der massiven intertextuellen Bezüge zu lateinischen Textwelten außerhalb des eigenen Kollegs (mit umfangreichen lateinischen Textwiedergaben) wird die IJD-Vorlesung wohl eher auf Lateinisch als auf Deutsch gehalten worden sein.

VE 6: Von denen Mängeln der Aristotelischen Ethic und von andern das Jus publicum betreffenden Sachen – Leipzig, Sommersemester 1688

Originaltitel: „Christian Thomas Eröffnet Der Studierenden Jugend zu Leipzig/ In einem Discours Von den Mängeln der Aristotelischen Ethic, und von andern das Jus publicum betreffenden Sachen/ zwey Collegia Über die Christliche Sitten-Lehre und über das Jus Publicum. Leipzig/ zu finden bey Moritz George

⁶⁰ In der Vorlesung fand die französische wie auch die deutsche Übersetzung Verwendung, Sauters Text (s. Anm. 33) allerdings v. a. als abschreckendes Beispiel, da „des Gracians Homme de Cour so unglücklich in das Teutsche übersetzt war/ daß ich nur in der ersten Centurie meinen damaligen Auditoribus über 200. fauten zeigte/ die größten Theils die Meinung des Gracians gantz verkehrten“ (KTS 54).

⁶¹ Keine Beweiskraft kommt jedoch Thomasius' Bemerkung zu, er habe damals „gelehrte Dinge in der Mutter-Sprache vortragen“ wollen (KTS 53), da damit prinzipiell auch das Programm gemeint sein konnte (vgl. ¹DWB s. v. *vortragen*, Abschn. 8).

⁶² Vgl. dazu KTS (393–412 u. 459) und den Codex Lectionum fol. 14 u. 43.

Weidemann. Halle/ Gedruckt bey Christoph Salfelden/ Chur-Fürstl. Brandenb. Hoff-BuchDr. im Hertzogth. Magdeb. 1688.“

Ausgaben: <a.> VD 17 1:050386N (48 S., 8°): a₁ = Landschaftsbibl. Aurich, O 2961 (3); a₂ = SB Berlin, Preuß. Kulturbesitz, Az 2784; a₃ = SLUB Dresden, Eph.lit.649-1689,2,misc.2; a₄ = UB Greifswald, 523/Hf 188 adn5; a₅ = ULB Halle, AB 67 13/c, 15 (7); a₆ = WLB Stuttgart, Theol.oct.15164; <b.> KTS (1701, ²1707, ³1721: Nr. II); <c.> KTS (1994: Nr. 2).

Literatur: Cat. II/6; Becker (1931: Nr. A/12); Lieberwirth (1955: 32) — KTS (1994: VII); Steinberg (2005: 12, 50, 62 f., 202 Nr. 12 f.).

Sprache: dt.

Thomasius gibt seine Absicht bekannt, „nach Pfingsten dieses ietzigen Jahrs Vormittags üm eilff Uhr ein *Collegium* über die Christliche Sitten-Lehre [...] anzufangen und binnen dato und der Michaelis-Messe mit Gottes Hülfe zu absolviren“ (93 f.). Für denselben Zeitraum kündigt er zudem eine Staatsrechtsvorlesung zur *doctrina Juris publici* an, über die er bislang nur in Privatissima gesprochen habe (111 f. u. 105 f.). Die Angabe „nach Pfingsten“ bedeutet, dass Thomasius aus ungenannten Gründen, vermutlich wegen einer Reise nach Celle, von der er Samuel Pufendorf am 8. Juni berichtet (vgl. Döring 1996: Brief Nr. 163), die ersten beiden Semesterwochen übersprang und seine Kollegs erst etwas später anfangen ließ. Leider ist die Angabe nicht exakt aufzulösen. Vermutlich ist gemeint: ‚nach der Pfingstvakanz‘, da die Woche zwischen dem Pfingstsonntag und Trinitatis gemäß dem kurfürstlichen Visitationsdekret von 1616 eigtl. unterrichtsfrei war (Cod. Aug. I: Sp. 917). Allerdings hat Thomasius auch im Sommersemester 1686 während der Pfingstvakanz zu lesen begonnen (s. VE 3). Die Vorlesungen dauerten also vom 4. oder 11. Juni bis Ende September 1688. Das Nachwort der KTS von 1701 ergänzt: „Dieses Programma hatte ich Anno 88. gegen Ostern publiciret“ (113), also etwa Mitte April. An anderer Stelle erwähnt Thomasius, dass sein Widersacher August Pfeiffer „in denen Pfings-Feyertagen mein damahls ohnlängst herausgegebenes Programma“ von der Kanzel öffentlich geschmäht habe (EJH III: 129 f.). Die Vorlesungseinladung erfolgte also wohl etwa fünf Wochen vor Beginn des akademischen Jahres bzw. 7–8 Wochen vor Veranstaltungsbeginn. Zur Unterrichtssprache macht Thomasius keine Angaben, zumindest in der Ethik-Vorlesung wurde aber auf latein-affine Unterrichtssequenzen bewusst verzichtet: Er werde „weder einen gewissen Autor expliciren/ noch etwas in die Feder dictiren“, sondern seine Position in einem „continuirlichen discours“ darlegen (KTS 94). Zudem erklärt er im Herbst 1688 seine Absicht, für das Folgejahr nach Möglichkeit erneut eine Vorlesung zur Sittenlehre anzubieten, und zwar „mit einer deutlichen/ leichten und anmuthigen Lehrart in teutscher Sprache“ (KTS 212). Da auch die *Einleitung der Sitten-Lehre*, für die das Kolleg im Sommersemester 1688 „der erste

Entwurf“ war (KTS 113), auf Deutsch verfasst ist, erscheint es nicht unplausibel, dass die Vorlesung den Übergang vom (vermutlich lateinisch unterrichteten) IJD-Kolleg des WS 1687/1688 zu einer Moralphilosophie auf Deutsch markiert.

VE 7: Von den Mängeln der heutigen Academien absonderlich aber der Jurisprudenz – Leipzig, Wintersemester 1688/1689

Originaltitel: „Christian Thomas Eröffnet Der Studierenden Jugend zu Leipzig In einem Discours Von denen Mängeln derer heutigen Academien, absonderlich aber der Jurisprudenz zwey Collegia Ein Disputatorium über seine Prudentiam ratiocinandi und ein Lectorium nach einer sonderbaren methode über die Institutiones Justinianaeas. Halle/ Gedruckt bey Christoph Salfelden/ Churfürstl. Brandenb. Hof-BuchDr. im Hertzogthume Magdeburg.“

Ausgaben: <a.> VD 17 1:050389L (47 S., 8°): a₁ = SB Berlin, Preuß. Kulturbesitz, Az 2784; a₂ = SLUB Dresden, Eph.lit.649-1689,2,misc.3; a₃ = SLUB Dresden, Jus.feud.395,misc.3; a₄ = ULB Halle, AB 67 13/c, 15 (9); a₅ = Staatl. Bibl. Neuburg a.d.D., S54/8 Enc. 106-1689; a₆ = WLB Stuttgart, Theol.oct.15164; <b.> KTS (1701, ²1707, ³1721: Nr. III); <c.> KTS (1994: Nr. 3).

Literatur: Cat. II/7; Becker (1931: Nr. A/13); Lieberwirth (1955: 33) – KTS (1994: VII); Steinberg (2005: 12, 48, 56, 202 Nr. 14-16).

Sprache: dt.

Thomasius kündigt zwei Veranstaltungen an, zunächst ein Logik-Disputatorium von neun Disputationes „zwischen hier und Weihnachten“, das seine eigene „Prudentiam ratiocinandi“ ([2]13) evaluieren sollte, also die kurz zuvor erschienene *Introductio ad Philosophiam aulicam*. Die erste Disputation fand dabei am 20. Oktober bei Thomasius zu Hause statt (215). Ein vergleichbares Disputatorium gedenke er im kommenden Jahr⁶³ abzuhalten, und zwar zum

⁶³ Die Behauptung Steinbergs (2005: 45 u. 202 Nr. 15), diese Veranstaltung habe als Fortsetzung des ersten Disputatoriums in „der zweiten Hälfte des WS 88, also im Frühjahr 1689“ (Weihnachten bis Ostern) stattgefunden, lässt sich streng genommen nicht beweisen. Thomasius stellt ein solches Disputatorium lediglich vage für „künftiges Jahr“ in Aussicht, macht jedoch keine näheren Terminangaben, was bei einer Veranstaltung, die noch mitten im aktuellen WS begonnen hätte, verwunderlich erscheint. Sicher ist lediglich, dass er am 9. Juni 1689 eine Vorlesung zu den IJD ankündigte (s. VE 8), deren *praelectiones* bereits am Folgetag begannen, die jedoch am 26. Juni wieder abgesagt werden musste (vgl. EJH III: 101-112). Im Rahmen der detaillierten Schilderung dieser Vorgänge wird kein unlängst beendetes Disputatorium zu den IJD erwähnt. Für ein solches spricht immerhin, dass Thomasius am 22. 12. 1688 Pufendorf von einem bevorstehenden Kolleg berichtete, worauf dieser für das „gemeldete Collegium“ gutes Gelingen wünscht (BW Nr. 97). Das Thema ist im Antwortbrief nicht erwähnt; relevant

Naturrecht (217). Weiterhin lädt Thomasius zu einem privatrechtlichen Lectorum über die *Institutiones Iustiniani* ein, das „zwischen dato und der Oster Messe künftiges Jahrs absolviret werden“ könne (230 u. 232). Interessenten werden gebeten, sich „auff den Montag nach der Zahlwoche“ bei ihm einzufinden. Das Lectorum war somit für die Dauer vom 15. Oktober 1688 bis zum Semesterende geplant. Angekündigt wurde es „in der Michaelis Woche. 1988“ (= 30. 9–7. 10.),⁶⁴ d. h. ein bis zwei Wochen vor Veranstaltungsbeginn.

Corrigendum: *Invitationes ad auscultandas Disputationes super Huberi Prælectionibus* – Leipzig, Sommersemester 1689

Ein solches Programm zu den *Prælectiones* des Juristen Ulrik Huber wird von allen Werkverzeichnissen angeführt.⁶⁵ Steinberg (2005: 57 u. 203 Nr. 18) setzt unter Berufung darauf für das Sommersemester 1689 eine „Disputierübung zum Privatrecht der Institutionen und Pandekten nach Huber, *Prælectionum tomi tres*“ an. Diese sei im Voraus durch die *Invitationes* angekündigt worden.⁶⁶ Ein solches Werk ist indes nicht nachweisbar und auch gar nicht wahrscheinlich. Ausgangspunkt für den populären Irrtum ist ein entsprechender Eintrag im *Catalogus scriptorum* (Ausgabe 1711). Dort findet sich unter den „Programmata aliaque scripta“ zwischen Einträgen zu 1689 und 1690 folgende Mitteilung: „Invitationes ad auscultandas Disputationes super Huberi Prælectionibus. Adjunctæ jam sunt editioni Lipsiensi Positionum Huberi“. Im Gegensatz zu den Programmata, die im *Catalogus* originaliter zitiert werden (mit Erscheinungsjahr und z. T. Buchformat), wird bezüglich dieser *Invitationes* also lediglich auf eine Leipziger Ausgabe der „Positiones“ verwiesen (in anderen Auflagen des *Catalogus*: der „Prælectiones“). Damit kann nicht die Ausgabe von Hubers *Prælectiones iuris civilis* gemeint sein, die Thomasius 1707 in Leipzig verantwortet hatte.⁶⁷ Der fragliche Eintrag findet sich nämlich bereits in der

wäre für Pufendorf aber wohl nur eine Mitteilung über eine naturrechtliche Veranstaltung gewesen.

⁶⁴ So auch in EJH III (30): „als ich 7) an vergangener Michaelis-Messe meine Introduction ad Philosophiam Aulicam heraus gegeben, und ein Collegium Disputatorium darüber angeschlagen“.

⁶⁵ Vgl. Zedler (Bd. 43: Sp. 1594, d), Becker (1931: 520 Nr. 16), Lieberwirth (1955: Nr. 40) und Steinberg (2005: 12).

⁶⁶ Das Literaturverzeichnis bei Steinberg (2005: 223) weist die angeblichen *Invitationes* sogar mit der Angabe „Halle 1689“ aus (bei Becker und Lieberwirth dagegen s. l. und „Ohne Jahr“).

⁶⁷ Darin kommt er kurz auf Leipziger Disputationen zu sprechen, allerdings solche des Jahres 1684: „Postea cum Anno 1684. præfatas Positiones Huberianas in Academia Lipsiensi publicis Disputationibus iterum ventilare instituissem [...]“ (Thomasius 1707: I: Praefatio).

Erstauflage des *Catalogus* von 1693. Er ist dort zwischen zwei Programmschriften von 1687 (= VE 4 u. 5) platziert und noch mit „3. & 4.“ eingeleitet – es geht folglich um zwei separate *Invitationes*. In Wahrheit liegt eine Verwechslung mit den beiden Programmata von 1683 und 1684 vor, die 1684/1685 tatsächlich Thomasius' älterer Huber-Ausgabe beigegeben worden waren (s. VE 1 u. 2).⁶⁸ Diese beiden Programmschriften sind die fraglichen *Invitationes ad auscultandas Disputationes super Huberi Prælectionibus*. Die Verwendung des Temporaladverbs („Adjunctæ jam sunt“) erklärt sich aus dem Umstand, dass VE 1/2 im *Catalogus* erst nach den Programmschriften von 1686 und 1687 eingeordnet wurden, obwohl sie eigentlich älter sind. Folglich hat es eine entsprechende Disputierübung im Sommer 1689 nicht gegeben.

VE 8: *Lectiones gratuitæ de differentiis justi & decori (bzw. IJD)* – Leipzig, Sommersemester 1689

Originaltitel: unbekannt

Ausgaben: <a.> –; <b.> EJH III (1721, 1724: 101).

Literatur: –

Sprache: lat.

Eine in den Werkverzeichnissen übersehene Vorlesungseinladung zum Sommersemester 1689 findet sich in EJH III (101).⁶⁹ Am So., dem 9. Juni, fünf Wochen nachdem der Leipziger Theologe August Pfeiffer seine gegen Thomasius gerichtete Atheismus-Vorlesung begonnen hatte (s. Anm. 37), veröffentlicht Thomasius ein lateinisches „Programm“, in dem er verkündet, gleich ab dem nächsten Tag ein Semester lang über die IJD zu lesen, und zwar zwischen 16 und 17 Uhr, d. h. exakt zur selben Zeit wie Pfeiffer, was einer Provokation gleichkam (vgl. allg. Horn 1897: 21 f.). Die Verteidigung seines guten Rufs verlange es, dass er zunächst unentgeltlich einige einleitende Lektionen vorausschicke (EJH III: 101). Darin werde er die Grundlagen „de juste & Decoro“ erklären, aber auch „de Natura Atheismi“ sprechen und die eigenen Positionen gegen die ruchlosen Vorwürfe seines Widersachers („immodestas & impias malevoli cujusdam calumnias“) verteidigen. Obwohl die Gegenseite dieses Programmata unverzüglich vom Schwarzen Brett abreißen lässt und gleich am folgenden Vormittag ein (juristisch nicht bindendes) Mandat des Rektors gegen

⁶⁸ Die Ausgabe erschien in Leipzig und Frankfurt bei Weidmann; der *Catalogus* selbst verkürzt den Eintrag zu: „Lipsiæ apud Mauritium Georgium Weidemannum“ (Nr. III/2).

⁶⁹ Zum Inhalt der Vorlesung vgl. EJH III (104–108), zum Stoff der tatsächlich absolvierten Sitzungen EJH III (135 f.).

die angekündigte Vorlesung erwirkt, beginnt Thomasius vor einer offenbar beachtlichen Zuhörerschaft wie geplant zu lesen (102–104). Bereits im Verlauf der ersten beiden Vorlesungswochen wird ihm jedoch mit Befehl des Oberkonsistoriums in Dresden die Abhaltung der Veranstaltung untersagt (108 f.). Da sich die Anordnung allerdings nicht ausdrücklich auch auf die „lectiones praeliminares“ bezieht, führt Thomasius diese fort, bis ihm auch dies am 13. Juli explizit untersagt wird (134–136). Als es seinen Gegnern nach fünf Wochen schließlich gelingt, die ohnehin nur auf einige Wochen konzipierte Vorlesung zu unterbinden, wandelt Thomasius sein Kolleg am 15. Juli in *Lectiones gratuitas de praejudiciis* um, die Mo./Do. zu späterer Stunde (17–18 Uhr) auf Deutsch gehalten wurden.⁷⁰ Diese Vorlesung findet im Wintersemester eine Fortsetzung (vgl. EVL 24) und endet schließlich vorzeitig mit dem Unterrichtsverbot im März 1690.

Die äußerst kurzfristige Ankündigung der Vorlesung durch VE 8 ist zweifellos dem eskalierenden Konflikt mit der Theologischen Fakultät geschuldet. Der späte Beginn verdankt sich allerdings einer für Ende April geplanten⁷¹ Reise nach Berlin und Hamburg, bei der Thomasius u. a. Samuel Pufendorf treffen wollte und von der er wohl erst Ende Mai zurückkehrte (EJH III: 99 f.). Da das akademische Jahr bereits am 6. Mai begonnen hatte, war ein späterer Unterrichtsbeginn im Sommersemester 1688 also eingeplant.

Nicht sicher zu klären ist, ob es sich bei VE 8 um einen chirographischen oder typographischen Text handelte: Angesichts der sich überstürzenden Ereignisse und des geringen Textumfangs wird man zunächst an einen handschriftlichen Zettel denken. Thomasius selbst spricht mehrfach von einem *Programma* und einmal von einem *Zettul*, Pfeiffer von einer *schedula* (102–104). Da auch der Dekan der Philosophischen Fakultät VE 8 als *programma* (und ausdrücklich nicht als *scheda*) bezeichnet, ist eine gedruckte Vorlesungseinladung jedoch nicht auszuschließen (vgl. Prinz 2019). In welcher Sprache die *lectiones praeliminares* gehalten wurden, bleibt ebenfalls unerwähnt – die Inhaltzusammenfassung in EJH III (104–108) gibt Thomasius jedenfalls auf Deutsch. Dass er im Hinblick auf die Ersatzvorlesung *De praejudiciis* dann allerdings erklärt, diese werde „aus gewissen Ursachen in Teutscher Sprache“ gehalten (VGH III: 628, vgl. auch 761), spricht eher für einen lateinischen Vortrag der Präliminarvorlesung.

⁷⁰ In VGH III (Nr. VII: § II ff.) liefert Thomasius „die summam und Haupt-Puncte desselbigen“, wie er sie „vorher pro memoria aufs Papier entworfen“ hatte. Auf diesem Weg fand die Vorlesung schließlich Eingang in die Werkverzeichnisse (Becker 1931: A/20; Lieberwirth 1955: 43).

⁷¹ Pufendorf nimmt bereits am 10. April in einem Brief an Thomasius auf ein allerdings noch nicht genau geplantes Treffen in Berlin Bezug (vgl. Döring 1996: Nr. 163).

VE 9: Vorschlag wie ein junger Mensch zu einem honnéten und galanten Leben zu informiren sey – Leipzig, Wintersemester 1689/1690

Originaltitel: „Christian Thomas Eröffnet Der Studierenden Jugend Einen Vorschlag/ Wie er einen Jungen Menschen/ der sich ernstlich fürgesetzt/ GOTT und der Welt dermahleins in vita civili rechtschaffen zu dienen/ und als ein honnet und galant homme zu leben/ binnen dreyen Jahre Frist in der Philosophie und singulis Jurisprudentiæ partibus zu informiren gesonnen sey. Halle/ Gedruckt und verlegt von Christoph Salfelden/ Chur-Fürstl. Brandenb. Hoff- und Regierungsbuchdrucker. Anno 1689.“

Ausgaben: <a.> VD 17 14:008886H (47 S., 8°): a₁ = UB Augsburg, 02/VI.2.8.111; a₂ = Landschaftsbibl. Aurich, O 2961 (4); a₃ = SB Berlin, Preuß. Kulturbesitz, Az 2784; a₄ = SB Berlin, Preuß. Kulturbesitz, Az 2788; a₅ = SLUB Dresden, 3.A.10027,angeb.2; a₆ = ULB Halle, AB 67 13/c, 15 (8); a₇ = Staatl. Bibl. Neuburg a.d.D., S54/8 Enc. 106–1689; a₈ = LB Oldenburg, LIT II 2 373,3; a₉ = WLB Stuttgart, Theol.oct.15164; <b.> KTS (1701, ²1707, ³1721: Nr. IV); <c.> KTS (1994: Nr. 4). Literatur: Cat. II/8; Becker (1931: Nr. A/17); Lieberwirth (1955: 36) – KTS (1994: VII f.); Steinberg (2005: 12, 28–31 [dort irrtümlich als „Ankündigung für das SS 89“], 48 f., 203 Nr. 19).

Sprache: dt.

Am 10. Juni, nur einen Tag nachdem Thomasius als Reaktion auf die Pfeiffersche Atheismus-Vorlesung ein lateinisches Programm für das bereits laufende Sommersemester (s. VE 8) publiziert hat, kündigt er „mitten in diesen troublen“ (EJH III: 162) für das Wintersemester ein eigenes umfassendes Studienkonzept an, welches in einem dreijährigen Zyklus weite Teile des philosophischen und juristischen Curriculums abdecken sollte, und zwar in folgender thematischer Progression: Logik, Geschichte, praktische Philosophie (Ethik inkl. Naturrecht, Politik, Ökonomie, Decorum/Galanterie), Oratorie, Rechtsauslegung, Privatrecht, Lehnrecht, öffentliches Recht und Kirchenrecht. Er werde täglich zwei Stunden unterrichten und den Anfang nach der Michaelismesse machen (KTS 267), also am 14. Oktober 1689, 18 Wochen nach der Ankündigung durch VE 9. Das geplante Studienkonzept war modular aufgebaut. Den Teilnehmern war es freigestellt, am Ende eines Semesters „nach Gefallen ab und zuzutreten“, die zweite Stunde konnte überdies fakultativ belegt werden.⁷²

⁷² Vgl. EVL (3 f., 20–22). Dass es sich dabei um die Leipziger Vorlesungsreihe handelte, geht auch aus dem Nachwort hervor („Erinnerung des Autoris an den Leser“): Thomasius habe die EVL im Herbst 1689 „zu verfertigen und darüber zu lesen angefangen“. Im Februar 1690 sei der Text bis auf das letzte Kapitel bereits gedruckt gewesen. Aufgrund der Flucht aus Leipzig

Tatsächlich konnte dieses ambitionierte Vorhaben zunächst plangemäß begonnen werden; es fand durch das Lehrverbot im März 1690 jedoch ein vorzeitiges Ende (vgl. KTS 270).

VE 10: *Primum Programm Halense de instituendis lectionibus publicis & privatis, Philosophicis & Juridicis. 1690 – Halle, Sommersemester 1690*

Originaltitel: „Auspice Divina Gratia Et Jussu Serenissimi & Potentissimi Electoris Brandenburgici &c. &c. Christianus Thomasius, Jctus, & Ipsius Serenitatis Electoralis Consiliarius, Scholas Philosophicas & Juridicas, publicas & privatas, Halæ Saxonum Post festum Pentecostes currentis anni 1690. aperiendas publicè indicit.“

Ausgaben: <a.> VD 17 12:185585Z ([6] Bl., 2°): a₁ = SB Berlin, Preuß. Kulturbesitz, 4° Np 18020; a₂ = Forschungsbibl. Gotha, Phil 2° 00095/01 (05); *a₃ = ULB Halle, Pon Yb 3835, FK (Verlust 1947); a₄ = KB Kopenhagen, 9, 84p 00071; a₅ = BSB München, 2 Diss. 13 (Beibd. 37); <b.> PT (1724: Nr. VI, S. 101–117); <c.> PT (2010: Nr. VI).

Literatur: Cat. II/9; Becker (1931: Nr. A/21); Lieberwirth (1955: 45) — Steinberg (2005: 12, 69 f., 76, 203 Nr. 21); PT (2010: xiii f.).

Sprache: lat.

Am Sonntag Quasimodogeniti (27. April 1690), kurz nach der Übersiedlung nach Halle und Bestallung als Kurfürstlicher Rat und Professor, publiziert Thomasius sein *Primum Programm Halense*. Mit diesem knüpft er an das Studienkonzept vom Vorjahr (VE 9) an, welches noch einmal referiert wird, allerdings auf Lateinisch. Gründe für die Sprachwahl werden nicht genannt. Vermutlich war gerade an einer noch nicht als Universität etablierten Hohen Schule wie Halle die Kontextualisierung der Einladung in einem gelehrten lateinischen Rahmen ein Signal akademischer Ambition. Thomasius kündigt zudem an, den in Leipzig begonnenen Vorlesungszyklus abubrechen und in Halle, wo er nun auch *Lectiones publicae* anbieten konnte, erneut „ab ovo“ zu beginnen (PT 110 f.). Die Unterrichtsvorbereitung erfolgte angesichts der Umstände unter großem Zeitdruck, zumal die Vorlesungstätigkeit bereits am 16. Juni, dem Mo. nach Trinitatis, beginnen sollte (VGH II: 73, 118 u. 283). Der Lehrzyklus in Halle erwies sich als großer Erfolg. Obwohl Thomasius nach eigenem Bekunden nicht versuchte, Leipziger Studenten abzuwerben – er „notificirte nur seine Ankunfft erst privatim seinen Auditoribus privatissimis [...] hernach publicè durch sein

habe die für die Ostermesse geplante Veröffentlichung dann auf die Neujahrsmesse 1691 verschoben werden müssen.

Programma [...] jederman“ –, seien über 50 Zuhörer zur ersten Sitzung erschienen (Summ. Anzeige 257 f.). Möglich war dies wohl nur wegen der relativ frühzeitigen Vorlesungsankündigung, sieben Wochen vor Veranstaltungsbeginn. Die eigentliche Einladung zu den öffentlichen Lektionen (mit Ort und Zeit) erfolgte dann 15 Tage vor der ersten Sitzung (s. VE 11). Eine Bestätigung und Ergänzung erfährt diese Darstellung durch einen kurzen Text, der von der Forschung bislang völlig übersehen wurde: Datiert auf den 20. 11. 1690 und mit der Ortsangabe Halle erschien ohne Hinweis auf Drucker oder Verleger eine vorseitige Schrift mit dem Titel:

Copey eines Schreibens/ Welches ein in Halle sich befindender Studiosus an einen guten Freund in Breßlau von dem Zustand der in Halle auffzurichtenden Neuen Academie abgehen lassen.⁷³

Der Autor, angeblich ein „F.J.R.“, beschreibt darin anschaulich die Studienbedingungen im Jahr 1690. Für die geplante Universitätsgründung in Halle habe man an Ostern Thomasius berufen, damit dieser „mit Lectionibus Philosophicis und Juridicis den Anfang machen solle“. Thomasius habe ein öffentliches Programm (= VE 10) vorgelegt und bald eine „nicht zu verachtende Zahl der studierenden Jugend“ angezogen, die bei ihm seit Trinitatis studiert hätte und für die er auch die Jurisdiktion zugesprochen bekommen habe. Neben den öffentlichen Vorlesungen erwähnt die *Copey* ein bislang unbekanntes Privatissimum, in dem Thomasius mit einigen auf Empfehlung hin ausgewählten Studenten „das/ was sie publicè gehöret/ continuô examine repetiret“ habe. Dieses Kolleg sei im Wintersemester fortgesetzt worden. Der Autor der *Copey* bemüht sich merklich, sowohl Lehrende als auch Studenten für Halle anzuwerben: Interessierte Doctores und Magistri dürften hier, sofern sie „die Confidenz zu ihren studiis tragen/ daß sie Collegia halten und dozieren können“, dies „frey und unverbotten“ tun, Nicht-Graduierte müssten zuerst in Magdeburg eine Genehmigung einholen. Den Studenten wird das verfügbare Angebot an Exercitia⁷⁴ und das frankophone Element⁷⁵ in der Stadt angepriesen und die

73 VD 17 23:715652C; erhaltene Exemplare in: KB Kopenhagen, 9, 84p 00071 und HAB Wolfenbüttel, Pd 4° 45 (2).

74 So besitze der Stallmeister v. Berghorn eine große Zahl gut abgerichteter Pferde und die Sprach- und Exerzitien Schule von M. la Fleur biete die Möglichkeit Fechten, Tanzen, Französisch und Italienisch zu lernen (zu diesen vgl. Schrader 1894, II: 354–356 und Schröder 2017: 40).

75 Aufgrund der vielen hugenottischen Flüchtlinge in der Stadt werde „sowohl in Frantzösischer als teutscher Sprache geprediget“. Man könne sich leicht im Französischen perfektionieren und habe „eine freye und wohlstandige conduite in Gesellschaft bey ihnen/ ohne kostbares reisen“.

zu erwartenden Lebenshaltungskosten aufgeschlüsselt. Der Ort sei „sehr lustig an der Saale gelegen/ und mit vielen artigen Gärten/ Wiesen und Dörffern umgeben.“ Der deutliche Werbecharakter der *Copey* in Verbindung mit ihrem sprachlichen Duktus („gute und honnête Conversation“, „wohlanständige conduite“) und der reichlich unplausiblen Entstehungsbehauptung legt die Vermutung nahe, dass die Schrift von Thomasius selbst verfasst wurde.⁷⁶

VE 11: *Programma lectiones illas determinans* – Halle, Sommersemester 1690

Originaltitel: „Q.D. B. V. Christianus Thomasius, Jctus & Sereniss. ac Potentiss. Elect. Brandenburgici Consiliarius, Philosophiæ & Jurisprudentiæ Cultoribus Lectionum publicarum non ita pridem publicè promissarum auspiciis determinat.“

Ausgaben: <a.> VD 17 12:185593R ([2] Bl., 2°): a₁ = Bibl. der Franckeschen Stiftungen Halle, 179 C 9 [9]; a₂ = BSB München, 2 Diss. 13 (Beibd. 46); <b.> PT (1724: Nr. VII, S. 118–124); <c.> PT (2010: Nr. VII).

Literatur: Cat. II/10; Becker (1931: Nr. A/22); Lieberwirth (1955: 46) — Steinberg (2005: 13, 69, 76, 203 Nr. 21); PT (2010: xiv).

Sprache: lat.

Am 1. Juni, exakt fünf Wochen nach VE 10, bekräftigt Thomasius seine Absicht, in Halle Vorlesungen zu halten. Die organisatorischen Belange sind nun so weit geklärt, dass er mittlerweile Ort und Zeit für die *Lectiones publicas* benennen kann. Diese würden am 16. Juni, also nach der Pfingstvakanz, um 11 Uhr beginnen („die Lunæ post instans Festum Trinitatis horâ antemeridianâ undecimâ“), und zwar „in ædibus Weichartianis“, dem sog. Weichartschen Haus gegenüber der Ulrichskirche (zu diesem: Neuß 1931: 463).

VE 12: *Programma de Collegio privato in Institutiones Justinianeas* – Halle, Wintersemester 1690/1691

Originaltitel: Q.F.F. Q. S. Christianus Thomasius, Jctus & Consiliarius Electoralis Brandenburgicus. Cupidæ Legum Juventuti Collegium privatum super Institutionibus Justinianeis, Novâ Methodo Halæ Saxonum, d. XX. Octobris horâ 10. andemerid. currentis Anni inchoandum publicè notum facit.

⁷⁶ Zudem hat sich das Kopenhagener Exemplar der *Copey* in einem Sammelband mit lauter Programmschriften von Thomasius aus den Jahren 1690–1693 erhalten.

Ausgaben: <a.> KB Kopenhagen, 9, 84p 00071; <b.> PT (1724: Nr. VIII, S. 125–133); <c.> PT (2010: Nr. VIII).

Literatur: Cat. II/12; Becker (1931: Nr. A/23); Lieberwirth (1955: 49) — Steinberg (2005: 13, 81 f., 203 Nr. 22, 24); PT (2010: xv).

Sprache: lat.

Am 28. Sept. 1690 (in der Literatur z.T. irrtümlich: 5. 10.), dem 15. Sonntag nach Trinitatis, kündigt Thomasius zusätzlich zu seinem öffentlichen *cursus Philosophiæ & Juris* (VE 10 & 11) ein Privatkolleg über Justinians *Institutiones* an. Dieses werde am 20. Oktober, also drei Wochen später, um 10 Uhr vormittags beginnen und voraussichtlich bis Ostern 1691 abgeschlossen sein.

Tab. 1: Vorlesungseinladungen der Wintersemester bis 1690.

VE	Jahr	Michaelis (= 29. 9.)	Zahlwoche (So.-So.)	Semester- beginn	Vorlesungsbeginn	Ankündigung	Ankündigung vor Vorlesungsbeginn
1	1683/1684	Sa.	7.-14. 10	15. 10.	[20. 10.]	9. 9.	[41 Tage]
5	1687/1688	Do.	9.-16. 10.	17. 10.	17. 10.	?	?
7	1688/1689	Sa.	7.-14. 10.	15. 10.	15. 10.	[30. 9.-7. 10.]	1-2 Wochen
9	1689/1690	So.	6.-13. 10.	14. 10.	14. 10.	10. 6.	18 Wochen
12	1690/1691	Mo.	12.-19. 10.	20. 10.	20. 10.	28. 9.	22 Tage

Tab. 2: Vorlesungseinladungen der Sommersemester bis 1690.

VE	Jahr	Ostersonntag	Zahlwoche (4.Kant.-5.Rog.)	Beginn des akad. Jahrs	Vorlesungsbeginn	Ankündigung	Ankündigung vor Vorlesungsbeginn
2	1684	30. 3.	27. 4.-4. 5.	5. 5.	2. 8.	27. 7.	6 Tage
3	1686	4. 4.	2.-9. 5.	10. 5.	27. 5.	24. 5.	3 Tage
4	1687	27. 3.	24. 4.-1. 5.	2. 5.	3. 5.	1. 5.	2 Tage
6	1688	15. 4.	13.-20. 5.	21. 5.	[4. oder 11. 6.]	gg. Ostern	7-8 Wochen
8	1689	31. 3.	28. 4.-5. 5.	6. 5.	10. 6.	9. 6.	1 Tag
10	1690	20. 4.	18. 5.-25. 5.	26. 5.	16. 6.	27. 4.	50 Tage
11	1690	dto.	dto.	dto.	dto.	1. 6.	15 Tage

Fazit

Die Auswertung der Datierungspraxis in Christian Thomasius' Programmschriften bis 1690 lässt Folgendes erkennen (s. Tab. 1 und 2):

1. In seinen Kollegs orientierte sich Thomasius vorrangig am Beginn des Wintersemesters. Während er im Herbst stets pünktlich zum offiziellen Semesterbeginn zu lesen anfangt, trifft dies für das Sommersemester lediglich einmal zu. Das ist erstaunlich, da man die wesentliche Zäsur eigentlich im Frühjahr, am Sonntag Rogate, mit dem das akademische Jahr begann, erwarten sollte. Huttner (2007a: 205) hat zu zeigen versucht, dass im 17. Jahrhundert nicht das Semester, sondern das akademische Jahr die „den äußeren Ablauf des universitären Lehrbetriebs maßgebliche strukturierenden Zeiteinheit“ gebildet habe. Offenbar hatte Thomasius jedoch seinen eigenen Zeitplan. Der relevante Fixtermin im akademischen Jahresverlauf war für ihn der Beginn des Wintersemesters, an Rogate orientierte er sich nur lose.

2. Die Vorlesungseinladung erfolgte in der Regel kurzfristig, im Normalfall etwa zwei Tage bis vier Wochen vor Veranstaltungsbeginn. Schwankungen erklären sich dabei z. T. aus externen Faktoren (Reisen, Konflikten etc.). Einen Sonderfall, der sich jedoch nicht auf das Gracián-Kolleg übertragen lässt, stellt das ambitionierte Studienkonzept von 1689 dar, dessen Planung offenbar einen längeren Vorlauf erforderte und das bereits während des laufenden Sommersemesters für den Winter angekündigt wurde. Thomasius merkt an, dass er „einen gewissen numerum von Auditoribus“ nicht zu überschreiten gedenke und Interessenten „dieserwegen beyzeiten bey mir sich anzugeben belieben wollen“ (KTS 267). Die frühe Einladung barg jedoch auch Risiken, indem sie in der sich zuspitzenden Leipziger Konfliktgeschichte den anderen Parteien ausreichend Zeit zur Einleitung von Gegenmaßnahmen verschaffte. So konnte etwa August Pfeiffer zwischenzeitlich sein *Wohlmeinendes Gutachten* veröffentlichen, mit dem er, wenngleich erfolglos, versuchte, Thomasius „die Auditores abspänstig zu machen“ (KTS 270).

3. Thomasius hat im Untersuchungszeitraum nie ein ganzes Semester im Voraus, also etwa vor Beginn des akademischen Jahrs für das Wintersemester, zu einem Kolleg eingeladen. Mitunter wird eine längerfristige Lehrplanung beiläufig angedeutet;⁷⁷ es handelt sich dabei jedoch um unverbindliche Absichtserklärungen, nicht um durch Angaben zu Zeit und Ort substanziierte konkrete Vorlesungseinladungen.

⁷⁷ So erwähnt etwa das Herbst-Programm 1688 eine mögliche Vorlesung zur Sittenlehre für das Folgejahr (VE 7; KTS 212).

Hinzu kommt, dass Rezeptionszeugnisse für VE 5 nicht vor dem Herbst 1687 nachzuweisen sind. Das älteste stammt von einem namentlich nicht genannten „auswärtigen“ Freund, der das von Thomasius übersandte Gracián-Programm in seinem Umfeld bekannt gemacht hatte und die Reaktionen darauf – von anonymen „gelehrten Freunden“ – wiederum Thomasius übermittelte (KTS 56–70). Dieser beantwortete die Briefe bereitwillig – die lateinischen auf Latein, die französischen jedoch auf Deutsch. Diese Schreiben bieten wenig Anhaltspunkte für eine nähere Bestimmung. Die Bezeichnung des Deutschen als „notre langue“ (KTS 59) verweist jedenfalls auf eine Region des deutschen Sprachgebiets, die von Thomasius in seiner Antwort mit der erweiterten Präpositionalphrase „bey ihnen [= Adressat] drunten“ (KTS 65) deiktisch perspektiviert wird. Unter diesen Schreiben findet sich auch ein datierter lateinischer Briefauszug („Extr. lit. Fratris mei Abbatis“), in dem das „programma & germanicum discursum“ kommentiert ist. Bei der Angabe „23. Octobr. 1687“ dürfte es sich jedoch angesichts der Nennung des „Fratris mei Abbatis“, den Thomasius in seiner Antwort stets als *Reverendus Abbas* tituliert, um eine Datierung aus dem Geltungsbereich des neuen Kalenders gehandelt haben. Der Brief wurde also vermutlich am 13. Oktober (alten Stils) aufgegeben, dem Donnerstag vor Vorlesungsbeginn.

Zudem hat sich in der Uffenbach-Wolfschen Briefsammlung in Hamburg eine Rechnung des Leipziger Buchhändlers Moritz Georg Weidmann erhalten,⁷⁸ die belegt, dass Thomasius am 19. Juli 1687 zwei unterschiedliche Ausgaben (frz. und dt.) des Handorakels bestellte. Anders als Weißenborn (1931: 434) annimmt, wird diese Bestellung – ein Vierteljahr vor Vorlesungsbeginn – kaum für die Studenten gedacht gewesen sein. Vermutlich fing Thomasius Ende Juli mit der Planung oder Vorbereitung der Vorlesung für das Wintersemester an.

Damit bleibt festzuhalten: Thomasius hat seine berühmte akademische Programmschrift im Herbst 1687 vorgelegt, vermutlich irgendwann im September. Die erste Sitzung des Gracián-Kollegs fand dann am Montag, dem 17. Oktober (alten Stils), um 9 Uhr morgens statt. Keine dieser Begebenheiten ereignete sich also am Reformationstag. Die 130 Jahre alte Heldenerzählung vom akademischen *language shift* als einer antilateinischen Reformation der Wissenschaftsdomäne muss damit auf ihr zentrales Motiv verzichten. Einmal mehr zeigt sich: „Wie auf vielen großen Erzählungen der Geschichtswissenschaft so lastet gerade auch auf jenen der Universitätsgeschichtsschreibung vielfach immer noch das Erbe des 19. Jahrhunderts“ (Füssel 2015: 59).

⁷⁸ Hamburg, Staats- und Universitätsbibliothek, Sup. ep. (4°) 33, Bl. 14. Erwähnt bzw. gedruckt bei Weißenborn (1931: 433–437), Lehmstedt (1992: 339–350) und BW (Nr. 198).

Quellen und Literatur

Handschriften/Archivalien

Codex Lectionum = Halle, Universitäts- und Landesbibliothek, Yb 3885c, 2^o
 Dresden, Sächsisches Hauptstaatsarchiv, 10026 Geh. Kabinett Loc. 00554/021 („Des
 Dr. Thomasii zu Halle Vocation betr. ao. 1705. 1709.“)
 Hamburg, Staats- und Universitätsbibliothek, Sup. ep. (4^o) 33
 Hamburg, Staats- und Universitätsbibliothek, Sup. ep. 51
 Leipzig, Universitätsarchiv, Rektor, Rep. 01/05/011

Werke von Christian Thomasius

- BW = Grunert, Frank, Matthias Hambrock & Martin Kühnel (Hrsg.) (2017): *Christian Thomasius. Briefwechsel. Historisch-kritische Edition*. Bd. 1. Berlin, Boston: de Gruyter.
- Cat. = [Thomasius, Christian 1693]: *Catalogus Scriptorum publicè editorum Christiani Thomasii, Jcti*. Halle: Salfeld.
- EJH III = Thomasius, Christian (1724): *Ernsthafte, aber doch Muntere und Vernünftige Thomasische Gedancken u. Erinnerungen über allerhand außerlesene Juristische Händel*. Dritter Theil. Zweyte Auflage. Halle: Rengerische Buchhandlung.
- EVL = Thomasius, Christian (1691): *Einleitung zu der Vernunft-Lehre/ Worinnen durch eine leichte/ und allen vernünftigen Menschen/ waserley Standes oder Geschlechts sie seyn/ verständliche Manier der Weg gezeiget wird/ ohne die Sylogisticâ das wahre/ wahrscheinliche und falsche von einander zu entscheiden/ und neue Warheiten zu erfinden*. Halle: Christoph Salfeld.
- IJD = Thomasius, Christian (1688): *Institutiones Jurisprudentiæ Divinæ, in Positiones succinctè contractæ, In quibus Hypotheses Illustris Pufendorffii circa doctrinam Juris Naturalis Apodicticè demonstrantur & corroborantur [...]* Frankfurt, Leipzig: M. G. Weidmann.
- KTS = Thomasius, Christian (1701): *Allerhand bißher publicirte Kleine Teutsche Schrifften/ Mit Fleiß colligiret und zusammen getragen; Nebst etlichen Beylagen und einer Vorrede*. Halle: Christoph Salfeld.
- Positiones sive Lectiones = *Ulrici Huberi Positiones sive Lectiones Juris Contractæ secundum Institutiones [& Pandectas] ad primordia disciplinæ usumq; seculi adtemperatæ & in Academia Lipsiensi publicè iterum ventilatæ ac scholiis nonnullis auctæ à Christiano Thomasio*. Bd. I (1685). Bd. II (1684). Leipzig, Frankfurt: Weidmann.
- PT (1724) = *Programmata Thomasiana, et alia scripta similia breviora coniunctim edita, cum notis hinc inde de noco adiectis*. Halle, Leipzig: Johann Christoph Krebs.
- PT (2010) s. Steinberg (2010).
- RG = Thomasius, Christian (1709): *Drey Bücher der Göttlichen Rechtsgelahrtheit [...]* Halle: Renger. [= deutsche Übersetzung der IJD]
- Summ. Anzeige = Thomasius, Christian (1696): *Summarische Anzeige und kurtze Apologie, wegen der vielen Anschuldigungen und Verfolgungen/ damit Ihn etliche Chur-Sächsische Theologen zu Dresden/ Wittenberg und Leipzig nun etliche Jahr her beleget und diffamiret*. In: *Das Recht Evangelischer Fürsten In Theologischen Streitigkeiten/ gründlich ausgeführet/ und wider die Papistischen Lehrsätze eines Theologi zu Leipzig*

- vertheydiget von D. Christian Thomasen/ P.P. und Lic. Enno Rudolph Brenneysen. Halle: Christoph Salfeld, [239]–288.
- [Thomasius, Christian („F.J.R.“)] (1690): *Copey eines Schreibens/ Welches ein in Halle sich befindender Studiosus an einen guten Freund in Breßlau von dem Zustand der in Halle auffzurichtenden Neuen Academie abgehen lassen*. [Halle].
- Thomasius, Christian (1707): *Ulrici Huberi Prælectionum juris civilis tomi tres, secundum Institutiones et Digesta Justiniani. accedunt huic editioni novæ additiones Christiani Thomasii* [...] Leipzig: Gleditsch.
- Thomasius, Christian (1717): *D. Melchiors von Osse Testament gegen Hertzog Augusto, Churfürsten zu Sachsen* [...] Halle: Rengerische Buchhandlung.
- VE = Vorlesungseinladung (s. oben)
- VGH II/III = Thomasius, Christian (1724/1725): *Vernünfftige und Christliche aber nicht Scheinheilige Thomasische Gedancken Und Erinnerungen Über allerhand Gemischte Philosophische und Juristische Händel*. Andrer/Dritter Theil. Halle: Rengerische Buchhandlung.

Literatur

- Academia Lipsiensium Academica Oder Leipziger Universitäts-Geschichte / Welche Den gegenwärtigen Zustand der Academischen Gelehrsamkeit auf der Universität Leipzig sorgfältig eröffnen*. Der Fünffte Theil (1723). Leipzig: Joh. Christoph Coerner.
- Achermann, Eric (2003): Substanz und Nichts. Überlegungen zu Baltasar Gracián und Christian Thomasius. In: Manfred Beetz & Herbert Jaumann (Hrsg.), *Thomasius im literarischen Feld. Neue Beiträge zur Erforschung seines Werkes im historischen Kontext* (Hallesche Beiträge zur Europäischen Aufklärung 20). Tübingen: Niemeyer, 7–34.
- Adamzik, Kirsten (2016): *Textlinguistik. Grundlagen, Kontroversen, Perspektiven*. 2., völlig neu bearb., aktualis. u. erw. Neuaufl. Berlin, Boston: de Gruyter.
- Amelot de la Houssaie, Nicolas (1684): *L' Homme De Cour. Traduit de l'Espagnol de Baltasar Gracian. Par le Sieur Amelot de la Houssaie. Avec des notes*. Paris: Veuve Martin, & Jean Boudot.
- [Anonym] (1751): Fortgesetzte Nachrichten von dem Fortgang und Ausnehmen der Berlinischen Kunst- und Werck- oder Realschule, mit Anmerckungen. In: *Leipziger Sammlungen von Wirthschaftlichen, Policy- Cammer- und Finantz-Sachen* 7, 675–725.
- Bach, Thomas, Jonas Maatsch & Ulrich Rasche (Hrsg.) (2008): „Gelehrte“ Wissenschaft. *Das Vorlesungsprogramm der Universität Jena um 1800* (Pallas Athene 26). Stuttgart: Franz Steiner.
- Becker, Walter (1931): Thomasius-Bibliographie. In: Max Fleischmann (Hrsg.), *Christian Thomasius. Leben und Lebenswerk* (Beiträge zur Geschichte der Universität Halle-Wittenberg 2). Halle/S.: Niemeyer, 511–553.
- Blanke, Horst Walter (1983): Bibliographie der in periodischer Literatur abgedruckten Vorlesungsverzeichnisse deutscher Universitäten. Teil 1. In: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte* 6, 205–227.
- Blanke, Horst Walter (1987): Bibliographie der in periodischer Literatur abgedruckten Vorlesungsverzeichnisse deutscher Universitäten. Teil II. In: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte* 10, 17–43.
- Blanke, Horst Walter (1988): Bibliographie der in periodischer Literatur abgedruckten Vorlesungsverzeichnisse deutscher Universitäten. Teil III. In: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte* 11, 105–117.

- Bornhak, Conrad (1900): *Geschichte der preussischen Universitätsverwaltung bis 1810*. Berlin: Georg Reimer.
- Brinker, Klaus (2000): Textfunktionale Analyse. In: Klaus Brinker et al. (Hrsg.), *Text- und Gesprächslinguistik* (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 16). 1. Halbbd. Berlin, New York: de Gruyter, 175–186.
- Bruning, Jens (2011): Vorlesungsverzeichnisse. In: Ulrich Rasche (Hrsg.), *Quellen zur frühneuzeitlichen Universitätsgeschichte. Typen, Bestände, Forschungsperspektiven* (Wolfenbütteler Forschungen 128). Wiesbaden: Harrasowitz, 269–292.
- Bruning, Jens (2012): *Innovation in Forschung und Lehre. Die Philosophische Fakultät der Universität Helmstedt in der Frühaufklärung 1680–1740* (Wolfenbütteler Forschungen 132). Wiesbaden: Harrasowitz.
- Clark, William (2006): *Academic Charisma and the Origins of the Research University*. Chicago, London: University of Chicago Press.
- Cod. Aug. = Lünig, Johann Christian (1724): *Codex Augusteus oder neuvermehrtes Corpus juris Saxonici, worinnen die in dem Churfürstenthum Sachsen und darzu gehörigen Landen, auch denen Marggrathümern Ober- und Nieder-Lausitz, publicirte und ergangene Constitutiones, Decisiones, Mandata und Verordnungen enthalten [...]* Leipzig: Johann Friedrich Gleditsch Sohn.
- Dinkel, Thilo (2000): Universitäts-Programmata als personengeschichtliche Quellen. In: *Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte* 59, 427–431.
- Döring, Detlef (1996): *Samuel Pufendorf. Briefwechsel* (Samuel Pufendorf. Gesammelte Werke, Bd. 1). Berlin: Akademie-Verlag.
- Döring, Detlef (2002): *Die Geschichte der Deutschen Gesellschaft in Leipzig. Von der Gründung bis in die ersten Jahre des Seniorats Johann Christoph Gottscheds* (Frühe Neuzeit 70). Tübingen: Niemeyer.
- Döring, Detlef (2009): Anfänge der modernen Wissenschaften. Die Universität Leipzig vom Zeitalter der Aufklärung bis zur Universitätsreform 1650–1830/31. In: Enno Bünz, Manfred Rudersdorf & Detlef Döring (Hrsg.), *Geschichte der Universität Leipzig 1409–2009*. Bd. 1: Spätes Mittelalter und Frühe Neuzeit. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag, 521–771.
- Döring, Eduard (1837): *Handbuch der Münz- und Wechselkunde*. Frankfurt/M.: Hermann.
- Doyé, Sabine (2012): Das Eherecht der deutschen Frühaufklärung im Spiegel des neuzeitlichen Naturrechts. Hugo Grotius, Samuel Pufendorf, Christian Thomasius, Christian Wolff. In: Marion Heinz & Sabine Doyé (Hrsg.), *Geschlechterordnung und Staat. Legitimationsfiguren der politischen Philosophie (1600–1850)*. Berlin: Akademie-Verlag, 57–117.
- DTA = Deutsches Textarchiv. Online: www.deustextarchiv.de (03.02.2018).
- Düffel, Peter v. (Hrsg.) (1970): *Christian Thomasius. Deutsche Schriften*. Stuttgart: Reclam.
- ¹DWB = *Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm*. Bd. I–XVI. Leipzig: Hirzel 1854–1960. Quellenverzeichnis 1971.
- Fandrych, Christian & Maria Thurmair (2011): *Textsorten im Deutschen. Linguistische Analysen aus sprachdidaktischer Sicht* (Stauffenburg Linguistik 57). Tübingen: Stauffenburg.
- [Fingerlos, Matthäus] (1798): *Ueber öffentliche Lehranstalten insbesondere über Lektionskataloge auf Universitäten*. Erstes Bändchen. Germanien.
- Fleischmann, Max (1929): *Christian Thomasius. Rede zur 200. Wiederkehr von Thomasius' Todestag (23. Sept. 1728) gehalten bei der Gedenkfeier der Vereinigten Friedrichs-Universität Halle-Wittenberg* (Hallische Universitätsreden 39). Halle/S.: Niemeyer.
- Forssmann, Knut (1977): *Balthasar Gracian und die deutsche Literatur zwischen Barock und Aufklärung*. Diss. Mainz. Barcelona.

- Füssel, Marian (2015): Lehre ohne Forschung? Zu den Praktiken des Wissens an der Universität der Frühen Neuzeit. In: Martin Kintzinger & Sita Steckel (Hrsg.), *Akademische Wissenskulturen. Praktiken des Lehrens und Forschens vom Mittelalter bis zur Moderne* (Veröffentlichungen der Gesellschaft für Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte 13). Basel: Schwabe, 59–87.
- Fulda, Daniel (2008): Von der Polyhistorie zur modernen Wissenschaft. Zum politisch-galanten Gelehrtenideal der Frühaufklärung. In: Ulrich Johannes Schneider (Hrsg.), *Kulturen des Wissens im 18. Jahrhundert*. Berlin, New York: de Gruyter, 281–288.
- Grotefeld, Hermann (1891–1898): *Zeitrechnung des deutschen Mittelalters und der Neuzeit*. 2 Bde. Hannover: Hahn.
- Gundling, Nicolaus Hieronymus (1744): *Allgemeines Geistliches Recht der drey Christlichen Haupt-Religionen* [...]. Anderer und letzter Band. Frankfurt, Leipzig: Wolfgang Ludwig Spring.
- Hasse, Ernst (1885): *Geschichte der Leipziger Messen*. Leipzig: Hirzel.
- Hausendorf, Heiko, Wolfgang Kesselheim, Hiloko Kato & Martina Breitholz (2017): *Textkommunikation. Ein textlinguistischer Neuanatz zur Theorie und Empirie der Kommunikation mit und durch Schrift* (Reihe Germanistische Linguistik 308). Berlin, Boston: de Gruyter
- Heerde, Hans-Joachim & Ulrich Joost (2006): Einleitung. In: Hans-Joachim Heerde, *Das Publikum der Physik. Lichtenbergs Hörer* (Lichtenberg-Studien XIV). Göttingen: Wallstein, 11–54.
- Heinemann, Wolfgang (2008): Textpragmatische und kommunikative Ansätze. In: Nina Janich (Hrsg.), *Textlinguistik. 15 Einführungen*. Tübingen: Narr.
- Hofmeister, A[dolph] (1887): Zum Thomasjubiläum. In: *Die Grenzboten* 46/4, 294 f.
- Horn, E[wald] (1897): *Kolleg und Honorar. Ein Beitrag zur Verfassungsgeschichte deutscher Universitäten*. München: Akademischer Verlag.
- Huttner, Markus (2007a): Vorlesungsverzeichnisse als historische Quelle. Zu Entstehungsgeschichte, Überlieferungslage und Aussagewert Leipziger Lektionskataloge vom 17. zum 19. Jahrhundert. Wiederabdruck in: Ders., *Gesammelte Studien zur Zeit- und Universitätsgeschichte*. Münster: Aschendorff, 189–218.
- Huttner, Markus (2007b): *Geschichte als akademische Disziplin. Historische Studien und historisches Studium an der Universität Leipzig vom 16. bis zum 19. Jahrhundert*. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Ulrich von Hehl (BLUWiG, Reihe A, Bd. 5). Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt.
- Jones, William Jervis (1976): *A Lexicon of French Borrowings in the German Vocabulary (1575–1648)* (Studia Linguistica Germanica 12). Berlin, New York: de Gruyter.
- Kämper, Heidrun (1999): Art. ‚Diskurs‘. In: *Deutsches Fremdwörterbuch*. 2. Aufl. Bd. 4. Berlin, New York: de Gruyter, 669–675.
- Kalender A = Daisigner, Johann Christoph [1657]: *Der Grosse Alt und Neue Schreib-Calender/ auff das Saturnini-Jovialishe Haupt- nach der heilsamen Geburt JEsu Christi*. M. DC. LVIII. [...] Leipzig: Ritzschen.
- Kalender B = Schneider, Bartholomaeus [1678]: *Alter und Neuer Haußhaltungs- und Geschicht-Calender. Auff Jahr nach der heiligen Geburt unsers HErrn JEsu Christi M. DC. LXXIX*. Leipzig: Ritzsch.
- Kalender C = Lindner, Friedrich [1680]: *Alt- und Neuer Leipziger Haupt- und Geschicht-Calender Auff das Jahr nach JESU Gebuhr M. DC. LXXXI*. Leipzig: Katharina Fiebig.
- Kalender D = [Junius, Ulrich] [1699]: *Verbesserter Calender Auf das Jahr 1700*. Leipzig: Thomas Fritsch.

- Kalender E = [Junius, Ulrich] [1700]: *Practica, Oder gewöhnlicher Anhang Des Calenders/ Darinnen von den vier Zeiten des Jahrs/ ihren Witterungen/ [...] und allerhand andern nützlichen/ und dem gemeinen Mann dienlichen Sachen/ so in diesem Jahr Christi 1701. Zu bedencken fürfallen/ umständlich gehandelt wird.* [Leipzig: Thomas Fritsch].
- Kretzenbacher, Heinz Leonhard (1990): *Rekapitulation. Textstrategien der Zusammenfassung von wissenschaftlichen Fachtexten* (Forum für Fachsprachen-Forschung 11). Tübingen: Narr.
- Le Cam, Jean-Luc (2016): Vorlesungszettel und akademische Programme. Zur Rekonstruktion des akademischen Betriebs und Lebens jenseits der Lektionskataloge: das Beispiel des Helmstedter Rhetorikprofessors Christoph Schrader (Professur 1635–1680). In: Jan-Hendryk de Boer, Marian Füssel & Jana Madlen Schütte (Hrsg.), *Zwischen Konflikt und Kooperation. Praktiken der europäischen Gelehrtenkultur (12.–17. Jahrhundert)* (Historische Forschungen 114). Berlin: Duncker & Humblot, 89–137.
- Lee, Seung-Kee et al. (Hrsg.) (2012): *Philosophical Academic Programs of the German Enlightenment*. Stuttgart-Bad Cannstatt: Frommann-Holzboog.
- Lehmstedt, Mark (1992): Weidmann und Thomasius. Dokumente zur Leipziger Buchgeschichte des späten 17. Jahrhunderts. In: *Leipziger Jahrbuch zur Buchgeschichte* 2, 327–372.
- Lieberwirth, Rolf (1955): *Christian Thomasius. Sein wissenschaftliches Lebenswerk. Eine Bibliographie* (Thomasiana 2). Weimar: Hermann Böhlaus Nachfolger.
- Longo, Mario (2012): Welcher Gestalt man denen Frantzosen in gemeinem Leben und Wandel nachahmen solle? In: Seung-Kee Lee et al. (Hrsg.), *Philosophical academic programs of the German enlightenment. A literary genre recontextualized* (Forschungen und Materialien zur Universitätsgeschichte 1/4). Stuttgart-Bad Cannstatt: Frommann-Holzboog, 3–13.
- Luden, Heinrich (1805): *Christian Thomasius, nach seinen Schicksalen und Schriften dargestellt*. Berlin: Unger.
- Luig, Klaus (1999): Art. ‚Osse, Melchior von‘. In: Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften (Hrsg.), *Neue Deutsche Biographie*. Bd. 19. Berlin: Duncker & Humblot, 609 f.
- Marquart, Heinz (1977): *Matthäus Fingerlos (1748–1817). Leben und Wirken eines Pastoraltheologen und Seminarregenten in der Aufklärungszeit*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Marti, Hanspeter (2011): Dissertationen. In: Ulrich Rasche (Hrsg.), *Quellen zur frühneuzeitlichen Universitätsgeschichte. Typen, Bestände, Forschungsperspektiven* (Wolfenbütteler Forschungen 128). Wiesbaden: Harrasowitz, 293–311.
- Marti, Hanspeter (2013): Rez. von: Lee, Seung-Kee et al. (Hrsg.): *Philosophical academic programs of the German enlightenment. A literary genre recontextualized*, Stuttgart-Bad Cannstatt 2012. In: *Informationsmittel (IFB)* 21/4. Online: <http://ifb.bsz-bw.de/bsz377446424rez-1.pdf> (03. 02. 2018).
- Müller, Gerhard (2001): Die extraordinäre Universität – Jenas Modernisierungsweg. In: Gerhard Müller, Klaus Ries & Paul Ziche (Hrsg.), *Die Universität Jena. Tradition und Innovation um 1800* (Pallas Athene 2). Stuttgart: Steiner, 191–196.
- Münkler, Herfried (2015): *Kriegssplitter. Die Evolution der Gewalt im 20. und 21. Jahrhundert*. Berlin: Rowohlt.
- Neumann, F[lorian] (2005): Art. ‚Programm‘. In: Gert Ueding (Hrsg.), *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Bd. 7. Tübingen: Niemeyer, Sp. 154–158.
- Neuper, Horst (2003): *Das Vorlesungsangebot an der Universität Jena von 1749 bis 1854*. 2 Bde. Weimar: VDG.

- Neuß, Erich (1931): Christian Thomasius' Beziehungen zur Stadt Halle. In: Max Fleischmann (Hrsg.), *Christian Thomasius. Leben und Lebenswerk* (Beiträge zur Geschichte der Universität Halle-Wittenberg 2). Halle/S.: Niemeyer, 453–478.
- Oberhausen, Michael & Riccardo Pozzo (Hrsg.) (1999): *Vorlesungsverzeichnisse der Universität Königsberg (1720–1804)* (Forschungen und Materialien zur Universitätsgeschichte I/1). 2 Bde. Stuttgart-Bad Canstatt: Frommann-Holzboog.
- Opel, Julius Otto (Hrsg.) (1894): Christian Thomasius. Kleine deutsche Schriften. In: *Festschrift der Commission der Provinz Sachsen zur Jubelfeier der Universität Halle-Wittenberg*. Halle/S.: Otto Hendel.
- Paulsen, Friedrich & Rudolf Lehmann (1919–1921): *Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart*. 3., erw. Aufl. 2 Bde. Leipzig: Veit.
- Pörksen, Uwe (1986): *Deutsche Naturwissenschaftssprachen. Historische und kritische Studien* (Forum für Fachsprachen-Forschung 2). Tübingen: Narr.
- Pörksen, Uwe (1990): *Ist die Sprache ein selbständiger Faktor der Wissenschaftsgeschichte?* (Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz, Abhandlungen der Klasse der Literatur 1990, Nr.2). Wiederabdruck in: Ders. (1994), *Wissenschaftssprache und Sprachkritik. Untersuchungen zu Geschichte und Gegenwart* (Forum für Fachsprachen-Forschung 22). Tübingen: Narr, 17–35.
- Pohl, Anja (2016): *Studentisches Leben an der Universität Leipzig im Zeitalter der Aufklärung*. Diss. Leipzig. Online: urn:nbn:de:bsz:15-qucosa-219161 (03. 02. 2018).
- Polenz, Peter v. (1994): *Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart*. Bd. 2. Berlin, New York: de Gruyter.
- Pozzo, Riccardo (1999): Vorlesungsverzeichnisse als Quelle der Universitätsgeschichte Preußens. In: Reinhard Brandt & Werner Euler (Hrsg.), *Studien zur Entwicklung preußischer Universitäten* (Wolfenbütteler Forschungen 88). Wiesbaden: Harrasowitz, 59–80.
- Pozzo, Riccardo (2012): Introduction. In: Seung-Kee Lee u. a. (Hrsg.), *Philosophical academic programs of the German enlightenment. A literary genre recontextualized* (Forschungen und Materialien zur Universitätsgeschichte 1/4). Stuttgart-Bad Cannstatt: Frommann-Holzboog, IX–XVIII.
- Prinz, Michael (2019): Sprachwahl und Heldenmythos – Deutsch als historische Wissenschaftssprache zwischen Popularisierung und Skandalisierung (erscheint 2019).
- Rasche, Ulrich (2008): Über Jenaer Vorlesungsverzeichnisse des 16. bis 19. Jahrhunderts. In: Thomas Bach, Jonas Maatsch & Ulrich Rasche (Hrsg.), „Gelehrte“ Wissenschaft. *Das Vorlesungsprogramm der Universität Jena um 1800* (Pallas Athene 26). Stuttgart: Franz Steiner, 13–57.
- Rasche, Ulrich (2009a): Seit wann und warum gibt es Vorlesungsverzeichnisse an den deutschen Universitäten? In: *Zeitschrift für Historische Forschung* 36, 445–478.
- Rasche, Ulrich (2009b): Art. ‚Privatdozent‘. In: Friedrich Jaeger (Hrsg.), *Enzyklopädie der Neuzeit*. Bd. 10. Stuttgart: Metzler, 360–363.
- Reichel, Gottlieb (1742): *Thränen und Seuffzer wegen der Universität Leipzig denen getreuen Land Ständen geoffenbaret*. Hrsg. von Georg Witkowski. Leipzig: Reclam. 1929.
- Rolf, Eckard (1993): *Die Funktionen der Gebrauchstextsorten* (Grundlagen der Kommunikation und Kognition). Berlin, New York: de Gruyter.
- Rolf, Eckard (2000): Textuelle Grundfunktionen. In: Klaus Brinker et al. (Hrsg.), *Text- und Gesprächslinguistik* (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 16). 1. Halbbd. Berlin, New York: de Gruyter, 422–435.
- [Rotth, Albrecht Christian] (1692): *Doppelte Vertheidigung Des Eben=Bildes Der Pietisterey*. Freyburg.

- Rüegg, Walter (Hrsg.) (1996): *Von der Reformation zur Französischen Revolution (1500–1800)* (Geschichte der Universität in Europa II). München: Beck.
- Ruge, Arnold (1840): Die Panegyrik der Orthodoxie und die Kritik unserer Tage. In: *Hallische Jahrbücher für Wissenschaft und Kunst* 3, Sp. 1905–1908.
- Sauer, August (1894): Vorbemerkung. In: Ders. (Hrsg.), *Christian Thomasius. Von der Nachahmung der Franzosen. Nach den Ausgaben von 1687 und 1701* (Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts N.F. 51). Stuttgart: Göschen'sche Verlagshandlung, III–IX.
- Sauter, Johann Leonhard (1686): *L' Homme De Cour Oder Balthasar Gracians Vollkommener iStaats- und Welt-Weise/ Mit Chur-Sächsischer Freyheit*. Leipzig: Adam Gottfried Kromayer.
- Schneider, Ulrich Johannes (1999): *Philosophie und Universität. Historisierung der Vernunft im 19. Jahrhundert*. Hamburg: Meiner.
- Schneiders, Werner (Hrsg.) (1993): *Introductio ad philosophiam aulicam* (Christian Thomasius, Ausgewählte Werke, Bd. 1). Hildesheim u. a.: Olms.
- Schrader, Wilhelm (1894): *Geschichte der Friedrichs-Universität zu Halle*. Bde. 1–2. Berlin: Dümmler.
- Schröder, Konrad (2017): Sprachmeister des Französischen, Italienischen und Englischen in der Stadt und an der Universität Halle im 18. Jahrhundert. Versuch einer Bestandsaufnahme, mit einem Exkurs zum Hallenser Polnischen Lektorat. In: Max Häberlein & Holger Zaunstöck (Hrsg.), *Halle als Zentrum der Mehrsprachigkeit im langen 18. Jahrhundert* (Hallesche Forschungen 47). Halle: Franckesche Stiftungen, 37–61.
- Schröpfer, Horst (2003): *Kants Weg in die Öffentlichkeit. Christian Gottfried Schütz als Wegbereiter der kritischen Philosophie* (FMDA II/18). Stuttgart-Bad Cannstatt: Frommann-Holzboog.
- Steinberg, Georg (2005): *Christian Thomasius als Naturrechtslehrer* (Hallesche Schriften zum Recht 22). Köln u. a.: Carl Heymanns.
- Steinberg, Georg (Hrsg.) (2010): *Programmata Thomasiana, et alia scripta similia breviora coniunctim edita* (Christian Thomasius, Ausgewählte Werke, Bd. 21). Hildesheim u. a.: Olms.
- Stollberg-Rilinger, Barbara (2000): *Europa im Jahrhundert der Aufklärung*. Stuttgart: Reclam.
- Tütken, Johannes (2005): *Privatdozenten im Schatten der Georgia Augusta. Zur älteren Privatdozentur (1734 bis 1831)*. Teil I: Statutenrecht und Alltagspraxis. Göttingen: Universitätsverlag.
- VD 17 = Das Verzeichnis der im deutschen Sprachraum erschienenen Drucke des 17. Jahrhunderts. Online: www.vd17.de (03. 02. 2018).
- Weißbach [= Selintes], Christian (1711): *Balthasar Gracians, Homme De Cour, Oder: Kluger Hof- und Welt-Mann/ Nach Monsieur Amelot de la Houssaie, Seiner Frantzösischen Version, ins Teutsche übersetzt/ Von Selintes. Nebst Ihro Excellenz des Königl. Preussischen Herrn Geheimbten Raths/ Christiani Thomasii, Judicio vom Gracian*. Augsburg: Paul Kührtzen.
- Weißborn, Bernhard (1931): Die Bibliothek des Christian Thomasius. In: Max Fleischmann (Hrsg.), *Christian Thomasius. Leben und Lebenswerk* (Beiträge zur Geschichte der Universität Halle-Wittenberg 2). Halle/S.: Niemeyer, 421–452.
- Wille, v., Dagmar (1991): *Lessico filosofico della „Frühaufklärung“*. Christian Thomasius, Christian Wolff, Johann Georg Walch (Lessico Intellettuale Europeo LIV). Rom.
- Zedler = Zedler, Johann Heinrich (1731–1754): *Grosses vollständiges Universalexicon aller Wissenschaften und Künste*. 64 Bde. Leipzig, Halle: Zedler.
- Zenne, Karl-Heinz (1955): Christian Thomasius-Ausstellung 1955. In: *Wissenschaftliche Zeitschrift der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Gesellschafts- und sprachwissenschaftliche Reihe* 4/4, 565–568.

Stefaniya Ptashnyk

Sprachengebrauch und Sprachenwechsel an der Lemberger Universität im ausgehenden 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts

1 Vorbemerkungen

In seinen Jubiläumserinnerungen anlässlich des 250jährigen Bestehens der Universität Lemberg im Jahre 1911 schrieb der polnische Historiker und Publizist Franciszek Jaworski Folgendes:

W ogniu walki poczęta, w walce półtrzecia trwa wieku *Alma Mater* lwowska. ... Jest potężną twierdzą ducha polskiego, czujną strażnicą u wschodnich rubieży Polski, jest jasnem ogniskiem wiedzy, prawdy i kultury, dostojną siedzibą nauki. (Jaworski 1912: 1)

Im Feuer der Kämpfe geboren, besteht sie seit 250 Jahren im Kampf, die Lemberger *Alma Mater*. Sie ist eine mächtige Festung des polnischen Geistes, ein wachsamer Außenposten an den östlichen Grenzen Polens, helle Flamme der Wissens, der Wahrheit und der Kultur, eine würdevolle Stätte der Wissenschaft. [dt. Übersetzung: S. P.]

Jaworski hebt in seinen Ausführungen ganz prominent den polnischen Nationalcharakter der Universität Lemberg hervor sowie ihre Rolle für die polnische Wissenschaft. Von den anderen Kulturen und Nationalitäten ist hier, in diesem Text von 1911/12, keine Rede.

Patriotisch geprägt, aber nicht national festgelegt waren hingegen die Töne, die im Jahr 1784, d. h. dem Jahr der Neugründung der Universität durch den Kaiser Joseph II., erklangen. Die feierlichen Inaugurationsakten vom 6. November 1784 – allesamt auf Lateinisch verfasst – wurden zwei Jahre später, also 1786, in der Druckerei von Thomas Piller in Lemberg abgedruckt und als Anhang sind den Akten auf Deutsch gedichtete „Oden über die Einführung der hohen Schule zu Lemberg“ beigelegt. Hier ist zwar an mehreren Stellen vom „Volk“ die Rede, nationale Züge hat dieses „Volk“ in der Ode jedoch nicht:

Groß muß ewiger Lohn jenes Monarchens seyn,
Der wie Joseph sein Volk Weißheit gelehret hat:

Stefaniya Ptashnyk, Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Karlstr. 4,
69117 Heidelberg, E-Mail: stefaniya.ptashnyk@adw.uni-heidelberg.de

Groß auch seye der Dank, Söhne von Halicz, Ihm!
Lieben Joseph den Vater des Volks! (aus: Acta Universitatis ... 1786: 61)¹

In der Zeit zwischen den beiden genannten Publikationen erlebte die Universität Lemberg eine wechselvolle Geschichte, vor allem im Hinblick auf die sprachliche Prägung. Dieser „Sprachgeschichte“ ist nun der vorliegende Beitrag gewidmet, und ich möchte dabei den Sprachengebrauch sowie den Sprachenwechsel an der Universität Lemberg eingehender untersuchen. Der Hauptfokus wird auf der Zeit der so genannten Josephinischen Universität und ihrer Nachfolgerinnen liegen, d. h. von 1784 an bis in die 1870er Jahre hinein. Diese Zeitspanne ist insofern besonders interessant, als hier die Koexistenz des Lateinischen, Deutschen und anderer Sprachen im universitären Bereich aufgezeigt werden kann. Besondere Berücksichtigung gilt den Unterrichtssprachen.

Als Quellen für die Untersuchung dienen mir vor allem die Vorlesungsverzeichnisse der Universität Lemberg, die teils im Gebietsarchiv Lviv, teils in den österreichischen Bibliotheken² verfügbar sind. Aus praktischen Gründen muss die Auswahl der Textsorten für die Analyse eingeschränkt bleiben.

Von Anfang an wirkte die Universität Lemberg in einem multilingualen, multikonfessionellen und multikulturellen Raum. Um an dieser Stelle ein ungefähres Bild von den in Lemberg lebenden Nationalitäten zu vermitteln, möchte ich die uns bekannten statistischen Daten aus dem untersuchten Zeitraum anführen. Dabei ist anzumerken, dass für die Zeit vor 1850 nur sehr wenige Informationen über die Bevölkerungszusammensetzung von Lemberg vorliegen.³ In einem Bericht an die Lemberger Polizeibehörde nennt der galizische

1 Die Josephinische Universität wurde als eine deutschsprachige Institution gegründet. Die feierliche Inauguration, die am 16. November 1784 stattfand, folgte jedoch der Tradition der akademischen Feiern und wurde auf Lateinisch abgehalten (vgl. Finkel & Starzyński 1894: 58). Davon zeugt die erwähnte Sammlung der Inaugurationsreden, die zwei Jahre später (1786) in der Druckerei von Thomas Piller in Lemberg unter dem Titel „Acta Vniversitatis Leopoltanae in Galicia Anno MDCCLXXXIV. Inaugurateae“ gedruckt wurde. Neben den in Latein verfassten Festreden sind in diesem Band später entstandene Oden auf die Universität, die Bildung und den Kaiser enthalten, die sowohl lateinisch als auch deutsch gedichtet sind. Sie stammen aus der Feder des Obergerichtsrates Ritter von Rittershayn und der Professoren van Swieten und Brygida.

2 Für die Unterstützung in der Materialeinsicht geht an dieser Stelle mein großer Dank an Georg Schrattenecker, Mitarbeiter der Salzburger Universitätsbibliothek, in der sich – neben den Wiener Bibliotheken – gut erhaltene Bestände der Vorlesungsverzeichnisse befinden.

3 Für das späte 19. Jahrhundert sieht die Lage anders aus. Ab 1880 wurden in der Monarchie regelmäßig Volkszählungen durchgeführt. Dank ihrer Ergebnisse bekommen wir deutlich differenziertere Informationen über die Lemberger Kontaktsprachen und ihre Sprecher. Für das Jahr 1910 vgl. z. B. *Österreichische Statistik* (1912: 63 und 80–81).

Statthalter Agenor Graf Gołuchowski folgende Bevölkerungszahlen für das Jahr 1851: Einwohner insgesamt – 68.835, davon römisch-katholisch – 33.224, griechisch-uniert – 4.090, Juden – 21.357, „sonstige“ – 626. Die Einwohner umfassten 6.000 Deutsche und 28.000 Polen; schließlich gab es noch 9.538 „Fremde“ (vgl. Die Ruthenische Sprach- und Schriftfrage 1861: 246 f.).

Für das Verständnis der sprachlich-ethnischen Besonderheiten Lembergs sind zum Teil die Angaben zur Konfession der Bevölkerung hilfreich: Der Anteil der Jiddisch sprechenden Bevölkerung lässt sich anhand ihres Bekenntnisses zur mosaischen (alias jüdischen oder israelitischen) Religion ermitteln. 1851 machen die Juden ca. ein Drittel der Stadtbevölkerung aus. In dieser Gruppe kann man das Jiddische in der privaten Kommunikation erwarten, auch wenn nicht in jeder sozialen Schicht. Ferner beherrschen die gebildeten Juden das Hebräische. Die Römischen Katholiken sprachen im Alltag meist Polnisch, die Unierten Katholiken waren hingegen überwiegend Ruthenen. Nach den aufgeführten Zahlen dürfte mehr als die Hälfte der Lemberger Polnisch gesprochen haben, die Ruthenen betrug weniger als 10 % der Gesamtbevölkerung. Die Deutschsprachigen konnten sowohl römisch-katholisch als auch evangelisch sein und ihre Zahl betrug ca. 9 % der Gesamtbevölkerung.

Man sprach in Lemberg also Polnisch, Ukrainisch (Ruthenisch),⁴ Deutsch und Jiddisch. In dieser Statistik nicht erfasst, aber durch andere Quellen belegt sind Armenisch, Hebräisch oder Kirchenslawisch, die ebenfalls im Lemberg der Habsburger Zeit in Gebrauch waren. Und nicht zu vergessen – Latein. Die lateinische Sprache, die als Unterrichtssprache in vielen Schuleinrichtungen vorherrschte, war über einen längeren Zeitraum das verbindende Glied im Bereich Bildung für alle Nationalitäten.

2 Die Gründungsgeschichte der Universität Lemberg

Die Gründungsgeschichte der Lemberger Universität geht auf die Tätigkeit des Jesuitenordens zurück, der sich für die Eröffnung von öffentlichen Schulen einsetzte und in der Stadt das sogenannte Kollegium der Jesuiten gründete.

⁴ Das Ukrainische, das in den Gebieten der der k.u.k.-Monarchie gesprochen wurde, wird in den Quellen der österreichischen Periode meist als „Ruthenisch“ bezeichnet. Dabei handelt es sich um eine historische Varietät der heutigen ukrainischen Sprache, die auf der Basis der regional gesprochenen Mundarten in den westukrainischen Gebieten entstand und ca. 1820 zur Schriftsprache elaboriert wurde. Im Weiteren verwende ich die Bezeichnungen Ukrainisch und Ruthenisch in diesem Zusammenhang synonym.

Das Kollegium (auch Jesuitenschule genannt) hatte schon zu Beginn des 17. Jahrhunderts alle Klassen einer mittleren humanistischen Schule mit dem Unterricht in Grammatik, Rhetorik, Poetik, Mathematik, Physik, Philosophie etc. So Łuszczak (2011):

Otwarte w 1608 roku we Lwowie szkoły publiczne posiadały już w 1609 roku wszystkie klasy średniej szkoły humanistycznej, a więc dwie klasy gramatyki, klasę syntaksy, poetyki i retoryki. Od 1611 roku rozpoczęto wykłady filozofii, a od 1613 roku matematyki i fizyki. (Łuszczak 2011: 44)

Eröffnet im Jahre 1608, besaßen die öffentlichen Schulen in Lemberg bereits 1609 alle Klassen einer mittleren humanistischen Schule, und zwar zwei Klassen Grammatik, je eine Klasse Syntax, Poetik und Rhetorik. 1611 wurde mit dem Philosophie-Unterricht begonnen und 1613 mit Mathematik und Physik. [dt. Übersetzung: S. P.]

Um das Jahr 1650 herum entstanden Pläne, das Kollegium der Jesuiten in eine Akademie umzuwandeln; aus diesem Grunde wurde das Lehrangebot um einen vierjährigen Theologie-Kurs erweitert (Łuszczak 2011: 44). Schließlich erfolgte auf der Basis des Kollegiums im Jahre 1661⁵ die Gründung der Hochschule unter dem Namen der „Akademie der Jesuiten“, bestätigt mit dem Gründungsdiplom des Königs Jan Kasimir. Der feierliche Gründungsakt vom 20. Januar 1661 erklärte die Akademie bzw. die Universität zu Lemberg als gleichberechtigt in ihren Rechten und Privilegien mit der Jagiellonier Akademie zu Krakau.

Die Universität Lemberg hatte in den ersten Jahrhunderten ihrer Existenz eine durchaus verworrene Geschichte zu überstehen. Für manche Forscher stellt sich sogar die Frage, ob es sich bei dieser Hochschule um eine „Alma Mater Leopoliensis“ handelt oder ob sie es mit etwa vier oder fünf Einrichtungen aus verschiedenen Phasen zu tun haben (vgl. z. B. Finkel & Starzyński 1894). So lesen wir bei Dybiec (2011):

czy pod tą jednostkową, globalną nazwą Alma Mater Leopoliensis kryje się jedna uczelnia, czy też mamy do czynienia w poszczególnych okresach z kilkoma uniwersytetami – czterema czy pięcioma? (Dybiec 2011: 66)

verbirgt sich hinter dem einheitlichen, globalen Namen Alma Mater Leopoliensis eine Bildungseinrichtung oder haben wir in verschiedenen Perioden mit verschiedenen Universitäten zu tun, etwa vier oder fünf? [dt. Übersetzung: S. P.]

⁵ Das Gründungsdiplom wurde jedoch vom Sejm nicht bestätigt. Der Grund bestand darin, dass die Krakauer Akademie keine Konkurrenz in Galizien dulden wollte. Somit waren gewisse Umwege erforderlich, um am Ende die Unterschrift des Königs zu organisieren. Dennoch gilt dieses Datum in der Geschichte der Universität Lemberg als ihr ursprüngliches Gründungsjahr (Łuszczak 2011: 44).

In den meisten historiografischen Arbeiten zu der Universität Lemberg/Lviv werden für die Zeit bis zum 1. Weltkrieg folgende Phasen hervorgehoben:

1. 1661–1784: Die Universität existiert unter dem Namen der Akademie der Jesuiten, welche auf der Basis der Jesuitenschulen durch das Privileg des Königs Jan Kasimir gegründet wurde. Latein ist zu dieser Zeit die vorwiegende Unterrichtssprache.
2. 1784–1805: In dieser Phase besteht die so genannte Josephinische Universität, deren „Neugründung“ durch den Kaiser Joseph II. erfolgte. In dieser Zeit beginnt der Übergang von der lateinischen Unterrichtssprache zu den „Volkssprachen“.
3. 1805–1817: Existenz als Lyzeum zu Lemberg.
4. 1817–1918: Franziszeische Universität.

Nach 1919 bestand die Universität unter dem Namen „Uniwersytet Jana Kazimierza“ und war überwiegend polnischsprachig (bis 1939), später firmierte sie als (ukrainische) „Ivan Franko-Universität“. Der heutige offizielle Name der Universität lautet seit 1999 „Lviver Nationale Ivan Franko-Universität“.

Die Universität bekam von Beginn an die Erlaubnis, in Theologie, Philosophie, Mathematik, Recht sowie in Medizin zu lehren; vgl. den Text des Privilegs:

Damus igitur potestatem, in eodem Leopoliensi Societatis Jesu Collegio, generale studium in omni facultate constituendi, theologiae nimirum tam scholasticae quam moralis, philosophiae, mathaeseos, iuris utriusque, medicinae, liberaliumque artium et disciplinarum, ac scientiarum omnino omnium, quascunque praedicti Patres Societatis Jesu tractandas ibidem per se vel per alios censueri rint, pro ipsorum arbitrio ac instituto, consuetoque àcademiarum, atque universitatum more et praxi. (abgedruckt in: Finkel & Starzyński 1894: 20 f.)

Wir verleihen somit die Macht, an dem erwähnten Kollegium der Lemberger Gesellschaft Jesu ein allgemeines Studium in allen Fakultäten einzurichten, selbstverständlich Theologie, sowohl scholastische als auch Moraltheologie, Philosophie, Mathematik, beiderlei Rechte, Medizin und freie Künste sowie überhaupt Disziplinen aller Wissenschaften, welche die oben erwähnten Väter der Gesellschaft Jesu ebenda selbst oder durch andere für angemessen zu lehren halten gemäß der eigenen Entscheidung und Ordnung, sowie gemäß der akademischen, universitären Gewohnheit und Praxis. [dt. Übersetzung: S. P.]

Als Verwaltungs- und Unterrichtssprache ist in den Anfängen vorwiegend Latein dokumentiert. Zugleich bekamen die Studierenden die Möglichkeit, mehrere moderne Sprachen zu erlernen (vgl. Finkel & Starzyński 1894: 26).

Nach der ersten Teilung Polens 1772 befand sich die Lemberger Universität auf österreichischem Territorium. Ein Jahr später verließen die Jesuiten die Stadt infolge der Auflösung des Ordens (Wróblewski 2011: 271). Dies konnte an

der betreffenden Institution nicht spurlos vorbeigehen. Da zu diesem Zeitpunkt das Bildungssystem und die Ausbildungsmethoden der Jesuiten an Ansehen verloren hatten, stand die Universität Lemberg nun vor der Notwendigkeit grundlegender Reformen (Finkel & Starzyński 1894: 31). Das ausgehende 18. Jahrhundert war ohnehin die Zeit großer Bildungsreformen in der Monarchie, insofern erwies sich Lemberg samt dem Kronland Galizien als ein dankbares Experimentierfeld hierzu. Die Intention des Kaisers Joseph II. war, in Lemberg „eine wahre Universität und hohe Schule“ zu schaffen, „allen übrigen Universitäten unserer Reiche und Länder gleich“ (Finkel & Starzyński 1894: 52).

Am 21. Oktober 1784 wurde mit einem Diplom des Kaisers Joseph II. die deutschsprachige Lemberger Universität als Institution für höhere Bildung wiedergegründet. Diese Josephinische Universität war deutlich anders strukturiert als die bis dahin funktionierende Akademie der Jesuiten. Sie folgte dem Muster anderer europäischer Universitäten, die der Einmischung kirchlicher Strukturen entzogen und vollkommen dem Staat untergeordnet waren (Dybiec 2011: 67). Die Universität umfasste vier Fakultäten: Theologie, Jura, Medizin und Philosophie sowie ein vollständiges Gymnasium. Die Universität bekam das Recht der Promotion, Vergabe der Diplome für Doktoren, Lizentiaten und Magister an allen Fakultäten. Die Vorlesungen an der neu eröffneten Hochschule begannen am 17. November 1784.

In dieser Verfassung existierte die Lemberger Universität bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts. Als 1795 infolge der 3. Teilung Polens auch Krakau an die Habsburgermonarchie fiel, waren in Galizien auf einmal zwei Universitäten vorhanden. Im Jahre 1802 kam der Vorschlag der Studienhofkommission, die Universität Lemberg aufzulösen und in ein Lyzeum umzuwandeln, dem Kaiser Franz I. 1805 beipflichtete (Röskau-Rydel 1999: 46). Vermöge der allerhöchsten EntschlieÙung Franz II.⁶ wurden die Lemberger und die Krakauer Universität im Jahre 1805 vereinigt und in Lemberg ist ein „Liceum⁷ mit dem theologischen, juristischen, medicinisch-chirurgischen und philosophischen Studium ohne Facultätsrechte“ belassen worden (vgl. Handbuch des Statthalterei-Gebietes in Galizien für das Jahr 1862: 153). All dies verursachte eine Unterbrechung in der Existenz der Lemberger Universität, die bis 1817 dauerte.

⁶ Franz Joseph Karl aus dem Hause Habsburg-Lothringen war als Franz II. noch bis 1806 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches. Von 1804 an regierte er als Franz I. das Kaisertum Österreich.

⁷ Das Lyzeum bot ein zweijähriges Philosophie-Studium an, als Grundlage für die weitere Ausbildung in Rechtswissenschaften (drei Jahre), Theologie (drei Jahre) oder das zweijährige Studium am Medizinisch-Chirurgischen Institut. Dybiec (2011: 68) charakterisiert diese Einrichtung als Institution zwischen einer Mittelschule und einer Universität. Es bestand bis zur Neuöffnung der Hochschule im Jahre 1817.

Nach dem Wiener Kongress von 1815 und der Entstehung der Republik Krakau (Freie Stadt Krakau) entstand erneut der Bedarf nach einer Universität in Galizien, so dass das erwähnte Lemberger Lyzeum mit der Entschließung des Kaisers Franz I. vom 7. Juli 1817 erneut zu einer Universität (unter dem Namen der K. K. Franzens-Universität) mit drei Fakultäten – der philosophischen, der theologischen und der juristischen (Röskau-Rydel 1999: 46) – erhoben und mit anderen Universitäten der Monarchie gleichgestellt wurde. Zusätzlich wurde das so genannte „medizinisch-chirurgische Studium“ eingerichtet, in dem niedere Ärzteberufe, Chirurgen und Hebammen ausgebildet wurden (Wolczanski 2011: 85; auch Dybiec 2011: 68 f.). Dieser Franciszeischen Gründung war dann eine längere Existenz beschert als den Vorgängerinnen, nämlich bis zum Zerfall der Monarchie 1918.

3 Sprachenfrage und Sprachengebrauch an der Universität Lemberg nach 1772

Bezüglich des Sprachengebrauchs an der Universität Lemberg unmittelbar nach der Angliederung Galiziens an die Habsburgermonarchie 1772 lässt sich aufgrund historischer Dokumente annehmen, dass die Mehrheit der Vorlesungen nach wie vor in lateinischer Sprache stattfand. Dies ändert sich auch nicht sofort mit der Neugründung der Hochschule durch Joseph II. im Jahre 1784, obwohl die Verbreitung des Deutschen als Bildungssprache ein zentraler Grundsatz der Josephinischen Sprachenpolitik war.

Wie es Schiewe feststellt, war die „Sprachenpolitik von Seite des Staates“ darauf gerichtet, die Institution Universität, die allmählich ihre Autonomie verlor, in eine „Staatsanstalt“ zu verwandeln (vgl. Schiewe 1996: 259). Am 12. Juli 1784 erfolgte das kaiserliche Hofdekret (veröffentlicht im Gesetzblatt vom 29. Juli 1784), dessen Anliegen es war, in allen Bildungseinrichtungen verstärkt die deutsche Unterrichtssprache einzuführen:

Mit Anfang des nächsten Schuljahrs soll die deutsche Sprache zu den öffentlichen Vorlesungen gebraucht und eingeführt werden. Dabei ist folgende Vorschrift zu beachten:

Bei dem theologischen Studium mag der Vortrag in lateinischer Sprache zwar gegenwärtig noch fortdauern, es mögen auch die lateinischen Vorlesebücher ferner beibehalten, die Pastoraltheologie aber muss gleich in deutscher Sprache gelehrt werden.

Bei dem Juridischen sind alle Gegenstände deutsch zu lehren, nur das geistliche Recht für itzt noch ausgenommen, wobei der lateinische Vortrag und das lateinische Vorlesebuch deßwegen gestattet wird, weil alle theologische Schüler, die der deutschen Sprache nicht immer mächtig sind, es zu hören verbunden werden. In deutscher Sprache sind zwar auch die Prüfungen für das Doktorat vorzunehmen, die öffentlichen Disputationen abzu-

halten und die Abhandlungen für den Gradus zu verfassen; doch mag den Kandidaten noch einige Zeit die Wahl der deutschen oder lateinischen Sprache freigelassen werden.

Bei dem medizinischen wird der medizinische praktische Unterricht für Wundärzte und die Lehre der Wundarznei und Hebammenkunst ehehin schon in deutscher Sprache vorgetragen.

Bei dem philosophischen hat der Gebrauch der deutschen Sprache sich über alle Lehrgegenstände zu erstrecken. (Hofdecret vom 12. Juli 1784, zitiert nach Fischel 1910: 32f.)

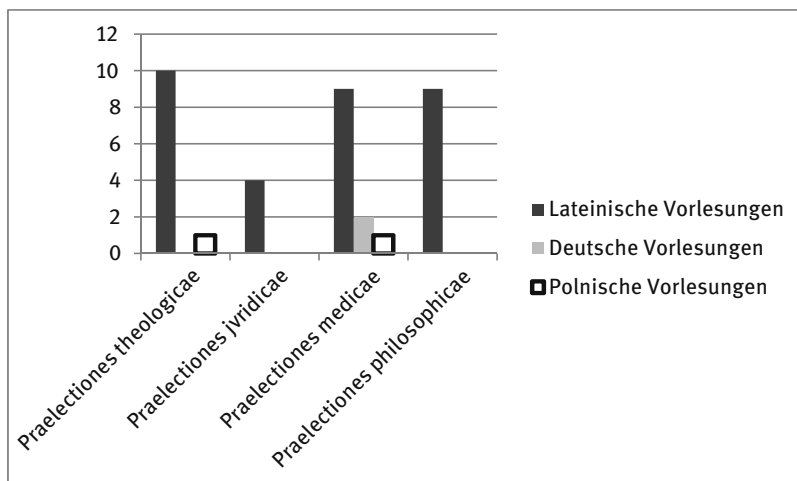
Mit seinem Sprachedikt wollte Joseph II. der Tatsache Rechnung tragen, dass nach der Auflösung des Jesuitenordens bei den Studienkandidaten die Lateinkenntnisse stark zurückgingen. Zudem war an die Sprachenfragen auch der „Funktionswandel der Universität von einer relativ autonomen Korporation zu einer staatlich kontrollierten Bildungsanstalt“ gekoppelt (Schiewe 1996: 181 und 220; auch 277).

Von der sprachlichen Regelung gemäß dem zitierten Hofdecret war die Universität zu Lemberg vorerst ausgenommen (vgl. Eder 2006: 160). So schreibt Bieberstein: „An den Universitäten beginnt die Ablösung der lateinischen Vorlesungssprache durch die deutsche 1784, allerdings nicht überall: Die in diesem Jahr gegründete Universität Lemberg erhält die lateinische Vorlesungssprache“ (1993: 242; insbesondere für Naturwissenschaften s. auch Wróblewski 2011: 271). Finkel erwähnt lediglich, dass im Fach Medizin einige Vorträge auf Deutsch und Polnisch gehalten wurden (Finkel & Starzyński 1894: 41–43). Ende des 18. Jahrhunderts dominierte eindeutig das Lateinische als Unterrichtssprache an der Universität Lemberg.

Im Detail können wir die Situation auf der Grundlage der Vorlesungsverzeichnisse analysieren. Das älteste mir verfügbare Vorlesungsverzeichnis der Universität Lemberg stammt aus dem Jahre 1784/1785. Es wurde in den „Schlözer's Stats-Anzeigen“, Heft 36, Band IX veröffentlicht (gedruckt 1786 bei Vandenhoecks in Göttingen). Auf den Seiten 456–460 des genannten Heftes findet sich der „LectioCatalogus von Lemberg: Praelectiones tam ordinariae quam extraordinariae in Universitate Leopoliensi, a 17 Novembr. 1784 usque ad 7 Sept. 1785 habendae. Leopoli, typis Thomae Piller, ArchiEpisc. Typographi. Fol. 4 Seiten“.

Die Beschreibungssprache des Vorlesungsverzeichnisses ist durchgehend Latein. Um welche Unterrichtssprache es sich jeweils handelte, wird in dem Vorlesungsverzeichnis kaum vermerkt. Man kann jedoch davon ausgehen, dass die Vorlesungen – mit vereinzelt Ausnahmen – auf Lateinisch gehalten wurden; dies geht oft aus dem Titel der Vorlesung hervor. Aus dieser Quelle (s. Grafik 1) wird ersichtlich, dass der Unterricht in folgenden Abteilungen erfolgte: Theologie, Jura, Medizin und Philosophie.

Im theologischen Studium gab es 1784/85 insgesamt 10 lateinische Vorlesungen wie etwa „Historia ecclesiastica“, „Encyclopaedia theologica“, „Hermeneuti-



Grafik 1: Vorlesungssprachen an der Universität Lemberg im Studienjahr 1784/1785.

ca“, „Lingua graeca“, „Patrologia“, „Theologia polemica“ etc. Das theologische Studium beinhaltete eine einzige nichtlateinische Vorlesung, nämlich in Pastoraltheologie. Dieses Fach lehrte Skorodyński in polnischer Sprache, was im Vorlesungsverzeichnis auch explizit vermerkt ist („lingua polonica“).

Das juristische Studium erfolgte 1784/85 ausschließlich in lateinischer Sprache; angeboten wurden „Jus naturae“, „Jus civile“, „Jus ecclesiasticum publicum & privatum“, „Scientia politica“ etc. Im Rahmen des Medizinstudiums wurden Vorlesungen in Klinischer Praxis, Physiologie, Anatomie, Chemie u. a. auf Latein gehalten. Auf Deutsch erfolgte lediglich der Unterricht in Chirurgischer Physiologie („Physiologia Chirurgis, idiomate germanico hora 10 explanabitur in Auditorio medico, a D. Kriegl, Prof. extraord.“). Auch die Hebammenkunst stellte eine Besonderheit dar: Unterrichtet wurde das Fach auf Polnisch und auf Deutsch („Artem obstetriciam, germanico & polonico idiomate, in Theatro anatomico [...] explicabit D. Waltz“).

Das Philosophiestudium enthielt ausschließlich lateinische Vorlesungen, darunter Logik, Theoretische und experimentelle Physik, Allgemeine Geschichte, Philologie und Ästhetik u. v. m. Dies bildet Grafik 1⁸ ab.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass das Philosophie- und das Jurastudium im Jahre 1874/75 ausschließlich in Latein abliefen. Die Mehrheit der

⁸ Hier und in nachfolgenden Diagrammen steht die Zahl an der linken Achse für die Anzahl der wöchentlichen Lehrveranstaltungen.

Vorlesungen der theologischen und der medizinischen Fakultät erfolgten ebenfalls in lateinischer Unterrichtssprache. Einige wenige Ausnahmen stellten die Fächer Physiologie und die Hebammenkunst im Bereich der Medizin dar, für die die deutsche Vorlesungssprache verwendet wurde. Für die Pastoraltheologie war die polnische Sprache üblich.

Gemäß der josephinischen Sprachenpolitik sollte in Lemberg der Wechsel zum Deutschen angestrebt werden, was allerdings nur sehr langsam erfolgte. 1788/89 gab es an der hiesigen Universität explizite Bemühungen, an der philosophischen Fakultät die deutsche Unterrichtssprache einzuführen (z. B. von Prof. Zehnmack), jedoch blieben diese erfolglos. Für diese und andere Fakultäten blieb zunächst das Lateinische die Unterrichtssprache. Leider stehen mir die Vorlesungsverzeichnisse aus den späteren Semestern der „Josephinischen“ Universität, die bis 1805 bestand, nicht zur Verfügung, weshalb ausführlichere Aussagen an dieser Stelle nicht möglich sind. Mit Dybiec ließe sich behaupten, dass Latein als Unterrichtssprache zunächst seine Dominanz behielt. Lediglich in der Medizin unterrichtete man – wie schon 1784/85 – sehr bald auf Polnisch und Deutsch, denn dieses Fach wurde vor allem von jüdischen Studierenden besucht (vgl. Dybiec 2011: 68 f.).

4 Unterrichtssprachen an der Franziszeischen Universität nach 1817

Die neue, 1817 wiedergegründete Franziszeische Universität bot neben Latein verstärkt die deutsche Unterrichtssprache an. Stopka (2011: 232) stellt für die Zeit nach 1817 (bis zur Polonisierung der Universität im Jahre 1871) fest, dass an der Lemberger Universität viele deutsche Professoren mit Abschlüssen deutschsprachiger Universitäten wie Wien, Berlin, Breslau oder Göttingen dozierten. Laut Röskau-Rydel (1999) war der Lehrkörper der Lemberger Hochschule zwischen 1784 und 1848, insbesondere an der philosophischen und juristischen Fakultät, mehrheitlich aus deutschsprachigen Professoren und Wissenschaftlern zusammengesetzt, die aus Böhmen, Mähren und anderen deutschen Ländern stammten (Röskau-Rydel 1999: 47). Dies war eine wichtige Voraussetzung für den Übergang zur deutschen Unterrichtssprache.

Bestätigt wird dies auch durch einen Blick in das Vorlesungsverzeichnis der Universität Lemberg aus dem Jahre 1817, welches nur in handschriftlicher Fassung in den Beständen des Gebietsarchivs in Lviv erhalten ist. Die in handschriftlicher Form verfügbare „Ordnung der öffentlichen Vorlesungen“ aus dem Jahre 1817 gibt an, dass die damalige Universität folgende Studiengänge anbot: ein vierjähriges theologisches Studium, ein vierjähriges juristisch-politisches

Studium, ein dreijähriges philosophisches Studium und ein zweijähriges medizinisch-chirurgisches Studium.

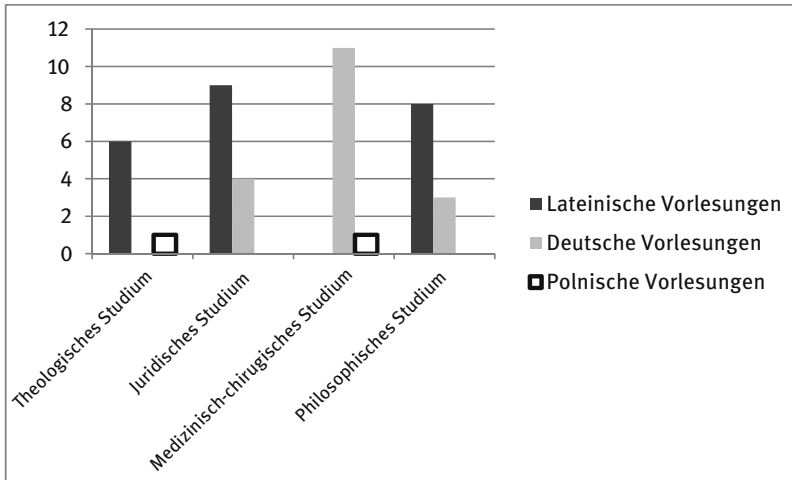
Im theologischen Studium lehrte man primär in lateinischer Sprache: „Kirchengeschichte“ (Franz Xaver Zachariewicz), „Das Alte Testament“ (Radkiewicz), „Dogmatik und Polemik“ (Hryniewiecki), „Über Moral“ (Joseph Jarina) u. a. In polnischer Sprache hielt Kajetan Zmigrodzki seine Vorlesung in Pastoraltheologie (für den dritten Jahrgang). Auf Deutsch wurde im Bereich Theologie kein Unterricht angeboten.

Im philosophischen Studium überwog ebenfalls Latein, mit Vorlesungen „Über theoretische Philosophie“ (Nikolaus Napadiewicz), „Über reine Mathematik“ (Franz Kodesch), „Religionswissenschaft“ (Josef Jarina), „Über griechische Philologie nach *Lectiones graecae*“ (Ignaz Pollak), „Physik und angewandte Mathematik“ (Anton Gloismann), „Über griechische Philologie“ (Ignaz Pollak) u. v. m.

Auf Deutsch lehrten hier in diesem Jahr Joseph Mauß („Über Universalgeschichte, nach eigenen Schriften“ und „Über die Geschichte der Österreichischen Staaten“) sowie Franz Diewald („Über allgemeine Naturgeschichte nach eigenen Schriften“). Dennoch war die deutsche Unterrichtssprache nur minimal vertreten; auf Polnisch gab es gar keine Philosophie-Vorlesungen.

Anders gestaltete sich der Sprachgebrauch im juristisch-politischen Studium: Eine ganze Reihe Vorlesungen wurde auf Deutsch gehalten, etwa „Die europäische Staatskunde“, „Die Statistik“, „Politische Wissenschaften“ und „Österreichische Gesetzkunde“ (die beiden letzteren von Josef Rohrer). Auf Polnisch wurden an dieser Fakultät keine Vorlesungen angeboten, hingegen in der lateinischen Sprache eine ganze Menge, z. B. „Die Encyclopädische Übersicht der Rechtswissenschaft“, „Das allgemeine Staatsrecht“, „Das natürliche und europäische Völkerrecht und das österreichische Kriminalrecht“, „Über das römische Recht“, „Das Kirchenrecht“, „Das Österreichische bürgerliche Recht, nach dem allg. Bürgerl. Gesetzbuch Wien 1811“, „Das ehemalige pohlische Recht“ u. v. a.

Im medizinisch-chirurgischen Studium, das zu diesem Zeitpunkt zwei Jahre dauerte und angewandt-praktisch ausgerichtet war, fehlte das Lateinische als Unterrichtssprache hingegen komplett. Die Vorlesungen fanden mehrheitlich auf Deutsch statt: „Die Einleitung in das Chirurgische Studium und in die Anatomie“ (Stecher von Sebenitz), „Physiologie und allgemeine Pathologie“ (Zerdzynski), „Die Theoretische Chirurgie“ (Benedikt Wagner), „Die spezielle Therapie der innerlichen Krankheiten“ (Babel von Fronsberg), „Die gerichtliche Arzneykunde“ (Zerdzynski), „Die Geburtshilfe“ und „Die Thierarzneykunde“. Auf Polnisch bot Stecher von Sebenitz den Unterricht in Geburtshilfe an, und zwar nach einem ins Polnische übersetzten Lehrbuch und nach eigenen Schriften (vgl. Grafik 2).



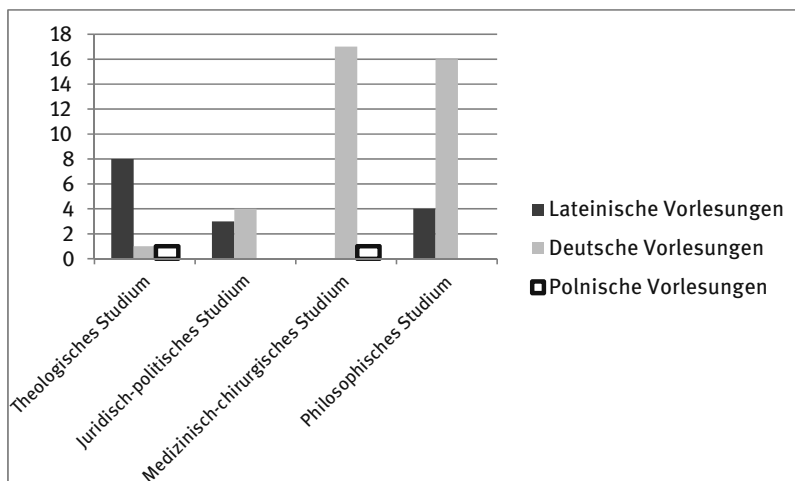
Grafik 2: Sprachgebrauch in den Vorlesungen im Jahre 1817.

Wie Diagramm 2 deutlich macht, herrschte im Jahre 1817 in der Theologie nach wie vor das Lateinische vor, mit Ausnahme der Pastoraltheologie, die in der „Volkssprache“ (auf Polnisch) unterrichtet wurde. Klare Überhand hatte das Lateinische auch in der philosophischen Fakultät. An der juristischen Fakultät waren sowohl Latein als auch Deutsch in bedeutendem Umfang vertreten.

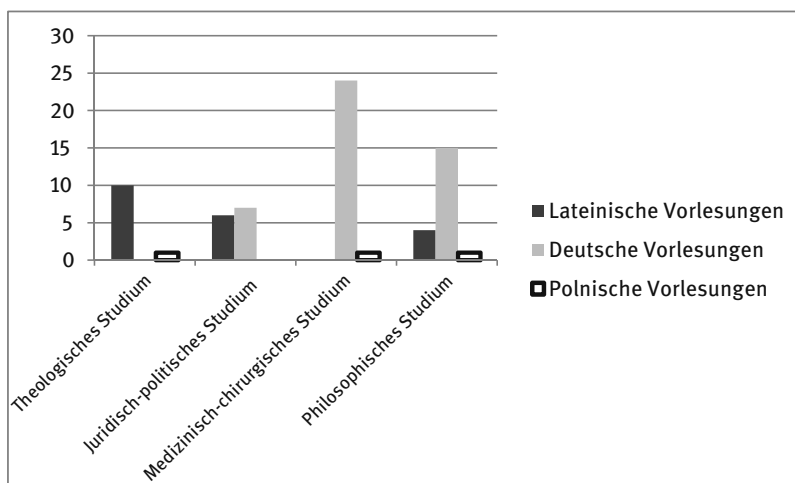
Deutlich anders als in der „Josephinischen“ Zeit stellte sich nun die Situation in der Lemberger Medizin dar: Hier wurde vorwiegend auf Deutsch unterrichtet, lediglich im Fach Geburtshilfe wurde Unterricht auf Polnisch angeboten. Das Lateinische verschwand aus dem medizinischen Unterricht.

Unverkennbar ist die Tendenz zur Verbreitung der deutschen Unterrichtssprache, die jedoch nicht schlagartig, sondern stufenweise erfolgt. Röska-Rydel (1999) ist der Meinung, dass der Sprachenwechsel zum Deutschen mit der „Einführung des neuen Schulplans im Jahre 1824, der bis 1848 gültig blieb“, erfolgte; diesem Plan gemäß „wurde die deutsche Sprache in sämtlichen Fächern eingeführt, mit Ausnahme der griechischen Philologie, die in lateinischer Sprache gelehrt wurde“ (Röska-Rydel 1999: 47). Diese Feststellung ist jedoch zu revidieren. Die ausgewerteten Vorlesungsverzeichnisse aus den Jahren 1826⁹ bis 1846 zeigen folgendes Bild: An der juristischen, medizinischen und philosophischen Fakultät dominieren tatsächlich die deutschsprachigen Vorlesungen (s. Grafik 3 und 4); lediglich über klassische Literatur und

⁹ In dem Vorlesungsverzeichnis für das Jahr 1826 wird die Vorlesungssprache explizit angegeben.



Grafik 3: Ordentliche und außerordentliche Vorlesungen an der Universität Lemberg im Jahre 1826.



Grafik 4: Ordentliche und außerordentliche Vorlesungen an der Universität Lemberg im Jahre 1840.

griechische Philologie wird auf Lateinisch gelehrt. Aber die Theologie bleibt nach wie vor fest „in lateinischer Hand“, mit Ausnahme der Pastoraltheologie, wo – wie auch schon in den Jahrzehnten zuvor – das Polnische und Ruthenische zugelassen sind. Somit kann man die Phase zwischen 1817 und 1826 nur mit großer Einschränkung als *die* Phase des Sprachenwechsels vom Lateinischen zum Deutschen für die Universität Lemberg bezeichnen.

In den Tabellen 1 und 2 sind exemplarisch Fächer der jeweiligen Fakultät nach ihren Vortragssprachen gelistet. Diese Daten geben uns einen Einblick in die Sprachwirklichkeit an der Hochschule in den Jahren 1826 und 1840.

Tab. 1: Vorlesungen an der Lemberger Universität im Jahre 1826.

Studienjahr	Theologisches Studium	Juridisches Studium	Medizinisch-chirurgisches Studium	Philosophisches Studium
1826				
Lateinische Vorlesungen	Die Kirchengeschichte; Die hebräische Sprache und biblische Archäologie; Die Einleitung in die Bücher des Alten Testaments; Die griechische Sprache; Die biblische Auslegungskunde; Exegetische Vorlesungen über die Bücher des neuen Bundes; Das Kirchenrecht; Die Dogmatik; Die Moraltheologie	Die Encyclopaedische Uebersicht der Rechtswissenschaft; Das natuerliche Privatrecht; Das allgemeine Staatsrecht; Das natuerliche und europaeische Voelkerrecht; Das oesterreichische Kriminalrecht; Über das roemische Recht; Das Kirchenrecht; Das oesterreichische buergerliche Recht; Das ehemalige pohlische Recht	Die theoretische Augenheilkunde; Lehre von den Augenkrankheiten Die praktische Augenheilkunde; Die Pathologische Anatomie; Über Rettung der Scheintodten; Pharmacologie	Über klassische Literatur; Über griechische Philologie
Deutsche Vorlesungen	Über Pädagogik	Die Europaeische Staatenkunde; Theoret. Vorbereitung zur Statistik; Die Statistik von Oesterreich; Das Handlungs- und Wechselrecht; Die Politischen Wissenschaften; Die Oesterreichische politische Gesetzkunde; Die Gerichts- und Konkursordnung u. a.	Die theoretische Augenheilkunde; Lehre von den Augenkrankheiten Die praktische Augenheilkunde; Die Pathologische Anatomie; Über Rettung der Scheintodten; Pharmacologie	Über Universalgeschichte; Über österreichische Staaten-Geschichte; Über historische Hilfs-Wissenschaften; Über allgemeine Naturgeschichte; Über prakt. Geometrie; Über Landwirtschaftskunde; Über Erziehungskunde; Über bürgerliche Baukunst; Über Botanik; Über Micologie
Polnische Vorlesungen	Die Pastoraltheologie		Die Geburtshilfe	„Über polnische Literatur werden Vorlesungen gegeben werden, wiebald der Professor hiezu seyn wird.“

Tab. 2: Vorlesungen an der Lemberger Universität im Jahre 1840.

Studienjahr	Theologisches Studium	Juridisches Studium	Medizinisches Studium	Philosophisches Studium
1840				
Lateinische Vorlesungen	Die Kirchengeschichte; Die hebräische Sprache; Die griechische Sprache; Exegetische Vorlesungen über die Bücher des Neuen Bundes; Die Einleitung über die Bücher des Neuen Bundes; Die Dogmatik; Die Moraltheologie u. a.	Die Encyclopaedische Uebersicht der Rechtswissenschaften; Das Römische Recht; Das Österreichische Bürgerliche Recht; Das ehemalige Polnische Recht; Geschäftsstyl und Jurisdiktionsnorm; Die Gerichts- und Konkursordnung		Lateinische Philologie
Deutsche Vorlesungen		Die Theorie der Statistik; Die europäische Staatenkunde; Die Statistik des Kaisertums Oesterreich und Staatsrecht; Die Österreichische Gesellschaftskunde; Das Handlungs- und Wechselrecht; Die politischen Wissenschaften; Die österreichische politische Gesetzskunde	Die Einleitung in das chirurgische Studium; Anatomie; Physik; Chemie; Botanik; Physiologie; Allgemeine medicinisch-chirurgische Pathologie und Therapie; Arzneimittellehre und pharmaceutische Waarenkunde; Theoretische Geburtshilfe; Seuchenlehre und Veterinär-Polizei; Spezielle medicinische Pathologie und Therapie; Medizinisch-praktischer Unterricht am Krankenbette; Spezielle chirurgische Pathologie und Therapie; Chirurgisch-praktischer Unterricht am Krankenbette u. a.	Religionswissenschaft; Religions-Unterricht für die Candidaten der Philosophie; Reine Elementar-Mathematik; Moralphilosophie; Physik und angewandte Mathematik
Polnische Vorlesungen	Die Pastoraltheologie		Theoretische Geburtshilfe	Polnische Sprache und Literatur (außer ordentliche Vorlesung)

Sowohl im Jahre 1826 als auch im Jahre 1840 dominierte Deutsch im juristisch-politischen Studium, in der Medizin sowie in der Philosophie. Im Vorlesungsverzeichnis von 1840 findet sich zudem auf S. 11 – das philosophische Studium betreffend – folgende Fußnote:

Zur Lehrsprache in den gesammten Gegenständen der philosophischen Studien ist durch den § 31 des mit allerhöchsten Entschließung vom 28. September 1834 genehmigten philosophischen Lehrplans die deutsche Sprache vorgeschrieben, mit Ausnahme der lateinischen Philologie, über welche der Vortrag in lateinischer Sprache gehalten wird.

Auf Polnisch wurden an der philosophischen Fakultät die Fächer Polnische Sprache und Polnische Literatur angeboten; der Besuch dieses Unterrichts war für Hörer anderer Fakultäten offen. So lesen wir auf S. 7:

Zugleich werden die Herren Juristen eingeladen, den Vorlesungen [...] über die polnische Sprache, da ihnen der Beweis hierüber bei dem künftigen Eintritte in öffentliche Dienste nothwendig ist, beizuwohnen.

Für das Jahr 1846 lässt sich ein fast identisches Fächerangebot nachweisen (siehe das entsprechende Vorlesungsverzeichnis); die sprachlichen Verhältnisse bleiben unverändert. Das Ruthenische kommt im universitären Unterricht bislang nicht vor.

Bis zum Völkerfrühling bleibt die sprachliche Situation hinsichtlich der Vorlesungen an der Universität Lemberg unverändert. Während an der theologischen und juristischen Fakultät mehrheitlich in lateinischer Sprache gelehrt wird, dominiert in der Medizin die deutsche Unterrichtssprache. Dasselbe gilt für die philosophische Fakultät, nicht zuletzt aufgrund der Vorschrift der deutschen Unterrichtssprache gemäß dem bereits erwähnten § 31, mit Ausnahme der lateinischen Philologie. Bis dahin gibt es nur wenige Fächer auf Polnisch zu hören, dazu gehören die praktische Geburtshilfe oder die Pastoraltheologie. Das Ruthenische war bis zum Völkerfrühling im Universitätsbetrieb kaum vertreten. Die Verwaltungssprache ist hingegen überwiegend Deutsch. Insgesamt auf die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts blickend ließe sich behaupten, dass bis 1848 kein Sprachwechsel stattgefunden hat. Dennoch gab es deutliche Verschiebungen im Sprachgebrauch an der Universität, die zum Teil durch Bestrebungen der lokalen Eliten verursacht waren, jedoch zum größeren Teil durch sprachenpolitische Bestimmungen „von oben“ (wie etwa der bereits erwähnte § 31 u. v. m.) stattgefunden haben.

5 Sprachengebrauch nach 1848: Umbrüche und Kontinuitäten

Der „Völkerfrühling“ 1848 brachte für die österreichische Monarchie im Ganzen wie auch für Galizien im Besonderen einige Gesetzesentwürfe hervor, die die Gleichberechtigung der landesüblichen Sprachen im Fokus hatten (vgl. Ptashnyk 2013: 99 f.). Dieses Jahr markierte auch den Beginn einer neuen Phase in der Geschichte der Universität (Dybiec 2011: 69), die durch Kämpfe um die Unterrichtssprache geprägt war.

Eine der Neuerungen, die die Ereignisse von 1848 mit sich brachten, war die vermehrte Einführung des Polnischen und teilweise des Ukrainischen als Unterrichtssprachen an der Universität. Unter dem Innen- und Bildungsminister Franz Seraph Stadion (1848/49) wurden Schritte zur „Nationalitätsberuhigung“ unternommen:

Die Universitäten erhielten das Recht, in den jeweiligen Landessprachen zu unterrichten, und gewichtige, sich als national bekennende Persönlichkeiten – wie etwa František Ladislav Čelakovský, Jakiv Holovac’kyj, Wincenty Pol und Jan Evangelista Purkyně – wurden als Lehrkräfte berufen. (Surmann 2009: 16)

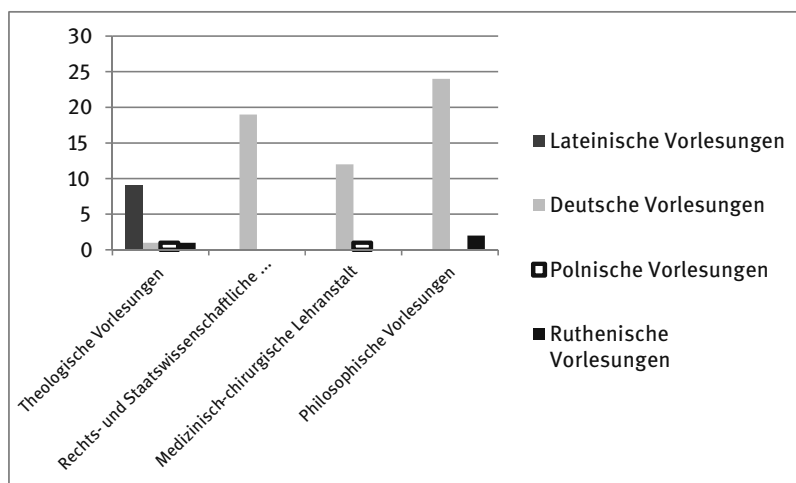
Bis 1848 fanden das Ukrainische und das Polnische – wie bereits erwähnt – verhältnismäßig wenig Anwendung als Unterrichtssprache der Universität Lemberg, wie aus den ausgewerteten Vorlesungsverzeichnissen ersichtlich ist. 1778 wurde zwar per Imperialerlass das Ruthenische als Unterrichtssprache im Fach Theologie zugelassen, es konnte sich aber an der Universität kaum etablieren. Am 19. Dezember 1848 wurde der Lehrstuhl für ukrainische Sprache und Literatur (mit Jakiv Holovac’kyj an der Spitze) eröffnet. Diese – wie Surmann schreibt – „symbolische Berufung“ von Holovac’kyj belegt, dass sich „die Politik des Statthalters Agenor Gołuchowsky, der eine Spaltung Galiziens in zwei Landesteile befürwortete, durchsetzen konnte“ (Surmann 2009: 16). Auch in der neuabsolutistischen Zeit bestand weiterhin die Lehrkanzel für Ruthenische Sprache und Literatur, ungeachtet erneuter Germanisierungstendenzen.

Der Lehrstuhl für Polnische Sprache und Literatur mit polnischer Unterrichtssprache wurde schon 1817 eröffnet. Zudem gab es einen Lehrstuhl für polnisches Recht (seit 1811) sowie einen Lehrstuhl für Slawische Literaturen (Sirka 1980: 139; auch Dybiec 2011). Unter dem Druck der polnischen Eliten verordnete die Wiener Regierung am 29. September 1848 sogar die Einführung der polnischen Unterrichtssprache an der gesamten Universität. Die Revolutionsereignisse, gepaart mit den Protesten der deutschsprachigen Professoren, verhinderten jedoch die Umsetzung dieser Verordnung an der Universität Lem-

berg, sodass am 4. Dezember 1848 eine neue Regelung erfolgte, die die deutsche Unterrichtssprache an der gesamten Universität anordnete (Dybiec 2011: 69).

In der Epoche des Neoabsolutismus¹⁰ (bis ca. 1860) wurde die sog. nationale Frage wieder außer Acht gelassen. Es bot sich keine Möglichkeit, sprachbezogene Forderungen zu stellen (Finkel & Starzyński 1894: 4). Ganz im Gegenteil: Das Jahr 1853 gilt in der Geschichte als das Jahr der gewaltsamen Germanisierung der Universitäten. Dabei kommt Krakau und Lemberg eine besondere Stellung zu, denn diese waren die einzigen Universitäten, an denen „die Germanisierung mit einem Kaiserlichen Erlass durchgesetzt wurde“ (Surmann 2009: 17).

Das Vorlesungsverzeichnis für das Wintersemester 1855/56 ergibt folgendes Bild der Sprachverhältnisse an der Universität Lemberg, inkl. der Medizinisch-chirurgischen Lehranstalt:



Grafik 5: Unterrichtssprachen in Wintersemester 1855/56, in absoluten Zahlen.

Während die Theologie nach wie vor von der lateinischen Unterrichtssprache dominiert wird, ist in anderen Fächern das Deutsche die überwiegende Unterrichtssprache. Ruthenisch ist nur für die speziellen philologischen Fächer vor-

¹⁰ Am 31. Dezember 1851 gab Franz Joseph I. sein „Silvesterpatent“ heraus und setzte damit die Oktroyierte Märzverfassung außer Kraft. Damit wurde die absolute Monarchie wieder eingeführt. Das zuvor so häufig postulierte Prinzip der Gleichberechtigung der Nationalitäten blieb in diesem Patent unerwähnt.

gesehen – die Ruthenische Sprache und Literatur. Auf Polnisch konnte man an der Medizinisch-chirurgischen Lehranstalt das Fach Theoretische Geburtshilfe hören. Bis 1870 hatte die Universität Lemberg den Charakter einer deutschen Universität, so Sirka (1980: 138).

6 Statt eines Ausblicks: Die Sprachensituation in den 1870er Jahren

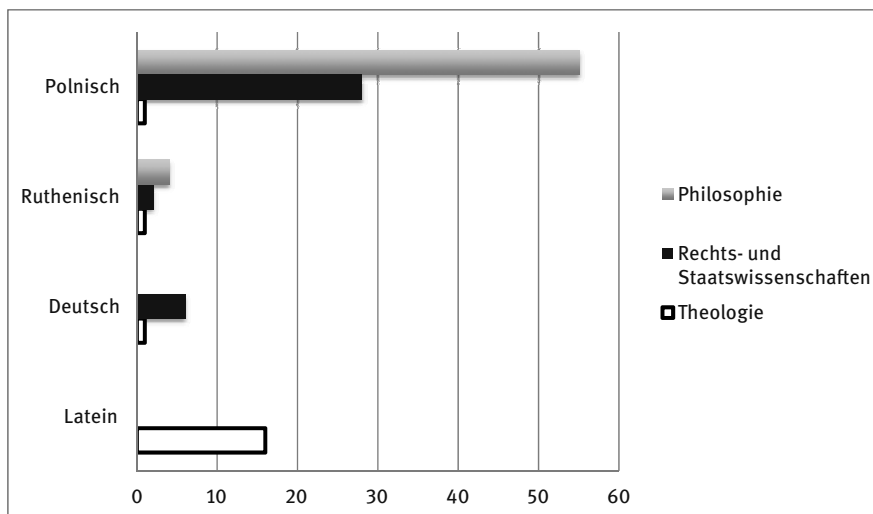
Am 4. Juli 1871 wurde durch kaiserliche EntschlieÙung an der Universität Lemberg „die alleinige polnische Vortragssprache eingeführt“ (vgl. Strakosch-Grassmann 1905: 284), wodurch die verpflichtende deutsche Unterrichtssprache abgeschafft wurde. Polnisch und Ukrainisch wurden als Unterrichtssprachen anerkannt. Ruthenisch kam jedoch aus verschiedenen Gründen noch sehr lange kaum zum Zuge. In den 1870er Jahren wurde die Universität Lemberg praktisch zu einer polnischsprachigen Institution. Deutsche Professoren wurden durch Polen ersetzt, die sowohl aus Galizien als auch aus dem russischen oder preußischen Polen kamen (Sirka 1980: 140).

Als Veranschaulichung möchte ich ein Vorlesungsverzeichnis aus den 1870er Jahre zitieren: Die „Ordnung der Vorlesungen an der k. k. Universität zu Lemberg im Sommer-Semester des Studienjahres 1875/76“ ergibt folgendes Bild: An der theologischen Fakultät zählt man in diesem Jahr 16 Vorlesungen in lateinischer Sprache und eine Vorlesung auf Deutsch („Erziehungs-Wissenschaft“). Für die Fächer „Catechetica et Methodica sowie „Theologia Pastoralis“ ist jeweils eine Vorlesung in „lingua ruthena“ und eine in „lingua polona“ vorgesehen.

An der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät überwiegt die polnische Unterrichtssprache (28 Vorlesungen); auf Deutsch werden sechs Vorlesungen gehalten; die ruthenische Unterrichtssprache gibt es in zwei Vorlesungen. An der philosophischen Fakultät wird fast ausschließlich auf Polnisch gelehrt (55 Veranstaltungen); daneben gibt es 4 Vorlesungen auf Ruthenisch (s. Grafik 6).

Als Vortragssprache überwiegt insgesamt zweifelsohne das Polnische. Das Vorlesungsverzeichnis an sich ist noch überwiegend in deutscher Beschreibungssprache verfasst,¹¹ jedoch nicht durchgehend: Das Dokument zeigt span-

¹¹ Auch dies ändert sich Ende der 1870er Jahre, ab 1879 liegen für die Universität Lemberg nur noch polnischsprachige Vorlesungsverzeichnisse vor, die semesterweise unter dem Titel „Skład Uniwersytetu i Program wykładów“ bis 1918 erscheinen.



Grafik 6: Sommer-Semester des Studienjahres 1876: Vorlesungen in der jeweiligen Unterrichtssprache (in absoluten Zahlen).¹²

nende Beispiele für Code-Switching, da die Vorlesungstitel in der jeweiligen Vortragssprache angegeben sind (Ukrainisch, Polnisch, Deutsch und Latein).

Im ausgehenden 19. Jahrhundert besteht in Lemberg eine weitgehend polonisierte Universität. Einige andere Sprachen sind zwar auch noch vertreten, aber bei weitem nicht mehr in dem Verhältnis, wie es noch zu Beginn des Jahrhunderts war. Wie stand es zu dieser Zeit um das Ruthenische als Unterrichtssprache? Nur langsam setzten die Ruthenen ihre Sprachenforderungen durch. Im ausgehenden 19. Jahrhundert intensiviert sich die Auseinandersetzung um die ruthenische Sprache an der Universität, jedoch ohne größere Erfolge. Den Wünschen nach Gründung einer separaten, ukrainischsprachigen Universität, die im Jahr 1901 artikuliert worden waren, „wurde nicht entsprochen“ (Burger 1995: 184; vgl. auch Mudryj 2002). Allerdings wurden an der Universität in Lemberg bis zum Jahr 1914 zehn Lehrkanzeln mit ruthenischer Unterrichtssprache eingerichtet (Surmann 2009: 24).

¹² Die medizinische Fakultät bestand zu diesem Zeitpunkt nicht – sie wurde ausgegliedert in ein separates medizinisch-chirurgisches Studium. Deshalb liegen hierfür keine Daten vor.

7 Resümee

Im ausgehenden 18. Jahrhundert ereigneten sich an Universitäten der Habsburger Monarchie wichtige Veränderungen, zu denen auch der Sprachenwechsel zur deutschen Kommunikationssprache gehörte. Letzterer lag nicht an inneruniversitären Bedürfnissen, sondern an der staatlichen Sprachenpolitik, welche die Germanisierung des Bildungswesens im Fokus hatte.

Das analysierte Quellenmaterial, vor allem die Vorlesungsverzeichnisse der Universität Lemberg aus dem ausgehenden 18. und dem 19. Jahrhundert, haben deutlich gezeigt, dass der Sprachenwechsel vom Lateinischen zum Deutschen mehrstufig und komplex verlief. Die Germanisierung der Hochschule hing stark mit der Sprachenpolitik Wiens zusammen, ganz besonders in der Phase des Neoabsolutismus. Vor allem ließ sich beobachten, dass die Praxis des Gebrauchs des Lateinischen als Vorlesungssprache an der Universität Lemberg sich als ziemlich beharrlich erwies und dass der Übergang vom Lateinischen zu den Volkssprachen von Fakultät zu Fakultät unterschiedlich verlief. So wurden im medizinischen Studium schon sehr früh Vorlesungen in der deutschen Sprache angeboten; in der Theologie verschwindet das Lateinische nicht einmal Ende des 19. Jahrhundert aus dem Vorlesungsverzeichnis. Die langjährige starke Präsenz des Lateinischen im Fach Theologie lässt sich – ähnlich wie Schiewe (1996) es für die Universität Freiburg tut – dadurch erklären, dass hier die Kirche an der Kommunikation beteiligt war. Die Kommunikation der römisch-katholischen Kirche fand bekanntlich primär auf Lateinisch statt (vgl. Schiewe 1996: 210). In Lemberg kommt ein weiterer spezifischer Umstand hinzu: Die Lemberger Theologie hatte sowohl den römisch-katholischen (polnisch-, armenisch- und deutschsprachigen) als auch den griechisch-katholischen (meist ruthenischsprachigen) Klerus auszubilden. Für all diese Sprachgruppen und Konfessionen war das Latein die universale Vermittlungssprache.

Die besondere Komplexität des Sprachwechsels vom Lateinischen zum Deutschen an der Universität Lemberg ist dadurch zu erklären, dass es sich dabei nicht um den Übergang von einer Bildungs- zu einer Volkssprache handelt, wie man es von den meisten europäischen, v. a. deutschen Universitäten kennt: In Lemberg war Deutsch nur die Muttersprache eines kleinen, wenn auch einflussreichen Bevölkerungsteils. Im Grunde genommen war dort der Wechsel vom Lateinischen zum Deutschen der Wechsel von einer Bildungssprache zu einer anderen.

Der analysierte Sprachenwechsel – zunächst zum Deutschen, später zum Polnischen und teilweise Ruthenischen als Vorlesungs- und Wissenschaftssprache – war durch sehr vielfältige außersprachliche Faktoren bedingt bzw. beeinflusst. Dass sich Deutsch an der Universität Lemberg für einen längeren

Zeitraum etablieren konnte, hängt mit seiner Funktion als Staatssprache zusammen, mit der Sprachenpolitik Wiens sowie mit der Tatsache, dass sich das Ukrainische/Ruthenische und Polnische im 19. Jahrhundert noch auf anderen Stufen der Standardisierung befanden als das Deutsche. Da nach 1848 sich die Frage nach der Gleichberechtigung aller landesüblichen Sprachen zuspitzte und später sich die meisten Sprachkonflikte entlang des polnisch-ukrainischen Verhältnisses formierten, konnte das Deutsche zunächst für eine Art Neutralität sorgen.

Das Deutsche spielte im Hochschulbereich noch länger eine Rolle als in den anderen Domänen des öffentlichen Lebens in Lemberg: Die 1860er und 1870er Jahre sind immer noch eine „Blütezeit“ für die deutsche Vortragssprache an der Universität Lemberg. In allen anderen Bereichen – etwa Mittelschulen (vgl. dazu Ptashnyk 2015: 284 f.), Gerichtswesen, Stadtverwaltung, Pressewesen – ist schon früher eine deutliche Polonisierung festzustellen. An der Universität Lemberg kam diese Entwicklung etwas später, aber das war nur eine Frage der Zeit. Von einer „Monolingualität“ an der Universität Lemberg konnte bis 1918 gar keine Rede sein. Im Grunde wurde weder eine vollständige Germanisierung noch eine vollständige Polonisierung der Lemberger Universität erreicht. In allen Epochen war ein Nebeneinander von mindestens drei Sprachen zu beobachten.

Primärquellen

Acta Universitatis Leopoltanae in Galicia Anno MDCCCLXXXIV. Inauguratae. Leopoli, 1786.

Lemberg: Druckerei von Thomas Piller.

Akademische Behörden an der K. K. Universität zu Lemberg: sammt der Ordnung der Vorlesungen an derselben. [Jahrgänge 1862 bis 1879].

Die Ruthenische Sprach- und Schriftfrage in Galizien (1861). Lemberg: Schnellpresse des Stauropigianischen Instituts.

Handbuch des Statthaltereigebietes in Galizien für das Jahr [...]. Lemberg: K. K. Galizische Aerial-Staats-Druckerei [Jahrgänge 1862 bis 1866].

Lectionscatalogus von Lemberg: Praelectiones tam ordinariae quam extraordinariae in Universitate Leopoliensi, a 17 Novembr. 1784 usque ad 7 Sept. 1785 habendae. Leopoli, typis Thomae Piller, ArchiEpisc. Typographi. In: *Schlözer's Stats-Anzeigen*, Heft 36, Band IX/1786. Göttingen: Vandenhoeck, 456–460.

Österreichische Statistik. Hg. von der k. k. statistischen Central-Commission. Neue Folge, Band 1, Wien 1912.

Ordnung der öffentlichen Vorlesungen, welche an der seiner Kais. Majestät Franz I. allerhöchsten Namen führenden Universität zu Lemberg im Schuljahre [...] gehalten wurden [Jahrgänge 1826 bis 1879].

Retzbach, Johann Michael (Hrsg.): Taschenbuch der k. k. Lemberger Universität. Lemberg: Schnayder'sche Schriften. [Jahrgänge 1819, 1822 und 1838].

Spis wykładów w C. K. Uniwersytecie imienia Cesarza Franciszka I we Lwowie [...] / Program wykładów w C. K. Uniwersytecie imienia Cesarza Franciszka we Lwowie w [...] / Skład personelu i program wykładów w [...] półroczu [...]. C. K. Uniwersytet im. Cesarza Franciszka I. we Lwowie [Jahrgänge 1876 bis 1890].

Literatur

- Dybiec, Julian (2011): Uniwersytet Lwowski pod zaborem austriackim. In: Wanda Lohman (Hrsg.), *Universitati Leopoliensi trecentesimo quinquagesimo anniversarium suae foundationis celebranti in memoriam*. Kraków: Polska Akademia Umiejętności, 66–76.
- Eder, Ulrike (2006): „Auf die mehrere Ausbreitung der deutschen Sprache soll fürgedacht werden“: Deutsch als Fremd- und Zweitsprache im Unterrichtssystem der Donaumonarchie zur Regierungszeit Maria Theresias und Josephs II. Innsbruck u. a.: StudienVerlag.
- Finkel, Ludwik & Stanisław Starzyński (1894): *Historia uniwersytetu Lwowskiego*. Lwów: Nakładem Senatu akademickiego c. k. Uniwersytetu Lwowskiego.
- Fischel, Alfred (1910): *Das Österreichische Sprachenrecht: eine Quellensammlung*. Brünn: Irrgang.
- Jaworski, Franciszek (1912): *Uniwersytet Lwowski. Wspomnienie jubileuszowe*. Lwów: Nakładem Tow. Mitośników Przeszłości Lwowa.
- Łuszczak, Grzegorz (2011): Kierunki nauczania i kadra dydaktyczna lwowskich szkół jezuickich 1661–1773. In: Wanda Lohman (Hrsg.), *Universitati Leopoliensi trecentesimo quinquagesimo anniversarium suae foundationis celebranti in memoriam*. Kraków: Polska Akademia Umiejętności, 44–63.
- Mudryj (2002) = Мудрий, Мар'ян (2002): Від Австрії до Польщі. Проблема українського університету у Львові в першій чверті XX століття. In: Kazimierz Karolczak (Hrsg.), *Lwów – miasto, społeczeństwo, kultura: studia z dziejów Lwowa [= Львів – місто, суспільство, культура]*. Kraków: Wydawn. Naukowe WSP, 291–310.
- Ptashnyk, Stefaniya (2013): Stadtsprachen historisch betrachtet: Zur Beschreibung der Mehrsprachigkeit in Lemberg 1848–1900. In: Christoph Kolbeck, Reinhard Krapp & Paul Rössler (Hrsg.), *Stadtsprache(n) – Variation und Wandel*. Heidelberg: Winter, 95–110.
- Ptashnyk, Stefaniya (2015): Deutsch im alten Österreich: Zur Mehrsprachigkeit und Variation im habsburgischen Bildungswesen in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts am Beispiel der Stadt Lemberg. In: Alexandra N. Lenz et al. (Hrsg.), *Dimensionen des Deutschen in Österreich. Variation und Varietäten im sozialen Kontext*. Frankfurt a. M. u. a.: Peter Lang, 377–392.
- Röskau-Rydel, Isabel (1999): *Deutsche Geschichte im Osten Europas. Galizien*. Berlin: Siedler.
- Schiewe, Jürgen (1996): *Sprachenwechsel – Funktionswandel – Austausch der Denkstile: Die Universität Freiburg zwischen Latein und Deutsch*. Tübingen: Niemeyer.
- Sirka, Ann (1980): *The Nationality Question in Austrian education. The case of Ukrainians in Galicia 1867–1914*. Frankfurt a. M. u. a.: Peter Lang.
- Stopka, Krzysztof (2011): Nauki historyczne na Uniwersytecie Lwowskim. In: Wanda Lohman (Hrsg.), *Universitati Leopoliensi trecentesimo quinquagesimo anniversarium suae foundationis celebranti in memoriam*. Kraków: Polska Akademia Umiejętności, 225–266.

- Surmann, Jan (2009): Figurationen der Akademia. Galizische Universitäten zwischen Imperialismus und multiplen Nationalismus. In: Doktoratskolleg Galizien (Hrsg.), *Galizien. Fragmente eines diskursiven Raums*. Innsbruck u. a.: Studienverlag, 15–26.
- Wróblewski, Andrzej K. (2011): Fizyka na Uniwersytecie we Lwowie. In: Wanda Lohman (Hrsg.), *Universitati Leopoliensi trecentiesimum quinquagesimum anniversarium suae foundationis celebranti in memoriam*. Kraków: Polska Akademia Umiejętności, 267–289.

Thorsten Roelcke

Von der wissenschaftlichen Eignung der deutschen Sprache

Sprachreflexion in Barock und Aufklärung

1 Vorbemerkungen

Um die Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert wird die lateinische *Lingua franca* der Wissenschaft zunehmend von deutschen Wissenschaftssprachen verdrängt¹ – vergleichbar der entgegengesetzten Entwicklung, die diese seit dem 20. Jahrhundert angesichts der zunehmenden internationalen Bedeutung des Englischen zeigen.² Wie in der jüngeren Diskussion³ ist diese Konkurrenz auch in der Zeit des Barock und der Aufklärung Gegenstand einer mitunter nicht nur rational, sondern auch emotional geführten öffentlichen und wissenschaftlichen Sprachreflexion.⁴

Insbesondere in den sprachreflexiven Texten des 18., aber auch in solchen des 17. Jahrhunderts ist dabei eine ganze Reihe an Argumenten zu finden, die teils pragmatisch-linguistisch, teils politisch-patriotisch motiviert sind und dabei für den Gebrauch des Deutschen neben oder sogar anstelle des Lateinischen als Wissenschaftssprache ins Spiel gebracht werden.⁵ Diese lassen sich unter fünf zentrale Thesen subsumieren:

- Der Gebrauch der deutschen Sprache in wissenschaftlichen Texten erhöhe deren Verständlichkeit für deutsche Muttersprachler.
- Er Sorge für einen Ausgleich von mangelnden Lateinkenntnissen bei Studierenden, die wissenschaftliche Texte nicht richtig rezipieren können.
- Mit dem Gebrauch des Deutschen erübrige sich der Erwerb einer wissenschaftlichen Fremdsprache und es werde Lebensarbeitszeit gewonnen.

1 Vgl. Greule, Meier & Ziegler (2012); Klein (2011); Polenz & Moulin (2013: 374–395); Roelcke (2010: 180–203); Schiewe (1996); Ulbrich (2012).

2 Vgl. etwa Ammon (1998); (2001); Reinbothe (2006); (2011); (2015); Skudlik (1990).

3 Vgl. z. B. Debus, Kollmann & Pörksen (2000); Eins, Glück & Pretschner (2011); Kirchhof (2010).

4 Vgl. Roelcke (2014a: 9–209); (2015: 95–98).

5 Vgl. insbesondere Gardt (1994); (2000); Haßler (1984); Haßler & Neis (2009); Ricken (1990); Roelcke (2000); (2015: 98–108).

Thorsten Roelcke, Technische Universität Berlin, Deutsch als Fremd- und Fachsprache, Sekr. HBS 2, Hardenbergstr. 16–18, 10623 Berlin, E-Mail: roelcke@tu-berlin.de

- Die Verwendung der deutschen Sprache in der Wissenschaft trage wesentlich zu der Entwicklung einer nationalen Literatursprache bei.
- Mit dem Gebrauch des Deutschen lasse sich nicht zuletzt auch das Ideal einer ganzheitlichen Bildung breiter Bevölkerungsgruppen umsetzen.

Angesichts dieser Argumente stellt sich deutschen Sprachdenkern des 17. und 18. Jahrhunderts im Weiteren die Frage, ob das Deutsche überhaupt dazu geeignet ist, als Sprache wissenschaftlicher Kommunikation zu dienen.

2 Wissenschaftliche Eignung von Sprachen

Im Hinblick auf die Beantwortung dieser Frage lassen sich im Sprachdenken des Barock und der Aufklärung zwei Positionen unterscheiden, die zum einen als These wissenschaftlicher Äquivalenz und zum anderen als These wissenschaftlicher Evaluation charakterisiert werden können. Im Folgenden werden diese beiden Thesen näher erläutert und im Anschluss hieran einige Ergebnisse und Folgerungen aus der Evaluationsthese für die Sprachdenker des Barock und der Aufklärung erörtert.

2.1 Wissenschaftliche Äquivalenz

Der ersten Position nach ist jede einzelne Sprache gleichermaßen zur wissenschaftlichen Kommunikation geeignet. Aus dieser Annahme heraus ergibt sich angesichts der oben genannten Argumente die Folgerung bzw. Forderung, das Deutsche neben dem oder statt des Lateinischen (oder anderer Sprachen wie insbesondere Griechisch und Französisch)⁶ als Wissenschaftssprache zu etablieren. Diese rationalistisch anmutende These wird nicht erst in der Zeit der Aufklärung aufgestellt, sondern findet sich bereits bei Vertretern der Barockzeit und wird dabei sowohl hinsichtlich ganzer Einzelsprachen als auch in Bezug auf deren Wortschatz formuliert. Dies sei im Folgenden anhand von zwei Beispielen gezeigt.

Die These, dass jede einzelne Sprache gleichermaßen als Wissenschaftssprache geeignet erscheine, wird beispielsweise in der Mitte des 17. Jahrhunderts von Carl Gustav von Hille vertreten. Hille behauptet im „Teutschen Palmbaum“, dass das menschliche Denken unabhängig von einzelnen Sprachen sei

⁶ Vgl. Roelcke (2014a: 210–274); (2014b).

und jede Sprache den Ausdruck menschlicher Gedanken erlaube: „Es ist [...] die Vernunft an keine gewisse Sprache gebunden: alle Zungen können verständige Gedanken ausreden“ (Hille 1647: 136). Im Folgenden weist er dann mit Blick auf das Deutsche und das Lateinische als Konsequenz hieraus die in seiner Zeit nicht unübliche Auffassung zurück, „daß man nur in Latein / Griechisch oder Hebräisch weiß / in Teutsch aber nährisch seyn sollte“ (Hille 1647: 136 f.).

Die These der wissenschaftlichen Äquivalenz einzelner Sprachen bezieht sich insbesondere auf die Ebene des Wortschatzes. Und so äußert sich Justus Georg Schottelius nur wenige Jahre später zur Verwendung deutscher anstelle lateinischer Fachwörter bzw. Termini. In der „Teutschen SprachKunst“ wirft er die rhetorische Frage auf, ob „teutsche Kunstwörter nicht können eben so gründlich / vernemlich und wollautend ausdrücken und anzeigen das Ding / dessen Kunstmässige Wörter sie sind [...] als die Griechische oder Lateinische“ (Schottelius 1651: 12). Bemerkenswert an dieser Formulierung ist, dass Schottelius hier nicht allein semantische, sondern auch grammatische, pragmatische und nicht zuletzt auch ästhetische Gesichtspunkte einer wissenschaftlichen Eignung einzelner Sprachen anspricht.

2.2 Wissenschaftliche Evaluation

Der zweiten Position nach sind nicht alle Sprachen gleichermaßen zum Gebrauch innerhalb von wissenschaftlicher Kommunikation geeignet. Mit Blick auf den Gebrauch des Deutschen neben dem oder statt des Lateinischen gilt es daher für die Vertreter dieser These, zunächst zu prüfen, ob sich das Deutsche im Vergleich zum Lateinischen nicht mindestens ebenso gut, wenn nicht sogar besser als Wissenschaftssprache eignet. Auch diese These findet sich in Texten des 17. Jahrhunderts, ist dann jedoch meist polemisch aufgeladen. Eine rationale Prüfung einzelner Sprachen wird dagegen in aller Regel erst in Quellen des 18. Jahrhunderts angeregt. Dabei wird durchaus zwischen lexikalischen und grammatischen Systemen von einzelnen Sprachen und der kommunikativen Kompetenz von einzelnen Personen unterschieden.

Ein wichtiger Vertreter der These wissenschaftlicher Evaluation wissenschaftlicher Sprachen ist Georg Friedrich Meier. Angesichts der großen Bedeutung, die dem Lateinischen und Griechischen noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts im deutschen Sprachraum zukommt, müsse untersucht werden, ob diese überhaupt „alle diejenigen Vollkommenheiten in dem gehörigen Grade besitzen, um derenwillen eine Sprache, den Namen einer gelehrten und philosophischen Sprache, verdient“ (Meier 1763: 36 f.). Für eine solche Prüfung sieht Meier im Rahmen seiner „Betrachtung über die Natur der gelehrten Sprache“ (Meier 1763: Titel) zwei Schritte vor – zunächst die Festlegung von Merkmalen

einer (guten) Wissenschaftssprache und daraufhin den Nachweis dieser Merkmale in den betreffenden Einzelsprachen:

Wer den ganzen Streit, über die Nothwendigkeit der griechischen und lateinischen Sprache zur wahren Gelehrsamkeit vernünftig entscheiden will, der muß einen deutlichen und vollkommenen Begriff von den mannigfaltigen Vollkommenheiten einer gelehrten Sprache haben, und alsdenn untersuchen, ob diese genannten Sprachen nicht nur diese Vollkommenheiten haben, sondern ob auch andere Sprachen mit eben diesen Vollkommenheiten ausgeschmückt sind, oder ob sie es nicht sind. (Meier 1763: 37 f.)

Meier weist jedoch darauf hin, dass eine Sprache, die angesichts ihrer Merkmale als eine gute Wissenschaftssprache anzusehen sei, allein durch den Gebrauch von kompetenten Personen zu einem geeigneten Mittel wissenschaftlicher Kommunikation werde: „Wer eine Sprache nicht recht gelernt hat, und wer keine recht vollkommene Fertigkeit in dem Gebrauche derselben, durch seinen Fleiß, erlangt hat, in Absicht auf denselben ist die allervollkommenste Sprache sehr unvollkommen, aber durch seine eigene Schuld“ (Meier 1763: 38). Meier unterscheidet also deutlich zwischen dem wissenschaftssprachlichen System einer Einzelsprache einerseits und der wissenschaftssprachlichen Kompetenz von deren Sprachverwendern andererseits.

Unabhängig hiervon nennt Meier in seiner „Betrachtung“ allerdings auch einige fachliche Disziplinen, die aufgrund ihres kulturgeschichtlichen Hintergrundes einzelsprachlich gebunden seien. Dies gelte mit Blick auf das Lateinische etwa für einzelne Bereiche der Rechtswissenschaften und die Geschichtswissenschaft der klassischen Antike: „Es giebt manche Theile der Gelehrsamkeit, welche schlechterdings nicht gehörig erlernt werden können, wenn man die griechische und lateinische Sprache nicht in seiner Gewalt hat“; hierzu zählen „das römische Recht sowie die griechische und römische Historie“ (Meier 1763: 79 f.).

3 Ergebnisse sprachlicher Evaluation

Die Erörterung und Überprüfung wissenschaftssprachlicher Merkmale zielt im Sprachdenken des Barock und der Aufklärung auf verschiedene sprachliche Beschreibungsebenen. Dies sei hier anhand von drei Beispielen gezeigt:

1. Wortschatz: Häufigkeit von Abstrakta und Konkreta;
2. Wortbildung: Bildung von Determinativkomposita;
3. Satzbau: Seltenheit von Inversionen.

3.1 Häufigkeit von Abstrakta und Konkreta

In der Regel werden Wissenschaftssprachen mit einem großen Wortschatz im Allgemeinen und einem hohen Vorkommen an Abstrakta im Besonderen in Verbindung gebracht (vgl. Roelcke 2010: 55–60). Ein reicher Wortschatz entspricht dabei einem erhöhten Benennungsbedarf in einem spezialisierten Tätigkeitsbereich, eine hohe Anzahl von Abstrakta dem Grad an theoretischer Durchdringung eines solchen Bereichs.

Für die Gelehrten des Barock und der Aufklärung gilt hier das Lateinische geradezu als prototypisch, während das Deutsche durch eine ausgesprochen geringe abstrakte Begrifflichkeit ausgezeichnet sei. Noch eingangs des 18. Jahrhunderts führen dies Bodmer und Breitinger in den „Discoursen der Mahlern“ auf einen bevorzugten Gebrauch der lateinischen *Lingua franca* zurück, welche eine entsprechende Entwicklung der deutschen Sprache verhindert habe: „Daß uns in der Deutschen Sprache noch viele Begriffe ausbleiben / die keine eigene Nahmen haben / geschicht aus keiner andern Ursache / als weil Deutschlands sinnreichste Köpffe bisher lieber in der Lateinischen als in ihrer Mutter-Sprache geschrieben haben“ (Bodmer & Breitinger 1721–1723: 4).

Stellen die beiden Schweizer dem Deutschen hiermit ein negatives Zeugnis aus, kommt Gottfried Wilhelm Leibniz hier zu einem anderen Ergebnis. Auch Leibniz leugnet nicht die geringe Zahl an Abstrakta in der deutschen Sprache, weist jedoch darauf hin, dass diese demgegenüber zahlreiche Konkreta – insbesondere im Bereich des Handwerks und der angewandten Wissenschaften – aufweise, für die es in der lateinischen Sprache ihrerseits keine Entsprechungen gebe. Bekannt ist in diesem Zusammenhang die folgende Passage aus den „Unvorgreifflichen Gedanken“:

Ich finde, dass die Teutschen ihre Sprache bereits hoch gebracht in allen dem, so mit den fünff Sinnen zu begreifen, und auch dem gemeinen Mann fürkommt; absonderlich in leiblichen Dingen, auch Kunst- und Handwercks-Sachen, weil nemlichen die Gelehrten fast allein mit dem Latein beschäftigt gewesen und die Mutter-Sprache dem gemeinen Lauff überlassen, welche nichts desto weniger auch von den so genandten Ungelehrten nach Lehre der Natur gar wohl getrieben worden. (Leibniz 1697/1908: 330)

Mit Blick auf die Erfassung und die Darstellung der deutschen Grammatik anhand der gängigen lateinischen Terminologie weist Friedrich Gottlieb Klopstock in der „Deutschen Gelehrtenrepublik“ auf zwei Problembereiche hin. Zum einen erfasse der lateinische Fachwortschatz einige Bereiche der Grammatik nicht hinreichend, zum anderen erweise er sich bezüglich anderer Bereiche als ungeeignet: „Denn fürs erste haben diese alten Grammatiker verschiedenes nicht untersucht, was sie hätten untersuchen sollten; man müste also noch einige Kunstwörter mehr haben, als man bey ihnen antrifft: fürs zweyte erfordert

das Eigentümliche unserer Sprache einige, die in den lateinischen Grammatiken nicht vorkommen konten“ (Klopstock 1774: 123 f.). Hiernach zeige das Lateinische somit nur eine relative und keine absolute Eignung als wissenschaftliche Fachsprache.

3.2 Bildung von Determinativkomposita

Der wissenschaftliche Sprachgebrauch wird bis heute mit einer Ökonomie auf der Ausdrucksseite in Verbindung gebracht. Dabei spielt insbesondere auch die Wortbildung eine entscheidende Rolle, als durch Wortbildungsprodukte (Komposita, Derivata und Kurzwörter) ganze syntaktische Einheiten ersetzt werden können, was letztlich zu einer kürzeren Ausdrucksweise führt (vgl. Roelcke 2010: 79–82).

Während Kurzwörter im 17. und 18. Jahrhundert im deutschen Sprachraum keine Beachtung finden, da sie in der wissenschaftlichen Kommunikation keine oder kaum eine Rolle spielen, ist das Interesse der Sprachdenker an fachsprachlicher Derivation und insbesondere Komposition ausgesprochen groß. Im Unterschied zum lexikalischen Bereich mit seinem Bestand an Abstrakta und Konkreta wird dabei immer wieder auf erhebliche Vorteile des Deutschen gegenüber dem Lateinischen hingewiesen.

So betont beispielsweise Carl Gustav von Hille im „Teutschen Palmbaum“ nicht zuletzt „die künstliche Füglichkeit unserer Teutschen Wörter / deren vielen die Lateinische Sprache nicht nachsprechen kann“ (Hille 1647: 176). Diese „Füglichkeit“ bestehe in der Wortbildungsproduktivität und hier wiederum insbesondere in der Neigung zur sog. „Verdopplung“, d. h. Komposition. Denn Gelehrte welcher wissenschaftlichen Disziplin auch immer müssten bei der Verwendung des Lateinischen das, „was wir mit einer Verdopplung ausreden / mit etlichen Worten geben / oder zu dem Griechischen fliehen“ (Hille 1647: 176). Diese Wortbildungsproduktivität sei „von den viel einsyllbigen Stammwörtern der Teutschen“ (Hille 1647: 176) Sprache bedingt.

An Hilles Einschätzung ist bemerkenswert, dass hier nicht alleine der deutschen Sprache gegenüber der lateinischen eine höhere Eignung zu wissenschaftlicher Kommunikation attestiert, sondern darüber hinaus auch eine Äquivalenz mit dem Altgriechischen insinuiert wird. Auch dies ist kein Einzelfall. Analog hierzu argumentiert auch Johann Heinrich Lambert im „Neuen Organon“ mit Blick auf die Möglichkeiten zur Komposition und Derivation im Deutschen und Griechischen: „Die deutsche Sprache, die bereits angefangen hat, zur gelehrten Sprache zu werden, scheint die Vollkommenheit der griechischen erreichen zu können. Sie hat bestimmte und bedeutende Wörter, und sehr viele Möglichkeiten der Zusammensetzung und Ableitung“ (Lambert 1764: 77).

3.3 Seltenheit von Inversionen

Neben Wortschatz und Wortbildung spielt im Sprachdenken des Barock und der Aufklärung auch die Syntax eine wichtige Rolle hinsichtlich der Einschätzung einer wissenschaftlichen Eignung einzelner Sprachen. Dabei wird vor allem auf einen logisch richtigen und argumentativ nachvollziehbaren Satzbau Wert gelegt; Abweichungen im Sinne syntaktischer Inversionen seien demgegenüber zu meiden. So heißt es beispielsweise in den „Fragmenten“ über die neuere „Deutsche Litteratur“ von Johann Gottfried Herder: „Betrachtet eine Philosophische Sprache: wäre sie von einem Philosophen erdacht: so hübe sie alle Inversionen auf“ (Herder 1767: 191).

Günstig erscheint in diesem Zusammenhang wiederum die verhältnismäßig freie Wort- und Satzgliedstellung des Lateinischen. Diese leiste laut Herder einem angemessenen wissenschaftlichen Schreibstil Vorschub: „Nehmt die, die am meisten zur Weltweisheit gebraucht wird, die Lateinische, nehmt sie, wie sie in den Büchern der Weltweisheit ist, wenn sie Lehrsätze und trockene Beweise vorträgt: wie ist sie? Ohne Inversionen meistens“ (Herder 1767: 191). Der Zusammenhang von Wort- und Satzgliedstellung einerseits und Formbildung andererseits wird von den Sprachdenkern der Zeit nicht diskutiert.

Diese positive Beurteilung der lateinischen Sprache impliziert eine negative Einschätzung hinsichtlich der deutschen: Deren strengere Wort- und Satzgliedstellung, welche bis in das 19. Jahrhundert Gegenstand umfangreicher und zum Teil heftig umstrittener Bemühungen um eine Reglementierung ist, wird hier im Vergleich zu derjenigen des Lateins als inversionsreich erachtet. Sie habe damit als weniger tauglich zu wissenschaftlicher Kommunikation zu gelten (vgl. Roelcke 2014a: 55–60).

4 Wissenschaftssprachliche Konsequenzen

Um ein kurzes Zwischenfazit zu ziehen (vgl. Tab. 1): Die Evaluation des Lateinischen und des Deutschen im Sprachdenken des 17. und 18. Jahrhunderts in Bezug auf deren Eignung zu wissenschaftlicher Kommunikation kommt zu dem Ergebnis, dass sich das Lateinische durch einen Reichtum an Abstrakta, eine geringe Wortbildungsneigung sowie eine Armut an Inversionen auszeichne, während das Deutsche durch einen Reichtum an Konkreta, eine hohe Wortbildungsneigung und einen Reichtum an Inversionen gekennzeichnet sei. Damit erweist sich das Lateinische hinsichtlich seines Wortschatzes und seines Satzbaus als gut geeignet für wissenschaftliche Kommunikation, das Deutsche

Tab. 1: Latein und Deutsch im wissenschaftssprachlichen Vergleich.

	Latein	Deutsch
Wortschatz	Reichtum an Abstrakta	Reichtum an Konkreta
Wortbildung	Geringe Wortbildungsneigung	Hohe Wortbildungsneigung
Satzbau	Armut an Inversionen	Reichtum an Inversionen

hingegen in Bezug auf seine Wortbildungsmorphologie sowie – mit Blick auf Handwerk und angewandte Wissenschaftsbereiche – seinen Wortschatz.

Evaluationsergebnisse dieser Art bleiben im Sprachdenken des Barock und der Aufklärung in aller Regel nicht für sich alleine stehen. Es werden hieraus vielmehr verschiedenartige Konsequenzen gezogen, die – wie auch in diesem Falle – nicht allein sprachwissenschaftlicher, sondern auch sprachpolitischer, wenn nicht gar sprachideologischer Natur sind. Im Folgenden seien drei dieser Konsequenzen vorgestellt:

1. Etablierung des Deutschen als Wissenschaftssprache;
2. Fremdsprachliche Überprüfung von wissenschaftlichen Texten;
3. Besinnung auf einen gesamteuropäischen Wissenschaftswortschatz.

4.1 Etablierung einer deutschen Wissenschaftssprache

Nicht alleine Vertreter der These einer wissenschaftlichen Äquivalenz sämtlicher Sprachen im Hinblick auf wissenschaftliche Kommunikation kommen zu der Forderung, anstelle des oder neben dem Lateinischen auch das Deutsche als wissenschaftliche Sprache zu etablieren (vgl. 2.1). Zu einem entsprechenden Ergebnis kommen auch solche Sprachdenker des 17. und 18. Jahrhunderts, die zunächst eine Evaluation einzelner Sprachen, in diesem Falle also: des Lateinischen und Deutschen, fordern.

Angesichts der hier vorgestellten Evaluationsergebnisse aus Barock und Aufklärung läuft dies auf die Forderung nach dem Ausbau eines abstrakten wissenschaftlichen Wortschatzes (verwirklicht etwa in den deutschsprachigen Schriften von Christian Wolff), eine weitere adäquate Nutzung der Wortbildungsmöglichkeiten sowie eine Reglementierung der Wort- und Satzgliedstellung im Deutschen hinaus (vgl. hierzu die Belege oben).

4.2 Fremdsprachliche Prüfung von Wissenschaftstexten

Die Forderung nach einer Prüfung von wissenschaftlichen Texten anhand von fremden Sprachen konkretisiert sich hier im Hinblick auf das Lateinische und Deutsche unter Bezugnahme auf das Französische.

Nach Gottfried Wilhelm Leibniz erlaube die Wiedergabe wissenschaftlicher Texte in einer anderen Sprache eine Prüfung von deren konzeptionellem und argumentativem Gehalt. So schreibt er in seiner kleinen Schrift über die Gründung einer „deutschliebenden Genossenschaft“: „Es hat die deutsche Sprache darin einen trefflichen Vorzug vor der lateinischen und vor denen, die aus der lateinischen entsprossen, daß sie gleichsam ein Probiertein ist rechtschaffener guter Gedanken“ (Leibniz 1671–1697/1916: 58).

In dieser Argumentation treten neben die genannten sprachstrukturellen Aspekte auch genealogische und historische Gesichtspunkte: Das Deutsche sei zur Überprüfung lateinischer Texte besser geeignet als das Französische oder andere romanische Sprachen (bzw. solche mit einem großen Anteil romanischer Lexik), da es genealogisch weniger mit dem Lateinischen verwandt sei und somit einen größeren strukturellen Abstand zeige. Hinzu komme der Umstand, dass das Deutsche bislang noch kaum als Wissenschaftssprache etabliert sei. Sein Gebrauch erlaube daher so etwas wie eine kommunikative Unvoreingenommenheit, die etwa im Falle der Philosophie von Konzepten und Argumenten der eingeführten Schulphilosophie noch weitgehend unbeeinflusst sei. Leibniz führt dies in derselben Schrift folgendermaßen aus:

Denn den Franzosen, Italienern und Engländern, weil sie die Freiheit haben, lateinische Worte ihres Gefallens einzumischen, ist es leicht, alle Schulgrillen und undienlichen Phantasien der Philosophen in ihrer Sprache zu geben. Hingegen, weil die deutsche Sprache dessen ungewohnt, daher kommt es, daß die Gedanken, die man mit gutem, reinen Deutsch geben kann, auch gründlich sind, was aber sich nicht in gutem Deutsch geben läßt, besteht gemeiniglich in leeren Worten und gehört zu der Scholastik. (Leibniz 1671–1697/1916: 58).

In dieser Passage werden „Schulgrillen und undienliche[] Phantasien der Philosophen in ihrer [also französischer, italienischer oder englischer] Sprache“ und „Gedanken, die man mit gutem, reinen Deutsch geben kann“, einander gegenübergestellt. Dieses Beispiel zeigt, dass auch Leibniz' Argumentation bis zu einem gewissen Grad der dem Französischen abgeneigten Sprachideologie seiner Zeit verpflichtet ist.

4.3 Europäischer Wissenschaftswortschatz

Im Europa des 17. und 18. Jahrhunderts ist eine zunehmende wissenschaftliche Nationalsprachlichkeit auf Kosten der lateinischen Lingua franca zu beobach-

ten; im deutschen Sprachraum setzt diese im Vergleich zum französischen oder italienischen verhältnismäßig spät ein. Dennoch findet sich bei vielen deutschen Sprachdenkern des Barock und der Aufklärung das Bewusstsein dafür, dass das Lateinische und dessen Wortschatz die verschiedenen nationalen Wissenschaftssprachen auch weiterhin verbinde und somit nach wie vor den gemeinsamen Ursprung europäischen Denkens erkennen lasse.

Vor diesem Hintergrund argumentiert Johann Friedrich August Kinderling für den Gebrauch lateinischer Fremdwörter in deutschsprachigen Texten und setzt damit einen vorläufigen Schlussstrich unter eine Jahrzehnte, wenn nicht Jahrhunderte andauernde Diskussion um einen Fremdwortpurismus im Deutschen. Er schreibt Ende des 18. Jahrhunderts in seiner der „Reinigkeit der Deutschen Sprache“ gewidmeten Schrift:

Wenn wir auch alle übrige Sprachen entbehren könnten, so könnten wir doch die Lateinische und Griechische nicht füglich entbehren, weil alle wissenschaftliche Cultur der übrigen Europäischen Völker, wie der Deutschen, zunächst aus Italien von den Römern hergeleitet werden muss, diese aber die wissenschaftlichen Kenntnisse von den Griechen empfangen haben. Alle dergleichen Wörter, womit wir wissenschaftliche Kenntnisse bezeichnen, die wir Griechen und Römern verdanken, können auch, ohne Verunreinigung unsrer Sprache, mit ihren Ausdrücken bezeichnet werden. (Kinderling 1795: 46 f.)

Das Bemerkenswerte an dieser Äußerung von Kinderling ist weniger der Hinweis auf eine gemeinsame Geschichte der europäischen Sprachen, die mehr konzeptionelle Gemeinsamkeiten als Unterschiede hervorgebracht habe, als vielmehr die Einsicht in das europäische Kulturerbe, das von der klassischen Antike bis in die Neuzeit wirke. Mit diesem Hinweis auf lexikalische Europäismen wird eine sprachliche und kulturelle Grundhaltung spürbar, die in der politischen Situation seiner (und unserer) Zeit nicht ohne Brisanz ist.

5 Schlussbemerkungen

Die angesichts der lateinischen *Lingua franca* im 17. und 18. Jahrhundert geführte Diskussion um die Eignung der deutschen Sprache zu wissenschaftlicher Kommunikation lässt sich in drei Punkten kurz zusammenzufassen:

1. Im Wesentlichen werden hier zwei Positionen vertreten: Der ersten Position nach erscheinen sämtliche Einzelsprachen wissenschaftlich gleichermaßen geeignet (Äquivalenz), der zweiten nach zeigen diese jeweils eine spezifische Eignung und sind daher jeweils hinsichtlich dieser Eignung zu überprüfen (Evaluation).
2. Eine solche Prüfung ergibt in Bezug auf das Lateinische und Deutsche, dass das Lateinische durch eine hohe Zahl abstrakter Lexik und ein gerin-

ges Maß an syntaktischer Inversion eine hohe Eignung als Wissenschaftssprache zeige, das Deutsche demgegenüber durch konkrete Lexik und Möglichkeiten der Wortbildung. Weniger günstig wirkten sich im Falle des Lateinischen geringe Wortbildungsmöglichkeiten und im Falle des Deutschen ein Mangel an abstrakter Lexik sowie eine Neigung zu Inversionen aus.

3. Aus diesem Befund werden von den Sprachdenkern des 17. und 18. Jahrhunderts unter anderem die folgenden Konsequenzen gezogen: a) das Deutsche sei als Wissenschaftssprache neben oder anstelle des Lateinischen zu etablieren; b) das Deutsche sei aufgrund seiner sprachlichen Genealogie in besonderer Weise dazu geeignet, wissenschaftliche Konzepte und Argumente lateinischer Sprache zu überprüfen; c) der lateinische Wortschatz ziehe sich durch sämtliche europäischen Sprachen und begründe daher deren starke Gemeinsamkeit (Europäismen).

Diese drei Punkte zeigen einige auffällige Parallelen mit der gegenwärtigen Diskussion um das Deutsche als Wissenschaftssprache neben dem Englischen als internationaler Lingua franca und lassen dem deutschen Sprachdenken in Barock und Aufklärung eine bemerkenswerte Aktualität zukommen. Dies gilt insbesondere auch für die aktuelle Diskussion um eine wissenschaftliche Mehrsprachigkeit, bei der sowohl die Äquivalenz- als auch die Evaluations- these in Erscheinung treten.

Für eine solche wissenschaftliche Mehrsprachigkeit, die auch die Verwendung des Deutschen als Wissenschaftssprache einschließt, wird in der einschlägigen Literatur eine ganze Reihe an Argumenten genannt (vgl. etwa Ammon 1998; Ehlich 2006), die zum Teil eine bemerkenswerte Ähnlichkeit zu denjenigen aus Barock und Aufklärung zeigen (vgl. Roelcke 2015: 98–108): Verbesserung pragmatischer und ökonomischer Effizienz, Förderung eines wissenschaftlichen Pluralismus, Ausdruck eines sprachtheoretischen Nominalismus, Widerspiegelung eines demokratischen Grundverständnisses sowie Verhinderung einer „Re-Arkanisierung“ (Ehlich 2006: 28) von Wissen. In diesem Zusammenhang wird dann auch bisweilen die Eignung einzelner Sprachen zu wissenschaftlicher Kommunikation, deren „Volubilität“ (vgl. Ehlich 2011) diskutiert.

So bemerkenswert die Gemeinsamkeiten und Unterschiede in der Sprachreflexion des Barock und der Aufklärung einerseits und des Sprachdenkens in der Gegenwart andererseits auch sein mögen, es darf dabei jedoch nicht übersehen werden, dass diese jeweils ihrem eigenen historischen Kontext entspringen. Sie sind daher jeweils von spezifischen Suppositionen und Interessen geleitet, die im vorliegenden Beitrag kaum eigens analysiert und diskutiert werden. Dies gilt im Weiteren auch für einzelne Wissenschaften und deren

fachliche wie sprachliche Kulturen sowie die wissenschaftliche Kommunikation in anderen Sprachen wie Französisch, Spanisch oder Russisch, welche hier ebenfalls kaum differenziert werden bzw. Berücksichtigung finden: Somit öffnen sich an dieser Stelle zahlreiche Ansatzpunkte für weitere Forschung, wobei eine vergleichende Perspektive auch künftig dazu beitragen mag, die Gegenwart sowohl in ihrer historischen Entstehung als auch in ihrer aktuellen Eigenständigkeit besser zu verstehen.

Quellen

- Bodmer, Johann Jacob & Johann Jacob Breitinger (1721–1723): *Die | Discourse | der | Mahlern.* | Erster Theil. 1721; *Die | Discourse | der | Mahlern.* | Zweiter Theil. 1722; *Die | Discourse | der | Mahlern.* | Dritter Theil. 1722; *Die | Mahler.* | Oder: *| Discourse | Von den | Sitten | Der | Menschen.* | Der vierdte und letzte Theil. 1723. Zürich: Joseph Lindinner. Reprographischer Nachdruck Hildesheim: Olms 1969.
- Herder, Johann Gottfried (1767/1877): *Über die neuere Deutsche Litteratur.* Fragmente. 2. völlig umgearbeitete Ausgabe. Riga. In: Herders Sämmtliche Schriften. Hrsg. v. Bernhard Suphan. Bd. 2. Berlin: Weidmannsche Buchhandlung.
- Hille, Carl Gustav von (1647): *Der Teutsche Palmbaum: | Das ist | | Lobschrift | Von der Hochlöblichen | Fruchtbringenden Gesellschaft | Anfang | Satzungen | Vorhaben | Namen | Sprüchen | | Gemähen | Schriften und unverwelklichem Tugendruhm. | Allen Liebhabern der Teutschen Sprache zu dienlicher | Nachricht verfasst | durch den | Unverdrossenen | Diener derselben.* Nürnberg: Endter. Reprographischer Nachdruck München: Kösel 1970 (Die Fruchtbringende Gesellschaft. Quellen und Dokumente in vier Bänden. Hrsg. von Martin Bircher. Bd. 2).
- Kinderling, Johann Friedrich August (1795): *M. Johann Friedrich August Kinderling, | Zweiter Prediger zu Calbe an der Saale, | über | die Reinigkeit | der | Deutschen Sprache, | und | die Beförderungsmittel derselben, | mit | einer Musterung der fremden Wörter | und andern Wörterverzeichnissen. | Eine Abhandlung, welche von der Königlich-Preußischen | Akademie der Wissenschaften zu Berlin den zweyten Preis erhalten hat.* Berlin: Maurer. Fotomechanischer Nachdruck Leipzig: Zentralantiquariat 1977.
- Klopstock, Friedrich Gottlieb (1774/1975): *Die deutsche Gelehrtenrepublik.* Hamburg. Zitiert nach: Friedrich Gottlieb Klopstock. Werke und Briefe. Historisch-kritische Ausgabe. [...] Abt. Werke, Bd. VII/1. Hrsg. v. Rose-Maria Hurlebusch. Berlin/New York: De Gruyter.
- Lambert, Johann Heinrich (1764): *Neues | Organon | oder | Gedanken | über die | Erforschung und Bezeichnung | des | Wahren | und dessen | Unterscheidung | vom | Irrthum und Schein. | durch J. H. Lambert.* | Erster Band. Leipzig: Johann Wendler. Reprografischer Nachdruck hrsg. von Hans Werner Arndt. Hildesheim: Olms 1965 (Philosophische Schriften Band I).
- Leibniz, Gottfried Wilhelm (1671–1697/1916): Eine deutschliebende Genossenschaft. (Möglicherw. um 1671, vielleicht auch um 1697). In: G. W. Leibniz. *Deutsche Schriften.* Erster Band: Muttersprache und völkische Gesinnung. Hrsg. v. Walther Schmied-Kowarzik. Leipzig: Meiner 1916, 55–59.
- Leibniz, Gottfried Wilhelm (1697/1908): *Unvorgreiffliche Gedancken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der Teutschen Sprache.* (Entstanden um 1697,

veröffentlicht 1717). In: Pietsch, Paul (Hrsg.), *Leibniz und die deutsche Sprache*. In: Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins. Wissenschaftl. Beihefte, 4. Reihe. Heft 30, 313–356.

- Meier, Georg Friedrich (1763): *Georg Friedrich Meiers, | öffentlichen ordentlichen Lehrers der Weltweisheit, | und der Königlichen Akademie der Wissenschaften | in Berlin Mitgliedes, | Betrachtung | über | die Natur | der | gelehrten Sprache*. Halle: Hemmerde.
- Schottelius, Justus Georg (1651): *Justi Georgii Schotteli J. V. D. | Teutsche | SprachKunst | | Vielfaltig vermehret und ver|bessert | darin von allen Eigenschaften | der so wortreichen und prächtigen | Teutschen Hauptsprache aus|führlich und gründlich gehan|delt wird. | Zum anderen mahle heraus gegeben*. Braunschweig: Zilliger.

Literatur

- Ammon, Ulrich (1998): *Ist Deutsch noch internationale Wissenschaftssprache? Englisch auch für die Lehre an den deutschsprachigen Hochschulen*. Berlin, New York: De Gruyter.
- Ammon, Ulrich (Hrsg.) (2001): *The Dominance of English as a Language of Science. Effects on the Non-English Languages and Language Communities*. Berlin, New York: Mouton de Gruyter.
- Debus, Friedhelm, Franz Gustav Kollmann & Uwe Pörksen (2000): *Deutsch als Wissenschaftssprache im 20. Jahrhundert. Vorträge des Internationalen Symposions vom 18./19. Januar 2000* (Akademie der Wissenschaften und der Literatur – Mainz: Abhandlungen der Geistes- und sozialwissenschaftlichen Klasse 2000/10). Stuttgart: Steiner.
- Ehlich, Konrad (2006): Mehrsprachigkeit in der Wissenschaftskommunikation. Illusion oder Notwendigkeit? In: Ehlich & Heller 2006, 17–38.
- Ehlich, Konrad (2011): Wissenschaftssprachliche Strukturen. In: Eins, Glück & Pretschner 2011, 117–131.
- Ehlich, Konrad & Dorothee Heller (Hrsg.) (2006): *Die Wissenschaft und ihre Sprachen* (Linguistic Insights 52). Frankfurt a. M. u. a.: Peter Lang.
- Eins, Wieland, Helmut Glück & Sabine Pretschner (2011) (Hrsg.): *Wissen schaffen – Wissen kommunizieren. Wissenschaftssprachen in Geschichte und Gegenwart* (Fremdsprachen in Geschichte und Gegenwart 8). Wiesbaden: Harrassowitz.
- Gardt, Andreas (1994): *Sprachreflexion in Barock und Frühaufklärung. Entwürfe von Böhme bis Leibniz* (Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker 108 [232]). Berlin, New York: De Gruyter.
- Gardt, Andreas (2000): Nation und Sprache in der Zeit der Aufklärung. In: Gardt 2000, 169–198.
- Gardt, Andreas (Hrsg.) (2000): *Nation und Sprache. Die Diskussion ihres Verhältnisses in Geschichte und Gegenwart*. Berlin, New York: De Gruyter.
- Greule, Albrecht, Jörg Meier & Arne Ziegler (Hrsg.) (2012): *Kanzleisprachenforschung. Ein internationales Handbuch*. Berlin, Boston: De Gruyter.
- Haßler, Gerda (1984): *Sprachtheorien der Aufklärung. Zur Rolle der Sprache im Erkenntnisprozeß* (Abhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften, Philologisch-historische Klasse 68, 1). Berlin: Akademie.
- Haßler, Gerda & Cordula Neis (2009): *Lexikon sprachtheoretischer Grundbegriffe des 17. und 18. Jahrhunderts*. 2 Bde. Berlin, New York: De Gruyter.

- Kirchhof, Paul (Hrsg.) (2010): *Wissenschaft und Gesellschaft. Begegnung von Wissenschaft und Gesellschaft in Sprache* (Akademiekonferenzen 7). Heidelberg: Winter.
- Klein, Wolf Peter (2011): *Deutsch statt Latein! Zur Entwicklung der Wissenschaftssprachen in der frühen Neuzeit*. In: Eins, Glück & Pretschner 2011, 35–47.
- Polenz, Peter von (2013): *Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Band II: 17. und 18. Jahrhundert*. 2. Aufl., bearb. von Claudine Moulin. Berlin, Boston: De Gruyter.
- Reinbothe, Roswitha (2006): *Deutsch als internationale Wissenschaftssprache und der Boykott nach dem Ersten Weltkrieg*. Frankfurt a. M. u. a.: Peter Lang.
- Reinbothe, Roswitha (2011): Geschichte des Deutschen als Wissenschaftssprache im 20. Jahrhundert. In: Eins, Glück & Pretschner 2011, 49–66.
- Reinbothe, Roswitha (2015): Der Rückgang des Deutschen als internationale Wissenschaftssprache. In: Szurawitzki et al. 2015, 81–94.
- Ricken, Ulrich (1990): *Sprachtheorie und Weltanschauung in der europäischen Aufklärung*. Berlin: Akademie.
- Roelcke, Thorsten (2000): Der Patriotismus der barocken Sprachgesellschaften. In: Gardt 2000, 139–168.
- Roelcke, Thorsten (2002): Einfalt statt Vielfalt? Deutsche und internationale Wissenschaftssprachen im Zeitalter des Rationalismus und in der Gegenwart. In: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik* 2001, 179–192.
- Roelcke, Thorsten (2010): *Fachsprachen*. 3., neu bearbeitete Auflage (Grundlagen der Germanistik 37). Berlin: Schmidt.
- Roelcke, Thorsten (2014a): *Latein, Griechisch, Hebräisch. Studien und Dokumentationen zur deutschen Sprachreflexion in Barock und Aufklärung* (Studia Linguistica Germanica 119). Berlin, Boston: De Gruyter.
- Roelcke, Thorsten (2014b): *Französisch in Barock und Aufklärung. Studien zum Sprachdenken im Deutschland des 17. und 18. Jahrhunderts* (Analecta Romanica 82). Frankfurt a. M.: Klostermann.
- Roelcke, Thorsten (2015): Deutsche Wissenschaftssprache und internationale lingua franca in Aufklärung und Gegenwart. In: Szurawitzki et al. 2015, 95–112.
- Schiewe, Jürgen (1996): *Sprachenwechsel – Funktionswandel – Austausch der Denkstile. Die Universität Freiburg zwischen Latein und Deutsch* (Reihe Germanistische Linguistik 167). Tübingen: Niemeyer.
- Skudlik, Sabine (1990): *Sprachen in den Wissenschaften. Deutsch und Englisch in der internationalen Kommunikation*. Tübingen: Narr.
- Szurawitzki et al. (Hrsg.) (2015): *Wissenschaftssprache Deutsch – international, interdisziplinär, interkulturell*. Tübingen: Narr.
- Ulbrich, Daniel (2012): Wissenschaftssprache zwischen sprachlicher Differenzierung und wissenschaftlicher Nationalisierung. In: *Jahrbuch für Europäische Wissenschaftskultur* 7, 9–82.

Philipp Roelli

Zur Eignung des Latein als Wissenschaftssprache

Dieser Beitrag¹ befasst sich nicht mit dem Deutschen als Wissenschaftssprache, sondern mit dem Lateinischen, das mehr als ein Jahrtausend lang unangefochten die Sprache wissenschaftlicher und sonstiger übernationaler Kommunikation in Europa war. Nach einer kurzen Einführung, wie es dazu kam, sollen einige Aspekte der wissenschaftlichen Ausdrucksmöglichkeiten des Latein im Gegensatz zu seinem Vorgänger, dem Griechischen, und seinen Nachfolgern, den großen europäischen Volkssprachen, betrachtet werden. Dabei sollen auch gelegentlich zeitgenössische Autoren zur Sprache kommen, welche kundtun, was sie von den jeweiligen Kommunikationsmitteln halten. *Topoi*, die aus nationalistischen und sprachideologischen Gründen in der frühen Neuzeit oft vorgebracht wurden und die auch interessant zu untersuchen wären, sollen aber beiseite bleiben.² Beispielsweise französische (wie Joachim Périon),³ deutsche (wie Georg Friedrich Meier oder Gottfried Wilhelm Leibniz)⁴ oder holländische (wie Simon Stevinus)⁵ Autoren haben im Barock versucht zu „beweisen“, dass ihre Sprache die geeignetste zum wissenschaftlichen oder gar allgemeinen Ausdruck sei. Wir werden versuchen, ohne solche Befangenheit die Anwesenheit oder Abwesenheit einiger grammatikalischer Formen und Konstruktionen im Latein und seinen Konkurrenten zu vergleichen.

Die heute nicht seltene Auffassung, jede Sprache könne alles ausdrücken, was jede andere Sprache ausdrücken kann, sei also wissenschaftlich äquivalent, ist in dieser radikalen Form klar falsch. Ein einfaches Gegenbeispiel ist (z. B.) die Amazonassprache Pirahã, die außer einem Wort für „eins“ keine Zahlen besitzt.⁶ Der wissenschaftliche Satz „zwei plus zwei gleich vier“ lässt sich

1 Ich danke den beiden anonymen Gutachtern für die genaue Lektüre und die Verbesserungsvorschläge.

2 Die Sprachideologie der Barockzeit in Hinblick auf die klassischen Sprachen hat Roelcke (2014) studiert.

3 Périon (2003).

4 Meier (1763), Leibniz (1916). Vgl. zur Thematik: Strassner (1995).

5 Ein Mathematiker, der viele seiner Werke aus Überzeugung auf Niederländisch schrieb und dafür die Terminologie oft neu erfand.

6 Vgl. Everett (2005: 623).

Philipp Roelli, Rämistrasse 68, 8001 Zürich, E-Mail: roelli.mls@gmail.com

also nicht ins Pirahã übersetzen. Zwischen europäischen Sprachen sind solche Fälle natürlich subtiler, lassen sich aber durchaus auch unschwer finden. Der Zielsprache kann es an Vokabular, grammatikalischen Formen oder syntaktischen Konstruktionen mangeln. Allerdings werden wir sehen, dass auch Sprachen mit (sozusagen) linguistischem Handicap ihre Ausdrucksmöglichkeiten erweitern können und neuen Funktionen gerecht werden, wenn der gemeinsame Wille der Sprecher gegeben ist. Mit genügend Aufwand kann also vielleicht tatsächlich jede Sprache zur Wissenschaftssprache ausgebaut werden.

Vorgeschichte: Griechisch und Latein als Wissenschaftssprachen

Um sich die zeitlichen Verhältnisse richtig zu vergegenwärtigen, mag eine grobe Darstellung des ungefähren Anteils europäischer Sprachen an wissenschaftlichem Schrifttum in Westeuropa gewagt werden (vgl. Abb. 1). Es ist kaum möglich, für die ersten 1.500 Jahre dieser ganzen Zeit auch nur geschätzte Zahlen zu eruieren: Es wäre zwar sehr interessant, mit einem wohldefinierten Korpus tatsächlich messbare Zahlen zu bestimmen, dies wäre aber sehr aufwändig und man müsste zunächst einen für alle diese Zeiten anwendbaren Wissenschaftsbegriff zugrunde legen. Entsprechend soll die Graphik lediglich als intuitive Impression zu verstehen sein. Natürlich sollte man auch die Gesamtzahl wissenschaftlicher Schriften pro Zeit vergleichen (diese dürfte seit ca. dem 12. Jh. stetig steigen, im 20. Jh. geradezu explosionsartig), aber das wäre noch gewagter als eine Darstellung, die nur relative Anteile zeigt. Die Darstellung zeigt das zeitliche Übermaß der klassischen Sprachen deutlich. Einige auffällige Punkte seien erwähnt.⁷ Nachdem Rom zur Weltmacht geworden war, übernahm man viel von der griechischen Bildung, Philosophie und Wissenschaft. Oftmals schrieben auch römische Autoren Griechisch in diesen Bereichen, obwohl in der Folge von Cicero das Latein entsprechend ausgebaut und zumindest im Prinzip wissenschaftsfähig wurde.⁸ Erst gegen Ende der Antike, als die Zweisprachigkeit gebildeter Römer nachließ, verdrängte Latein Griechisch in Westeuropa ganz. Als einzige Bildungssprache sollte es das ganze westeuropäische Mittelalter hindurch praktisch ein Monopol in Wissenschaft und Philosophie haben, das auch stark in die Neuzeit hinein nachwirkte. Aus der ersten

⁷ Eine Buchpublikation, die einen ausführlicheren Überblick und einen Versuch einer Wissenschaftsdefinition, die in all diesen Zeiten anwendbar ist, vorträgt, ist in Vorbereitung.

⁸ Zum Gebrauch und der Stellung des Griechischen im Römischen Reich, vgl. Kaimio (1979).

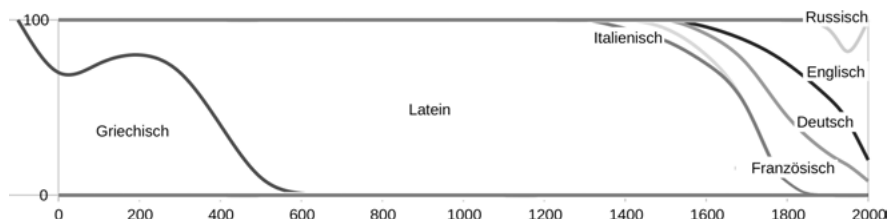


Abb. 1: Geschätzte Darstellung der relativen Anteile verschiedener europäischer Sprachen an der Gesamtmenge wissenschaftlicher Texte in Westeuropa,⁹ relativ zur Zeit. Die Graphik basiert nicht auf Messwerten und soll in erster Linie einen qualitativen Eindruck geben, wie stark das Übergewicht des Latein über diesen Zeitraum ausfällt. Die Anteile der Sprachen im 19. und 20. Jh. basieren auf einer Untersuchung von Ulrich Ammon (2012: 338, nachgezeichnet und vereinfacht).¹⁰

Hälfte des Mittelalters haben wir zwar nur wenige naturwissenschaftliche Texte, aber sonstige wissenschaftliche durchaus nicht selten.¹¹ Jene tauchen erst ab dem 12. Jh. vermehrt auf, als man begann, griechische Werke, oft über das Arabische, ins Lateinische zu übersetzen¹² und nachzuzahlen. Latein wird *grosso modo* erst im 18. Jh. als führende Wissenschaftssprache abgelöst, und zwar von dem “Triumvirat” Französisch, Englisch und Deutsch.¹³ In der Nachkriegszeit etabliert sich Englisch mehr und mehr als praktisch alleinige Wissenschaftssprache.

Ganz allgemein hat Wissenschaftslatein sehr viel dem Griechischen zu verdanken. In der Antike gab es zwar Übersetzungen griechischer anwendungsbezogener Wissenschaft ins Lateinische, solche von rein theoretischen Werken aber scheinbar kaum, erst diejenigen des Boethius am Ende der Antike, als die Zweisprachigkeit der Gebildeten schon nicht mehr gegeben war, sind uns weitgehend erhalten.¹⁴ Sein Verdienst ist es, dass das westliche Mittelalter ei-

⁹ Ausgenommen sind Arabisch (iberische Halbinsel) und Hebräisch.

¹⁰ Der “Buckel” im Latein im 2–3. Jh. soll den Rückgang lateinischer (erhaltener) Literatur in der Folge der (griechischen) Zweiten Sophistik andeuten. In dieser Zeit schrieb man auch im Westen des römischen Reiches vermehrt griechisch.

¹¹ Für ein gutes Beispiel wissenschaftlichen Vorgehens beim Philologen Lupus von Ferrières, z. B. Pérez González (1997).

¹² Vgl. D’Alverny (1982) und Burnett (2009).

¹³ Ausdruck geprägt von Gordin (2015: 7).

¹⁴ Beispiele von Übersetzungen anwendungsbezogener wissenschaftlicher Texte bei Fögen (2005). Meist ist es kaum mehr festzustellen, ob Übersetzungen wichtiger griechischer theoretischer Werke, wie z. B. Euklids *Elementa* oder Aristoteles’ biologische Schriften, existierten. Doch scheinen solche zumindest kaum verbreitet gewesen zu sein. Anderenfalls verstünde man nicht, wieso Kompilatoren wie Martianus Capella, Cassiodor oder Isidor nicht aus ihnen zitieren.

nen Großteil der aristotelischen Logik und Wissenschaftstheorie kannte und anwendete.¹⁵

Die Definition von Wissenschaftlichkeit ist in den letzten Jahrzehnten umstrittener und unklarer geworden. Wir wollen im Folgenden tentativ unter Wissenschaftlichkeit ein für andere nachvollziehbares Suchen nach Strukturen, Mustern und Mechanismen in einem bestimmten, wohldefinierten Gebiet verstehen. Daraus kann eine Art Rückkopplung zwischen „Theorie“ und „Empirie“ entstehen, die typisch für wissenschaftliches Vorgehen zu sein scheint.¹⁶ Dies tritt uns zunächst deutlich bei einigen Griechischen Autoren um 500 v. Chr. entgegen,¹⁷ klarer (da weitgehend erhalten) aber erst bei Aristoteles. Natürlich kann man schon ein beträchtliches technisches Können und Wissen davor, insbesondere in Ägypten und im Alten Orient, konstatieren, dem die Griechen auch viel verdankten, doch ein im strengen Sinne wissenschaftliches Vorgehen, das beispielsweise geometrische Sätze (wie den des Pythagoras) nicht nur kennt, sondern herleiten und allgemein nachweisen will, tritt, soweit wir wissen, eben erst bei den Griechen auf.¹⁸ Die griechische Sprache scheint auch besonders geeignet, komplexe Vorgänge sozusagen in der Sprache abzubilden und nachzubauen und andererseits in der Vorstellung des Rezipienten hervorzurufen. Obwohl Goethes Griechischkenntnisse nicht allzu gut waren, mag er diese Vorzüge im Blick haben, wenn er sagt:

Bei dieser Gelegenheit läßt sich jene Betrachtung anstellen, die uns auch schon früher entgegendrang: welch eine andere wissenschaftliche Ansicht würde die Welt gewonnen haben, wenn die griechische Sprache lebendig geblieben wäre und sich anstatt der lateinischen verbreitet hätte. [...]

Das Griechische ist durchaus naiver, zu einem natürlichen, heitern, geistreichen, ästhetischen Vortrag glücklicher Naturansichten viel geschickter. Die Art, durch Verba, besonders durch Infinitiven und Participien zu sprechen, macht jeden Ausdruck läßlich; es wird eigentlich durch das Wort nichts bestimmt, bepfählt und festgesetzt; es ist nur eine Andeutung, um den Gegenstand in der Einbildungskraft hervorzurufen.

15 Das *Organon*, außer die *Analytica posteriora*, die erst im 12. Jh. übersetzt wurden (vgl. Minio-Paluello & Dod 1968).

16 Genauer soll dieser Problemkreis im geplanten Buch zur Sprache kommen.

17 Vgl. dazu z. B. Graham (2013).

18 Solch ein „enges“ Wissenschaftsverständnis vertreten z. B. Störig (1965: 13–16) oder Graham (2013: 255–260). Daneben gibt es Ansätze, die, wie im französischen „science“, auch Erkenntnis, die nicht nach theoretischer, allgemeiner Grundlage strebt, als Wissenschaft fassen. Damit ergibt sich die heute opportune Nebenwirkung, nicht „eurozentrisch“ zu sein (vgl. z. B. die Argumentation bei Imhausen & Pommerening 2016: 2, Fußnote 5), doch man vermischt so die Tatsache, dass der enorme wissenschaftliche Fortschritt der letzten Jahrhunderte in den Wissenschaften ohne Streben nach zunächst nicht auf praktischen Nutzen abzielender, theoretischer und allgemeiner Grundlage der Erkenntnis undenkbar wäre.

Die lateinische Sprache dagegen wird durch den Gebrauch der Substantiven entscheidend und befehlshaberisch. Der Begriff ist im Wort fertig aufgestellt, im Worte erstarrt, mit welchem nun als einem wirklichen Wesen verfahren wird.¹⁹

Das Griechische ist strukturell dem Deutschen ähnlich, besonders wichtig in unserem Zusammenhang sind die Wortkomposition und das von Goethe angesprochene Verbalsystem. Goethe denkt bei den lateinischen Substantiven vermutlich an solche, die durch Suffigierung neu gebildet wurden und in der Scholastik sehr beliebt waren, als (wie Stotz bemerkt) „für jedwelches Gedachte ein unmittelbarer sprachlicher Zugriff, durch ein Einzelwort also, erforderlich schien. Eine phraseologische Umschreibung des Gemeinten wäre nunmehr wohl als vorwissenschaftlich abgelehnt worden“.²⁰ Goethe hatte ein ganz anderes Wissenschaftsverständnis als dieses scholastische, das er in der griechischen Sprache leichter realisierbar sah.²¹ In der Tat scheinen tatsächlich auch viele Römer Griechisch als die „natürliche“ Wahl für Wissenschaft gesehen zu haben: Im Römischen Reich schrieben nach wie vor viele Autoren ihre Fachliteratur auf Griechisch. Oftmals wurde auch schon das geringe Interesse der mehr praxisbezogenen Römer v. a. an den Naturwissenschaften betont,²² im Gegensatz zu praktischeren Wissenschaften wie der Jurisprudenz. Ein Hauptanliegen Ciceros war es, zu zeigen, dass die römische Sprache sehr wohl in der Lage sei, alles auszudrücken, was die griechische ausdrücken konnte.²³ Er schöpfte neue Wörter und Wendungen, um griechische Philosophie auf Latein wiederzugeben. Doch war dies kein leichtes Unterfangen und man mag sich fragen, inwieweit es ihm überhaupt geglückt ist. Mario Puelma beschreibt die Schwierigkeiten, mit denen Cicero zu kämpfen hatte, sehr treffend:

Die Bedeutung dieses hochgesteckten Zieles Ciceros kann man ermessen, wenn man bedenkt, dass in der lateinischen Sprache nicht nur fast die gesamte wissenschaftliche, abstrahierende Terminologie fehlte, sondern auch eine Reihe gerade jener Elemente der Wort- und Satzbildung in ihr nur schwach oder gar nicht vorhanden waren, die für die Geschmeidigkeit und Leistungsfähigkeit der griechischen Philosophensprache Voraussetzung waren, so die Leichtigkeit der Präfix- und Suffixbildungen, die unerschöpflichen Möglichkeiten der Wortkomposition, die reichhaltigen Partizipialkonstruktionen, die so gut wie unbeschränkte Fähigkeit zur Substantivierung aller Wortkategorien durch den Artikel.

19 Goethe (1991: 658–659).

20 Stotz (1996–2004: Bd. 2, 236 = VI § 3,11).

21 Mehr dazu bei Blasius (1979).

22 Stahl (1962) beginnt sein Werk „Roman science“ mit der Frage, ob es so etwas überhaupt gebe. Man beachte, dass er (wie meistens im heutigen Englisch) unter „science“ ausschließlich Naturwissenschaft versteht.

23 Weiterführend zur Thematik Fögen (2000, insbesondere zu Cicero: 77–141).

Ausdrücke wie τὸ μὴ ὄν, τὸ παθητικόν, τὸ κατ' ἀναλογίαν καθεστηκώς mussten, wollte man nicht mit Fremdwort oder unverständlich wirkenden Wort-für-Wort-Wiedergaben vorliebnehmen, in mühsamer Versuchsarbeit durch Annäherungskonstruktionen des Lateinischen ersetzt werden, so dass das sprachliche *usitatum* gewahrt und doch das sachliche *novum* deutlich und verständlich wahrgenommen wurde.²⁴

Im Folgenden wollen wir einige solche linguistischen Gesichtspunkte zur Eignung des Latein als Wissenschaftssprache betrachten, sowie Ansätze, entstehende Probleme zu überwinden.

Linguistische Vor- und Nachteile des Latein

a) Artikel

Mir scheint, das größte Hindernis des Latein für den wissenschaftlichen Ausdruck nach der Art der Griechen ist das Fehlen der Artikel, mit deren Hilfe man alles Mögliche substantivieren kann.²⁵ Auch wenn dies für Goethe ein typisch lateinisches „Befählen“ der Wirklichkeit bedeutet, ist es doch genau, was die Griechen so oft taten. Bruno Snell schreibt dazu:

Es ist [...] nicht abzusehen, wie in Griechenland Naturwissenschaft und Philosophie hätten entstehen können, wäre nicht im Griechischen der bestimmte Artikel vorhanden gewesen. [...] [W]ie hätte man etwas Adjektivisches oder Verbales begrifflich fixieren können, wenn der bestimmte Artikel nicht die Möglichkeit geboten hätte, solche 'Abstraktionen' wie wir sagen, zu bilden.²⁶

Zu diesem großen Handicap der lateinischen Sprache im wissenschaftlichen Ausdruck bemerkt Johannes Kepler, der ja selber davon betroffen war:²⁷

Durissima est hodie conditio scribendi libros mathematicos, praecipue astronomicos. Nisi enim servaveris genuinam subtilitatem propositionum, instructionum, demonstrationum, conclusionum; liber non erit mathematicus: sin autem servaveris; lectio efficitur morosissima, praesertim in Latina lingua, quae caret articulis, et illa gratia quam habet Graeca, cum per signa literaria loquitur.

²⁴ Puelma (1980: 146).

²⁵ Hierüber klagen auch schon zeitgenössische Autoren, insbesondere Seneca (vgl. *Epistola* 58,7 zur Übersetzung von τὸ ὄν).

²⁶ Snell (1946: 199). Ähnlich Chantraine (1957) mit Beispiel (22) „οὕτω τὸ λίαν ἦσσαν ἐπαίνῳ | τοῦ μηδὲν ἄγαν“ (Euripides, *Hippolytos*, 264–265): „deshalb lobe ich das Zuviel weniger als das Von-Nichts-Zuviel.“

²⁷ Kepler (1937: 18).

Sehr hart sind heutzutage die Bedingungen, Bücher in den mathematischen Wissenschaften zu schreiben, ganz besonders astronomische. Wenn man sich nämlich nicht an die gehörigen Feinheiten der Theoreme, Unterweisungen, Beweise, Schlüsse hält, wird das Buch nicht mathematisch sein; doch wenn man sich daran hält, wird die Lektüre äußerst schleppend, besonders in der lateinischen Sprache, die der Artikel entbehrt und jener Eleganz, die die griechische hat, wenn man Buchstabensymbole verwendet.²⁸

Es ist auffällig, dass heute fast alle (west-)europäischen Sprachen über einen bestimmten und einen unbestimmten Artikel verfügen. Sogar das Neugriechische hat sich einen unbestimmten dazu geschaffen, den das Altgriechische noch nicht kannte. Alle Abkömmlinge des Latein haben nun zwei solche Artikel, fast immer aus dem Zahlwort für ‚eins‘ *unus* und dem Demonstrativum *ille* gebildet.²⁹ Doch gibt es subtile Unterschiede im Gebrauch zwischen den verschiedenen Sprachen, und für Menschen, die in einer Sprache ohne Artikel aufgewachsen sind (z. B. Russen), ist es sehr schwierig, deren Gebrauch richtig zu erlernen. In der Tat gibt es viele unterschiedliche Theorien, die die semantischen Grundfunktionen des Artikels zu erfassen suchen. Gemäß dem sowjetischen Linguisten Vladimir Admoni³⁰ hat der deutsche Artikel als Hauptfunktionen: (i) Er zeigt, ob ein Nomen zählbar ist, (ii) er kann individualisieren oder generalisieren, (iii) er kann bereits bekannte Sachverhalte von noch nicht bekannten oder erwähnten unterscheiden. Als weitere (bei Admoni nicht erwähnte) Funktion kommt hinzu, Nominalphrasen zu bilden, auch wenn dies im heutigen Deutsch schnell als stilistisch unschön empfunden wird. Dies kann weit getrieben werden: Das *Heute-Morgen-spät-nach-Hause-Kommen* ist eine verständliche und grammatikalisch korrekte Nominalphrase,³¹ die syntaktisch im Satz weiter verbaut werden kann („... war der Grund meiner Verspätung“). Eine weitere Hauptfunktion für Admoni ist struktureller, nicht semantischer Art, nämlich Kasus und Numerus indeklinabler Wörter, wie Fremdwörter oder Symbole, festzulegen.³² Betrachten wir ein Beispiel aus einem theologischen Text

28 *Littera* als „Buchstabe“, *litterarius*: „alphabetisch“ in Ramminger (2016: s. v.). Mit *signa litteraria* scheint Kepler Buchstabensymbole, wie man sie in der Folge Euklids oft in der Mathematik verwendet, zu meinen. Im Griechischen kann man deren syntaktische Funktion im Satz problemlos mithilfe des Artikels klar machen. Vgl. unten das *ipsius 5* von Gauß.

29 Vgl. frz. *le/la*, it. *il/la*, span. *el/la*, port. *o/a*, rum. *-ul/-la* etc. Eine Ausnahme ist Sardisch, dessen bestimmter Artikel (*su/sa*) auf *ipse* statt *ille* zurückgeht.

30 Vgl. Admoni (1972: 128–137), vgl. dazu Birkenmaier (1979: 29–30).

31 Admoni mag diese Funktion unter (ii) mitrechnen.

32 Selbst bei rein deutschen Wörtern ist die Deklination oft recht uneindeutig und wäre dies ohne Artikel, deren Formen eindeutiger sind, noch öfter: Nomina wie „Frau“ unterscheiden ohne Artikel nur noch den Numerus (Singular: *die/der/der/die Frau*; Plural: *die/der/den/die Frauen*). Dies im Gegensatz zu den artikellosen Sprachen Latein oder Russisch, deren Deklinationen viel weniger erodiert sind.

von Pseudo-Dionysius dem Areopagiten, der die Wichtigkeit des Artikels in gelehrter Sprache gut illustriert (*De mystica theologia* I,3):

[...] διὰ τὸ πάντων αὐτὴν ὑπερουσίως ὑπερκειμένην εἶναι, [...].³³

[...] durch *ihr* gegenüber allem überseienderweise darüberliegend *Sein*, [...].³⁴

[...] pro *hoc* omnibus eam supersubstantialiter superjacentem esse, [...] (Übersetzung von Hilduin, Abt von Saint-Denis, 9. Jh.).

[...] ob suam super omnia sublimitatem et praestantiam, [...]. (Übersetzung von Pierre Halloix SJ, 17. Jh.).

Deutsch, im Gegensatz zu vielen anderen modernen europäischen Sprachen (wie Englisch oder Französisch), kann die griechische Konstruktion recht leicht nachahmen. Auf Latein kann man es versuchen mit einem Demonstrativum („*hoc*“) als Artikelersatz (wie Hilduin es tut), allerdings verstößt dies gegen den lateinischen Stil und ist mehr Griechisch in lateinischen Wörtern, welches man übrigens bei den Übersetzungen vor der Renaissance, die möglichst nahe am Original zu bleiben bestrebt waren, oft beobachtet (diese Übersetzungstechnik heißt *verbum de verbo*). Viel lateinischer ist die freiere Übersetzung von Halloix: Er verwendet suffigierte Substantive, wie es in der Scholastik beliebt war (hier: *sublimitas*, *praestantia*).³⁵ Halloix' Lösung kommt also gut ohne Artikel aus und ist genuines Latein, doch ist sie ungenau: das „überseienderweise“ wurde zu *sublimitas* und das „Sein“ wurden übergangen. Der im Griechischen angedeutete (paradoxe) überseiende Seinscharakter Gottes wird auf substantivisch „bepfählte“ (wie Goethe sagen würde) Eigenschaften reduziert.

Dieses Problem des fehlenden Artikels wurde im Latein nicht abschließend gelöst, doch gab es verschiedene Versuche, etwas dagegen zu unternehmen; alle fanden sie aber schlussendlich keine große Verbreitung, sicherlich vor allem wegen der Konservativität lateinischer Stilisten.³⁶

(i) Ein erster Ansatz ist, den griechischen Artikel einfach als Lehnwort zu verwenden. Dies wurde schon in der Antike gelegentlich gemacht, so sagt Donatus in seinem Terenzkommentar:

³³ Vgl. Chevallier (1989, Bd. 2: 573), meine Hervorhebung. Gemeint ist der unerkennbare Gott, die Allursache (αἰτία).

³⁴ Der Artikel ist hier im „ihr“ versteckt; meine Übersetzung. Die beiden folgenden lateinischen Übersetzungen aus Chevallier (1989, Bd. 2: 573).

³⁵ Mehr dazu in Roelli (2014).

³⁶ Beispiele für diese Ansicht in Extremform findet man im *Antibarbarus* von Krebs (1843): Z. B. die Suffixbildung *artista* (176) „Lehrer der freien Künste“ ist für Krebs, wie viele andere Wörter, „B. L.“ (Barbarisches Latein). Neubildungen nach den „klassischen“ Schriftstellern sollten nach ihm vollständig aus der lateinischen Sprache verbannt werden.

Tò istuc, exceptive dictum, [...].³⁷

Das [Wort] 'istuc', im Sinne einer Ausnahme gesagt, [...].

In der frühen Neuzeit fand diese Lösung auch gelegentlich Anwendung, insbesondere um den Fall von indeklinablen Fremdwörtern festzulegen. Ein gutes Beispiel ist die *Grammatica arabica* von Thomas Erpenius:

[...] nisi quod Mauri Kaf uno puncto superne insigniunt, hoc modo ڪ, τϕ Fe vero, ut ab illo differat, suum apicem subjiciunt, in hunc modum ڪ: qua quidem nota certe dignosces codices eorum ab iis, qui in Oriente exarati sunt.³⁸

[...] außer dass die Mauren das Qaf mit nur *einem* oberen Punkt bezeichnen, nämlich ڪ; dem Fa aber, damit es sich von jenem unterscheidet, seinen Punkt unten schreiben, auf diese Weise: ڪ. Durch [das Vorkommen] dieses Zeichen[s] kann man ihre Codices von jenen, die im Orient niedergeschrieben wurden, unterscheiden.

Das „τϕ Fe“ zeigt dem Leser, dass der arabische Buchstabe Fa hier im Dativ steht, und also von *subiicio* abhängt. Solch eine radikale Lösung kann aber nur in einem Umfeld funktionieren, in dem Griechisch ein sehr hohes Ansehen genießt und bei den Lesern als bekannt vorausgesetzt werden kann. Sowohl in der Antike als auch in der Frühen Neuzeit war dies beides der Fall und so trifft man diese Lösung ab und zu an. Dies im Gegensatz zum Mittelalter, für welches die Bedingungen nicht zutrafen und in dem mir diese Verwendung auch nicht bekannt ist.

(ii) Ab dem 12. Jh. trifft man in der Scholastik manchmal auf einen Artikel *li* (auch *ly* geschrieben). Dieser Artikel stammt aus der damaligen französischen Volkssprache und ist indeklinabel, womit er viel von seinem Nutzen einbüßt.³⁹ In der Tat ist die gängige Verwendung dieses Pseudo-Artikels die der Hervorhebung; sie begegnet besonders häufig in Kommentaren. So heißt *ly pater* „das Wort *pater*“. Wir können dies auch einfach durch Anführungszeichen erreichen ‚*pater*‘, diese sind allerdings erst eine neuzeitliche Erfindung.⁴⁰ Thomas von Aquin verwendet die *ly*-Konstruktion gut dreihundertmal, also ziemlich selten, wenn man bedenkt, dass von ihm Texte im Gesamtumfang von über 8 Millionen Wörter überliefert sind. Später kann man die Konstruktion auch

³⁷ Thesaurus Linguae Latinae, vol. V 2, 1225, lin. 35–37. Zu dieser Verwendung vgl. Stotz (1996–2004: Bd. 4, 290 = IX § 37.11), dort auch einige Fälle, bei denen *id* oder *tale* in dieser Art verwendet wurden.

³⁸ Erpenius (1613: 6).

³⁹ Vgl. dazu Stotz (1996–2004: Bd. 4, 290 = IX § 37.12).

⁴⁰ Mehr zur Entstehung der Interpunktion: Houston (2013).

für mehrere Wörter verwenden; so schreibt Federicus Chrysogonus (1472–1538) in seinem *Speculum astronomicum* 4,3:⁴¹

Magnitudo enim est genus ad lineam et differentia est ly sine latitudine.

Die Größe ist das *genus* [in vorher erwähnter Definition] für die Linie und das ‘ohne Breite’ ist die *differentia*.

(iii) Wenn man eine innerlateinische Lösung sucht, ist sicherlich das Naheliegendste, ein Demonstrativum als Artikelersatz zu verwenden.⁴² Aus solchen entstehen Artikel ja auch im Allgemeinen: Dies ist genau, was in den romanschen Sprachen passiert ist. Interessanterweise sind die beiden Wörter, die dort zum Artikel wurden (*ille* und *ipse*) auch im akademischen Latein viel später in dieser Funktion verwendet worden. Diese Tatsache wird auch der Grund sein, wieso das Vorgehen sich schließlich nicht durchsetzen konnte: Es wirkte und wirkt bis heute für den stilbewussten Autor „vulgär“. Texte mit vielen indeklinablen Fremdwörtern, wie das ethnographische *Itinerarium* des Wilhelm von Rubruk (13. Jh.), verwenden aber nicht selten solche Artikel, um Fremdwörter deklinieren zu können. So spricht Wilhelm oft von *ipsi Moal* „die Mongolen“.⁴³ Bei biblischen Namen hat man dasselbe Problem, so spricht Lambertus de Monte (15. Jh.) von *ipsi Iaphet*,⁴⁴ um klar zu machen, dass *Iaphet* im Dativ steht. Ebenso geht Carl Friedrich Gauß noch im frühen 19. Jahrhundert vor: *ipsius* 5,⁴⁵ um von der Zahl fünf im Genitiv zu sprechen. Diese relativ unauffällige Methode ist also recht verbreitet, um indeklinable Substantive zu deklinieren. Für Nominalphrasen wird sie aber nicht gebraucht, und diese bleiben im Latein wenig entwickelt.

b) Freie Komposition

Die große englische Grammatik von Quirk et al. (1985) stellt fest, dass Komposita und Nominalphrasen die typischsten Merkmale des wissenschaftlichen Eng-

⁴¹ Edition: Chrisogonus (2007). Online: <http://mlat.uzh.ch/?c=8&w=ChrFed.SpAstro>. [26. 09. 18]

⁴² Dazu Stotz (1996–2004, Bd. 4, 288–290 = IX § 37.2–10).

⁴³ Zum Beispiel so: [...] *quia vita ipsorum Moal et etiam tuinorum*, [...] (cap. 26). Die *tuini* sind Buddhisten, die der Autor am mongolischen Hof antraf. Der Satz **quia vita Moal et etiam tuinorum* wäre syntaktisch unklar. Alternativ hätte Wilhelm die *moal* natürlich deklinieren können (**moali*), wie er das mit den *tuini* tut.

⁴⁴ *Quaestio de salvatione Aristotelis* § I, 162, Ed. von Moos & Roelli (2014: 152).

⁴⁵ Er verwendet diese Konstruktion häufig, z. B. in den *Disquisitiones arithmeticae*, in Gauß (1863: Bd. 1, 423): *Quum productum ex singulis partibus ipsius W in periodem similem (f, v) ad formam analogam reduci possit, manifestum est, [...]*.

lich sind.⁴⁶ Dies gilt sicherlich ähnlich für wissenschaftliches Deutsch, doch im Latein scheint es nicht der Fall zu sein. Eine Untersuchung dazu, wie Fachvokabular in der aristotelischen Physik ins Lateinische übersetzt wurde,⁴⁷ zeigte, dass echte Komposita (solche bestehend aus mindestens zwei Wurzeln) auch bei Aristoteles selten sind, obwohl das Griechische sie leicht bilden kann; die lateinischen Übersetzer hatten mit diesen seltenen Fällen aber große Mühe.⁴⁸ In anderen Wissenschaften scheinen neue Komposita häufiger zu sein, z. B. in Medizin oder Botanik: Wo viele Bezeichnungen neu beobachteter Phänomene vorkommen, verwendet das Griechische sehr gerne Komposita. Latein verwendet in der Dichtung zwar nicht ungern Komposita, doch eine ziemlich kleine Zahl an Typen.⁴⁹ Einige mittelalterliche lateinische Autoren mit Zugang zu griechischer Fachliteratur haben versucht, vermehrt Komposita im Lateinischen einzusetzen, z. B. Johannes Scotus Eriugena (9. Jh.) oder Liutprant von Cremona (10. Jh.), hatten aber kaum Erfolg: Allzu freie Komposition blieb dem lateinischen Stilgefühl fremd. So bemerkte schon Quintilian (*Institutiones oratoriae* 1,5,70):

Sed res tota magis Graecos decet, nobis minus succedit, nec id fieri natura puto, sed alienis favemus; ideoque cum κρῦταῦχενά mirati simus, incurvicervicum vix a risu defendimus.

Doch diese ganze Sache [Komposita] geziemt sich mehr für die Griechen, sie gelingt bei uns weniger, aber ich glaube nicht, dass dies von Natur aus geschieht, sondern wir haben mehr Gefallen an Fremdem: so applaudieren wir über das [griechische Kompositum] κρῦταῦχην [‘mit gekrümmtem Nacken’], aber [das lateinische] *incurvicervicus*⁵⁰ können wir kaum davor bewahren verlacht zu werden.⁵¹

Dann erwähnt Quintilian einige Beispiele lateinischer Komposita, unterstreicht aber später, dass Latein neue Wörter nicht grundsätzlich meiden sollte (*ib.* 8,3,33). Oftmals entschuldigen sich lateinische Autoren für neue Wörter mit einem *ut ita dicam, si licet dicere* oder ähnlichem. Eine Scheu, neue Wörter zu bilden, bemerkt man z. B. bei Aulus Gellius, als er sich fragt, wie man das

46 Quirk et al. (1985: 1350 = § 17.123), mit einem Beispielsatz (kursiv im Original): „At the mouth of the respiratory tube is a series of velar tentacles, corresponding exactly in position to those of amphioxus, and serving to separate the mouth and oesophagus from the respiratory tube while the lampre is feeding“.

47 Roelli (2014) und: http://mlat.uzh.ch/MLS/vorspann/arist_stats/compounds.html. [26. 09. 2018]

48 Allgemein zur Problematik: Panagl (1986).

49 Insbesondere solche auf *-fer*, *-ger*, *-ficus*, *-cola*, vgl. die Daten in Lindner (2002).

50 Dieses Wort wurde als Beiwort für Vieh vom altlateinischen Dichter Pacuvius verwendet (so Varro, *De lingua Latina* 5,1,7).

51 Ähnlich sagt Quintilian später: *Fingere, ut primo libro dixi, Graecis magis concessum est, qui sonis etiam quibusdam et adfectibus non dubitaverunt nomina aptare, non alia libertate quam qua illi primi homines rebus appellationes dederunt.* (*Institutiones* 8,3,30)

euklidische μήκος ἀπλατές [„breitenlose Länge“] auf Latein sagen könnte: *quod exprimere uno Latino verbo non queas, nisi audeas dicere inlatabile* („was man in *einem* lateinischen Wort nicht ausdrücken kann, außer man wagt es *inlatabilis* zu sagen“). In der Tat scheint das gewagte Wort *inlatabilis* nie wieder verwendet worden zu sein.

Um diese beiden für den wissenschaftlichen Ausdruck wichtigen, aber im Lateinischen fehlenden Sprachmerkmale (Artikel und Komposita) zu kompensieren, kamen in der Scholastik vermehrt Suffigierung und unterordnende Nebensätze auf.⁵² Die Humanisten der frühen Neuzeit machten sich über die neuen, „unlateinischen“ Suffix-Bildungen wie *entitas* oder *perseitas* lustig.⁵³ Sie waren aber an sich eine gute Möglichkeit, Substantivierungen wie τὸ καθ’ αὐτὸ nachzubilden, und *einen* Begriff in *einem* Wort auszudrücken, was für die Wissenschaft sehr nützlich ist.

c) Satzergänzungen durch Nominalformen des Verbums, Kürze des Ausdrucks

Den Reichtum an Satzergänzungen durch Nominalformen des Verbums teilt das Latein weitgehend mit dem Griechischen: Nebst finiten Nebensätzen gibt es Infinitiv-, Partizipial-, Supin- und Gerundkonstruktionen und darüber hinaus den *ablativus absolutus*, der sehr gut geeignet ist, Nebenumstände kurz und knapp zu erwähnen. Viele dieser Möglichkeiten fehlen unseren modernen Sprachen. Als Beispiel betrachten wir einen wissenschaftlichen Satz aus Euklid in einigen Wissenschaftssprachen, um den Umgang mit dem fachsprachlichen geometrischen Inhalt erahnen zu können. Es handelt sich um die Formulierung des Satzes des Pythagoras (*Elementa* I, 47, πρότασις).⁵⁴

⁵² Vgl. dazu meinen Versuch, dies statistisch nachzuweisen: Roelli (2015).

⁵³ Z. B. Lorenzo Valla (1982: 11–21 und 30–36). Valla übertreibt: So behauptet er fälschlicherweise, das Suffix *-tas* könne nur an Adjektive treten (klassische Gegenbeispiele z. B. *civitas*, *necessitas*, etc.). Cf. Nauta (2009).

⁵⁴ Die bibliographischen Angaben dazu. Latein: Christophorus Clavius (1574): *Euclidis Elementorum Libri XV: accessit XVI de solidorum regularium comparatione omnes perspectionis demonstrationibus, accuratisque scholiis illustrati*. 2 vols. Romae: apud Vincentium Accoltum, 147. Arabisch: Al-Hağğāğ ibn Yūsuf ibn Maṭar (1897–1932): *Codex Leidensis 399, 1. Euclidis Elementa ex interpretatione al-Hadschsadschii*; Ed. O. Besthorn & J. L. Heiberg. Vol. 1/2. Havniae: Libraria Gyldendalliana, 172. Sanskrit: Jagannātha Samrāt (1901–1902): *The Rekhāgaṇita or geometry in Sanskrit: composed by S. J.*; ed. by Kamalāśaṅkara Prānāśaṅkara Trivedī. Bombay: Nirṇaya Sagar Press, vol. 1, 61. Russisch: Д. Д. Мордухай-Болтовский (1948–1950): *Начала Евклида, книги I–VI*. Москва: Государственное издательство технико-теоретической литературы, 58. Die meisten dieser Texte finden sich synoptisch online: <https://www2.hf.uio.no/polyglotta/index.php?page=volume&vid=67>. [26. 09. 2018]

Tab. 1: Der Satz des Pythagoras aus Euklid mit sechs Übersetzungen in wichtige Sprachen, syntaktisch parallel angeordnet. Relativsätze sind durch Klammern hervorgehoben, Partizipien durch Unterstreichung, die Verbalphrase fett. Unten die Anzahl der Buchstaben, gefolgt von der Anzahl der Wörter.

griechisch (Original)	lateinisch (Clavius)	arabisch (al-Hagğāğ)	sanskrit (Samrāt)	russisch (Мордухай)	englisch (meine Üb.)	deutsch (meine Üb.)
Ἐν τοῖς ὀρθογωνίοις τριγώνοις	In rectangulis triangulis,	kullu muṭallaṭin qā'imun al- zāwiyata f-ānna	tatra samakoṇa- tribhujaṣya	В прямоугольных тре-угольниках	In any right-angled triangle the	In rechtwinkligen Dreiecken
τὸ ἀπὸ τῆς τῆν ὀρθῆν γωνίαν	quadratum, (quod a latere rectum angulum subtendente <u>describitur</u>),	al-murrab'a al- kā'ina min alqit'i (alladi yūturu al- zāwiyata l- qā'imata)	kaṇavargo	квадрат на стороне, <u>стягивающей</u> прямой угол,	square on the side <u>subtending</u> the right angle	ist das Quadrat der Seite, (die durch den rechten Winkel aufgespannt wird),
ἴσον ἐστὶ τοῖς ἀπὸ τῶν τῆν ὀρθῆν γωνίαν περιεχουσῶν πλευρῶν	aequale est eis, (quae a lateribus rectum angulum <u>continentibus</u> <u>describuntur</u>), quadratis.	musāwīn li- mağmū'i l-marba'in al-kā'ina min alqit'ayni al- baqiayni.	bhuja-dvayasya vargayogena	равен вместе взятым квадратам на сторонах, <u>закрывающих</u> прямой угол.	is equal to the squares on the sides <u>containing</u> the right angle.	gleich wie die Quadrate der beiden Seiten, (die den rechten Winkel aufspannen).
138–24	153(130)–22(20)	156–27	69–7	121–18	118–25	149–27
			tulyo bhavati.			

Wir erkennen gleich wieder die Wichtigkeit des Artikels bei einer Konstruktion wie τὸ ἀπὸ τῆς τῆν ὀρθὴν γωνίαν ὑποτείνουσας πλευρᾶς τετράγωνον, wörtlich „das von-der-den-rechten-Winkel-aufspannenden-Seite Rechteck“. Selbst die deutsche Sprache, in der solche Substantivierungen weitgehend gleich möglich sind wie im Griechischen, wird hier auf einen Relativsatz ausweichen. Dann die Komposition: ὀρθογώνιος „rechtwinklig“; sie kann auf Griechisch genauso wie auf Deutsch *ad hoc* gebildet werden und die Sprecher verstehen das Wort. Die Beziehungen zwischen den verschiedenen geometrischen Objekten werden durch Partizipialkonstruktionen (gr., rus., engl.), Relativsätze (lat., arab., dt.) oder Komposita (skr.) konstituiert. Der lateinische Übersetzer fügt die Wörter *describuntur* und *describitur* hinzu, die Zahlen in Klammern zählen diese entbehrlichen Wörter nicht mit.⁵⁵ Ohne sie ist der lateinische Text tatsächlich etwas knapper als das Original, allerdings ist dies bei Englisch und Russisch genauso der Fall und bei Sanskrit sogar auf spektakuläre Weise.⁵⁶ Latein mag also tatsächlich eine Neigung zur *brevitas* aufweisen. Um etwas genaueren Aufschluss zu bekommen, ob sich dieser Eindruck bestätigen lässt, habe ich Buch 1 (von 3) von Newtons *Principia mathematica* im lateinischen Original und in einigen Übersetzungen ausgezählt.

lateinisch (Original 1686)	313.451 Zeichen	48.738 Wörter
englisch (A. Motte)	375.498 Zeichen	70.316 Wörter
deutsch (J. Ph. Wolfers)	392.307 Zeichen	63.286 Wörter
französisch (É. du Chastellet)	385.000 Zeichen	ca. 68.000 Wörter
russisch (A. H. Крылов)	388.000 Zeichen	ca. 62.200 Wörter ⁵⁷

55 Die wörtlichere, früheste lateinische Übersetzung, die anonym überliefert ist, hat (aus Bursard 1987, 52): *In orthogoniis trigonis quod a rectum angulum subtendente latere tetragonum equale est eis que a rectum angulum continentibus lateribus quadratis* (126 Buchstaben, 20 Wörter).

56 Sanskrit hat eine extreme Vorliebe für Komposita. Der Übersetzer packt hier alle Information in Komposita, deren Kasus die Beziehungen der Objekte zueinander bestimmen. Wörtlich: „Deshalb rechtwinkliges-Dreieck-GEN.PL Hypotenusenquadrat-NOM.SG beide-[anderen]-Seiten-GEN.SG Quadratzusammenfügung-INS.SG wird gleich.“

57 Die beiden letzten Texte habe ich selber dem automatisierten OCR unterzogen, die Werte sind also ungenau. Bibliographische Angaben: Original: Isaac Newton (1687): *Philosophiae naturalis principia mathematica, auctore Is. Newton*. Londini: Jussu Societatis Regiae ac Typis Josephi Streater (online bei <http://www.e-rara.ch/doi/10.3931/e-rara-440> [26. 09. 18]). Englisch durch Andrew Motte (1729): *The mathematical principles of natural philosophy by Sir Isaac Newton*. London: Benjamin Motte. Deutsch: J. Ph. Wolfers (1872): *Sir Isaac Newton's Mathematische Principien der Naturlehre, mit Bemerkungen und Erläuterungen*. Berlin: Robert Oppenheim. Französisch: Émilie du Chastellet (1759): *Principes mathématiques de la philosophie naturelle*. Paris: Chez Desaint & Saillant. Russisch: Alexej Nikolaevič Krylov (1989): *И. Ньютон. Математические начала натуральной философии. Перевод и комментарии А. Н. Крылова. Предисловие Л. С. Полака*. Москва: Наука.

Tab. 2: Summarischer Vergleich der grammatikalischen Möglichkeiten einiger Wissenschaftssprachen. Die +/- Angaben sollen als eine intuitive Einschätzung verstanden werden (für die Symbole gilt: +++ > ++ > + > ~ > -). Unter „absoluten Konstruktionen“ sind Nebensatzwertige, nicht-kongruierende Verbalphrasen gemeint, die in wissenschaftlicher Sprache besonders gut geeignet sind, allgemeine, sich auf den gesamten Sachverhalt beziehende Nebenumstände kurz und klar zu formulieren.

Merkmal	griech.	lat.	arab.	sanskr.	dt.	frz.	engl.	russ.
# Artikel	1	-	1	-	2	2	2	-
Komplexe Substantivierung durch Artikel	+++	(kein Artikel)	-	(kein Artikel)	++	-	+	(kein Artikel)
Produktive Bildung neuer Komposita	++	+	-	+++	++	-	+	+
Produktive Suffigierung	++	+ / ⁻⁵⁸	-	++	++	+	+	++
Absolute Konstruktionen	<i>gen. abs.</i>	<i>abl. abs.</i>	-	<i>loc. abs.</i>	-	<i>géron-dif</i>	mit <i>-ing-</i> Form	Adverbialpartizipien
# Partizipien	12	3	2 (pro Stamm)	8	2	2	2	6
Kürze des Ausdrucks	~	+	-	++	-	-	~	~

Latein ist tatsächlich deutlich am kürzesten, auch wenn zu bedenken ist, dass Texte durch Übersetzen meistens etwas länger werden. Es fällt weiter auf, dass Englisch dieses Mal deutlich mehr Wörter braucht, die aber kurz sind, Russisch und Deutsch hingegen offenbar eher lange Wörter verwenden.

Dabei wollen wir diese lediglich vorläufigen Untersuchungen belassen und fassen zusammen. Tabelle 2 zeigt den Versuch einer deskriptiven Zusammenfassung grammatikalischer Eigenschaften der in diesem Beitrag angesprochenen Sprachen.

Obwohl Latein in Nebensatzkonstruktionen und der Kürze des Ausdrucks gut abschneidet, bleiben das Fehlen eines Artikels und der freien Komposition Hindernisse für den wissenschaftlichen Ausdruck. Es scheint, dass Französisch, Arabisch gefolgt von Englisch und Latein in solch einem Strukturvergleich nicht so gut abschneiden. Am ähnlichsten wie Griechisch, das anhand der gewählten Kriterien tatsächlich besondere Eignung zum wissenschaftli-

⁵⁸ Im scholastischen Latein ziemlich frei, bei Sprachpuristen hingegen verboten.

chen Ausdruck an den Tag legt, verhält sich Deutsch. Sanskrit kann den fehlenden Artikel durch überreiche Komposition wettmachen, Russisch in einem weniger extremen Maße auch. Dass die griechische Sprache scheinbar besonders gut zum wissenschaftlichen Ausdruck geeignet ist, mag es den Griechen erleichtert haben, sich wissenschaftlich auszudrücken (wie Snell [S. 380] andeutete). Bei einigen dieser Parameter kann man im Griechischen in historischer Zeit beobachten, wie sie entstehen oder zunehmen: So war der Artikel bei Homer noch ein Demonstrativum, und die Verbreitung von Ableitungen durch Suffigierung scheint auch erst nach-homerisch zuzunehmen. Wegen der sehr bruchstückhaften Überlieferung griechischer, vorklassischer Fachliteratur ist es schwierig, solche sprachlichen Veränderungen zu studieren. Zweifellos gibt es aber eine Rückkopplung zwischen den sprachlichen Möglichkeiten und den Inhalten, die die Sprecher ausdrücken wollen.

Die gewählten Vergleichsparameter bleiben natürlich bis zu einem gewissen Grad subjektiv und sind *ad hoc* gewählt, mögen aber ausreichen, um einige wichtige Problemfelder in den verschiedenen Wissenschaftssprachen anzusprechen. Offensichtlich bleibt, dass in allen erwähnten Sprachen wichtige wissenschaftliche Texte verfasst wurden und man grammatikalische und syntaktische Handicaps genauso wie solche des Vokabulars überwinden konnte. In der Tat kann man von einer Ausbaufähigkeit von Sprachen zur wissenschaftlichen Nutzung sprechen.⁵⁹ Fehlende Ausdrücke und selbst Konstruktionen können bis zu einem gewissen Grad importiert werden. Beim Latein ist sicherlich die große Konservativität der Nutzer dieser fixierten Sprache⁶⁰ schuld, dass dies nur zu einem geringen Grad und mit großen Widerständen passiert ist. Da Latein sich trotz struktureller Mängel als Wissenschaftssprache lange bewährt hat, zeigt der abschließende Teil einige nicht-linguistische Vorteile auf. Das Englische mag als ein anderes Beispiel fungieren, dass eine Sprache mit wenig komplexer Morphologie sich trotzdem gut zur Mitteilung wissenschaftlicher Erkenntnis eignen kann. Ob es die zeitliche Stabilität des Latein erreichen wird, scheint hingegen fraglich.

Nicht-linguistische Vorteile

Es hat sich also gezeigt, dass bei Betrachtung der gewählten Parameter die grammatikalische Eignung des Latein zur wissenschaftlichen Kommunikation

⁵⁹ Zum Konzept „Ausbausprache“ vgl. Kloss (1976).

⁶⁰ Zu „fixierten“ Sprachen (statt „toten“) vgl. Leonhardt (2013: insbesondere 57).

geringer ist als die des Griechischen und alles in allem etwa gleich wie die der romanischen Sprachen oder des Englischen, aber schlechter als die des Deutschen, das strukturell dem Griechischen ähnlicher ist. Dabei bleibt allerdings zu bedenken, dass Deutsch, wie auch die anderen modernen europäischen Volkssprachen, syntaktisch viel vom Latein übernommen hat.⁶¹ Daneben ist es offensichtlich, wie sehr das Vokabular vieler heutiger Wissenschaften von Latein und Griechisch abhängt. Der kaum zu überschätzende Vorteil des Latein war aber seine zeitliche Stabilität – oder, anders ausgedrückt, das Faktum, dass Latein „tot“ oder besser „fixiert“ ist. Linguistische Studien zu Veränderungen des wissenschaftlichen Latein über die Jahrhunderte, die ich momentan an meinem *Corpus corporum* (www.mlat.uzh.ch) durchführe, deuten darauf hin, dass die Unterschiede eher stilistischer Natur sind und mit wenigen Ausnahmen nicht so sehr tatsächliche Änderungen der Sprachgepflogenheiten in wissenschaftlichen Texten widerspiegeln; von normalem Sprachwandel lebendiger Sprachen natürlich ganz zu schweigen. Wer Varro lesen kann, kann auch Newtons Latein mit minimalem Aufwand verstehen,⁶² obwohl dieser rund 1.700 Jahre später schrieb als jener. Keine der heutigen Wissenschaftssprachen hat eine auch nur annähernd vergleichbare Stabilität aufzuweisen. Schon Newtons englische Werke sind sprachlich signifikant anders als heutiges Englisch. Es ist ein beträchtlicher Aufwand für deutsche Muttersprachler, mittelhochdeutsche Fachtexte zu lesen. Als Beispiel kann man einen Absatz aus der deutschen Übersetzung der *Sphaera* des Johannes de Sacrobosco durch Konrad von Megenberg (1309–1374) vergleichen:

Euclides der maister beschreibet uns waz spera sei, und spricht: ‘Spera ist ain gank ainer ümbverte ains halben kraizzes, deu veste und eben stet an irr mittelmezzigen lengen und di man also lang umbfürd piz sie wider kumpt an die stat irs anvanges. (Matthaei 1912: 4)

Spera igitur ab Euclide sic describitur: spera est transitus circumferentie dimidii circuli quotiens fixa diametro quousque ad locum suum redeat circumducitur. (Thorndike 1949: 76)

61 Beispiele dazu bei Blatt (1957), der schließt (69): „These two features taken together, viz. the architecture of the sentences or phrases and the rationalisation of the language, suffice to prove that Modern European syntax bears the stamp of the Latin genius. European standard languages of to-day may be considered useful instruments for modern thought, because tuned from Classical syntax.“ Speziell fürs Deutsche: Polenz (2000: 219), der den syntaktischen Einfluss des Latein auf das Deutsche eher gering einschätzt, und Habermann (2001: 33–57), die als Beispiele nennt: Frequenzsteigerung von Infinitiv- und Partizipialkonstruktionen, Hypotaxe und i.A. komplexere Satzperioden.

62 Über die Sprache hinaus braucht man natürlich in diesem Falle auch mathematische und physikalische Kenntnisse.

In dem gut halben Jahrtausend seit Konrads Zeit hat sich die Orthographie im Deutschen deutlich geändert, aber auch der Wortschatz – z. B. wurde ‚die mittelmezzige lenge‘ zum Durchmesser, ‚die stat‘ zum Ort – hat sich stark gewandelt. Dies ganz im Gegensatz zum Latein, welches abgesehen von orthographischen Kleinigkeiten (wie der im Mittelalter üblichen Schreibung *e* für den alten Diphthong *ae*) noch fast identisch mit der Sprache der Römer ist. Antoine Meillet (1948: 1) sagt also völlig zu Recht:

Langue d'un grand empire [...] le latin a gardé durant quelques huit cents ans une stabilité. Quand l'unité de la langue parlée a commencé à se rompre, du III^e au X^e siècle ap. J.-C., l'unité de la langue écrite a persisté. Le latin classique est demeuré jusqu'à une période avancée de l'époque moderne l'organe de la science et de la philosophie dans l'Europe occidentale, [...].

Ein weiterer praktischer Punkt ist, dass in Mittelalter und Früher Neuzeit alle Gebildeten zuerst Latein erlernen mussten, sozusagen als Eintrittskarte zu einer *res publica philosophorum*. Heute, da die Entwicklung immer mehr zur einzigen, globalen Wissenschaftssprache Englisch tendiert, haben englische Muttersprachler einerseits einen sprachlichen Vorteil, andererseits wächst die Gefahr, dass Publikationen in anderen Sprachen keine Beachtung mehr finden und die Erkenntnisse, die in ihnen mitgeteilt wurden, in Vergessenheit geraten. Wir haben gesehen, dass Latein zwar linguistisch betrachtet weniger geeignet ist zum wissenschaftlichen Ausdruck als gewisse andere Sprachen, doch was den praktischen Gebrauch betrifft, übertraf es durch seine Stabilität und Langlebigkeit alle anderen bisherigen Wissenschaftssprachen bei Weitem, und es ist zu bedauern, dass es heute nicht mehr als Wissenschaftssprache in Gebrauch ist.

Literatur

- Admoni, Vladimir (1972): *Der deutsche Sprachbau*. 3. Auflage. München: Beck.
- Ammon, Ulrich (2012): Linguistic inequality and its effects on participation in scientific discourse and on global knowledge accumulation. With a closer look at the problems of the second-rank language communities. In: *Applied Linguistics Review* 3 (2), 333–355.
- Birkenmaier, Willy (1979): *Artikelfunktionen in einer artikellosen Sprache*. München: Wilhelm Fink.
- Blasius, Jürgen (1979): Zur Wissenschaftstheorie Goethes. In: *Zeitschrift für philosophische Forschung* 33 (3), 371–388.
- Blatt, Franz (1957): Latin influence on European syntax. In: *The Classical patterns of modern civilisation: language*. Copenhagen: Nordisk Sprog- og Kulturforlag, 33–69.
- Burnett, Charles (2009): *Arabic into Latin in the Middle Ages: the translators and their intellectual and social context*. Farnham: Ashgate.

- Busard, Hubertus Lambertus Ludovicus (1987): *The mediaeval Latin translation of Euclid's Elements made directly from the Greek*. Stuttgart: Steiner.
- Chantraine, Pierre (1957): Le grec et la structure des langues modernes. In: *The Classical patterns of modern civilisation: language*. Copenhagen: Nordisk Sprog- og Kulturforlag, 9–31.
- Chevallier, Philippe (1989): *Dionysiaca. Recueil donnant l'ensemble des traductions latines des ouvrages attribués au Denys de l'Aréopage et synopse marquant la valeur de citations presque innombrables*. Faksimile-Neudruck der zweibändigen Ausgabe Brügge 1937 mit einem Nachwort von Martin Bauer, 4 Bde. Stuttgart: Frommann-Holzboog.
- Chrisogonus, Federicus (2007): *Speculum astronomicum – Astronomsko zrcalo; ed. Mihaela Girardi-Karšulin, Olga Perič, Tomislav Čepulić*. Zagreb: Institut za filozofiju.
- D'Alverny, Thérèse (1982): Translations and translators. In: R. L. Benson & G. Constable (Hrsg.), *Renaissance and renewal in the 12th c.* Oxford: University Press, 421–462.
- Erpenius, Thomas (1613): *Grammatica arabica*. Leiden: in officina Raphelengiana.
- Everett, Daniel (2005): Cultural constraints on grammar and cognition in Pirahã: Another look at the design features of human language. In: *Current Anthropology* 46, 621–646.
- Fögen, Thorsten (2000): *Patrii sermonis egestas. Einstellungen lateinischer Autoren zu ihrer Muttersprache. Ein Beitrag zum Sprachbewusstsein in der römischen Antike*. München: Saur.
- Fögen, Thorsten (2005): The transformation of Greek scientific knowledge by Roman technical writers: on the translating of technical texts in antiquity. In: Jochen Althoff, Bernhard Herzhoff & Georg Wöhrle (Hrsg.), *Antike Naturwissenschaft und ihre Rezeption, Band XV*. Trier: WVT, 91–114.
- Gauß, Carl Friedrich (1863): *Gesammelte Werke*. Göttingen: Königliche Gesellschaft der Wissenschaften.
- Goethe, Johann Wolfgang (1991): *Schriften zur Farbenlehre, 1790–1807*, hrsg. von Manfred Wenzel. Frankfurt a. M.: Deutscher Klassiker-Verlag.
- Gordin, Michael D. (2015): *Scientific Babel. How science was done before and after global English*. Chicago: University of Chicago Press.
- Graham, Daniel W. (2013): *Science before Socrates. Parmenides, Anaxagoras and the New Astronomy*. Oxford: University Press.
- Habermann, Mechthild (2001): *Deutsche Fachtexte der Frühen Neuzeit. Naturkundlich-medizinische Wissensvermittlung im Spannungsfeld von Latein und Volkssprache*. Berlin: De Gruyter.
- Houston, Keith (2013): *Shady characters: ampersands, interrobangs and other typographical curiosities*. London: Particular Books.
- Imhausen, Annette & Tanja Pommerening (Hrsg.) (2016): *Translating writings of early scholars in the Ancient Near East, Egypt, Greece and Rome – methodological aspects with examples*. Berlin: De Gruyter.
- Kaimio, Jorma (1979): *The Romans and the Greek Language*. Helsinki: Societas Scientiarum Fennica.
- Kepler, Johannes (1937): *Gesammelte Werke, Band 3. Astronomia nova*, herausgegeben von Max Caspar. München: Beck. Online: <http://publikationen.badw.de/de/meta/002334739>. [26. 09. 2018]
- Kloss, Heinz (1976): Abstandsprache und Ausbausprache. In: Joachim Göschel, Norbert Nail & Gaston Van der Elst (Hrsg.), *Zur Theorie des Dialekts: Aufsätze aus 100 Jahren Forschung mit biographischen Anmerkungen zu den Autoren*. Wiesbaden: Steiner, 301–322.

- Krebs, Johann Philipp (1843): *Antibarbarus der lateinischen Sprache: nebst Vorbemerkungen über reine Latinität*. Frankfurt a. M.: Heinrich Ludwig Brönnner.
- Leibniz, Gottfried Wilhelm (1916): Eine deutschliebende Genossenschaft. In: *Deutsche Schriften*, G. W. Leibniz, herausgegeben von Walther Schmied-Kowarz. Leipzig: Meiner.
- Leonhardt, Jürgen (2013): *Latin: story of a world language; translated by Kenneth Kronenberg*. Cambridge (Mass.): Harvard University Press.
- Lindner, Thomas (2002): *Lateinische Komposita: morphologische, historische und lexikalische Studien*. Innsbruck: Institut für Sprachen und Literaturen der Universität Innsbruck.
- Matthaei, Otto (1912): *Konrads von Megenberg Deutsche Sphaera und die Übersetzungstechnik seiner beiden deutschen Prosawerke*. Groß-Lichterfelde: Unverdorben.
- Meier, Georg Friedrich (1763): *Betrachtungen über die Natur der gelehrten Sprache*. Halle: Hemmerde.
- Meillet, Antoine (1948): *Esquisse d'une histoire de la langue latine*. Paris: Hachette.
- Minio-Paluello, Laurentius & Bernardus G. Dod (1968): *Analytica posteriora: translationes Iacobi, Anonymi sive „Ioannis“, Gerardi et Recensio Guillelmi de Moerbeka*. Bruges: Desclée de Brouwer.
- Moos, Peter von & Philipp Roelli (2014): *Heiden im Himmel? Geschichte einer Aporie zwischen Mittelalter und früher Neuzeit, mit kritischer Edition der Quaestio de salvatione Aristotelis des Lambertus de Monte*. Heidelberg: Winter.
- Nauta, Lodi (2009): *In defense of common sense: Lorenzo Valla's humanist critique of scholastic philosophy*. Cambridge, Mass.: Harvard University Press.
- Panagl, Oswald (1986): Die Wiedergabe griechischer Komposita in der lateinischen Übersetzungsliteratur. In: Annemarie Etter (Hrsg.), *o-o-pe-ro-si, Festschrift Risch*. Berlin: de Gruyter, 574–582.
- Pérez González, Carlos (1997): Edad Media y Humanismo: la valorización del trabajo filológico de Lupo de Ferrières. In: *Iacobus* 3/4, 33–52.
- Périon, Joachim (2003): *Dialogues: de l'origine du français et de sa parenté avec le grec. Texte présenté, établie, traduit et annoté par Geneviève Demerson et al.* Paris: Honoré Champion.
- Polenz, Peter von (2000): *Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Bd. 1, Ed. 2: Einführung, Grundbegriffe, 14. bis 16. Jahrhundert*. Berlin: De Gruyter.
- Puelma, Mario (1980): Cicero als Platon-Übersetzer. In: *Museum Helveticum* 37 (3), 137–178.
- Quirk, Randolph et al. (1985): *A comprehensive grammar of the English language*. London: Longman.
- Ramminger, Johann (2016): *Neulateinische Wortliste. Ein Wörterbuch des Lateinischen von Petrarca bis 1700*. Online: www.neulatein.de/words/3/016095.htm (benutzt am 26. 09. 2018).
- Roelcke, Thorsten (2014): *Latein, Griechisch, Hebräisch: Studien und Dokumentationen zur deutschen Sprachreflexion in Barock und Aufklärung*. Berlin: De Gruyter.
- Roelli, Philipp (2014): Translating Technical Terminology from Aristotle's Physics. Comparison of ten Latin translations. In: Edoardo D'Angelo & Jan Ziolkowski (Hrsg.), *Auctor et auctoritas in Latinis Medii Aevi litteris: proceedings of the 6th congress of the International Medieval Latin Committee. Benevento-Naples, November 9–13, 2010*. Firenze: SISMEL, 941–957.
- Roelli, Philipp (2015): Statistical research on Ten Latin Translations of Aristotle's Physics. In: Gerd Haverling (Hrsg.), *Latin linguistics in the early 21st century: acts of the*

16th International Colloquium on Latin Linguistics, Uppsala, June 6th-11th, 2011.

Uppsala: Uppsala Universitet, 561–575.

Snell, Bruno (1946): *Die Entdeckung des Geistes. Studien zur Entstehung des europäischen Denkens bei den Griechen.* Hamburg: Claaszen & Goverts.

Stahl, William Harris (1962): *Roman science: origins, development, and influence to the later middle ages.* Westport (Connecticut): Greenwood Press.

Störig, Hans Joachim (1965): *Kleine Weltgeschichte der Wissenschaft.* Stuttgart: Kohlhammer.

Stotz, Peter (1996–2004): *Handbuch zur lateinischen Sprache des Mittelalters.* 5 Bde. München: Beck.

Strassner, Erich (1995): *Deutsche Sprachkultur: von der Barbarensprache zur Weltsprache.* Tübingen: Niemeyer.

Thorndike, Lynn (1949): *The sphere of Sacrobosco and its commentators.* Chicago: University of Chicago Press.

Valla, Lorenzo (1982): *Laurentii Valle Repastinatio dialectice et philosophie.* Edidit Gianni Zippel. Padova: Antenore.

Daniel Ulbrich

Fucus et delectus inutilis oder Disciplinarum fundamentum et apparatus?

Georg Ernst Stahl und Friedrich Hoffmann über Nutzen und
Nachteil des Lateinischen für Medizin und Naturwissenschaft

Der Hallenser Mediziner und Chemiker Georg Ernst Stahl schreibt im Jahre 1718 in seinen *Zufälligen Gedanken und nützlichen Bedencken über den Streit von dem so genannten Sulphure* über die Schlüsse, die aus einem bestimmten (für Stahls Theorie des Phlogistons zentralen) Experiment zu ziehen sind:

Ich habe davon allbereit vor vielen Jahren in der *Dissert[ione] de Metallurgiae fundamen-
tis* gehandelt/ und hätte gemeynet/ es wäre ein Licht dadurch angezündet/ ist aber doch
die Klage gewesen/ es sey *obscur* oder finster: Jederman mag rathen/ ob es an dem klaren
Schein/ oder übersichtigen Augen/ und lateinischen Schul-Brillen gehaftet. [...] Um nun
die ganze Sache desto leichter zu machen/ will ich von denen augenscheinlichsten Be-
weis-Proben den Anfang machen/ daß man darauß die/ wegen schwererer Arbeit/ nicht
jederman also in die Augen fallende/ auch recht erkennen möge. (Stahl 1718: 117-118)

Die argumentative Bewegung, die Stahl in diesen Zeilen vollzieht, um dem Vorwurf der *obscuritas* oder ‚Finsternis‘ seiner (überwiegend lateinisch abgefassten) Schriften zu begegnen, ebenso wie die im Zuge dessen zum Einsatz kommende optisch-ästhetische Metaphorik könnte schwerlich bezeichnender sein: Statt bescheiden die eigenen Fehler einzuräumen, geht Stahl direkt zum Gegenangriff über, und er tut dies, indem er bei seinen Kritikern mangelnde Einsichtsfähigkeit in Form eines gleichsam natürlich zugezogenen (‚übersichtige Augen‘) oder aber eines künstlich *anerzogenen* Defekts (‚lateinische Schulbrillen‘) diagnostiziert, der dazu führt, dass man selbst – oder vielleicht sogar: gerade – das eigentlich unmittelbar vor Augen Liegende (‚die augenscheinlichsten Beweisproben‘) *nicht*, nicht *recht* oder allenfalls nur sehr *verzerrt* sieht und es deshalb fälschlicherweise für ‚obskur oder finster‘ hält.¹ Dass es gerade

1 Die Schärfe des Angriffs und das Maß der Selbstüberhebung werden dabei auch nicht durch das scheinbare Zugeständnis abgemildert, dass das fehlende Einsichtsvermögen nicht unbedingt auf einen persistierenden Defekt zurückgeführt werden muss, sondern auch einfach nur dem vorübergehenden Zustand der Blendung durch das überraschende Licht der neuen Wahrheit geschuldet sein könnte, auf den mit der Rede vom „klaren Schein“ angespielt sein dürfte

Daniel Ulbrich, Universität zu Köln, Institut für Deutsche Sprache und Literatur I,
Albertus Magnus Platz, 50923 Köln, E-Mail: dulbrich@uni-koeln.de

die Übersichtigkeit ist – die einen ja bekanntlich Weitentferntes recht gut, Nahegelegenes hingegen eher schlecht erkennen lässt –, die Stahl in eine Parallele mit den eigentümlichen Brillen bringt, die einem allem Anschein nach auf den Universitäten angezogen werden, mag dabei bereits anzeigen, dass Stahl Latein hier offenbar als ein Medium sieht, das Fernliegendes *in* den Fokus, Naheliegendes hingegen *aus* dem Fokus, ja womöglich sogar ganz in die Ferne rückt – in jedem Fall aber auf irgendeine Weise von den *Sachen selbst* entfernt oder fernhält.

Was es mit diesen „lateinischen Schul-Brillen“ und ihrer von den Sachen selbst entfernenden oder fernhaltenden Wirkung Näheres auf sich haben könnte, lässt sich dabei seiner zwölf Jahre zuvor publizierten Dissertation *De aestu maris microcosmici* entnehmen (vgl. Stahl 1704), in der er schon einmal Stellung zu dem Vorwurf der Dunkelheit seiner Schriften genommen hat. Dieser war dem medizinischen Animisten Stahl mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit von seinem gleichfalls in Halle lehrenden iatromechanischen Hauptgegner Friedrich Hoffmann gemacht worden, welcher wiederum das ei-

(vgl. zu diesem im Kern auf Platons Höhlengleichnis zurückgehenden Topos grundlegend Blumenberg 1957 und umfassend Blumenberg 1989). Tatsächlich nämlich ist dadurch entweder eine geradezu ungeheure Begriffsstutzigkeit seiner Gegner oder aber eine wahrhaft über alle Maßen überwältigende Neuheit der eigenen Entdeckung impliziert. Schließlich betont Stahl ja gerade, dass das fragliche Licht von ihm bereits vor vielen Jahren angezündet worden sei. Es wäre also, wirklich außergewöhnliche Umstände ausgenommen, durchaus zu erwarten, dass der Zustand der Blendung allmählich selbst von denen gewichen ist, die sich allzu bequem in der Dunkelheit eingerichtet hatten. Insofern dürfte es denn auch kein bloßer Zufall sein, dass Stahl in der vorliegenden Passage sowohl auf das Konzept einer ‚augenscheinlichen‘ Wahrheit, die sich allen Unverblendeten gleichsam von selbst zeigt, als auch auf die Vorstellung eines aktiv von ihm ‚entzündeten Lichts‘ rekurriert, in dessen Schein diese Wahrheit allererst sichtbar wird. Denn indem er gleichermaßen beide Varianten der Lichtmetaphorik bemüht, die Blumenberg (1957: 170) bekanntlich jeweils schwerpunktmäßig Antike und Neuzeit zugeordnet hatte, versöhnt Stahl letztlich den allgemeinen Anspruch auf Evidenz mit der eigenen Inanspruchnahme von Novität. Dass Stahl seine Gegner tatsächlich – im Sinne von Blumenbergs Begriff der Hintergrundmetaphorik – als eine Art intellektuelle Höhlenbewohner angesehen hat, geht im Übrigen aus einer Stelle in seiner biobibliographischen Schrift *De scriptis suis* hervor, in der er seiner eigenen Praxis, „die Erscheinungen der Dinge daselbst allein durch aufmerksame Beobachtung der Erfahrung aufzudecken (*ipsis rerum phaenomenis, per ipsam Experientiae intentam obseruationem, deprehendendis*)“, polemisch die „staubige Mühsal (*puluerulento illo labore*)“ seiner Gegner, „antiquarische Bibliotheken zu durchkriechen (*bibliothecas antiquarias perreptandi*)“, entgegensetzt (Stahl 1707: 20). Und diese kriechenden Gestalten – so Stahls zusätzliche Pointe an dieser Stelle – scheinen nicht einfach nur die Wahrheit nicht erkennen zu können, die die Sachen ihnen im rechten Lichte besehen selbst enthüllen würden, sondern gleichsam so in Bücherstaub gehüllt zu sein, dass sie auch in wahren Neuheiten stets nur die alten Wahrheiten ihrer verstaubten Bücher sehen können.

gentliche Hauptziel von Stahls Gegenangriffen darstellen dürfte.² In der Tat verwandelt Stahl auch hier, wie später in den *Zufälligen Gedancken und nützlichen Bedencken*, jede einzelne seiner Rechtfertigungen letztlich in einen Angriff, und in der Tat stellt darüber hinaus jedes einzelne der insgesamt drei von ihm angeführten Argumente letztlich eine spezifische Variante des bereits aus den *Zufälligen Gedancken und nützlichen Bedencken* bekannten Argumentationsmusters dar: Der Fehler der Dunkelheit seiner Schriften wird stets als bloß scheinbar entlarvt und seinerseits jeweils auf einen Sehfehler seiner Leser zurückgeführt.

Die drei Fehler, die Stahl in *De aestu maris microcosmici* in diesem Sinne – hier insbesondere mit Blick auf die Kritik an seiner wiederum zwölf Jahre zuvor publizierten Dissertation *De motu tonico vitali* (vgl. Stahl 1692) – anführt, verhandelt er dabei unter den drei Stichworten „Stil (*stylus*)“, „Kürze (*brevitas*)“ und „Vorurteil (*praejudicium*)“:

Diese Schrift [i. e. *De motu tonico vitali*] hat das für derlei Schriften übliche Schicksal erlitten: von den einen wurde sie gelobt, von den anderen getadelt. Den allzu schlichten Gemütern, die die Dinge selbst nicht durchschauen, schien es geboten, ihren dunklen Stil (*stylus*) zu bemängeln (diesen möchte ich empfehlen, sich in der grammatikalischen Analyse zu üben und im Übrigen zu bedenken, dass ich niemals zum Zwecke der Zurschaustellung von Latinität, sondern zum Zwecke der Darstellung der Wahrheit zu schreiben beabsichtige); einigen ließ die Kürze (*brevitas*) sie dunkel erscheinen; den meisten verursachte das absolute Vorurteil (*praejudicium*) Abneigung, insbesondere denen, die weder aus der Lektüre der Alten verstanden hatten, was mit den Begriffen *Missio*, *Raptus* [...] eigentlich gemeint ist, noch aus der Lektüre der Neueren durchschaut hatten, dass die Funktion des Blutkreislaufes so beschaffen ist, dass die Zufuhr des herangeführten Blutes bzw. sein Abtransport durch jenen ununterbrochenen Antrieb von innen heraus, oder doch wenigstens von außen, geschehen könne, zu geschehen pflege, geschehen müsse. Allen aber gemeinsam war, dass ihnen jegliches Verständnis für die hydraulische Mechanik abging. (Stahl 1704: 2)³

² Zu Stahl vgl. vor allem die Monographie von Geyer-Kordes (2000) und den Sammelband von Engelhardt & Gierer (2000). Eine *Art vitae parallelae* von Stahl und Hoffmann bietet Ceglia (2009). Zu den – in Tonalage, Direktheit und Sprachengebrauch durchaus variablen – Modalitäten akademischer Kommunikation zwischen (und innerhalb von) Stahlscher und Hoffmannscher Schule und den Spuren, die entsprechende Auseinandersetzungen insbesondere in den Paratexten einschlägiger Dissertationen hinterlassen haben, vgl. Hoorn (2010) und Hoorn (2016).

³ *Habet Scriptum communia talibus Fata, laudatur ab his, culpatur ab illis: Tenuioribus, & res non percipientibus, monendum visum est, Stylum esse obscurum, quibus commendo, ut se in Analysis Grammaticâ exerceant, de caetero verò meminerint, numquam me in ostentationem Latinitatis scripturum, sed in ostensionem Veritatis; Nonnullis brevis obscuritatem fecit: Plurimis praejudicium absolutum, aversionem fecit, praecipuè talibus, qui nequè ex Antiquis perceperant, quid appellent Missiones, Raptus [...] nequè ex Recentioribus perspexerant, ita comparatum esse negotium Circulationis Sangvinis, ut illaeso illo impetu ab intrâ, extrinsecus saltem, admissio*

Offenbar wendet sich Stahl unter dem Stichwort *stylus* zunächst ausgehend davon, dass man seine lateinische Sprachkompetenz in Zweifel gezogen hat, gegen die Tendenz, in der Tradition des Humanismus an alle Arten von wissenschaftlichen Texten unterschiedslos die Maßstäbe einer allein an den klassischen Autoritäten – insbesondere an Cicero und Caesar – orientierten Schreibweise anzulegen. Seinen Kritikern unterstellt er dabei, sie verstünden entweder von der Sache selbst nichts und konzentrierten sich daher allein auf die sprachliche Ebene oder sie ließen sich aus Gewohnheit so sehr von der Frage nach der *Latinitas* ablenken, dass ihnen die Sache unweigerlich aus den Augen gerate.

Hinter dem Stichwort *brevitas* wiederum verbirgt sich, wie sich einer eingehenderen Einlassung in der *Praefatio* der Dissertation entnehmen lässt, der Vorwurf, Stahl habe seine zentrale These in *De motu tonico vitali* seinerzeit nicht hinreichend ausführlich und verständlich hergeleitet. Dabei nutzt Stahl die Entkräftung dieses Vorwurfs an besagter Stelle seinerseits zu einer ausgiebigen Polemik gegen die überkommenen universitären Lehr- und Darstellungsmethoden der Scholastik. Diesen nämlich hält er vor, mit ihren ausführlichen Deduktionen und „widerlichen Syllogismen (*odiosis illis Syllogismis*)“ die Fähigkeit zur Wahrnehmung der unmittelbaren Evidenz der Sache selbst zu unterminieren oder sich womöglich gar, wie an anderer Stelle suggeriert wird, in den Dienst absichtlicher „Unterschiebung (*suppositio*)“ zu stellen (Stahl 1704: praef. 2; Stahl 1707: 50).

Mit dem Stichwort *praejudicium* schließlich rückt nach den Hindernissen, die die wohl vor allem in der Artistenfakultät zu verortenden Tendenzen zu blinder humanistischer Wortklauberei und leerer scholastischer Begriffsartistik der Erkenntnis der Sache selbst in den Weg stellen, eine Barriere ins Blickfeld, die so mächtig und allgemein verbreitet zu sein scheint, dass sie gleichsam unmittelbar auf die Wahrnehmung medizinischer Inhalte wirkt und Einsicht selbst denjenigen unmöglich macht, die als Angehörige der Medizinischen Fakultät von Amts wegen eigentlich mit der Sache vertraut sein sollten. Grundsätzlich kann das Vorurteil dabei, wie Stahl an anderer Stelle in unübersehbarer Anspielung auf Hoffmann erklärt, schon die „Autorität eines einzigen Magisters (*vnius magistri autoritas*)“ festschreiben (Stahl 1702: 42). Vor allem aber ist seine Entstehung für Stahl mit dem verheerenden Wirken zweier gelehrtenrepublikanischer Schreckgespenster verbunden. Das ist zum einen der Verfasser „systematischer Compendien (*συντάξεις*)“ und „dickleibiger Wälzer voll

Sanguinis appulsi, aut exclusio ejusdem, fieri possit, soleat, debeat. Omnibus verò similibus, defuit mechanicae hydraulicae aliqualis notitia. Übersetzungen aus dem Lateinischen stammen hier und im Folgenden, wenn nicht anders gekennzeichnet, vom Verfasser.

mit Systemen (*spissis Systematum voluminibus*)“. Zum anderen ist es der unsystematische Kompilator und literarische Kuriositätensammler oder – in Stahls Formulierung – der „schlichte historische Aufzähler irgendwelcher Tatsachen (*simplicibus facti alicuius narratoribus historicis*)“ (Stahl 1707: 11, 16). Erkennbar kommen beide in der imitativen Guntendenz ihrer nach- und ausschreibenden Praktiken überein, die weder ein gesteigertes Interesse an echter Wahrheit noch an wirklicher Neuheit erkennen lassen. Unterschiede hingegen bestehen allenfalls insofern, als es ersterem vor allem um das reine Arrangement bloßer Begriffe geht, während letzterer sich in der rein sprachlichen Tätigkeit der bloßen Umschrift erschöpft.

Offensichtlich also sind mit diesen drei zur Abwehr des Vorwurfs der Dunkelheit angeführten Argumenten jeweils polemische Stellungnahmen gegenüber einer bestimmten Form bzw. Modalität zeitgenössischer gelehrter Praxis verbunden, die man respektive als a) *antihumanistischen* oder *anticiceronianischen*, b) *antischolastischen* oder *antisyllogistischen* und c) *antiautoritativen* oder *antiimitativen Affekt* bezeichnen könnte. Zugleich lassen sie sich als Teilaspekte oder Quellgründe eines sich formierenden antilateinischen Diskurses rekonstruieren, wie er sich jenseits des Ärmelkanals bereits im Laufe des 17. Jahrhunderts vor allem im Umfeld der Debatten etabliert hatte, die die einsetzende Ausdifferenzierung der Naturwissenschaften begleiteten. Um 1700 nun beginnt dieser Diskurs – so meine Ausgangsthese – grundsätzlich auch in den deutschen Ländern allmählich an Fahrt aufzunehmen, um sich dann etwa innerhalb von Stahls Œuvre schließlich in expliziter Form 1718 in den *Zufälligen Gedancken und nützlichen Bedencken* Bahn zu brechen.

Tatsächlich finden sich die drei fraglichen Affekte als solche, d. h. als Kritik an bestimmten gelehrten Praktiken, denen ähnlich wie bei Stahl stets die Sache selbst (anstelle der bloßen Worte), die Induktion (anstelle syllogistischer Deduktion), die eigene Erfahrung (anstelle der unreflektierten Übernahme fremder Urteile) entgegengesetzt wird, im Grunde schon bei Francis Bacon. Vereinfacht gesagt spricht sich in Bacons *Novum Organum* von 1620 der antihumanistische Affekt vor allem in der Charakterisierung der *idola fori*, der antischolastische Affekt in der Darstellung der *idola theatri* und der antiautoritative Affekt in der Beschreibung der *idola specus* aus (vgl. Bacon 1620: 163–197).⁴ Mit einem antilateinischen Impetus bzw. einem muttersprachlichen Votum werden diese Argumente – wie im Kern bereits Richard Foster Jones (1953: 293–323) gezeigt hat – freilich auch auf den britischen Inseln erst seit Mitte des 17. Jahrhunderts verbunden. Davon legt etwa der vielzitierte Satz aus Thomas

⁴ Zu der Frage, inwieweit die spätere Assoziation mit dem Lateinischen bei Bacon selbst vorbereitet ist und wo er vor ihr definitiv halt macht, vgl. Ulbrich (2014: 20–29, 36–42).

Sprats (1667: 113) *History of the Royal Society* Zeugnis ab, dem zufolge ihre Mitglieder eine klare Präferenz für die „language of Artizans, Countrymen, and Merchants, before that, of Wits, or Scholars“ an den Tag legen. Bezeichnenderweise findet er sich nämlich genau an der argumentativen Nahtstelle zwischen einer grundsätzlichen Rhetorikkritik, in der für einen „close, naked, natural way of speaking“ plädiert wird, und einer Eloge auf die englische Nation, deren Mitglieder sich durch ihre „sound simplicity“ und „universal modesty“, vor allem aber aufgrund der Tatsache auszeichnen, dass sie weder „extreamly prone to speak“ noch an der „fineness of what they say“ interessiert sind. Und folglich lässt sich der Satz sowohl auf die spezifischen Funktiolekte der genannten Gruppen als auch auf die von diesen für gewöhnlich gebrauchte Gesamtsprache – mit anderen Worten das Englische der „Artizans, Contrymen, and Merchants“ und das Lateinische der „Wits, or Scholars“ – beziehen.

Vielleicht noch deutlicher artikuliert sich die Assoziation des Lateinischen mit den fraglichen gelehrten Praktiken in der Abrechnung mit der traditionellen universitären Lehrpraxis, die John Webster 1654 unter dem Titel *Academia-rum Examen, or the Examination of Academies* publiziert hat. Dabei reproduziert Webster im Kapitel *Of their Costumes, and Methode* bezeichnenderweise exakt die drei in Rede stehenden Affekte. So werden von ihm zunächst die „Scholastick exercices“ gegeißelt, weil von ihnen nichts als „meer notions, and quarrelsome disputations“ zu erwarten seien. Sodann gerät „[the] use of the Latine tongue“ in die Schusslinie, weil diese allenfalls für „such subjects as are usually handled in the Schools“, nicht hingegen für „negotiations of far greater importance“ geeignet sei. Und schließlich mündet die Kritik in die Polemik gegen das ubiquitäre „adhering to authority“ bzw. „too much admiring of [...] antiquity“ – woran sich (in)konsequenterweise unmittelbar ein lateinisches Zitat aus Bacons *Novum Organon* anschließt, das Zeugnis von der zugrundeliegenden Öffnung des Wissenshorizonts in die Zukunft ablegt (Webster 1654: 91–92, 92, 94–95). Entsprechend wird dann später in dem Kapitel *Of some expedients, and remedies* einerseits im Bereich der Logik für eine Stärkung der Induktion plädiert und andererseits empfohlen, „arts and science“ auf Englisch zu unterrichten (Webster 1654: 102, 98).

Im vorliegenden Beitrag möchte ich nun aus den genannten drei Affekten die antihumanistische Ausprägung herausgreifen und anhand einer eingehenden Analyse einschlägiger Passagen aus den in den ersten Jahren des 18. Jahrhunderts publizierten Schriften Stahls sowie seines Umfeldes genauer unter die Lupe nehmen.⁵ Dabei werde ich den Blick zunächst auf die Rhetorik der

⁵ Zu den zentralen gelehrten – damit aber, ungeachtet entsprechender Auflagen, nicht zwangsläufig auch durchweg irenischen – Kommunikationsformen der Disputation und Dis-

Macht und Gewalt richten, der sich Stahl zur Charakterisierung der zeitgenössischen Praxis des Lateingebrauchs bedient, und zu zeigen versuchen, inwiefern sich in seinen diesbezüglichen Einlassungen bereits eine Haltung abzeichnet, die – wenn auch einstweilen nur implizit – im Gebrauch der Muttersprache als wissenschaftlichem Kommunikationsmedium einen gewissen epistemologischen Mehrwert zu erkennen gewillt ist (Abschnitt I–II). In der Folge werde ich mich dann der Begründung zuwenden, die Stahls Schüler Michael Alberti für die epistemologische Inadäquatheit eines am Ideal antiker Klassizität geprägten Gebrauchs des Lateinischen ins Feld führt, und die sprachgeschichtlichen und erkenntnistheoretischen Prämissen näher in Augenschein nehmen, die ihr zugrundeliegen (Abschnitt III–IV). Abschließend möchte ich das Blickfeld der Analyse über Stahl und Alberti hinaus auf ihren Hauptgegner Hoffmann ausdehnen und überprüfen, inwiefern sich die Positionen der beiden medizinischen Fraktionen in Halle auch in Bezug auf die Bewertung des Lateinischen unterscheiden und welche sprach- und wissenschaftspolitischen Implikationen diese – im Kern als humanistisch und antihumanistisch zu charakterisierenden – Unterschiede mit sich bringen (Abschnitt V–VI).

I

In *De aestu maris microcosmici* pariert Stahl den Vorwurf der Dunkelheit also zunächst, indem er darauf hinweist, dass der Stil gleichsam nur demjenigen dunkel erscheint, der sich bei seiner Lektüre mit der grammatischen Analyse nicht genügend Mühe gibt (oder in dieser gar nicht genügend geübt ist) oder

sertation siehe vor allem die Arbeiten von Hanspeter Marti, einführend etwa Marti (1994a, 1994b) und mit einem spezifischen Fokus auf Halle Marti (2014). Eine der zentralen Thesen, die im Übrigen durchaus geeignet ist, die herkömmliche – etwa auch von Clark (2006) vertretene – Auffassung zu relativieren, der zufolge die moderne Forschungsuniversität nicht wesentlich vor 1800 ihren Anfang nimmt, lautet dabei: „In der disputatio, der aus dem Mittelalter übernommenen, aber historischem Wandel durchweg sehr zugänglichen Unterrichtsform, ging in Halle die Autorität der Überlieferung mit Erneuerungsabsichten seit den Gründungsjahren der Universität ein hochgradig dynamisches und daher historisch bemerkenswertes Bündnis ein.“ (Marti 2014: 7). Und mit Blick auf Stahl heißt es: „Die ausdrücklichsten Bekenntnisse der frühen Hallenser Medizin zur Disputation als Instrument von Unterricht und Wissenserzeugung stammen alle aus der Feder oder aus der Schule Georg Ernst Stahls, der die künftigen Ärzte auf empirisch vorläufig gesicherte und daher Verbesserungen jederzeit zugängliche Wahrscheinlichkeitserkenntnis einschwor.“ (Marti 2014: 10). Einen guten Einblick in die Disputationsforschung geben daneben die Bände von Gindhart & Kundert (2010) und – mit spezifischem Fokus auf der Frühen Neuzeit – Gindhart, Marti & Seidel (2016).

aber angesichts seiner Fixierung auf Stil und Rhetorik außer Stande ist, auf die grammatischen Beziehungen im engeren Sinne und insbesondere auf die in ihrem Medium verhandelten Gegenstände selbst zu achten: *Tenuioribus, & res non percipientibus, monendum visum est, Stylum esse obscurum, quibus commendo, ut se in Analysis Grammaticâ exerceant, de caetero verò meminerint, numquam me in ostentationem Latinitatis scripturum, sed in ostensionem Veritatis* (Stahl 1704: 2). Der Zweiteilung der (in Form direkter Sprechakte vorgebrachten) Argumente in dieser Passage korrespondiert mit der expliziten Nennung der „grammatikalischen Analyse (*Analysis Grammatica*)“ und dem Verweis auf die epideiktische „Zurschaustellung von Latinität (*ostentatio Latinitatis*)“ zugleich eine lockere Zuordnung zur Sphäre der Grammatik auf der einen und zur Sphäre der Rhetorik auf der anderen Seite. Die Rhetorik ist dabei offenkundig am Pol des (bloß) Sprachlichen (*verba*) anzusiedeln. Dagegen scheint die Grammatik eine relativ enge, wenn auch in ihren Modalitäten nicht näher definierte Beziehung zur Sache selbst (*res*) zu unterhalten: Das legt jedenfalls die Empfehlung an Stahls Kritiker nahe, die grammatische Analyse ernster zu nehmen – deutet sich darin doch die Möglichkeit an, dass selbst die, die von Haus aus keine Kenner der Materie sind, auf diesem Wege zu einer klareren Erkenntnis dieser Materie gelangen könnten. Zugleich wird diese Opposition auf konnotativer Ebene auch durch die Zuweisung von Charaktereigenschaften überformt, die sie in ein bewährtes moralisches Raster von Tugenden und Lastern einbindet. So sind durch die im Begriff der rhetorischen *ostentatio* benannten Bedeutungsaspekte des ‚Prunks‘ und der ‚Prahlererei‘ implizit auch ‚Schlichtheit‘ und ‚Bescheidenheit‘ als der Grammatik zuzuordnende Gegenbegriffe aufgerufen.

Wirklich entscheidend aber ist, dass im Rahmen dieser Gegenüberstellung die *Latinitas* (als Effekt und Endpunkt einer Reihe rhetorischer Verfahren) der *veritas* (gleichsam als grundsätzlich problemlos in grammatikalischen Beziehungen abbildbarem Ursprung und Ausgangspunkt) explizit entgegengesetzt wird, so dass sich im Ergebnis die beiden semantischen Reihen *Grammatik* – *Sache selbst* – *Wahrheit* und *Rhetorik* – *bloße Wörter* – *Latinität* konfrontativ gegenüberstehen. Die zentrale urbane oder argute Pointe besteht dabei in Folgendem: Zwar bleibt in dieser oppositionellen Kopplung von *Latinitas* und *veritas* – die im Unterschied zu den Gegensatzpaaren *Rhetorik*/*Grammatik* und *verba/res* keine lang eingeführte Polarität darstellt und deren Glieder zudem ziemlich disparaten thematischen Sphären zu entstammen scheinen – der eigentliche Gegenbegriff zur Wahrheit, nämlich Lüge oder Unwahrheit, unausgesprochen. Zugleich aber geht der Bedeutungsgehalt dieses hergebrachten Gegenbegriffs unter der Hand sehr wohl auf den neuen Gegenbegriff der Latinität über. Anders gesagt: Die Pointe lässt sich als Pointe überhaupt nur verstehen,

wenn man dem (im weitesten Sinne) linguistischen Begriff der Latinität den philosophischen Begriff der Unwahrheit als Bedeutungskomponente unterschiebt. Damit aber liegt die Frage nahe, ob nicht auch umgekehrt mit einem Gegenbegriff (im weitesten Sinne) linguistischer Provenienz zu rechnen ist, der sich im gleichen Atemzuge dem philosophischen Begriff der Wahrheit unterschiebt oder sich zumindest unter der Hand mit ihm assoziiert – etwa der Begriff des Solözismus bzw. Barbarismus als Gegenbegriff der Latinität im Sinne von Sprachrichtigkeit oder aber gar, im Sinne eines Gegenbegriffs zur Latinität im Sinne des Gebrauchs des Lateinischen, der Name einer anderen Sprache als der Sprache Latein. *De aestu maris microcosmici* schweigt sich in dieser Hinsicht aus – und der hypothetische Gegenbegriff bleibt insofern eine Leerstelle.

Dass es nicht dabei bleiben muss, die *veritas* einfach im allgemeinen Horizont einer Sachnähe zu verorten und nur die *Latinitas* – über ihre Einbettung in den allgemeinen Horizont einer (allzu großen) Sprachnähe hinaus – näher an den Begriff der Unwahrheit zu koppeln, sondern dass tatsächlich die Möglichkeit besteht, die *veritas* begrifflich sehr eng an den Solözismus und Barbarismus oder aber an eine andere Sprache heranzurücken, zeigt eine von der Grundkonstellation her ähnlich gelagerte Einlassung Stahls in einer 1703, also ein Jahr zuvor, erschienenen Monographie mit dem Titel *Specimen Beccherianum*. Im *Praeloquium* dieser chemischen „Musterschrift (*specimen*)“, die eine systematisch geordnete und kommentierte Kollation zentraler Aussagen Johann Joachim Bechers darstellt und damit als eines der wichtigsten Grundlagenwerke zur Phlogistontheorie gelten kann, räumt Stahl zunächst ein, dass er sich mit Becher den Vorwurf teile, einen „verworrenen und dunklen Stil“ zu gebrauchen, nur um in der bereits bekannten Manier des unvermittelten Umschaltens zwischen Verteidigung und Angriff sogleich anzufügen: „Verworren aber und dunkel ist freilich diese Aussage selbst und bedarf also der Erklärung“ (Stahl 1703: prael. 1).⁶ In dieser Erklärung, die Stahl natürlich gleich selbst folgen lässt, macht er zunächst den Vorschlag, zwischen drei Arten von Dunkelheit, nämlich der *obscuritas* als *verborum vitium*, als *rerum vitium* und als *tractationis sive methodi vitium*, zu unterscheiden, und gibt dann mit Blick auf die erste Art der *obscuritas* Folgendes zu bedenken:

Die Dunkelheit der Worte wiederum ist eine zweifache. Einfach ist die eine, die grammatische Dunkelheit, die dann vorliegt, wenn das, was die Worte ausdrücken und bezeichnen sollten, nicht durch ihre Bedeutung gedeckt ist, sondern man allzu lässig und all-

⁶ *Antiqua jam est, de Autoris Scriptis, sed & levidensibus meis novissimis cum illo communis, querimonia, quod stylus sit intricatus & obscurus. Intricata verò & obscura est haec ipsa assertio, unde explicatione indiget.*

gemein oder aber allzu flüchtig und mehrdeutig von den Gegenständen spricht, deren richtige und vollständige Bestimmung und von jeglicher Untermischung freie Erklärung es eigentlich vorzulegen galt. Die andere Dunkelheit ist die rhetorische Dunkelheit, von bescheidener und wenig edler Abkunft, die dann gegeben ist, wenn die Worte nicht durch ihre Herkunft aus Arpi, aus dem Hauswesen Ciceros, oder durch ihre Provenienz aus den literarischen Bagatellen Caesars, der zwischen dem Vergießen von Mitbürgerblut und der Unterdrückung des Vaterlandes selbst noch den Wörtern seine Herrschaft (*imperium*) androhte, die Würde eines Stammbaums und altväterlichen Glanz für sich beanspruchen können und folglich von Zensoren, die eines solchen Amtes wahrlich würdig sind, unter den Bekundungen der Abscheu und dem lauten Wehklagen der Jünglinge, der Rohheit (*barbaries*) überführt, dienstfertig mit der Rute abgehackt werden – wobei der Amtsträger, weil es ja an öffentlichen Dienern fehlt, das Rutenbündel (*fascēs*) gleich selbst zur Hand nimmt. (Stahl 1703: prael. 1–2)⁷

Es fällt auf, dass die in *De aestu maris microcosmici* nur ansatzweise artikuliert Unterscheidung zwischen grammatikalischen und rhetorischen Ursachen der Dunkelheit in diesem Zitat sehr viel schärfer und deutlicher durchgeführt ist. Zugleich verschiebt sich damit die Perspektive: Während der Ursprung der Dunkelheit – oder genauer: eines Anscheins von Dunkelheit – in *De aestu maris microcosmici* ziemlich unumwunden als Fehlwahrnehmung im Rezipienten verortet und auf eine bestimmte intellektuelle (In-)Disposition desselben zurückgeführt wird, scheint das *Specimen Beccherianum* zunächst eine gewisse Bereitschaft zu signalisieren, als Ursache der Dunkelheit auch eine Fehlleistung auf Produzentenseite in Erwägung zu ziehen.

In diesem Sinne erkennt Stahl durchaus an, dass grammatikalische Dunkelheit grundsätzlich als sprachliches *vitium* anzusehen ist. Zugleich allerdings verneint er einmal mehr ihr Vorliegen für Bechers und seine eigenen Schriften. So erklärt er selbstbewusst, dass er sofort bereit sei, „Bürgen zu bestellen“, falls jemand es wagen sollte, ihm in diesem Klagepunkt den Prozess zu machen. Das aber soll offenkundig nichts anderes besagen, als dass Stahl dem Ausgang einer entsprechenden kritischen Untersuchung so zuversichtlich entgegenseht, dass er – wie ein offenkundig zu Unrecht Beklagter in einem bürgerlichen oder ein nachweislich unschuldig Angeklagter in einem peinlichen

7 *Verborum iterum duplex est obscuritas; Simplex altera, Grammatica, quando illud, quod exprimere debebant atque determinare, significatione sua non assequuntur; sed vel nimis frigidè & generaliter, vel fugitivè & ambiguè, de rebus loquuntur, quarum aliqua justa atque exacta determinatio, & ab omni confusione libera definitio, proferri debebat. Altera est Rhetorica, humilis & ignobilis ortus, quando non ab Arpis, à Ciceronis familia, aut ex Caesaris, inter sanguinis civilis prodigialitatem, & patriae oppressionem, vocabulis etiam imperium minantis, ineptiis, dignitatem stemmatis & avitum splendorem, sibi vindicare possint: adeoque, à dignis tali magistratu Censoribus, inter puerorum odia & ploratus, barbariei convicta, serviliter virgis caedantur, expediente fascēs, quia servi desunt publici, ipso magistratu.*

Prozess – ohne Probleme Personen benennen könnte, die jederzeit ihren intellektuellen Kredit für ihn aufs Spiel setzen würden (Stahl 1703: prael. 2).⁸

Anders verhält es sich dagegen – und insofern erweist sich die scheinbare Bereitschaft, die Ursache der *obscuritas* für diesmal auch auf Seiten des Produzenten zu suchen, sehr bald als geschicktes Täuschungsmanöver – mit der rhetorischen Dunkelheit. Denn ebenso wie ein Jahr später in *De aestu maris microcosmici*, wo die eher lockere, in erster Linie aus der thematischen Binnengliederung der Satzstruktur herauszulesende Differenz zwischen grammatikalischer und rhetorischer Dunkelheit durch die mitlaufende Opposition von Schlichtheit und Prunk überdeterminiert wird, ist auch der schärfer ausgeprägte Widerpart im *Specimen Beccherianum* auf konnotativer Ebene in ein Raster moralischer Bewertungen eingebunden.

Das betrifft – wie im weiteren Verlauf noch deutlicher werden wird – zunächst einmal (und im Ganzen besehen) natürlich wiederum die Unterscheidung zwischen bescheiden-schlichem („grammatischem“) Zeigen (*ostensio*) und nutzlos-eitlem („rhetorischem“) Prunken (*ostentatio*). Es betrifft darüber hinaus aber auch, zum einen, die Opposition von Simplizität und Komplexität bzw. Duplizität, die zunächst im Zentrum des vorliegenden Zitats steht und die sich angesichts der doppelten Bedeutung des Begriffes *simplex* („einfach“, „aufrichtig“) und in dem Maße, wie deutlich wird, dass sich die Ausdrücke *humilis* („niedrig, bescheiden“) und *ignobilis* („unedel“, „gemein“) letztlich auf eine doppelsinnige rhetorische Dunkelheit beziehen, zusehends als Äquivalent der Differenz von Zeigen und Prunken erweist. Und es betrifft schließlich, zum anderen, die Semantik der Macht und Gewalt, von Herr- und Knechtschaft, die beinahe im gleichen Atemzug in den Text Einzug hält und ihn (über die Grenzen des in Rede stehenden Zitats hinaus) so lange dominieren wird, bis sie in Konvergenz mit der Unterscheidung zwischen *ostensio* und *ostentatio* die bereits angedeutete Zuordnung der Einzelsprache Latein zur Unwahrheit und der Wahrheit zu einer bestimmten anderen Einzelsprache zumindest als grundsätzliche Denkmöglichkeit etabliert haben wird.

Dreh- und Angelpunkt des ersten moralischen Rasters ist dabei zweifellos die Zuordnung der Junktur *humilis & ignobilis ortus* zum Begriff der *obscuritas rhetorica*. Denn dass sich die Unterstellung einer „niederer und unedlen Abkunft“ im Sinne eines moralischen Urteils verstehen lässt, dürfte sofort einleuchten. Allerdings wird schon bei einer oberflächlichen Lektüre des Zitats deutlich, dass der Status der rhetorischen Dunkelheit in Stahls Einlassung ansonsten alles andere als klar ist. Als „einfach“ oder „unzweideutig“ lässt er sich

⁸ *Prioris obscuritatis, Autorem nostrum & me ipsum si quis reum agere ausit, statim dabo vades.* Zur Bedeutung der Wendung *vades dare* vgl. Zedler (1745: 38–39).

im Gegensatz zur grammatischen Dunkelheit – um zunächst einmal die nächstliegende Bedeutung der ihr zugeordneten Vokabel *simplex* zu bemühen – jedenfalls offenbar nicht bezeichnen. Insofern ist davon auszugehen, dass er zumindest problematisch oder umstritten ist und rhetorische Dunkelheit unterschiedlich definiert werden kann. Im konkreten Fall heißt das, dass die Bestimmung, wonach rhetorische Dunkelheit immer dann vorliegt, wenn sich der fragliche Verfasser nicht auf die „Würde eines Stammbaums“ und den „altväterlichen Glanz“ der von ihm gebrauchten Worte berufen kann, weshalb sie summarisch als eine Dunkelheit von „bescheidener und wenig edler Abkunft“ zu bezeichnen ist, kontrovers ist oder als problematisch zu gelten hat.

Stahl jedenfalls, so viel dürfte klar sein, erkennt *diese* Definition der rhetorischen Dunkelheit nicht an. Infolgedessen bleibt nur die Möglichkeit, dass er den Tatbestand der rhetorischen Dunkelheit im gegebenen Sinne für grundsätzlich irrelevant hält, oder aber, dass er stattdessen eine andere Definition des Begriffes vorziehen würde. Konkreter gesprochen: Entweder zielt Stahl mit seiner Argumentation bloß darauf ab klarzustellen, dass rhetorische Dunkelheit in dem Sinne, den er seinen Gegnern in den Mund legt, eine Art Adiaphoron darstellt und also in Hinblick auf die Darstellung der Sache selbst und ihren Wahrheitsgehalt weder als zuträglich noch als abträglich zu gelten hat, oder er zielt darüber hinaus darauf ab zu insinuieren, dass die Berufung auf die „Würde eines Stammbaums“ und das Einfordern „altväterlichen Glanz[es]“ letztlich für die Darstellung der Sache schädlich und der Einsicht der Wahrheit abträglich ist.

Mir scheint, dass eine Reihe von Indizien dafür spricht, dass Letzteres der Fall ist. Denn auch wenn Stahl sich – soweit ich sehe – nie systematisch mit der Rhetorik auseinandergesetzt hat, so spricht doch aus zahlreichen Formulierungen seiner Schriften eine ausgesprochen rhetorikkritische Haltung.⁹ Dabei

⁹ So bedient sich Stahl zum Beispiel immer wieder Formeln, in denen die Rhetorik anderen Disziplinen wie etwa der Naturwissenschaft (*physica*), der Medizin (*[scientia] medica*) oder der Logik (*logica*) in eindeutig abwertender Absicht entgegengesetzt wird (vgl. Stahl 1708: 605; Stahl & Eitzen 1711: 16; Stahl & Leibniz 1720: 136). Dieses Formulierungsmuster scheint dabei als so einschlägig empfunden worden zu sein, dass es – mit einem spezifischen Fokus auf dem Leitbegriff des Lebens – sogar Eingang in einen Registereintrag eines Verzeichnisses Stahlscher Dissertationen gefunden hat: *Vitae rhetorica magis, quam medica quae sit explicatio* (Stahl & Alberti 1712: 55). Tatsächlich sind diese und vergleichbare Formulierungen meist in den Kontext einer Argumentation eingelassen, die einen bestimmten (allgemein im gelehrten Diskurs oder von einem konkreten Autor gebrauchten) Ausdruck oder Begriff als Tropus diskreditieren sollen – auch wenn in den meisten Fällen die fragliche Figur selbst nicht bei ihrem technischen Namen genannt wird. In diesem Sinne führt Stahl (1695: Thes. XXIII, o. S.) etwa den metaphorischen Ausdruck *Thesaurus vitae* für das Blut als Ursache der irigen These an, es könne keinen Blutüberschuss geben, und lässt die Widerlegung dieser Auffassung dann

dürfte für die Frage, welche alternative Bestimmung von rhetorischer Dunkelheit Stahl vor Augen gestanden haben könnte, vor allem eine Passage aus seiner 1720 unter dem Titel *Negotium otiosum* publizierten Kontroverse mit Gottfried Wilhelm Leibniz von Interesse sein, in der die Opposition zwischen grammatischer und rhetorischer Dunkelheit in Form der Unterscheidung zwischen grammatischer und rhetorischer Amphibologie wiederkehrt. Hintergrund dieser Stelle ist ein Dissens über das Wesen des „Organischen (*organicum*)“ und konkreter die Streitfrage, ob der Begriff des „Zwecks (*finis*)“ in diesem Zusammenhang allein auf bestimmte (von Stahl als organisch bezeichnete) systematische Aggregate von Korpuskeln oder durchgängig auf jede einzelne dieser (im Sinne Leibniz' als Sitz von Monaden gedachten) Korpuskeln zu beziehen ist – und ob sich eine entsprechende Zweckbestimmung in einer Verortung auf einer Stufenleiter perzeptiver und appetitiver Perfektionen erschöpfen muss oder zugleich auch unmittelbar direktive und motivierende Fä-

mit den Worten *Sed missis Rhetoricationibus, probant contrarium sequentia* anheben. In der Doktordissertation seines Schülers Johann Anton von Eitzen wiederum wird, vereinfacht gesagt, der metonymische oder synekdochische Charakter der Wendungen „Lebensbalsam“, „Astralwesen“ und „Lebensgeister“ dargelegt und ihr Gebrauch als ἄλογος zurückgewiesen: Weil der Balsam in bestimmten Fällen die *corruptio* aufhalte, werde er zum allgemeinen und allgegenwärtigen *remedium conservans* erklärt, und da die Sterne als das einzig Unvergängliche gälten, werde alles Unvergängliche als astral deklariert (wobei sich hinter der grundsätzlich antiparacelsistischen bzw. anticartesianischen Stoßrichtung des Arguments wohl auch noch eine Spitze gegen das von Friedrich Hoffmann vertriebene Arzneimittel namens „Lebensbalsam“ verbergen dürfte, vgl. Hoffmann [1710]): *Unde quidem otiosae, & non tam curiosae quam simpliciter incuriae, nempè parum rectè pensitatae, haberi debent, omnes illae Rhetoricae potius, quam Medicae, loquendi formulae, de balsamo vitali, de entis astralis influxu, de spiritibus vitalibus* (Stahl & Eitzen 1711: 16). In Stahl & Leibniz (1720: 42) schließlich wird die von Leibniz angeführte „Analogie“ zwischen Leben und Feuer von Stahl mit den Worten abgekanzelt, dass diese noch nicht einmal als „rhetorischer Tropus“ akzeptabel sei (*[f]ateor me hic nec analogiam, sed non nisi simpliciter rhetoricum tropum, agnoscere posse*), und die Formulierung, dass das Feuer aus sich heraus existiere, sich ernähre, fortpflanze und erhalte, zu einer „dermaßen unpassenden tropischen Redewendung“ erklärt, dass eine Analogie mit „dem wahren physikalischen Wesen der Feuers“ schlechterdings nicht darzulegen sei (*pro tropica locutione ita improprissima [accipio], ut etiam nulla explicatione analogiam ejus, cum Physica veritate indolis ignis, conciliare valerem*). Diese Herabstufung einer allenfalls noch akzeptablen Analogie zur bloßen Gleichnisrede ist dabei durchaus nicht solitär: So wird die mechanistische Übertragung von Gesetzen des Unbelebten auf Belebtes etwa in Donzelina & Stahl (1714: 20) als *lepida [...] persuasi[o], & rhetorica comparati[o] Macrocosmi & Microcosmi* bezeichnet. Aus vergleichbaren Äußerungen geht darüber hinaus auch hervor, wie eine entsprechend unrhetoische Schreibart beschaffen sein sollte: Einen in Form des paradoxalen Diktums *naturam esse artificiosam* vorgebrachten Einwand etwa quittiert Stahl (1695: prael. o. S.) mit den Worten: *sed quid opus est Rhetorica, dic disertè & Laconicè, quod sub his verbis pallias: NESCIO.*

higkeiten mit voraussetzen darf (vgl. Stahl & Leibniz 1720: 181 [Except. XXI.16 (Leibniz)] bzw. 207–208 [Ad XXI.16. Except. Repl. (Stahl)]).

In diesem Zusammenhang wertet Stahl nun zunächst Leibniz' Zugeständnis, dass „allen organischen Körpern ein eigener Zweck“ zukomme, als eine „Zustimmung, vor der man sich, wenn sie auch vielleicht nicht im eigentlichen Sinne verfänglich (*captiosus*) ist, in Acht zu nehmen“ habe.¹⁰ In der Folge bezeichnet er dann die Vorstellung, dass einzelne Korpuskeln zwar je für sich eines Zweckes fähig sind und diesen erfüllen, ihn jedoch nie in einem materiellen Sinne anstreben sollen, als „leeres rhetorisches Geschwätz (*Ματαιολογία illa rhetorica*)“ und identifiziert zugleich Leibniz' Verwendung des Ausdrucks „organisch“ als bloße „*captatio benevolentiae*“,¹¹ durch die verschleiert wird, dass Leibniz unter dem Begriff des Organischen – auf einer Linie mit seiner Gleichsetzung von Seele und Entelechie bzw. Monade – eigentlich alle Arten von natürlichen Körpern verstanden wissen will.¹² Damit scheint der Boden bereitet zu sein, um abschließend auch noch Leibniz' Gebrauch des Ausdrucks „Zweck (*finis*)“ ins Visier zu nehmen, der von Stahl nun in der Tat explizit als eine „eher als rhetorisch denn als grammatisch zu bezeichnende Amphibologie (*amphibologia rhetorica potius, quam Grammatica*)“ gerügt wird – und zwar offenbar deshalb, weil der behauptete Konsens, dass allen organischen Körpern ein eigener Zweck zuzusprechen ist, von Leibniz nur dazu benutzt wird, um dem Begriff des Zwecks unter der Hand die eigene Bedeutung unterschieben und dadurch in letzter Instanz die Argumente seines Gegners noch besser unterminieren zu können (Stahl & Leibniz 1720: 207).¹³

Offenbar also, so wäre das Vorangehende zusammenzufassen, scheint es sich bei Stahls Unterscheidung zwischen grammatischer und rhetorischer Amphibologie letztlich um den Gegensatz zu handeln, den die rhetorische Tradition für gewöhnlich in die Dichotomie von Amphibologie im engeren Sinne

10 Leibniz: *Assentior Responsioni, non omnia hominis solum causa facta esse, & omnium Organicorum proprios fines agnosco.* Stahl: *Assensus, qui declaratus, cavendum est, licet captiosus non sit, ne tamen ipse decipiatur.*

11 *In corpore animali numquam potest esse quaestio, de omnium (singulorum potius) corporum, (punctorum physicorum) proprio fine, ad quem inquam, singula per se apta sint seu quadrant; nequaquam autem Ματαιολογία illa rhetorica tendant: Qua captatione Organica hic dicuntur.*

12 *Prodigus plane est assensus, certe in materia substrata, erga me; quod nullum corpus naturae, (Dni Authoris sensu, organicum) Entelechia primitiva, Monade actuatrice, quae ullo sensu, vel amplissimo, anima appellari possit, perfecte cassum sit.*

13 *Sed absoluta quaestio hic est de finibus systematicis; quales singula talia corpuscula, in praesentem crassam mechanicam compagem sociata habere possint aut debeant: & ut amphibologia rhetorica potius, quam Grammatica hic affectat, quem finem respiciant.*

und Skotison fasst. Denn während die grammatische Amphibologie in Stahls Sprachgebrauch eine eher unbeabsichtigte Doppeldeutigkeit darstellt, handelt es sich bei der rhetorischen Amphibologie erkennbar um eine intendierte und tendenziell in betrügerischer Absicht geäußerte Doppeldeutigkeit.¹⁴ Rhetorisch ist die *amphibologia rhetorica* also – mit anderen Worten – nicht, weil sie sich nicht (hinreichend) der rhetorischen Stilmittel bedienen würde, sondern vielmehr deshalb, weil sie von diesen Stilmitteln (allzu großen) Gebrauch macht – und zwar aus wenig ehrenhaften Gründen und offenkundig zum Schaden der Wahrheit. Das aber legt – zumal angesichts der Tatsache, dass die Begriffe *amphibologia* und *obscuritas* in Rhetorik und Hermeneutik zumeist weitgehend synonym gebraucht worden sind – die Vermutung nahe, dass auch der Begriff der *obscuritas rhetorica* nicht allein als ‚Dunkelheit in rhetorischer Hinsicht‘ und damit im Sinne ihrer Definition als Mangel an „altväterliche[m] Glanz“ zu verstehen ist, sondern zugleich auch als ‚Dunkelheit aus rhetorischer Absicht‘ – und damit im Sinne einer Definition, die die Ursache der Dunkelheit im Einsatz der Rhetorik selbst lokalisiert.

Damit aber zeichnet sich zugleich ab, dass mit der Zuordnung des Epithetons *simplex* zum Begriff der *obscuritas grammatica* über die Bezeichnung des grundsätzlich unumstrittenen und insofern unzweideutigen Status ihrer Definition hinaus wohl auch auf den grundsätzlich ‚aufrichtigen‘ Charakter derselben – und damit in der Tat auf eine moralische Kategorie – angespielt sein dürfte. Und entsprechend dürfte umgekehrt auch für die *obscuritas rhetorica* gelten, dass ihr eine ‚bescheidene und unedle Abkunft‘ bzw. ein ‚niedriger und unedler Ursprung‘ (*humilis & ignobilis ortus*) auch – und aus Stahls Sicht: gerade und eigentlich nur dann – zukommt, wenn man sie im Sinne einer Dunkelheit versteht, die durch den tendenziell betrügerischen Einsatz der Rhetorik bewirkt wird – wobei es naheliegend wäre zu vermuten, dass dieser Ursprung, nämlich der der ‚Unaufrichtigkeit‘ oder ‚Duplizität‘, virtuell bereits durch die Gegenbegrifflichkeit der ‚Simplizität‘ oder ‚Aufrichtigkeit‘ vorweggenommen

14 Zur Dichotomie von Amphibologie und Skotison vgl. Howard (2010: 26, 197–198). Ob es sich im Übrigen bei Stahls Unterscheidung zwischen grammatischer und rhetorischer Dunkelheit um einen rein idiosynkratischen Sprachgebrauch handelt, oder ob sie sich – über die grundsätzliche Verwandtschaft mit der Unterscheidung zwischen Amphibologie und Skotison hinaus – konkret auf eine klar zu identifizierende Traditionslinie bezieht, muss an dieser Stelle offenbleiben. Auf einschlägige rhetorische (Cicero, Quintilian) Aussagen zur *obscuritas* oder philosophische (aristotelische, galenische, stoische) Einteilungen von Fehlschlüssen und Amphibolien aus der Antike (vgl. Brandt et al. 2003: 395–367; Bernecker & Steinfeld 1992: 438) scheint sie sich jedenfalls ebensowenig umstandslos abbilden zu lassen wie auf entsprechende Typologien in der zeitgenössischen Hermeneutik, wie etwa die eines Johann Conrad Dannhauer (1642: 58–80) (vgl. Alexander 1993: 46–122).

wird, die der *obscuritas grammatica* im Adjektiv *simplex* manifest zugeordnet wird.¹⁵

Tatsächlich also haben wir es hier, wie mir scheint, mit zwei unterschiedlichen, sich in einer arguten Kippfigur überlagernden Lesarten des Begriffs der *obscuritas rhetorica* zu tun: Der einen Lesart zufolge liegt rhetorische Dunkelheit immer dann vor, wenn ein Autor sich, was seinen *stylus*, seine Schreibart betrifft, *nicht* auf klassische Autoritäten berufen kann. Der anderen Lesart zufolge hingegen liegt rhetorische Dunkelheit immer dann vor, wenn ein Autor sich, was seine Schreibart, seinen *stylus* betrifft, *ausschließlich* auf klassische Autoritäten berufen darf. Die erste Lesart gibt dabei gewissermaßen die Rezipientenperspektive wieder, genauer gesagt: die Perspektive einer bestimmten Klasse von Rezipienten, als die sich wohl die Vertreter der *humaniora* identifizieren lassen dürften, wohingegen die zweite Lesart die Perspektive der Produzenten, und zwar ebenfalls einer bestimmten Klasse von Produzenten, nämlich die der *naturae curiosi*, einnimmt. Zugleich lassen die ironischen Formulierungen Stahls wenig Zweifel daran aufkommen, dass die erste Lesart, die der Rhetorik Dunkelheit gewissermaßen nur als mögliches, und zwar möglichst zu vermeidendes, Akzidens zuspricht, der Sphäre des bloßen Scheins zugehört, während die zweite Lesart, in der die Dunkelheit in die Position einer substantiellen, nur schwerlich zu vermeidenden Qualität der Rhetorik aufrückt, sich als Interpretation zu erkennen gibt, die zeigt, wie es in Wirklichkeit mit der Rhetorik bestellt ist.

Infolgedessen erweist sich spätestens hier die anfänglich bekundete Bereitschaft Stahls, als Ursachen der Dunkelheit zumindest grundsätzlich auch Fehlleistungen auf Produzentenseite in Betracht zu ziehen, in der Tat als veritables Täuschungsmanöver und als vorsätzlich halbherzig. Denn während grammatische Dunkelheit in der Tat stets auf einen (tendenziell unbeabsichtigten und insofern ‚aufrichtigen‘) Fehler des Verfassers zurückgeht, der sich allerdings auch ‚einfach‘ beheben lässt, ist rhetorische Dunkelheit entweder – wie im konkreten Falle der Schriften Bechers und Stahls – auf eine bloße Illusion

15 Dass in Stahls Denken und Sprachgebrauch in der Tat von einer sehr engen Verbindung zwischen der Semantik der Simplizität und der Semantik der Wahrheit auszugehen ist und dass Simplizität wie Wahrheit von ihm wiederum gemeinschaftlich in scharfer Opposition zur Rhetorik gesehen werden, erhellt jedenfalls aus einer weiteren Stelle aus dem *Negotium otiosum*. Dort nämlich begründet Stahl seine Weigerung, ein weiteres Mal ausführlich die Grundlinien seiner Theorie der Seele darzulegen, mit dem Argument, dass es hier keiner weiteren „Rhetorik“ bedürfe, da ja schließlich die „uralte Wahrheit“ gelte, dass die „Rede der Wahrheit einfach“ sei: *nulla rhetorica [sic!] opus fuerit ad perorandum: sed hic etiam valebit illud antiquissimae veritatis, symplex [sic!] est oratio veritatis* (Stahl & Leibniz 1720: 206–207 [Ad XXI.15. Except. Repl. (Stahl)]).

auf Seiten einer bestimmten Klasse von Rezipienten zurückzuführen oder wird – wie im Sinne des naheliegenden und sich im Folgenden noch weiter bestätigenden Umkehrschlusses zu formulieren wäre – angesichts der grundsätzlichen Tendenz der Rhetorik zur Verdunkelung immer dann vorliegen, wenn die besagte Klasse von Rezipienten sich im ungebrochenen Glauben an die Rhetorik selbst daran macht, eine Schrift zu verfassen – jedenfalls dann, wenn ihr Gegenstand im weitesten Sinne ein naturwissenschaftlicher ist. Der Fehler der Dunkelheit wird also, mit anderen Worten, am Ende vollständig beim Rhetoriker, einerlei ob dieser sich nun gerade in der Position des Rezipienten oder des Produzenten befindet, bzw. bei der Rhetorik selbst abgeladen.

Parallel dazu wird die Rhetorik in das zweite moralische Raster eingebunden, das sie innerhalb der begrifflichen Sphäre von Macht und Gewalt verortet und einer Art Dialektik von (usurpierter) Herrschaft und (freiwilliger) Knechtschaft zuführt – und so das Seinige dazu beiträgt, der Rhetorik als Instanz der Verdunklung nicht nur eine (allem Anschein zum Trotz) ‚niedrige und unedle‘ Abstammung, sondern gleichsam auch ‚niedrige und unedle‘ Motive anzusinnen, die sie in deutlichen Kontrast zu der von Anfang an mit der Semantik des ‚Einfachen‘ und ‚Aufrichtigen‘ assoziierten Grammatik setzen. Dies geschieht, indem zunächst anhand eines einschlägigen Beispiels aus dem römischen Altertum eine Analogie zwischen Staatspolitik und Sprachpolitik etabliert wird, die dann selbst wiederum in Analogie zu einer Analogie zwischen Sprachpolitik und Wissenschaftspolitik in der akademischen Gegenwart gesetzt wird.

Die erste Analogie, die allem Anschein nach um die sprachkritische Schrift *De Analogia*, die Caesar dem Zeugnis Suetons zufolge schrieb, „als er auf dem Rückweg zu seinem Heer aus der *Gallia cisalpina*, wo er Recht gesprochen hatte, die Alpen überquerte“ (vgl. Garcea 2012: 127–128),¹⁶ bzw. um Stahls polemische Deutung ihrer Intentionen kreist, wäre schematisch in etwa wie folgt zu explizieren: Während des Bürgerkriegs drohte Caesar, gestützt auf seine faktische (wenngleich vom Senat als legitimem Repräsentanten politischer Macht bereits entzogene und insofern angemäßte) militärische Befehlsgewalt (*imperi-*

16 [R]eliquit et de analogia duos libros [...] quo[s] [...] in transitu Alpium, cum ex citeriore Gallia conuentibus peractis ad exercitum rediret, [...] fecit. Die Tatsache, dass Stahl diese laut Sueton offenkundig zur Zeit des Gallischen Krieges (58–50 v. Chr.) verfasste Schrift gleichwohl zeitlich irgendwo zwischen Beginn des Bürgerkriegs und Antritt der Alleinherrschaft verortet, mag dabei entweder der Tatsache geschuldet sein, dass Sueton an dieser Stelle noch zwei weitere Bücher nennt, deren Entstehung – mit den Koordinaten ‚Marsch in die *Hispania Ulterior*‘ (46 v. Chr.) und ‚Schlacht von Munda‘ (45 v. Chr.) – klar in die Zeit des Bürgerkrieges fällt, oder aber auf eine Kontamination der Erinnerungen zurückzuführen sein, die die Alpenüberquerung – der tatsächlichen Bewegungsrichtung gegenläufig – in eine (zeitliche) Linie mit der sprichwörtlichen Überschreitung des Rubikons (49 v. Chr.) gebracht hat.

um), dem römischen Staatswesen und seinen Staatsbürgern mit Gewalt. Späterhin sollte er, angesichts der (kaum weniger als angemäht zu bezeichnenden) Ausübung der Herrschgewalt (*imperium*) eines Diktators auf Lebenszeit, zur ultimativen Bedrohung der alten Freiheiten der römischen Republik werden. Ganz analog dazu hat Caesar auch in seiner Schrift *De Analogia*, gestützt auf seine faktische (wenngleich, wie Stahls Ausdruck ‚Bagatelle(n)‘, ‚Grillen‘ oder ‚törichtes Geschwätz‘ (*ineptiae*) nahelegt, wiederum bloß angemähte) rhetorische Befehls- oder Herrschgewalt, zahlreichen gebräuchlichen und insofern legitimen Wörtern und Wortvarianten mit Gewalt und Extermination gedroht. Infolgedessen stellte er zugleich auch eine – sich im Übrigen späterhin noch verfestigende – Bedrohung für einen liberalen Sprachgebrauch dar.

Damit ist die Rhetorik in Gestalt des Politikers und Rhetorikers Caesar im Rahmen dieser ersten Analogie also als Instrument der Herrschaft und Unterdrückung, und zwar tendenziell als Herrschaftsinstrument von potentiellen Usurpatoren, stigmatisiert. Und mit diesen Stigmata der Herrschaft, Usurpation und Unterdrückung versehen figuriert sie denn auch im Rahmen der mit der ersten Analogie wiederum selbst in Analogie stehenden zweiten Analogie: Denn so wie schon Caesar einst in *De Analogia* den Wörtern Gewalt androhte, so drohen heute die Magister ebenfalls den Wörtern Gewalt an, indem sie gleichsam die Beile zücken, die in den „Rutenbündeln (*fascēs*)“ stecken, welche die Herrsch- und Befehlsgewalt symbolisieren, um damit alle nicht auf Cicero und Caesar zurückzuführenden Wörter abzuhacken und zu exterminieren. Dabei stützen sie sich auf eine faktische rhetorische Herrsch- und Befehlsgewalt, die allerdings gleichfalls als tendenziell angemäht erscheint. Das wird über den bereits zuvor etablierten Kontext der Usurpation hinaus vor allem dadurch nahegelegt, dass die (wie Stahl doppelzünftig schreibt) zu ‚eines solchen Amtes wahrlich würdigen Zensoren (*dignis tali magistratu Censoribus*)‘ aufgeworfenen Magister die blutigen Amtshandlungen des Liktors (der hier kontrafaktisch vor allem als Folterknecht oder Scharfrichter präsentiert wird) ‚dienstfertig oder sklavisch (*serviliter*)‘ mit eigener Hand vollziehen müssen, weil sie auf zu- und untergeordnete ‚öffentliche Diener oder Sklaven (*servi publici*)‘ eben gerade nicht zurückgreifen können. Und folglich – so jedenfalls lautet, wenn auch unausgesprochen, die Konsequenz der Passage – stellen auch die sich zu Zensoren aufwerfenden Magister, indem sie im Namen der Rhetorik die althergebrachten sprachlichen Freiheiten zu unterdrücken drohen, eine ebenso große Gefahr für die gelehrte Republik dar, wie sie der die Alleinherrschaft anstrebende Julier für die alte römische Republik und ihre überkommenen politischen Freiheiten darstellte.

II

In der Tat zeichnet sich hier also eine scharfe Disjunktion zwischen Grammatik und Rhetorik ab. Denn die Grammatik steht als Instanz der sachgemäßen Bezeichnung und der wahrheitsgemäßen Relationierung der Gegenstände – gleichsam ganz Anzillardisziplin, die sich selbst zu bescheiden weiß – letztlich im Dienste der Wahrheit und (im Wortsinne) der Aufklärung – oder kann doch zumindest, wenn sie richtig angewendet wird, stets problemlos in ihren Dienst gestellt werden. Der Rhetorik hingegen, so das Ergebnis von Stahls urbaner Kippfigur, die sie als Gebiet des bloßen Scheins ausweist und als Instanz der Verdunklung enthüllt, ist der Zugang zur Wahrheit – pointiert formuliert – gleichsam von vorneherein versagt: Sie versagt darin, einen Zugang zur Wahrheit zu schaffen, mehr noch: sie versagt – als Disziplin, die illegitimerweise nach Höherem strebt und alles unterdrückt, was sich ihrer Herrschaft nicht fügen will – ihrem innersten Wesen nach den Zugang zur Wahrheit.¹⁷

17 Mit seiner kritischen Haltung gegenüber der Rhetorik steht Stahl im Übrigen um 1700 durchaus nicht alleine. So betont etwa – um ein naheliegendes Beispiel zu nennen – Christian Thomasius (1691: 376–377) im Rahmen der Ankündigung eines *Collegium Styli* den „grosse[n] Unterscheid zwischen einem weisen und vernünftigen Mann/ und zwischen [sic!] einem guten und vortrefflichen Redner“. Die „Vortrefflichkeit“ des letzteren bestehe nämlich „mehr in einer Schmincke und Anstrich/ als in einem natürlichen Zierath“ und werde darüber hinaus „öffters gemißbrauchet [...] die Weißheit und Tugend selbst anzutasten“ (vgl. auch die eher noch schärfere Kritik als potentiell „größte[s] Unglück“ in Thomasius 1692: 76–77). Dabei ist diese Formulierung auch insofern aufschlussreich, als sich in dem doppelten Verweis auf die Unnatürlichkeit und den wahrheitsgefährdenden Charakter der Rhetorik (oder genauer: der Figurenlehre) bereits *in nuce* die zentrale Problemlage abzeichnen dürfte, mit der es die Rhetorik im Weiteren zu tun bekommen wird. Tatsächlich sollte sie nämlich im Verlaufe des 18. Jahrhunderts zunehmend in eine Frontstellung zwischen der neuen Disziplin der Ästhetik und den zusehends auf Originalität und Natürlichkeit des Ausdrucks abstellenden Dichtungskonzeptionen auf der einen Seite und einer zusehends verselbstständigten Logik und den empirisch ausgerichteten Wissenschaften auf der anderen Seite geraten (vgl. Niehues-Pröbsting 1999: 48–49; Erchinger 2008: 1003–1004). Im vorliegenden Kontext zeigen sich die ersten Vorzeichen dieses doppelten Marginalisierungsprozesses vor allem daran, wie Thomasius seine Entscheidung begründet, warum er bloß ein *Collegium Styli* und nicht etwa ein vollständiges *Collegium Oratorium* abzuhalten gedenkt. Letzteres würde nämlich neben Übungen zur „Deutlichkeit“ der Rede (die weitgehend der *perspicuitas* entspricht) und zur „Artigkeit“ (die zumindest im Kern mit dem *aptum* gleichzusetzen ist) auch die Lehre von den „Zierathen der Redner-Kunst“ (also die Figurenlehre) umfassen (Thomasius 1691: 373–374). Diese aber hält Thomasius, anders als etwa den Unterricht im ‚deutlichen‘ und ‚artigen‘ Sprachausdruck, vor allem aus zwei Gründen keineswegs für unentbehrlich. Zum einen nämlich finde man die entsprechende Fähigkeit „auch öffters bey Leuten/ die nichts *studiret* haben“ – womit ihre Beherrschung letztlich zu einem natürlichen Vermögen und zum potentiellen Ort individuellen Affektausdrucks avanciert. Und zum anderen müsse man, „wenn man die Wahrheit erkennen soll“, einräumen, dass

Allerdings richtet sich diese Kritik – und das macht ihr Spezifikum im Rahmen der allgemeinen Unterströmung hergebrachter Skepsis gegenüber der Redekunst aus, wie sie spätestens seit Platons *Phaidros* immer wieder einmal an die Oberfläche tritt – an dieser Stelle gegen eine derart reduzierte Rhetorik, dass zu ihrer Bezeichnung selbst der Begriff der ‚Rumpfrhetorik‘ – im Sinne ihrer Beschränkung auf die *elocutio* und die Verfahren der Exornation – wohl noch zu weit gefasst wäre. Vielmehr ist in ihrer (von Stahl polemisch heraufbeschworenen) Definition die für die *elocutio* konstitutive Differenz zwischen bloßer Sprachrichtigkeit (*puritas/latinitas*) und echter Sprachschönheit (*venustas/ornatus*) – und damit im Kern die Differenz zwischen wörtlichem und figuralem Ausdruck – beinahe vollständig zugunsten einer Fixierung auf die – in das Kriterium *klassisch* vs. *unklassisch* gefassten und selbst wiederum mit der

„ein ehrlicher/ vernünftiger und bescheidener Mann ohne Abbruch seiner guten *renomé* und seiner Weisheit und Gelahrtheit selbst derselbigen wohl entbehren kann“ (Thomasius 1691: 376). Mit anderen Worten: Die einen, und zwar bezeichnenderweise vor allem die Unstudierten, muss man die Redefiguren nicht lehren, weil sie im Zweifel bereits über eine natürliche Beredsamkeit verfügen. Die anderen aber, und zwar bezeichnenderweise insbesondere die Gelehrten, sollte man die Redefiguren nicht lehren, weil diese allzu leicht zu unwahren Aussagen verleiten können. Was man dagegen Gelehrte und Unstudierte gleichermaßen lehren soll, sind ‚deutlicher‘ und ‚artiger‘ Sprachausdruck – und zwar möglichst früh („in den geringsten Schulen“), und das dürfte wohl heißen: auf Deutsch (Thomasius 1691: 374). Sein *Collegium Styli* jedenfalls bietet Thomasius – gleichsam aus kompensatorischen Erwägungen heraus, solange ein entsprechend reformiertes Ausbildungssystem noch nicht existiert – bewusst für Stilübungen in der „Landes-Sprache“ und nicht etwa im Lateinischen an (Thomasius 1691: 377). Das aber legt den Gedanken nahe, dass das Deutsche, wenn es auch nicht unmittelbar – wie dann im 18. Jahrhundert unter anderem über das Konzept der Muttersprache (vgl. Martyn 2014) – selbst mit dem Natürlichen gleichgesetzt wird, hier zumindest zu einem Medium gemacht werden soll, dessen faktischer Gebrauch durch die frühzeitige Beschränkung auf ‚Deutlichkeit‘ und ‚Artigkeit‘ möglichst erst gar keinen Gedanken an unnatürliche „Zierathen“ und ihren Missbrauch im Dienste der Unwahrheit aufkommen lassen soll. Schließlich besteht die Aufgabe der Deutlichkeit für Thomasius vor allem darin, die Gedanken dem Gegenüber stets durch Worte vorzustellen, „die ihm auch den allergeringsten Theil derselben [...] nicht verhehlen“ – und ohne sie, so Thomasius’ im Kern politische Pointe, kann denn letztlich auch keine „menschliche Einigkeit“ erzielt werden (Thomasius 1691: 373–374). Vgl. zur Verortung der Rhetorik im Zeichen von *res, iudicium* und ‚Verbürgerlichung‘ bei Thomasius grundsätzlich Grimm (1983: 407–425) sowie spezifischer zur Entwicklung des thomasischen Konzepts des Affektausdrucks Till (2004: 277–296). Mit den konzeptionellen Parallelen zwischen Thomasius und Stahl befasst sich Geyer-Kordesch (2000: 109–123). Interessante Hinweise zur Rolle, die Stahls medizinische Konzeption für die allgemeine Entwicklung der Theorie vom individuellen Affektausdruck gespielt hat, bietet im Übrigen Campe (1990: 125–127, 357–372). Folgt man diesen Winkeln, dann hätte Stahl über die unmittelbare Hintansetzung der Rhetorik in den Naturwissenschaften hinaus zumindest mittelbar auch zu ihrer späteren Marginalisierung im Kontext der Schönen Wissenschaften beigetragen.

Sprachdeutlichkeit (*claritas/perspicuitas*) vollständig identifizierten – Sprachrichtigkeit eingeebnet. Zugleich sieht sich in ihr das übergeordnete Kommunikationsziel der Angemessenheit beinahe ausschließlich auf den Bereich des sogenannten äußeren *aptum* (also die Relation Produzent/Rezipient) verwiesen, derweil das Kriterium des inneren *aptum* (also die Relation Sachen/Wörter) angesichts der bloßen Orientierung am Publikum so gut wie vollständig aus dem Blick gerät – und die Redekunst, deren Applikationsbereich damit im Grunde auf die Funktionen des epideiktischen Genus reduziert wird, zur bloßen Schaurhetorik verkommt.¹⁸

Es ist also weniger der Ornat, ihr traditionell als potentielle Störquelle der *adaequatio intellectus ad rem* figurierender tropischer Charakter, gegen den sich Stahl an dieser konkreten Stelle wendet, sondern vielmehr die *Latinitas* selbst, das Beharren auf und Prunken mit klassischer Sprachrichtigkeit, die er als Hindernis auf dem Weg zu einer Angleichung des Denkens an die Sache – und damit als Hindernis beim Zugang zur Wahrheit – identifiziert und die infolgedessen im Zentrum seiner Kritik der Rhetorik – oder genauer: ihres von ihm selbst beschworenen Bildes – steht.¹⁹ Mit dieser Reduktion der Rhetorik auf die Sprachrichtigkeit aber wird die *Latinitas*, und damit zumindest mittelbar auch das Lateinische als Sprache insgesamt, tatsächlich zunehmend mit

18 Interessanterweise wird Friedrich Schlegel (1797: 46–48) ein knappes Jahrhundert später in seinen Überlegungen über den Nutzen und Nachteil eines aktiven Gebrauchs des Lateinischen für eine künftige Philologie genau von diesem epideiktischen Grundcharakter des Lateinschreibens ausgehen (vgl. dazu Ulbrich 2016). Das legt die Vermutung nahe, dass es sich bei der Vorstellung, wonach der Philologe seine rhetorische Kunstfertigkeit vor allem durch ein besonders hohes Maß an klassischer Sprachrichtigkeit unter Beweis zu stellen pflegt, um einen weiter verbreiteten Topos gehandelt haben könnte.

19 Interessant sind in diesem Zusammenhang die Anekdoten, die der englische Mediziner Gideon Harvey in seiner 1695 erschienenen polemisch-satirischen Schrift *Ars curandi morbos expectatione* als Beispiele typischer *vanitates medicorum* zum Besten gibt. Darin schildert er, nicht ohne eine gewisse Hyperbolik, wie Mediziner ihre in stümperhaftem Latein, wenn nicht gar direkt auf Englisch abgefassten Abhandlungen durch die Hände verschiedener Pädagogen, Ludimagister und Scholarchen gehen lassen, die sie nicht nur von Barbarismen reinigen und für die notwendige klassische Sprachrichtigkeit sorgen, sondern die Texte darüber hinaus mit der geforderten *elegantiarum & florum latinorum copia* versehen und endlich mit diversen *ditiones Ciceroniana[e]* schmücken – und dies alles, obwohl die von fremder Hand verschönerten (und daher von Harvey als *foet[i] spurio parto* bezeichneten) Schriften in fachlicher Hinsicht unter Umständen von Binsenweisheiten oder Fehlern nur so strotzen (Harvey 1730: 168–169). Stahl hat Harveys Schrift 1730 wiederauflegen lassen und mit einem – überwiegend höchst kritischen – Kommentar versehen. Bezeichnend ist allerdings, dass er von der Kritik an Form und Inhalt der Harvey'schen Schrift neben den Bemerkungen über die Betrügereien der Mediziner insbesondere die Ausführungen über ihre Eitelkeiten explizit ausgenommen hat: *De vanitibus, satis certa; de dolis Medicis quidem, non falsa* (Stahl 1730: prael. 5).

der Vorstellung des Unwahren semantisch verkoppelt. Und wie im Umkehrschluss zeichnet sich im Folgenden denn auch zusehends die Möglichkeit einer semantischen Verkoppelung des Begriffs der Wahrheit mit dem Konzept einer *Germanitas* ab. So schreibt Stahl, nachdem er, wie gesehen, den – grundsätzlich für legitim gehaltenen – Vorwurf der grammatischen Dunkelheit für seine und Bechers Schriften zurückgewiesen hat:

Was hingegen eine Anklage im Sinne der letzteren [i. e. rhetorischen] Dunkelheit betrifft, so antworte ich nichts anderes, als dass es durchaus wünschenswert gewesen wäre, wenn Deutschland (*Germania*) sich von den – in sprachlicher Hinsicht – barbarischen Völkern nichts weiter als das Laster von Wörtern, die einem Cicero lästig fallen, zugezogen hätte. Wir – denn was diese Frage betrifft, schließe ich mich dem geschätzten Autor [i. e. Johann Joachim Becher] an – schreiben nicht für die Schulen oder ihre Magister, und schon gar nicht für solche Brüder (*germanis*), die so eifrig bemüht sind, die Wundmale ihrer Sklavenschaft wieder aufzukratzen, sondern für jene, die es vorziehen, das Wesen der Dinge statt das der Worte zu verstehen, und es weder für sonderlich preiswürdig halten, sich aufzutakeln noch eitle Rosinenpickerei (*nullum vel fucum, vel inutilem delectum*) zu betreiben. (Stahl 1703: prael. 2–3)²⁰

Natürlich ist hier nicht in erster Linie vom Deutschen im Sinne der deutschen Sprache, sondern eher von einer irgendwo zwischen Ethnizität und Nationalität anzusiedelnden Deutschheit oder von einem sich durch besondere Sitten auszeichnenden Deutschtum die Rede. Tatsächlich wird in dem Zitat das Motiv der usurpierten Macht und gewaltsamen Unterdrückung durch die Rhetorik, das Stahl in Form einer Anspielung auf die große Politik der Geschichte der *res publica Romana* abgewonnen hatte, um es im Folgenden dann auf die beschränktere Sphäre der *res publica litteraria* seiner Tage zu übertragen, wieder in das weitere Feld der Politik zurückgespielt: freilich mit dem signifikanten Unterschied, dass das Objekt seiner Besorgnis und Verachtung nun nicht mehr die politischen Entwicklungen im Römischen Reich des ersten vorchristlichen Jahrhunderts, sondern die Vorgeschichte und aktuelle geistig-politische Lage des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation sind – und zwar mitsamt seiner wohl zumindest als janusköpfig zu betrachtenden *translatio-imperii*-Beziehung zum ursprünglichen Reich.²¹

²⁰ [P]osterioris [i. e. obscuritatis rhetoricae] nomine nihil aliud respondeo, nisi hoc optandum esset, ut Germania nullum à gentibus, sermone barbaris, quam verborum, Ciceroni molestorum, vitium contraxisset. Nos, nam merito Autori in hac parte me jungo, non scholis, aut illorum Magistris, imo ne talibus quidem germanis, qui tam ambitiose servitutis suae notas refricare laborant, sed illis scribimus, qui rerum potius, quam vocabularum vim intelligunt, & nullum vel fucum, vel inutilem delectum, aliquo pretio dignantur.

²¹ Es handelt sich also, mit anderen Worten, um eine dritte Analogie, die wiederum mit den beiden vorangegangenen Analogien in einer Analogiebeziehung steht und damit gleichsam die Funktion des Schlusssatzes in einem (wie immer paralogistischen) Syllogismus erfüllt.

Denn wenngleich die germanischen Völker in letzter Instanz nur durch die Vermittlung Roms der heilsgeschichtlichen Wirkungen des christlichen Glaubens teilhaftig geworden sind (ein Argument, das von Stahl bezeichnenderweise einfach unterschlagen oder aber vor dem Hintergrund einer im protestantischen Kontext ohnehin verbreiteten Assoziation des Heiligen Stuhls in Rom mit Usurpation und Unterdrückung ausgespart wird), so liegt doch davor (und hier setzt Stahls Argumentation gleichsam mit einem kompensatorischen Gedanken wieder ein) das schmachvolle Faktum ihrer – wie man in Tacitus' *Germania* (1972: § 19, 28/29–30/31) nicht weniger als bei Daniel Casper von Lohenstein (1689: 19–20, 61–62) nachlesen kann – ebenso gewaltsamen wie durch trickreiche rhetorische Winkelzüge bewerkstelligten Unterwerfung durch eben dieses Rom. Zwar versteigt sich Stahl, anders als Tacitus und insbesondere Lohenstein, nicht zu der Vorstellung, dass hier gleichsam von Natur aus sittlich integre Völkerschaften von kulturell korrumpierten Römern unterworfen worden wären, sondern räumt durchaus ein, dass auch diese Völkerschaften keineswegs frei von Lastern gewesen sind. Sieht man aber einmal von seinen deutschen Zeitgenossen ab, von denen Stahl eine ausgesprochen schlechte Meinung hat, so ist das Bild der Germanen bzw. Deutschen, das im unmittelbaren Texthintergrund dieser Passage steht, durchaus positiv.

So rechnet es sich Stahl etwa in seiner *Praefatio introductoria* zur Neuedition von Bechers *Physica subterranea*, die den Anlass zur Abfassung des *Specimen Beccherianum* darstellte und gemeinsam mit diesem publiziert wurde, selbst etwa ausdrücklich als Verdienst an, dass er sich ganz „dem früheren deutschen Geiste gemäß, gerechten und beharrlich am gefassten Vorsatze festhaltenden Sinnes (*antiquiore Germano genio, justo & tenaci propositi animo*)“ gegen die in der Folge zu erwartenden Angriffe gestählt habe (Becher & Stahl 1703: praef. intr. o. S.).²² Und im Kontext seiner Erläuterung des Begriffs der *rerum obscuritas*, die sich unmittelbar an die in Rede stehende Passage der *Praefatio* des *Specimen Beccherianum* anschließt und in bewährter Manier die Ursache für den Anschein einer „Dunkelheit der Gegenstände“ bei denen lokalisiert, die „hochtrabend daherreden und sich Verheißungen hingeben“ statt akkurat die chemischen „Prozesse zu beschreiben“ und selbst „chemische oder pharmazeutische Offizinen bzw. Laboratorien“ zu betreiben, heißt es:

Diejenigen, denen dergleichen Beklemmungen verursacht, können sich an Schröder und Hartmann und ähnliche Autoren wenden, und an die Ausleger derselben, die, wo jene

²² *Ego certe ex universa hac re [i. e. nova editione Physicae Subterraneae] nullum sperare ausim commodum, sed potius, quae Germanus à Germanis non expectare magis quam experiri debeat. Ad quae quidem ego, antiquiore Germano genio, justo & tenaci propositi animo, obduri; & illud occino: Tela praevisa, minus nocent.*

sich nach früherer deutscher Redlichkeit (*antiquiore germana fide*) noch schämten, allzu sehr auszuschweifen, nunmehr, da die Schamhaftigkeit als unnütz verworfen ist, alles in Superlativen bemessen. (Stahl 1703: 3)²³

Angesichts der Attribute der Redlichkeit (*fides*), Gerechtigkeit (*iustitia*) und der (offenbar als uneingeschränkt positiv empfundenen) Beharrlichkeit (*tenacitas*), die Stahl hier zumindest den Germanen oder Deutschen einer nicht näher bezeichneten Vergangenheit als Grundeigenschaften zuspricht, liegt es nahe, in dem fraglichen Zugeständnis vor allem eine *concessio* zu sehen, die gleichsam nur als erster Schritt dient, um die Bedeutung des sprachlichen Barbarentums zunächst herunterzuspielen, um diesem dann in einem zweiten Schritt eine zusehends positive Bedeutung verleihen zu können – was schließlich seinerseits die Eigenschaften der kultivierten Völker und ihrer Anwälte in ein zweifelhaftes Licht rückt.

Und in der Tat wird, wie mir scheint, das hypothetische Zugeständnis eines sprachlichen Barbarentums sofort Zug um Zug wieder kassiert, und die sprachlichen *vitia* entpuppen sich am Ende als echte *virtutes*: Gleich eingangs werden sie als eher lässliche Sünde ausgewiesen, die allenfalls einem – ohnedies schon tendenziell desavouierten – Cicero zur Last fallen könnte.²⁴ Dass wo-

23 *Non processus describere, cothurno incedere, pollicitationibus indulgere, verbo non tam chymicam aut pharmaceuticam, sive officinam sive culinam, instruere, in animum unquam venit: Quos talia angunt, Schroederum, Hartmannum, & similes adire possunt, & horum interpretes, qui, ubi isti, antiquiore germana fide, altius evagari erubuerunt, damnata inutili verecundia, omnia superlativis metiuntur.* Bei den genannten Autoren handelt es sich um die Iatrochemiker Johannes Schröder und Johannes Hartmann, deren Wissen von Stahl als veraltet und schlecht bezeugt empfunden wurde. Zu den *interpretes* derselben gehörte mit seiner *Clavis Pharmaceutica Schröderiana* pikanterweise auch der Vater von Stahls Hauptgegner Friedrich Hoffmann, Friedrich Hoffmann d. Ä. (vgl. Schröder 1665; Hoffmann d. Ä. 1675).

24 Insgesamt scheint Stahls Cicero-Bild, vorsichtig gesagt, nicht das beste gewesen zu sein. Das lässt sich etwa an der Rolle ablesen, die er in einer Passage der biobibliographischen Schrift *De scriptis suis* spielt, in der Stahl argumentiert, dass bloße Zufallsfunde weder in der medizinischen Praxis noch in gelehrten Darstellungen etwas zu suchen haben, weil weder ihre Entdeckung noch ihre Anwendung auf eingehenden Zweck- und Nutzenerwägungen (*usus*) beruhen. Zwar zitiert Stahl in diesem Kontext zunächst einmal zustimmend Ciceros Diktum: *nisi vtile est, quod facimus, stulta est gloria*. Doch geschieht dies nur, um diesen Ausspruch sogleich mithilfe eines Seneca-Aperçus, wonach Cicero sein Konsulat *non sine causa, sed sine fine* gelobt habe, gegen den „überaus geschwätzig“ (*loquacissimus*) und durch seine „Vielgeschäftigkeit“ oder „Allneubegier“ (*πολυπραγμοσύνη*) charakterisierten Inbegriff klassischer lateinischer Beredsamkeit selbst zu wenden. Tatsächlich wird Cicero durch diese Epitheta in eine Linie mit den Polypharmazeutikern und Polyhistorikern gerückt, die den doppelten Gegenstand von Stahls Polemik an dieser Stelle darstellen – zumal Stahl ebenfalls durchblicken lässt, dass der Arpinat auf die Catilinarische Verschwörung gleichsam nur zufällig „gestoßen“ (*incidens*) sei (Stahl 1707: 16; vgl. auch die Parallelstelle in Wichers & Stahl 1708: 13).

möglich überhaupt gar kein Sündenfall vorliegt, wird dann im Folgesatz deutlich, wenn der Gebrauch des Lateinischen – oder doch zumindest die Konzentration auf die *Latinitas* – mit dem Wiederaufkratzen der Stigmata ehemaliger Sklavenschaft verglichen und damit suggeriert wird, dass dieser letztlich nichts anderes als eine freiwillige Selbsterwerfung der Deutschen bedeutet (die man gemäß einem bereits in der Antike geläufigen Wortwitz und ungeachtet der Kleinschreibung sehr wohl hinter den nicht näher bestimmten ‚Brüdern (*germani*)‘ vermuten darf). Ihren vorläufigen Schlusspunkt findet die damit eingeleitete Umkehrung von Sünden und Tugenden bzw. Fehlern und Vorzügen dann schließlich, wenn die Konzentration auf die *Latinitas* am Ende des Zitats erneut zu einem (im Doppelsinne) eitlen Unterfangen erklärt wird.²⁵ Und

25 In gewisser Weise schreibt Stahl mit dieser Umkehrung der herkömmlichen Zuordnung von – nicht zuletzt: sprachlichen – Lastern und Tugenden auch eine Diskurstadition fort, die sich bis auf die *Germania*-Literatur des ausgehenden 15. und frühen 16. Jahrhunderts zurückverfolgen lässt. Das gilt insbesondere für Conrad Celtis' Dichtung *Germania generalis* (1498–1500), bei der einiges dafür spricht, dass sie einen zentralen Intertext von Stahls *Praefationes* zum *Specimen Beccherianum* und zu Bechers *Physica Subterranea* darstellt. Das betrifft zunächst einmal die Tatsache, dass auch Celtis in Gestalt des Gräzismus *adelphoi* auf die *germani*-Paronomasie zurückgreift – wobei er sie dabei im Sinne brüderlicher Solidarität ausdeutet. Vor allem aber betrifft es die grundsätzlich ähnlich gelagerte Ausgangskonstellation und – wichtiger noch – das teilweise identische Vokabular. Nicht anders nämlich als Stahl sich gegen den Vorwurf zur Wehr setzt, sich einer unverständlichen und rohen Sprache zu bedienen, und im Zuge der Entkräftung dieses Arguments umgekehrt seinen eignen Sprachgebrauch zum einzig wahren stilisiert, tritt Celtis der Meinung entgegen, dass das Deutsche eine barbarische Sprache sei, und führt zu diesem Zwecke das scheinbare *vitium* sprachlicher Rohheit auf tieferliegende moralische *virtutes* zurück. Grundsätzlicher Hintergrund dieses Manövers ist dabei die – ungeachtet seines insgesamt positiven Bilds von den Germanen – bereits von Tacitus erwähnte Unsitte derselben, sich ihren Lebensunterhalt statt im Schweiß der Feldarbeit (*sudore; arare terram*) lieber durch blutige Kriege und Raubzüge (*sanguine; per bella et raptus*) zu verdienen. Diese Raubzüge (*rapinae*) wiederum waren von Enea Silvio Piccolomini in seinem Brieftraktat *Germania* von 1458, einer (finanz-)politisch motivierten Eloge des zeitgenössischen Deutschlands, gemeinsam mit der Sprache der Vorfäter (*sermo patrum*) als das einzige Überbleibsel einstiger germanischer Rohheit (*ex prisca barbarie vitium inter vos relictum*) ausgemacht worden (vgl. Piccolomini 1962: II.27, 64–65 und dazu Münkler & Grünberger 1998). Und eben dies nun nimmt Celtis in seiner *Germania generalis* zum Anlass, auch dieser Zweifelt verbliebener negativer Eigenschaften noch etwas Positives abzugewinnen. Dies gelingt ihm, indem er – wie Müller (2001: 408–409) gezeigt hat – die Raubzüge und die grobe Sprache gleichermaßen zum konsequenten Ausdruck einer löblichen männlich-kriegerischen Gesinnung erklärt (vgl. Celtis 2001: v. 82–85 bzw. 71–73, 94/95). Ihren pointiertesten Ausdruck aber – und insofern scheint es mir in der Tat gerechtfertigt, die *Germania generalis* als direkten Intertext der beiden Stahl-Vorreden anzunehmen – findet diese Umwertung in zwei Versen, die die beiden scheinbaren *vitia* der *lingua* und des *raptus* gleichsam durch ihre Kombination zu einer höheren Trias an *virtutes* – nämlich die der Beharrlichkeit, Gerechtigkeit und Wahrheitsliebe – aufhebt und sich just in diesem Zusammenhang mit den beiden Epitheta *iustus* und *tenax*

so sehen sich – in dem Moment, in dem die Semantik der Macht und Gewalt in Gestalt der Opposition ‚Wesen der Dinge‘ vs. ‚Auftakelei und Rosinenpickerei‘ wieder in den Gegensatz zwischen *ostensio* und *ostentatio* einmündet – zumindest die Germanismen, bis zu einem gewissen Grade aber auch die Sprache der Germanen, das Deutsche, ganz nah an die Sphäre der Wahrheit herangerückt, während das Lateinische, oder doch wenigstens die Fetischisierung der *Latinitas*, ihr zusehends entrückt wird, und sich am Ende eine Konstellation abzeichnet, in der die semantische Reihe *Wahrheit – Grammatik – Sachen – Deutsch* zumindest *impliciter* tatsächlich der Reihe *Unwahrheit – Rhetorik – Wörter – Latein* gegenübersteht.²⁶

exakt der beiden Ausdrücke bedient, die späterhin Stahl heranziehen wird, um sich als Mann von „frühere[m] deutschen Geiste“ zu charakterisieren: „Die Gesinnung, beharrlich im Wahren und Gerechten, ist im Einklang mit den Lippen und flieht Lügen und Erfindungen einer gefärbten Zunge (*Et veri iustique tenax mens consona labris/ Ficta colorate fugiens mendacia lingue*).“ (Celtis 2001: v. 97–98, 96/97, Übersetzung nach Müller). Deutet sich hier im Übrigen in der Betonung einer Gesinnung, die die Lügen einer ‚gefärbten Zunge‘ oder ‚aufgehübschten Sprache‘ (*lingua colorata*) flieht, allenfalls an, dass es in dieser Hinsicht mit denjenigen anders stehen könnte, die so eifrig bemüht sind, die Germanen/Deutschen der Rohheit zu überführen, so findet sich eine vollständige Umkehrung der herkömmlichen Distribution der Begriffe Kultur und Barbarei bereits wenige Jahre später in Ulrich von Huttings Dialog *Die Anschauenden* von 1521. Zwar liegt der Fokus hier, anders als bei Celtis, nicht unmittelbar auf der Sprachenfrage, dafür aber fällt – angesichts der präreformatorisch-antikurialen Ausrichtung des Verfassers wenig überraschend – die Zuordnung der Terme „redlichkeit“ und „betrug“ zu „Teütschen“ und „Römer[n]“ umso deutlicher aus, antwortet doch „Sol“ seinem Sohn „Phaeton“ auf die Frage, ob denn die „Teütschen“ immer noch „für barbarisch geacht“ würden, wie folgt: „Als Rom vrteylet, nit weniger dann auch Frantzosen, vñ alle andere völkcker außwendig Italien. Wil man aber gute sitten, vñ achtung freüntlicher beywonüg, auch fleyß der tugent, beständigkeit der gemüt uñ redlichkeit, so ist dises ein wol gesitte nation, vnd dargegen die Römer mit der allerausserlichstē barbarey verstatt. Dañ erstlich seind sye von weychmütigkeit, vnd weybischem leben verdorben leüt. Darnoch ist bey jñē grosse wanckelmütigkeit, vn mer dañ weybische vnbeständigkeit, wenig glaubens, betrug vñ boßheit, damit sye allen fürtreffen.“ (Hutten 1521: 282; vgl. dazu auch Münkler & Grünberger 1998: 230–231)

26 Einen ähnlichen *Unvorgreiflichen Gedancken* hat Gottfried Wilhelm Leibniz bekanntlich schon einige Jahre zuvor, um 1697, niedergeschrieben: „[I]ch habe es zu Zeiten unser ansehnlichen Haupt-Sprache zum Lobe angezogen, dass sie nichts als rechtschaffene Dinge sage und ungegründete Grillen nicht einmahl nenne (ignorat inepta). Daher ich bey denen Italiänern und Frantzosen zu rühmen gepfleget; Wir Teutschen hätten einen sonderbahren Probiestein der Gedancken, der andern unbekandt; und wann sie denn begierig gewesen etwas davon zu wissen, so habe ich ihnen bedeutet, dass es unsere Sprache selbst sey, denn was sich darinn ohne entlehnte und ungebrauchliche Worte vernehmlich sagen lasse, das seye würcklich was Rechtschaffenes; aber leere Worte, da nichts hinter, und gleichsam nur ein leichter Schaum müssiger Gedancken, nehme die reine Teutsche Sprache nicht an.“ (Leibniz 1717: 161–162). Allerdings ist diese Schrift, von Leibniz selbst eigentlich schon 1712 zur Publikation vorgesehen, erst 1717 postum – und zwar an eher abgelegenen Orte – erschienen (vgl. Pörksen 1983:

Natürlich, so viel sei zur Klarstellung gesagt, ist es von hier noch ein weiter Weg zu Positionen, die das Lateinische, wie etwa Johann Gottfried Herder in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, *expressis verbis* als Hindernis auf dem Weg zur Wahrheit identifizieren oder es gar, wie zuweilen im Umkreis von Frühidealismus und Frühromantik, als höchst wahrheitsaverse Sprache einem zutiefst wahrheitsaffinen Deutschen entgegensetzen werden – und zweifellos ein noch viel weiterer Weg bis zu dem Punkt, an dem Latein seine Stellung als Wissenschaftssprache tatsächlich vollständig eingebüßt haben wird. Gleichwohl, so scheint mir, zeugen Stahls Einlassungen, auch wenn sie sich – ähnlich wie vergleichbare Äußerungen von unmittelbaren Vorgängern und direkten Zeitgenossen wie Johann Joachim Becher und Christian Thomasius – zunächst einmal vor allem gegen das Lateinische als Leitinstrument der Vermittlung konservativen Buchwissens über konservative gelehrte Praktiken richten, von einer ersten semantischen Verschiebung, an die in der Folge explizitere Einlassungen anschließen konnten und die auf diesem Wege ihren Teil zur allmählichen Entwertung des Lateinischen als Sprache der Wissenschaft beigetragen haben dürfte.

III

Das Diktum, „dass er nicht zur Zurschaustellung seiner Latinität, sondern zur Darstellung der Wahrheit schreibe“, wird einige Jahre später sein Schüler Michael Alberti (1707) anlässlich einer Publikation der gesammelten Dissertationen Stahls wieder aufgreifen, um seinen Lehrer vor den Vorwürfen gegen dessen dunklen und unlateinischen Stil in Schutz zu nehmen – und dabei gewissermaßen die eigentliche Begründung für Stahls Andeutungen nachliefern, dass das Beharren auf dem Ideal klassischer Sprachrichtigkeit in letzter Instanz den Zugang zur Wahrheit verstelle. Hatten diese ihre Plausibilität im *Specimen Beccherianum* vor allem aus dem polemischen Einsatz der Semantik der Macht und Gewalt bezogen, so verdeutlicht Albertis Einlassung, dass die in diesem Zusammenhang gewählte Metaphorik der Verstümmelung und der Amputation durchaus auch einen Grund in der Sache hat, indem er zeigt, dass die Beschränkung auf das alte Wortrepertoire schon allein deswegen der Wahrheitsfindung abträglich ist, weil sie zugleich eine Beschränkung auf altes Wissen impliziert. Rückt damit, stärker als in den bisher behandelten Texten, die

123). Insofern stellt sich die Frage, ob sie nicht erst mit der Neuauflage durch Johann Christoph Gottsched im Jahre 1732 wirklich breitere Wirkung entfalten konnte.

Überzeugung in den Vordergrund, dass die Wahrheit – um es mit einer Formulierung Francis Bacons zu sagen – „eine Tochter der Zeit“ und eher in der Zukunft als in der Vergangenheit zu suchen ist,²⁷ so erlegt sich Alberti andererseits, obwohl auch er in seiner Einlassung ansonsten wahrlich nicht an Polemik spart, hinsichtlich der Assoziation von *veritas* und *Germanitas* deutlich größere Zurückhaltung auf.

Im Zentrum von Albertis Intervention steht die Auseinandersetzung mit dem Vorwurf, Stahl „untermisch[e] barbarische Ausdrücke, ja zuweilen sogar ganze Sätze solcher Art (*Barbara vocabula, imo aliquando etiam Phrases tales, immiscet*)“ – eine Formulierung, die den Katalog inkriminierten Verhaltens über den Gebrauch unklassischer lateinischer Wendungen hinaus um den Tatbestand der direkten Einstreuung deutscher Wendungen und Halbsätze im Sinne eines lateinisch-deutschen Fachwerkstils erweitert, von dem gerade *De aestu maris microcosmici* gekennzeichnet ist. Kernstück von Albertis Rechtfertigung ist dabei in der Tat die (letztlich auf die Position Charles Perraults in der *Querelle des Anciens et des Modernes* verweisende) These, dass inzwischen Gegenstände entdeckt worden und Begriffe entstanden seien, die sich mit dem klassischen lateinischen Wortschatz nicht mehr ausdrücken ließen. Deshalb sei es, so Alberti, notwendig, auf bestimmte (ursprünglich selbst wiederum aus dem Lateinischen ererbte oder entlehnte) Lexeme zurückzugreifen, durch die diese neuen Gegenstände und Begriffe in den modernen Sprachen bezeichnet werden, und sie dem Lateinischen in dieser ihrer neuen Bedeutung anzuverwandeln – oder womöglich gar zum Ausgangsmaterial autonomer Wortbildungsprozesse im Lateinischen selbst zu machen (Alberti 1707: 10).²⁸ In diesem Sinne führt Alberti eine mündliche Äußerung Stahls zur Rechtfertigung der Untermischung unklassischer bzw. nichtlateinischer Ausdrücke an:

Ich kann mich erinnern, was er [über diese barbarischen Ausdrücke] selbst gesagt hat, nämlich dass er seit seiner Jugend – neben anderen Übungen, die die gemeine Jugend scheidet – an den Gebrauch des Italienischen und Französischen genauso wie an ein zweckmäßiges Verständnis des Spanischen und Englischen in der Lektüre gewöhnt sei. Und dass er dabei auf einige Wörter gestoßen sei, die zwar von ihrer Lautgestalt vom Lateinischen nicht allzu sehr, vom Gebrauche her allerdings in der Tat erheblich von ihren lateinischen Pendanten abweichen, dabei aber eine so zweckmäßige Bedeutung aufweisen, dass sie im Lateinischen auch nicht durch irgendeine Paraphrase gleichwertig ausgedrückt werden könnten. (Alberti 1707: 10–11)²⁹

²⁷ *Recte enim Veritas Temporis filia dicitur, non Autoritatis.* (Bacon 1620: 84)

²⁸ Zum Begriff des sprachlichen Fachwerkstils vgl. Pörksen (1994: 61–74), zur *Querelle des Anciens et des Modernes* Jauß (1964).

²⁹ [M]emini ipsum [de barbaris vocabulis] ita loqui. „Ab ineunte aetate assvetum se, inter alia etiam exercitia, à plebeja iuventute aliena, lingvis Italicae atque Gallicae usurpandis, quemad-

Zur Illustration führt Alberti zunächst ein Beispiel aus dem Französischen an, das die Bedeutungsverschiebung von klass. lat. *dispensare* ‚(gleichmäßig) aus-, ver- oder einteilen; (sorgsam) einrichten; verwalten, bewirtschaften‘ zu frz. *(se) dispenser* ‚(von einer Pflicht) entbinden, (einen Fehler) entschuldigen; sich erlauben, sich herausnehmen, sich verabschieden‘ belegen und angesichts der Nichtexistenz von klass. lat. **indispensabiliter* – in arguter Spiegelung der zu belegenden These in der Semantik des Belegs – die Unabdingbarkeit des Bedeutungsgehalts von frz. *indispensablement* ‚unabdingbar, unentbehrlich, unumgänglich‘ herausstellen soll.³⁰ Hieran schließt er dann die – durch ein ‚gesetzt nun aber, dass ... (*interim ut ... sit*)‘ hinsichtlich ihres tatsächlichen ontologischen Status kunstvoll in der Schwebelage gehaltene – Aussage an, die fraglichen Lexeme seien im Bereich der Verwaltung und Rechtsprechung bereits als unentbehrlich in unbeanstandetem Gebrauch. Dabei soll die Unterstellung, der Bedeutungswandel des Lateinischen sei in einem Funktionsbereich bereits im Gang, offenkundig den Schluss nahelegen, dass ein entsprechendes Verfahren auch in anderen Gebieten – und konkreter natürlich auf dem Gebiet der Medizin und der Naturforschung – letztlich unumgänglich und folglich zuzulassen ist (vgl. Alberti 1707: 11):

Gesetzt nun aber, im *Kanzlei- und Gerichtsstil* sei der Sinn, den die Franzosen diesem Wort geben, selbstverständlich in den Gebrauch aufgenommen worden, und es werde dadurch in der Tat ein Sachverhalt ausgedrückt, den seiner ganzen reinen Be-re-d-sam-keit zum Tro-tze (*cum totâ suâ eloquentiâ purâ*) kein einziger *Schulmeister* im strengen Sinne auf Lateinisch ausdrücken könnte, ohne dass es sofort eines darunter geschriebenen Ausdrucks mit der deutschen Bedeutung (*subscripta germanici sensus expressione*) bedürfte, damit man ihn eben genau so verstehen kann, dann dürfte es zweifellos lächerlich sein, solche Wörter gleichsam unter der Anklage eines Verbrechens in Acht und Bann zu setzen, die von den meisten heutzutage hinreichend richtig verstanden werden können, wenn sie dabei auch nicht von auserlesener Latinität sein mögen. (Alberti 1707: 11)³¹

modum Hispanicae & Anglicae commode per lectionem intelligendis. Ostendisse se in his voces aliquos [sic!] sono à latinitate non penitus alienas, usu vero à latinis equidem multum discrepantes, interim sensu ita commodo, ut in latina lingua ne quidem paraphrasi ulla pariter exprimi possint.“

30 *Verbigratia, quando Galli dicunt, se dispenser de quelque chose, & inde formant vocem indispensablement, ,dessen man keinen umgang haben kann/ dessen man sich nicht entbrechen kann/ dessen man nicht überhoben seyn kann/ darinnen keine nachsicht statt findet‘: abeunt quidem hoc ipso à sensu usitata vocis latina dispensare.*

31 *Interim ut in stylo curiae & jurium forensium, hic sensus quem Galli huic vocabulo assignant, planè usu receptus sit, & quidem talem rem exprimat, quam nullus ludi magister cum totâ suâ eloquentiâ purâ strictè latinè exprimere possit, quin statim subscripta germanici sensus expressione opus sit, ut ita intelligatur: ridiculum certè fuerit vocabula talia tanquam sub criminis reatu proscribere, quae à plerisque hodiè satis benè intellegi possint, licet exquisitè latine non sint.*

Auffällig an dieser Passage ist zunächst einmal der ironisierende Effekt, der durch die formale Darbietung der Wendung *cum totâ suâ eloquentiâ purâ* erzielt wird: Der Begriff höchster Meisterschaft wird in ihr nämlich auf eine Weise bezeichnet, die selbst wiederum auf den Kontext absoluter Anfängerschaft verweist – ist die (in der Übersetzung durch Syllabierung wiedergegebene) diakritische Kennzeichnung der Vokalquantitäten der Kasusausgänge doch für das Verständnis der Wendung vollkommen überflüssig und erinnert von daher eher an die didaktische Aufbereitung von Sprachlehrstoff in einem Anfängerlehrbuch.

In inhaltlicher Hinsicht ist dagegen vor allem die implizite Disjunktion hervorzuheben, die in der Vorstellung enthalten ist, dass jemand, der schulmeisterlich auf der Klassizität des lateinischen Ausdrucks beharrt, unweigerlich gezwungen wäre, Zuflucht zu einem ‚darunter geschriebenen Ausdruck mit der deutschen Bedeutung (*subscripta germanici sensus expressione*)‘ zu nehmen. In der Konsequenz kann dies nämlich nur zweierlei bedeuten: Entweder es bedeutet – gleichsam im wörtlichen Sinne von *subscribere* als ‚unter etwas schreiben‘ –, dass der altsprachliche Text (nicht anders als es in Stahls *De aestu maris microcosmici* geschieht und ganz so wie Alberti selbst es im vorangehenden Satz vorführt) jeweils offen durch eine neusprachliche Glosse ergänzt werden müsste, die von der Beschränktheit der alten Sprachen Zeugnis ablegen würde und insofern geeignet wäre, der Frage Vorschub zu leisten, warum man nicht gleich zum Gebrauch der neuen Sprachen übergeht. Oder aber es bedeutet – gleichsam im übertragenen Sinne von *subscribere* als ‚heimlich schreiben‘ –, dass dem altsprachlichen Text jeweils unter der Hand eben doch neusprachliche Bedeutungen zu unterschieben wären und damit das Faktum einer notwendigen Veränderung auch der alten Sprachen insgeheim eingestanden werden müsste.³²

Damit aber ist das Lateinische keineswegs mehr in der selbstverständlichen Position, andere Sprachen bereichern zu können – eine Prämisse, die im Weiteren, und insbesondere im Gefolge von Christian Wolffs Engagement für den Ausbau der deutschen Wissenschaftssprache, zumindest unausgesprochen eigentlich stets den Debatten über das Verhältnis zwischen Latein und Deutsch zugrundeliegen und erst von Johann Gottfried Herder substantiell bestritten werden wird. Vielmehr scheint das Lateinische hier – gleichsam in einer Umdeutung des Topos von der *patrii sermonis egestas*, die einst der Sprache der Römer gegenüber der Sprache der Griechen zugeschrieben wurde (vgl. Foegen 2000), in die Vorstellung einer gegenüber den Volkssprachen bestehen-

³² Vgl. zum Bedeutungsspektrum von *subscribere* den entsprechenden Eintrag bei Forcellini, Facciolati & Furlanetto (1940: 4.550).

den *docti sermonis egestas* – mit einem Mal in einer Lage zu sein, in der es durch die Volkssprachen nicht bloß bereichert werden kann, sondern sich ihrem Einfluss geradezu öffnen muss, wenn es seine Existenzberechtigung weiter behalten will.

IV

Dabei ist, ähnlich wie bei Stahls eigener Praxis im *Specimen Beccherianum* und in *De aestu maris microcosmici*, auch das Plädoyer Albertis für eine in diesem Sinne liberalere Handhabung der lateinischen Sprache bzw. Lexik und ihre Öffnung gegenüber den modernen Sprachen in einen semantischen Zusammenhang eingelassen, der es über den polemischen Gebrauch einer Reihe von mitlaufenden Unterscheidungen zusätzlich absichert.

Im vorliegenden Falle sind dies zunächst vor allem die weitgehend parallel geführten Dichotomien *Puerilität/Virilität* und *Progymnasmatik/Technik*. Entsprechend wird nicht nur das stilistische Ideal einer „auserlesenen Auswahl im lateinischen Ausdruck (*exquisita latinitatis electio*)“ als Produkt, sondern auch der Anspruch, über dieses Produkt ein Urteil fällen zu dürfen, in die rein progymnasmatistische Sphäre des Schulischen verwiesen. So heißt es etwa, dass die Strenge, die dabei für gewöhnlich an den Tag gelegt wird, eigentlich nur im Rahmen eines Lehrer-Schüler-Verhältnisses angebracht (*censura, sola Scholarum erga pueros severitate digna*) und eigentlich nur dort am Platze sei, wo „Schulschemel um Schulschemel reihum abgefragt“ werde und eine entsprechend „verstaubte Sauertöpfigkeit“ herrsche (*ad scabella Scholastica, imo pulverulentam illam austeritatem pertinere videtur*). Umgekehrt wird der (und sei es bloß) „maßvolle Gebrauch nicht auserlesenen lateinischen Vokabulars (*moderatum usum non exquisitè latinorum vocabulorum*)“ mit praktisch-technischer Arbeit an der Sache selbst identifiziert, wenn gegen die „Aufgabe, nichts weiter als einfach Latein zu schreiben (*quando nihil aliud agere quam simpliciter Latinè scribere propositum est*)“, der Entschluss und das Unternehmen, „darüber hinaus noch irgendetwas anderes vorzubringen oder ausführlicher zu entwickeln (*quiquid etiam aliud commemorare, aut prolixè evolvere*)“, ins Feld geführt und dieses Unternehmen mit der „Darstellung einer Reihe von technischen Gegenständen (*tractationibus variarum technicarum rerum*)“ gleichgesetzt wird (Alberti 1707: 11).

Diese emphatische Konfrontation von sprachlicher *Einübung* (wo auch immer sie auf der pädagogischen Stufenleiter zwischen Klippschule und Artistenfakultät genau einzuordnen wäre) mit der *Ausübung* echter Forschungsarbeit an der Sache selbst (wie sie ihren Ort frühestens an den höheren Fakultäten,

wenn nicht gar überhaupt nur außerakademisch findet) kulminiert schließlich in der folgenden Passage:

Und wahrlich, wenn [...] der maßvolle Gebrauch nicht auserlesenen lateinischen Vokabulars [...] allzu streng verfolgt wird, so kann dem nicht zu Unrecht das folgende Diktum Senecas entgegenhalten werden (der nicht mit goldener, sondern mehr als goldener Latinität, und zwar nicht bloß mit Worten, sondern mit Leib und Seele (*corpore & anima*) immer und immer wieder Dinge gelehrt hat, die einem Cicero, Caesar und alle anderen Autoren der goldenen Latinität unendlich würdiger sind): „Wir haben die Laster von Knaben, das Alter aber von Greisen – und das ist durch und durch unwürdig, lässt die Kindheit uns doch schnell im Stich, dieweil die Kindlichkeit verbleibt.“ Doch sei es uns fern, über dergleichen auch noch Zeit zu verlieren. (Alberti 1707: 11)³³

Offenkundig erfüllt das Seneca-Zitat zunächst einmal die Funktion, die Oppositionen *Puerilität/Virilität* und *Progymnasmatik/Technik* aufzunehmen und sie verallgemeinernd in die Opposition *jung/alt* zu überführen, derweil durch die Charakterisierung seines Urhebers zugleich die Dichotomie *verba/res* in verschobener Weise aufgenommen und in die Dichotomie *verba/corpus et anima* überführt wird. Damit stehen den rein äußerlichen, wenn nicht gar gänzlich leeren Worten, denen man sich im gehegten Innenraum der Schulen widmet, nicht einfach mehr nur die Sachen selbst gegenüber, denen sich der Mediziner und Naturforscher zum Zwecke der Beobachtung und Nutzbarmachung in den Außenräumen der Natur gleichsam mannhaft aussetzt. Vielmehr wird ihnen nunmehr in der Gestalt Senecas jene innere seelische Haltung entgegengesetzt, die es gewissermaßen überhaupt erst möglich macht, auch die innersten Ursachen der äußeren Dinge einzusehen und zweckmäßig in den Dienst der Rettung von Leib (*corpore*) und Leben (*anima*) zu stellen. Dabei dürfte es schwerlich Zufall sein, dass es gerade ein Stoiker ist, der hier für diese innere Haltung einsteht und, indem er Weisheit im Alter einfordert, selbst zur Verkörperung einer dementsprechend altersgemäßen Weisheit avanciert. Und ebenso wenig dürfte es als Zufall, sondern vielmehr als direkte Reverenz an Stahl zu werten sein, dass es gerade die Ausdrücke *corpus* und *anima* sind, die in diesem Kontext fallen – waren doch für den Animisten Stahl die konkreten phy-

33 *Profectò vero si [...] moderatu[s] usu[s] non exquisitè latinorum vocabulorum [...] nimium severè urgetur, haud immerito occini potest illud (non aurea latinitate, sed plusquam aurea, & non modò verbis, sed corpore & anima, Ciceronis, Caesaris, & omnium aureorum latinorum infinitum digniora, abundantissimè docentis,) Senecae: vitia habemus puerorum, annos senum; & quod indignum omninò est, cum pueritia citò nos destituat, puerilitas manet. Sed absit ut hisce rebus nos etiam tempus perdamus.* Die von Alberti frei zitierte Passage stammt aus Senecas *Epistulae morales ad Lucilium*, vgl. Seneca (2007: VI.2, 18/19).

siologischen Vorgänge im Körper (*,corpus'*) in letzter Instanz immer auf ihre ersten Ursachen in der Seele (*,anima'*) zurückzuführen.

Darüber hinaus leistet das Seneca-Zitat in seiner spezifischen Einbettung allerdings – und zwar im Sinne einer konkreten Aufforderung – noch etwas anderes. Es lässt den latenten temporalen Index der Differenzen, die der im Namen ernsthafter Forschungsarbeit geführten Polemik gegen die Sphäre schulischer Vorarbeiten zugrundeliegen, an die Oberfläche des Diskurses treten. Oder wie man in lockerer Anlehnung an eine von Niklas Luhmann (1984: 112–127) vorgeschlagene Begriffstrias sagen könnte: Es verortet die gleichsam *eo ipso* in der Sachdimension anzusiedelnde *res/verba*-Differenz und die vor allem der Sozialdimension zuzuordnenden Gegensatzpaare *außen/innen*, *oben/unten* und *vir/puer* vollständig in der Zeitdimension – und zwar, indem es sie mit offenkundig zeitdiagnostischer Absicht und vor dem Hintergrund der Einsicht, dass Zeit eine knappe Ressource ist, in der Opposition *Kindheit/Alter* neu kodiert.

Nichts anderes nämlich, als dass die Zeit drängt, will die der Lächerlichkeit preisgegebene Vorstellung einer *vitiorum senectus*, eines Greisenalters voller kindischer Laster, auf die das Seneca-Diktum in seiner doppelten chiasmatischen Bewegung hinausläuft, letztlich besagen: sei es – gemäß dem (die Figur des Hippokrates und Senecas in vollendeter Überblendung evozierenden) Ausruf *vita brevis, ars longa* – im Sinne der begrenzten Lebenszeit des individuellen Naturforschers und Arztes; sei es im Sinne der Zeit, die drängt, weil es – gut pietistisch – dem Patienten zur Hilfe zu eilen und ihm Leib und Leben zu retten gilt; oder sei es schließlich im Sinne einer – im Kern chiliastisch (de)terminierten – Weltalterlehre, in der der immanente Vorwurf, dass man nicht mehr auf der Höhe der Zeit ist, klug mit der transzendenten Mahnung, dass auch die Zeit schon nicht mehr ganz auf der Höhe sein könnte, amalgamiert ist. Gerade diese letztere Deutung wird durch den vorangegangenen denunziatorischen Bezug auf die *Latinitas aurea* besonders nahegelegt, und so läuft die Passage also letztlich in einem durchaus auf Veränderung und Umwälzung abzielenden, in der Schließung der Zeit die Zeit öffnenden direktiven *carpe diem!* aus – wobei die Pointe natürlich darin besteht, dass durch Albertis Nachsatz *Sed absit ut hisce rebus nos etiam tempus perdamus* der durch das Zitat als einzig legitim vorgeführte – da im Sinne des Zitierten keinen Zeitverlust bedeutende – sachorientierte und lebenspraktisch ausgerichtete Umgang mit lateinischen Autoritäten am Ende mit dem wegwerfenden Gestus aemulativer Überflügelung und gleichsam aufgrund seiner Zitathaftigkeit selbst noch als potentielle Zeitverschwendung deklariert wird.

Das vorausgegangene Votum für eine Öffnung des Lateinischen gegenüber den Volkssprachen findet hier also seine direkte Entsprechung und machtvolle

Begründung in der – Versachlichung und Verzeitlichung unmittelbar miteinander verkoppelnden – Aufforderung, auch die Geschichte des Wissens der Zukunft gegenüber zu öffnen. Das aber heißt in der Summe nichts anderes, als dass grundsätzlich die Tatsache anerkannt ist, dass auch das Lateinische einem Sprachwandel unterliegt, ja unterliegen muss, wenn dem Kriterium der Sachadäquatheit weiterhin in ihm Genüge getan werden soll – was umgekehrt bedeutet, dass eines der zentralen Argumente für den Gebrauch des Lateinischen, nämlich das (wenn auch nicht ganz ohne Einschränkungen etwa noch von Francis Bacon angeführte) Argument seiner zeitresistenten Stabilität gleichsam *per omnia saecula saeculorum*, letztlich außer Kraft gesetzt ist.³⁴ Und zugleich damit ist, zumindest im Kern, auch die Tatsache anerkannt, dass es inzwischen eine Pluralität von Sprachen gibt, die in der Lage sind, bestimmte Sachverhalte ebenso gut wie, wenn nicht sogar besser als das Lateinische auszudrücken.

Nichtsdestotrotz – und das ist letztlich entscheidend – wird der gesamte argumentative und rhetorische Aufwand bloß zur Rechtfertigung eines bestimmten Gebrauchs des Lateinischen betrieben und zielt im Grunde nur auf eine Art Reform des Lateinischen – und zwar, wenn man Albertis Worten Glauben schenkt, sogar nur auf eine „maßvolle“ – und nicht unmittelbar auf die Abschaffung des Lateinischen oder den Vollzug des Sprachenwechsels. Mit einem Wort: Es verbindet sich kein Votum zugunsten der Muttersprache mit ihm – und der Frage „Why not all in English?“, die auf den britischen Inseln bereits im Jahre 1582, und damit lange vor der *Royal Society*, ein Richard Mulcaster formuliert hatte, wird vorerst kein ‚Warum nicht alles Teutsch geben?‘ an die Seite gestellt (vgl. Mulcaster 1582: 258).

Nun ließe sich freilich einwenden, dass mit der Invalidierung des Arguments der Zeitresistenz, die sich im Schlepptau des Vorschlags zur Lösung des Problems der Sachadäquatheit einstellt, nicht zugleich auch schon das mindestens ebenso wichtige – und in diesem Sinne ebenfalls von Bacon (1606: 301–302) angeführte – soziale Argument der europaweiten Verbreitung des Lateinischen als Medium gelehrter Kommunikation in Zweifel gezogen ist. Und wenngleich weder Stahl noch Alberti in den vorliegenden Texten auf diesen Sachverhalt explizit zu sprechen kommen, so ist doch davon auszugehen, dass ihnen das zugehörige Argument unmittelbar eingeleuchtet haben dürfte.

Allerdings ist auf der anderen Seite auch zu bedenken, dass Stahls und Albertis Überlegungen, wie sich das Problem der mangelnden Sachadäquatheit eines ausschließlich an den klassischen Vorbildern orientierten Lateins gege-

³⁴ Vgl. Bacon (1603: 536; 1606: 301–302) und dazu Ulbrich (2014: 37–40).

benenfalls beheben ließe, die Gefahr eines allmählichen Auseinanderdriftens des Lateinischen in regionale Varietäten und damit seiner Entwicklung zu einer zunehmend polyzentrischen Sprache in sich bergen. Denn die Bereicherung aus den Volkssprachen dürfte angesichts des angedeuteten Modells (über die allgemeine Erhöhung des Polysemiegrades hinaus) vor allem auch zur Entstehung zahlreicher diatopischer Polyseme führen – und zwar einerlei, ob diese Bereicherung auf dem Wege der gleichzeitigen Entlehnung von Signifikantenkörper und zugehörigem Signifikat oder aber (wie Albertis Ausführungen vor allem nahelegen) durch die Belehnung des semantischen Gehalts eines volkssprachlichen Kognats bewerkstelligt wird. Der Vorteil der größeren Sachadäquatheit durch ein aktualisiertes Begriffsrepertoire wäre also gewissermaßen durch den Verlust an Sachadäquatheit auf anderem Gebiet – nämlich dem der terminologischen Eindeutigkeit – erkaufte.

Vor diesem Hintergrund mag sich denn wenigstens zum Teil auch erklären, warum Alberti, nachdem zuvor mit Blick auf das Lexem *indispensablement* eigentlich nur von dem ‚Sinn, den die Franzosen diesem Wort geben‘ die Rede war, hinsichtlich der diesem abzuborgenden und seinem lateinischen Kognaten zu unterschiebenden Bedeutung mit einem Mal von einem ‚darunter geschriebenen Ausdruck mit der deutschen Bedeutung‘ spricht – so als ob Caesar nie die Grenze zwischen Galliern und Germanen gezogen hätte und Französisch und Deutsch, ungeachtet der fränkischen Expansion im frühen Mittelalter, nicht doch zwei klar voneinander zu unterscheidende Sprachen wären, deren semantische Belehnung denn auch regional recht unterschiedliche Ergebnisse zeitigen und folglich im überregionalen Austausch zu Verständnisschwierigkeiten führen oder gar handfeste Missverständnisse nach sich ziehen könnte. Insofern wirkt es fast so, als ob diese Zeilen bei aller polemischen Verve, mit der die Idee eines aus Gründen größerer Sachnähe und Zeitgemäßheit flexibler gehandhabten lateinischen Standards den ungenannten Gegnern gegenüber verfochten wird, zugleich auch geschrieben sind, um sich selbst den Blick auf die zentrale Alternative – den konsequenten Vollzug des Sprachenwechsels – zu verstellen. Das gilt zumal für die von Stahl zuweilen untermischten *phrases tales* [i. e. *barbarae*], die Alberti zwar eingangs einmal erwähnt, auf die er aber in der Folge nicht mehr zu sprechen kommt, geschweige denn bei seiner Rechtfertigung der Lateinreform berücksichtigen kann. Denn natürlich stellt sich die Frage ‚Warum nicht alles Teutsch geben?‘ angesichts des daraus resultierenden lateinisch-deutschen Fachwerkstils eigentlich in noch viel schärferer Form: Setzt sein Gebrauch doch entweder voraus, dass man auch andernorts in Europa über zumindest rudimentäre Deutschkenntnisse verfügt, oder nimmt andernfalls eine ohnehin nur auf die deutschsprachigen Länder beschränkte Rezeption in Kauf.

Allerdings ist Albertis Zurückhaltung zumindest insofern überraschend, als seine Argumentation ihren Ausgang ja von einem Zitat genommen hatte, das Stahls *De aestu maris microcosmici* entnommen war. Denn diese Schrift ist, wie gesagt, eben nicht nur besonders stark durch den in Rede stehenden lateinisch-deutschen Fachwerkstil geprägt. Vielmehr zieht Stahl in ihr immer wieder auch bestimmte deutsche Redewendungen heran, die ein Patient gebrauchen würde, um seine Krankheitssymptome zu beschreiben. Dabei dient dieses Verfahren jedoch keineswegs dazu, praktischen Ärzten bei der Anamnese und Diagnose lateinunkundiger Patienten unter die Arme zu greifen – etwa im Sinne einer subsumierenden Übersetzung entsprechender volkssprachlicher Äußerungen in die lateinische Fachterminologie. Vielmehr erfüllt sie in der vorliegenden theoretischen Schrift, die mit zu den Gründungsurkunden von Stahls animistischer Theorie zählt, erkennbar auch den Zweck, durch die Anführung volkssprachlichen Wissens zusätzliche Evidenzeffekte zu generieren – und liegt insofern ganz auf der Linie der Assoziationsreihe *Wahrheit – Grammatik – Sachen – Deutsch*, die sich im *Specimen Beccherianum* andeutet.³⁵

35 Der Frage, wie sich das Verhältnis von lateinischem Haupttext und volkssprachlichen Einsprengeln in *De aestu maris microcosmici* genau gestaltet, kann ich an dieser Stelle nicht weiter nachgehen – sie würde aber definitiv eine genauere Untersuchung lohnen. In jedem Fall geht sie weit über die – in vielen deutsch-lateinischen Fachwerktexten grundlegende – praktische Funktion hinaus, *ad hoc* und *in situ* Synonymien zwischen Ausdrücken der beiden Sprachen zu etablieren. Auf Andeutungen, dass die deutsche Sprache zuweilen mit besonders treffenden und wahrhaftigen Ausdrücken aufwarten kann, stößt man in Stahls Schriften im Übrigen immer wieder. So etwa, wenn Stahl den Polypharmazeutikern vorhält, mit ihren zahlreichen „Erfindungen (*inuenta*)“ hausieren zu gehen, und dabei im Gestus eines ‚Volkes Mund tut Wahrheit kund‘ anmerkt, dass der Ausdruck *inuenire* in Wirklichkeit das bedeute, was im Deutschen sehr passend als „darüber- oder über etwas kommen“ bezeichnet werde – und die *inuenta* folglich als bloße Zufallsfunde und nicht als Ergebnis methodischer Untersuchung zu werten seien: *Inuenire, totum sonat, quod Germani apposite, dicunt, darüber- oder über etwas kommen* (Stahl 1707:17). Mag es sich hierbei noch um eine gesuchte Pointe handeln (wie Stahl selbst einräumt, indem er die fraglichen Ausführungen explizit als *ioco-seria interpretatio vocis* ausweist), so lassen sich hingegen auch Stellen finden, in denen Stahl in ganz ernsthafter Absicht auf die Semantik deutscher Wörter zurückgreift. So stellt er in einer relativ späten Schrift, die sich mit dem Wert der ‚abwartenden Medizin‘ (*ars curandi expectatione* bzw. in Stahls Terminologie *ars sanandi cum expectatione*) beschäftigt, explizit die Beobachtung an die Spitze, dass das Deutsche im Gegensatz zu einer Reihe von anderen Sprachen mit der Unterscheidung von „warten“, „abwarten“, „erwarten“ und „auswarten“ ein besonders reichhaltiges und differenziertes Begriffsfeld aufweise, das es entsprechend bei der Bestimmung des Begriffs der ‚abwartenden Medizin‘ zu berücksichtigen gelte: *Locuples certe, in hoc negotio* [i. e. *disquisitione, quoniam sit illa vis naturae, quae ita sola liberet a morbis, ut aeger vero nuda expectatione salutarem effectum assequatur*], *prae variis aliis linguis, est Germanica: in exprimendis diversis circumstantiis Expectationis: quae actum expectandi, usum, ordinem, et terminum, seu finem & eventum, distincte circumscribunt* (Stahl 1730: 12).

V

Angesichts der allgemeinen Frontstellung zwischen Georg Ernst Stahl und Friedrich Hoffmann an der Universität Halle wird man davon ausgehen können, dass die Angriffe auf Stahls dunklen Stil und seine mangelhafte Latinität vor allem von der Seite Hoffmanns ausgegangen sind. Das liegt schon insofern nahe, als Hoffmann selbst etwa 1740 im Rückblick in einer autobiographischen Passage für sich in Anspruch genommen hat, sich in all seinen Werken „wenn auch vielleicht nicht im eigentlichen Sinne anmutig (*venustus*), so doch stets rein (*purus*), deutlich (*perspicuus*) und nachvollziehbar (*dilucidus*) und dem jeweiligen Gegenstand angemessen (*accomodus*)“ ausgedrückt zu haben (Hoffmann 1740: XXX).³⁶ Damit hält er sich zumindest drei der vier klassischen *virtutes elocutionis*, die Sprachreinheit (*puritas*), die Verständlichkeit (*perspicuitas*) und die Angemessenheit (*aptum*), zugute und verzichtet – sei es aus affektierter Bescheidenheit oder aus wahrer Einsicht – allenfalls darauf, auch die Tugend der schönen und zierlichen Schreibart (*venustas, ornatus*) in vollem Ausmaße für sich zu reklamieren. Und sein Schüler Johann Heinrich Schulze bescheinigt ihm in einem im selben Jahr erschienenen biographischen Abriss, dass er im Alter von siebzehn Jahren nicht allein die „Einübung in eine reine und zierliche Rede- und Schreibart“ bereits glücklich absolviert, sondern darüber hinaus auch alle Gebiete der Philosophie durchlaufen hatte und obendrein noch in einen guten Teil der Mathematik eingeweiht worden war (Schulze 1740: III).³⁷ In der französischen Übersetzung dieser Schrift wird daraus – wenn auch auf sprachlich eher fragwürdiger Grundlage – sogar die Aussage gemacht, Hoffmann habe zu diesem Zeitpunkt alle diese Felder auch schon in eben einer solchen reinen und zierlichen Schreibart behandeln können (Schulze 1751: XXXV).³⁸

36 *Ceterum sermo in toto opere licet non adeo venustus, tamen purus, perspicuus & dilucidus est, rei tradendae accomodus* [...]. Dieser Selbsteinschätzung Hoffmanns sind spätere Autoren, ebenso wie der – zugegebenermaßen naheliegenden – Abqualifizierung von Stahls Stil als dunkel und unverständlich, weitgehend gefolgt. Das gilt für das 18. und 19. Jahrhundert (vgl. Haller 1774: 733, 697 und Daremberg 1870: 1021, 951) im Allgemeinen nicht anders als für Publikationen der jüngeren Vergangenheit (vgl. Ceglia 2007: 135). Einzig Beck (2001: 256) bemerkt aus dem strengeren Blickwinkel des Latinisten, dass Hoffmanns Texte „selbst nicht völlig frei sind von Verstößen gegen die geforderte *pura Latinitas*.“

37 *Atque horum imprimis virorum* [i. e. publici urbis Halensis gymnasii magistrorum Praetorii et Drechsleri] *fideli institutione per quatuor annos gavisus, praeter pure ornatique loquendi & scribendi exercitia, per omnes etiam philosophiae partes deductus, & mathematicis insuper disciplinis large imbutus fuit.*

38 „L'attention continuelle de ces Maîtres, & du Disciple pendant quatre années mirent le jeune Hoffmann en état de parler, & d'écrire avec pureté, élégance, & au fait non-seulement de toutes les parties de la Philosophie, mais meme d'une bonne partie des Mathématiques.“

Tatsächlich hat sich Hoffmann – wie übrigens auch schon sein Vater Friedrich Hoffmann d. Ä.³⁹ – in seinen Schriften von Zeit zu Zeit über die zweifelhafte Latinität bestimmter medizinischer Fachausdrücke und Bezeichnungen ausgelassen. Charakteristisch für seine Haltung dürfte dabei eine Passage aus einer Abhandlung mit dem Titel *De Synovia eiusque origine* aus dem Jahre 1697 sein. Ganz auf der Linie dessen, was Hoffmann später in seinem biobibliographischen Rückblick für sich in Anspruch nehmen sollte – nämlich insgesamt zwar nur wenige Autoritäten anzuführen, hinsichtlich der Nosologie jedoch stets und vor allem „die Alten aufzusuchen und zu Rate zu ziehen“ und ihnen in allem, was mit der Erfahrung übereinzustimmen schien, „aufs Getreueste zu folgen“ (Hoffmann 1740: XXX)⁴⁰ –, macht den Anfang dabei der Rückgang auf die medizinischen Autoritäten der Antike. Mit Blick auf die „Gelenkschmiere (*Synovia*)“ ist dabei allerdings zunächst einmal eine Leerstelle zu konstatieren. Hippokrates etwa, so stellt Hoffmann verwundert fest, habe die Flüssigkeit trotz ihrer phänomenalen Auffälligkeit und symptomatischen Bedeutung überhaupt nicht erwähnt. Erst Celsus habe sie näher beschrieben, sich zu ihrer Benennung aber des Gräzismus *Meliceria* bedient, dessen Verwendung darüber hinaus auch deshalb problematisch erscheine, weil Galen späterhin mit demselben Ausdruck einen gänzlich anderen Gegenstand bzw. Sachverhalt bezeichnet habe (Hoffmann 1697b: 572). Damit ist die Argumentation offenbar an einem Punkt angekommen, an dem es einen eigenen terminologischen Vorschlag zu unterbreiten bzw. zu unterstützen gilt, der, wenn schon keine Klassizität im Ganzen, so doch zumindest die Klassizität seiner Einzelbestandteile für sich beanspruchen kann. In diesem Sinne schreibt Hoffmann (freilich ohne sich dabei auf weitere, geschweige denn antike Quellen zu berufen): „Die Lateiner, denen ein eigentlicher Ausdruck fehlt, nennen es Gelenkwasser (*aqua articularum*), da es ja vor allem aus den Gelenken und den blutleeren Teilen ausfließt.“ (Hoffmann 1697b: 572).⁴¹

39 So heißt es etwa in der von Hoffmann d. Ä. überarbeiteten und kommentierten Ausgabe von Johannes Schröders verbreitetem *Thesaurus pharmacologicus* gleich zu Beginn des Rubrics *Arnica: Aliis Lagea Lupi, haec planè barbara sunt vocabula* (Hoffmann d. Ä. 1675: 414). In früheren Ausgaben der Schröderschen Pharmakopöe findet sich diese sprachkritische Bemerkung nicht (vgl. etwa Schröder 1665: 460).

40 [*I]n allegandis auctoribus non adeo diffusus fui, sed potissimum veteres adeundos & consulendos putavi: quos in iis, quae ad historiam morborum describendam pertinent, & quae experientiae respondent dogmata, sequutus sum fidelissime.*

41 *Latini proprio vocabulo destituti, quoniam ab articulis & partibus exsangvibus ut plurimum defluit, aquam articularum nuncupant.* Der Verdacht liegt nahe, dass es sich bei der Junktur *aqua articularum* in Wirklichkeit um eine Lehnübersetzung des deutschen Ausdrucks ‚Gliederwasser‘ handelt. So heißt es bei dem von Hoffmann wiederholt zitierten Wilhelm Fabricius Hildanus (1646: 837): *Caeterùm quantum ad appellationem Germanicam Glidwasser/ hoc est,*

Mit diesem Kompromissvorschlag, so würde man meinen, könnte die Sache ihr Bewenden haben. Aber offenbar erweist sich die Macht des Faktischen doch als stärker, als Hoffmann eigentlich lieb sein kann – oder aber sein Sinn fürs Praktische als größer, als Stahls spätere Polemik glauben machen könnte. Denn an die mit eindeutig missbilligendem Unterton ausgesprochene Bemerkung, dass „Paracelsus der Erste war, der das Gelenkwasser mit dem Namen ‚Synovia‘ bezeichnet hat“ schließt sich, durch ein adversatives Adverb eingeleitet und durch weitere konzessive Konjunktionen mehrfach gebrochen, das folgende Satzgefüge an:

Doch halten wir [i. e. im Folgenden], wie sehr es sich dabei auch um eine Neubildung handeln mag, gleichwohl an diesem Terminus fest, weil er ja in den Chirurgeschulen geläufiger und gebräuchlicher ist, so sehr wir andererseits nicht in Abrede stellen, dass diejenigen richtiger liegen, die solche Barbarismen und Neubildungen gar nicht erst in die Medizin einführen. (Hoffmann 1697b: 572)⁴²

VI

Bezeichnenderweise fällt diese Äußerung in dasselbe Jahr, in dem dasjenige Projekt seinen Anfang nehmen sollte, das vielleicht am deutlichsten Zeugnis von Hoffmanns Interesse an einer möglichst reinen, so weit wie möglich an den antiken Vorbildern orientierten Latinität ablegt und ihm in der Tat als Chance erschienen sein mag, auf eine Situation zuzuarbeiten, in der der aus pragmatischen Gründen notwendige Rückgriff auf Barbarismen und unreflektierte Neubildungen endgültig der Vergangenheit angehören würde. Die Rede ist von der maßgeblich von Hoffmann mitbetriebenen Einrichtung des *Collegium Elegantioris Litteraturae* an der Universität Halle, als deren Leiter der Professor der Eloquenz und Geschichte Christoph Cellarius gewonnen werden konnte, der sich aufgrund einer Reihe antibarbaristischer Werke schon lange vor seiner Berufung an die neugegründete Universität Halle im Jahre 1694 einen gewissen Namen gemacht hatte (vgl. Beck 2001: 255–258).⁴³ Das Institut sollte – wie der

aqua articularum, si simpliciter & in ea significatione ponitur, in qua vulgus Chirurgorum illam sumit, ineptissimum vocabulum esse, cum Joh. Langio, libr. 1. Epist. 3. sentio. An der entsprechenden Stelle in Celsus' *De Medicina* findet sich die Wendung jedenfalls definitiv nicht (vgl. Celsus 1859: V.26.20, 189).

42 *Paracelsus primus fuit, qui Synoviae nomine ipsum salutavit. Retinemus autem, quamvis fictum hoc vocabulum, quoniam magis tritum & receptum in scholis chirurgicis est, ut ut non diffiteamur rectius facere illos, qui vocabula barbara & ficta in medicinam primum non introducunt.*

43 Den – von Beck (2001) eingehender dargestellten – Charakter der antibarbaristischen Arbeit hat Johann Peter Ludewig, Professor für Recht und Geschichte in Halle, in seinem Nachruf

Rede zu entnehmen ist, die Hoffmann in seiner Funktion als Prorektor anlässlich der Eröffnung am 1. Januar 1697 hielt – den Studenten über die allgemeine Vertiefung ihres literarischen Wissens hinaus Kenntnisse im Bereich der antiken Geschichte und Geographie vermitteln, sie mit den materiellen und immateriellen Altertümern vertraut machen und für den notwendigen rhetorischen Feinschliff ihres sprachlichen Ausdrucks sorgen – und zielte dabei nicht zuletzt auf die Gewinnung von geeignetem Lehr- und Führungspersonal für die kurfürstlich-brandenburgischen Schulen und Gymnasien (vgl. Hoffmann 1697a: [7]).⁴⁴

auf Cellarius, den er anlässlich der akademischen Trauerfeiern im Jahre 1707 im Namen Hoffmanns verfasste, der zu diesem Zeitpunkt erneut das Prorektorat innehatte, wie folgt auf den Punkt gebracht: „Der lateinischen Sprache ist er seither nicht bloß ein Pfleger, sondern vielmehr ein Argus gewesen, der in einer überherkulischen Arbeit bestimmte Wörter, Phrasen und Redewendungen der reineren Latinität herausoperierte, andere hinwiederum, die von anderen fälschlicherweise verdächtigt wurden, nachträglich wieder in ihr Bürgerrecht einsetzte (*Latini deine sermonis non cultor, sed Argus fuit: qui plusquam herculeo labore uerba, sententias, dictiones alias e puriori Latinitate expunxit, alias, falso aliis suspectas, in ciuitatem postliminio recepit*).“ (Ludewig & Hoffmann 1707: [7]). Das Zitat zeigt zugleich, dass die Kombination von politischer Semantik mit der Metaphorik physischer Gewalt auch über Stahl (1703: prael. 1–2) hinaus einen festen Platz im zeitgenössischen Diskurs über Sprache hatte. Wo Stahl die Amputation der Wörter im Allgemeinen für eine ungerechtfertigte Gewalttat hält, erscheint sie Ludewig bei bestimmten Wörtern gleichsam als medizinisch indiziert. Und wo Stahl grundsätzlich die Freiheit der Wörter durch Versklavung bedroht sieht, da konzidiert Ludewig, dass man einigen zu Unrecht das Bürgerrecht entzogen habe und es ihnen folglich wieder zurückerstatte müsse.

44 Fridericvs III [...] Collegi[o] Politiorvm Litterarvm [...] Christophorvm Cellarivm *praefecit, vt praeter ordinarias horas, quibus optimas litteras iuuentuti tradit [...], & alias ac nouas horas publicis praelectionibus adiungat, auditores ad eloquentiam adducat, antiquitates ac ritus explicet, historiam & geographiam [...] exponat, & ubique in id incumbat, vt cum ad alias disciplinas iuuenes digne praeparentur, tum maxime ex illis instituantur, qui alios possint humanitatis litteras docere, & gymnasiis ac scholis ex vsu reipublicae praeesse*. Wie Beck (2001: 256) bemerkt, hat man aufgrund dieser Ausrichtung in Cellarius' *Collegium* „eine Art Vorläufer“ des von Friedrich August Wolf neunzig Jahre später ebenfalls in Halle gegründeten *Seminarium philologicum Halense* gesehen. Die These würde ohne Frage eine genauere Untersuchung lohnen. Legt man allein die Erwartungen zugrunde, die Hoffmann mit der Einrichtung verband, so dürfte man eher zu einer skeptischen Einschätzung gelangen. Denn anders als Wolf ist ihm, wie die folgenden Ausführungen zeigen werden, gerade nicht an einer größeren epistemologischen Eigenständigkeit der *humaniora* gelegen. Das muss aber nicht unbedingt bedeuten, dass Cellarius, der sich anlässlich der Eröffnung des *Collegiums* im Übrigen ebenfalls in einem Programm zu seinen Vorstellungen geäußert hat (vgl. Cellarius 1697), Hoffmanns Auffassung in allen Punkten geteilt hat. Und grundsätzlich ist natürlich denkbar, dass das *Collegium* ungeachtet seiner ausdifferenzierungsaversen Ausgangskonzeption in der Praxis am Ende tatsächlich organisatorische und epistemologische Merkmale aufgewiesen hat, die im Sinne von *pre-adaptive advances* den Begriff der Vorläuferschaft rechtfertigen würden.

Die Begründung der Notwendigkeit dieser Anstalt bezieht dabei einen nicht unerheblichen Teil ihrer Evidenz aus der Tatsache, dass Hoffmann mit den Ausdrücken *litterae* und *litterarius* sowohl im weiteren Sinne die Gesamtheit aller Wissenschaften als auch die schönen Wissenschaften und Künste im engeren Sinne bezeichnet. Dadurch nämlich wird es ihm möglich, das nicht mehr prinzipiell abzuweisende Denkmodell eines allmählichen Wissensfortschritts mit dem älteren Modell einer Rückführung auf ein ursprüngliches Wissen in Einklang zu bringen bzw. daran zurückzubinden und im gleichen Atemzug die sorgsame Pflege der *humaniora*, ungeachtet ihres unbestreitbaren propädeutischen Status, als Vollzug eben dieser Bewegung zurück zu den Ursprüngen noch einmal zu einer für die Gesamtheit aller Wissenschaften unverzichtbaren Aufgabe zu erklären.

Das wird vor allem im Verlaufe von Hoffmanns Beschreibung der einzelnen „Künste und Wissenschaften (*artes & disciplinae*)“ deutlich, in deren Aufzählung sich mit den *poetae* und *philosophi* (Freie Künste), den *disciplinae* [...] *quae ad rem publicam constituendam, vel ad mores singulorum formandos, vel ad aequi iustique administrationem faciunt* (Rechtswissenschaften), der *medendi ars* (Medizin) und der *sacrorum doctrina* (Theologie) im Übrigen exakt die Struktur und traditionelle Hierarchie der Fakultäten abbildet (Hoffmann 1697a: [3]–[4]). Diese werden nämlich einerseits als eine Kette von unverbrüchlich miteinander zusammenhängenden Gliedern dargestellt, die sich innerhalb des allgemeinen Horizonts der seit Menschengedenken bestehenden *litterae* (*sensu latiore*) allmählich je aus einander entwickelt bzw. im Zuge beständigen Anbaus und sorgsamer Pflege in das Feld dieser *litterae* hineingebildet haben. Die Vorstellung, die hier zugrundeliegt, ist also die einer stufenweisen Emergenz von jeweils höher entwickelten Wissenschaften. Weil aber andererseits jede der einzelnen Wissenschaften letztlich nichts anderes als ein Teil jener ursprünglichen *litterae sensu latiore* ist und sich dieses Ursprungs gleichsam in Form der metikulösen Pflege der *litterae sensu strictiore* immer wieder versichern muss, wenn sie ihre Grenzen nicht überschreiten will, kann Hoffmann den *litterae* (*sensu strictiore*) zugleich auch den Status einer Wissenschaft zuweisen, die für die anderen nicht bloß in einem historisch-akzidentiellen sondern in einem wirklich essentiellen Sinne unverzichtbar ist – auch wenn dies dem zuvor exponierten Emergenz-Schema eigentlich streng genommen widerspricht (vgl. Hoffmann 1697a: [4]).

Auf der gleichen Linie liegt auch Hoffmanns Spiel mit den zwei Bedeutungen des Wortes *apparatus*, das sowohl im Sinne eines unentbehrlichen ‚Werkzeugs‘ oder eines notwendigen „Gerüsts (*adminiculum*)“ verstanden werden kann, und damit zusammen mit der ebenfalls bemühten Metaphorik des Fundaments die *litterae* im engeren Sinne zur Grundlagendisziplin macht, zugleich

aber auch den ‚Glanz‘ hervorhebt, den die *litterae* als Gesamtheit aller Disziplinen den Menschen und Dingen mitteilt (Hoffmann 1697a: [4])⁴⁵ – denn ohne sie wäre das Leben, wie es in den Eingangszeilen der Rede heißt, nichts als „Jammer und Elend (*squalor*)“, und die Dinge würden ein „trauriges Antlitz (*tristis [...] facies*)“ tragen (Hoffmann 1697a: [3]).⁴⁶ Und das Gleiche gilt schließlich auch für die Semantik der – programmatisch in Versalien gesetzten – Junktur *Praesidivm Litterarivm*, in deren Beschwörung der Argumentationsgang letztlich einmündet, die die dienende Funktion des bloßen ‚Hilfsmittels‘ vollendet in der leitenden und schutzgewährenden Funktion des ‚Vorsitzes‘ aufgehen lässt – und zugleich durchblicken lässt, dass von einer Förderung der *litterae* die heilsame Wirkung eines ‚Remediums‘ zu erwarten ist (Hoffmann 1697a: [4]).⁴⁷

Dabei liegt Hoffmanns Ruf nach einer Restitution der *humaniora* offenkundig noch eine im Wesentlichen zyklische Zeitauffassung zugrunde: Die in den vier Fakultäten zusammengefassten Wissenschaften haben sich während der Antike herausgebildet, sind dann im Mittelalter wieder untergegangen, in der Renaissance zwar wieder auferweckt worden, drohen aber inzwischen wieder unterzugehen, und zwar vor allem deswegen, weil man das Bedürfnis nach Neuheit nicht in den gebotenen Grenzen der jüngeren Disziplinen hält, sondern auf das Gebiet der ursprünglichen Künste ausdehnt und weil sich zu viele einen Namen machen können, die nur in den jüngeren Disziplinen, nicht aber in den ursprünglichen Künsten glänzen wollen (vgl. Hoffmann 1697a: [4]–[5]). In diesem Sinne schreibt Hoffmann:

Unser Zeitalter leidet an der Menge derer, die aus ihrer Wissenschaft Ruhm davontragen; doch, bitt’ schön, mach’ die Probe und untersuche genauer, wieviele aus dieser großen Zahl reines Latein beherrschen, wieviele in der Lage sind, einen Brief in elegantem Latein zu schreiben oder ein lateinisches Gedicht zu beurteilen, wieviele befähigt sind, die römischen Altertümer, von denen doch ein großer Teil des bürgerlichen Rechts abhängt, aus den Geschichtswerken, den Münzen und Inschriften zu erklären. Die alten Schriftsteller, die wir die Klassiker nennen, liegen unbekannt und verachtet danieder, ja die meisten kennen sie nicht einmal dem Namen nach. Wenn nun aber die Quelle versiegt ist, was

45 *Quod siue fundamentum, vti est in plurimis [i. e. disciplinis]; siue adminiculum aut apparatus necessitatem dixeris.*

46 *Litterarum munus atque beneficium est, ad cultiorem vitam traductos homines humanitatem colere, quum antequam illarum studia excercerentur, squalore omnia horrerent, & vbique tristis rerum esset facies.*

47 *Praesidivm Litterarivm erit, quo si iuventus destituta fuit, tantum abest, vt in vllo studiorum genere, quod summum est, attingat, vt ne ad mediocritatem quidem doctrinae salubris perueniat.* Zum Bedeutungsspektrum von *praesidium* bzw. *praesideo* vgl. die entsprechenden Einträge in Georges (1913–1918) und Forcellini, Facciolati & Furlanetto (1940).

wird dann noch an Weisheit aus ihr geschöpft werden? Der Ursprung dieses Übels ist nicht neu, nein, er lastet auf Deutschland seit langem und wächst von Tag zu Tag kräftiger. (Hoffmann 1697a: [5])⁴⁸

Es liegt auf der Hand, dass Hoffmann damit eine Wissenschaftskonzeption vertritt, die derjenigen Stahls beinahe diametral gegenübersteht. Wo Hoffmann in den *humaniora* den Ursprung allen Wissens erkennt, auf den es immer wieder zurückzugehen gilt, bzw. in ihnen das Fundament sieht, auf dem alle anderen Wissenschaften fußen und an das sie, sollen sie nicht zu frei flottierenden Wissenschaften verkommen, immer wieder zurückgebunden werden müssen, kann Stahl in ihnen allenfalls eine bloße Hilfswissenschaft von propädeutischem Wert erkennen.

Zugleich insistiert Hoffmann darauf, die Geschichte der Wissenschaften als einen Prozess darzustellen, durch den sich die Disziplinen innerhalb des allgemeinen Horizonts der ursprünglichen *litterae* zwar allmählich *aus einander*, nicht aber *auseinander* entwickelt haben bzw. sich dank sorgsamer Pflege in das Feld dieser *litterae* hineingebildet, damit aber eben gerade nicht *ausdifferenziert*, sondern vielmehr gleichsam nur *hineindifferenziert* haben – und dabei offenbar in der traditionellen Vierzahl der Fakultäten ihr Genügen finden. Stahl dagegen betont eher die Eigenständigkeit der Medizin (und in gewissem Grade auch der Naturforschung) und scheint – wie sich an den einschlägigen Einlassungen Stahls und Albertis ablesen lässt, in denen die neuen Lehren, die man aus einer (nicht zuletzt auch volkssprachlich geprägten) außeruniversitären Berufspraxis ziehen kann, gegen die auf den Schulen stets aufs Neue eingeschärften Lehren ausgespielt werden – in einer gewissen Überschreitung der überkommenen akademischen Grenzen eher eine Chance denn eine Gefahr zu sehen.

Und während Hoffmann in seiner Eröffnungsrede offenkundig noch einmal auf ein im Wesentlichen zyklisches Zeitmodell rekurriert und die *nouitas* in möglichst engen Grenzen halten möchte,⁴⁹ räumt Stahl ihr breiten Raum ein

⁴⁸ *Laborat saeculum illorum multitudine, qui ex doctrina nomen ferunt; sed, quaeso, fac periculum, & excute diligentius, quotusquisque ex tanto numero sit purae Latinitatis conscius: quotus par epistolae eleganter scribendae, aut iudicando carmini: & quotus ad Romanas antiquitates, vnde magna pars iuris ciuilis pendet, ex historiis, nummis, lapidibus enarrandas, idoneus? Vetusti auctores, quos classicos appellamus, ignoti contentique iacent, & a pluribus ne nomine tenus cognoscuntur. Oblimato autem fonte quid haurietur sapientiae? Non recens mali origo est, sed dudum Germaniae incubuit, & in dies increscit valentius.* Die deutsche Übersetzung folgt hier, mit Ausnahme des vorletzten Satzes, Beck (2001: 254).

⁴⁹ Vgl. die folgende bezeichnende Formulierung in Hoffmann (1697a: [5]), die der Neuheit zwar eine gewisse Berechtigung einräumt, sie (oder genauer: ihr Lob) aber grundsätzlich in engen Grenzen halten und unter allen Umständen aus den *humaniora* als dem wahren Funda-

und sieht alles, was ihrer Entfaltung entgegensteht, darunter nicht zuletzt das engstirnige Beharren auf einer klassischen *Latinitas*, als Hindernis an – und öffnet damit, wenn auch paradoxerweise vor allem befördert durch ein im weitesten Sinne eschatologisches Denkmuster, ein Stück weit den wissenschaftlichen Zeithorizont in die Zukunft. Dabei mag eine besondere Pointe darin liegen, dass er dies tut bzw. Alberti in seinem Namen tun lässt, indem er seinem antiken Gewährsmann für eine wortferne moderne und damit im Wortsinne sachnahe und zeitgemäße Wissenschaftsauffassung, Seneca, eine „mehr als goldene Latinität“ bescheinigt – war doch Christoph Cellarius neben seinem antibarbaristischen Engagement auch für sein (im Kern ebenfalls zyklisch orientiertes) Epochenmodell der Metallalter der lateinischen Sprache bekannt (vgl. Beck 2001: 263–267).⁵⁰

VII

Folgendes lässt sich also – um den Gang der Darstellung noch einmal zu rekapitulieren – als Ergebnis der Analyse von Stahls und Albertis antihumanistischen Argumenten und Hoffmanns eher als humanismusaffin zu bezeichnenden Einlassungen festhalten:

Im Fokus stand zunächst im Rahmen eines ersten Ausgriffs die Semantik der Macht und Gewalt, mit der der herkömmliche, am Ideal antiker Klassizität

ment der anderen Wissenschaften heraushalten will: *Nouitas suam laudem habet, sed in suis contentam limitibus, non autem in vero illo disciplinarum fundamento, quod quo magis ad antiquitatem accedit, eo firmitus constantiusque censendum est, quemadmodum auctor Dialogi de Oratoribus* [i. e. Cicero], *in causas corruptae eloquentiae ponit Oblivionem Moris Antiqui*. Zu bedenken ist freilich, dass diese Haltung nicht notwendigerweise ausschließlich auf das zugrundeliegende Wissens- und Geschichtsmodell zurückzuführen sein muss, sondern durchaus auch von der gewissermaßen alltagsnäheren Sorge geprägt sein könnte, das Lateinische werde andernfalls über kurz oder lang seine innere sprachliche Einheit einbüßen – ein Gesichtspunkt, den Alberti, wie gesehen, nicht einmal von Ferne in Betracht zieht.

⁵⁰ Übrigens hat sich Cellarius in der zur Hallenser Zeit publizierte dritte Auflage seiner – bezeichnenderweise unter das *De Analogia* entstammende Caesar-Motto *Tanquam scopulum, sic fugias inauditum atque insolens verbum* gestellten – *Curae posteriores de barbarismis et idiotismis sermonis latini* auch zu dem von Alberti (1707: 11) verteidigten Gebrauch des Verbs *dispensare* geäußert. Es findet sich in dem Kapitel *De latinitate barbara, aut incerta* unter dem Unterpunkt *Significationes, quae Latinitatis vocabulis impositae sunt sine suffragiis auctorum antiquae vel mediae Latinitatis* und wird wie folgt kommentiert: *Dispensare pro Legibus solvere. Romanis sonat Disponere & procurare. [...] Deinde notat Diuidere, Distribuere. [...] Barbaram autem notionem ita Cicero [...] expressit: ex senatus consulto legibus solutus* (vgl. Cellarius 1700: pag. tit., 345, 370, 375–376).

orientierte Gebrauch des Lateinischen in Stahls Schriften assoziiert und im Rahmen einer arguten Verschränkung sprachlicher, epistemologischer und politischer Perspektiven in einer Form und einem Ausmaße diskreditiert wird, das – wenngleich zunächst nur *ex negativo* und daher einstweilen folgenlos – den Gebrauch des Deutschen im Medium medizinischer und naturwissenschaftlicher Kommunikation als eine im Wortsinne veritable – nämlich potentiell unrhetorische, infolgedessen methodologisch und alethisch angezeigte und bis zu einem gewissen Grade auch aus phileleutherischen Motiven und Gründen der Ethnizität heraus opportune – Option erscheinen lässt.

In einem zweiten Ausgriff rückte dann die Begründung näher ins Blickfeld, die Stahls Schüler Michael Alberti im Kontext einer Rechtfertigung des unklassischen Stils seines Lehrers für die epistemologische Inadäquatheit eines an humanistisch inspirierten Vorschriften ausgerichteten Gebrauchs des Lateinischen gibt. Dabei wurde deutlich, dass und inwiefern sein in die polemische Konfrontation von pueriler Einübung der Sprache und viriler Ausübung sachorientierter Forschungsarbeit eingebettetes Plädoyer zur Öffnung des Lateinischen gegenüber volkssprachlichem Einfluss zugleich von der Bereitschaft zu einer gewissen Öffnung der überkommenen akademischen Disziplinen für außerakademische Gehalte und von der allgemeinen Öffnung des Zeithorizonts des Wissens in die Zukunft hinein Zeugnis ablegt. Insofern deutete sich in Stahls und Albertis antihumanistischer Position also ein Zusammenhang zwischen der Kritik am Gebrauch des Lateinischen als Wissenschaftssprache bzw. an der von den *humaniora* dominierten – und als ‚Auftakelei oder eitle Rosinenpickerei (*fucus, vel delectus inutilis*)‘ geschmähten – Praxis seines Gebrauchs und einer Temporalisierungs- und Ausdifferenzierungsprozessen grundsätzlich aufgeschlossen gegenüberstehenden Haltung an.

Die im Rahmen eines dritten Ausgriffs dargestellte Konzeption ihres Hauptgegners Hoffmann beruhte hingegen im Wesentlichen noch auf einer zyklischen Zeitauffassung. Entsprechend zeichnete sie sich durch den (zumindest der Intention nach) eher ausdifferenzierungsaversen Versuch aus, die prinzipielle Einheit allen Wissens durch den Verweis auf den gemeinsamen Ursprung in den – zum ‚Fundament oder Glanz der Disziplinen (*disciplinarum fundamentum, aut apparatus*)‘ erklärten – *humaniora* zu plausibilisieren und praktisch durch die Schaffung von Institutionen zu befördern, die seine Rückbindung an eine nach dem Kriterium antiker Klassizität gereinigte einheitliche lateinische Sprache ermöglichen.

Wie sich zeigen ließe, findet diese hier am Beispiel des antihumanistischen Affekts durchgespielte Frontstellung zwischen Stahl und Hoffmann ihre Fortsetzung und Entsprechung auch auf dem Gebiet des antischolastischen und des antiautoritativen Affekts – und dürfte insofern im Sinne eines Prozesses,

durch den bestimmte überkommene gelehrte Praktiken und der Gebrauch des Lateinischen zunehmend miteinander assoziiert werden und sich dadurch in einer Art Rückkopplungsschleife allmählich wechselseitig entwerten, für die Frage nach Konvergenzen zwischen Sprachenwechsel und „Austausch der Denkstile“ (vgl. Schiewe 1996) ähnlich aufschlussreich sein.

Wie sich damit andeutet, haben die drei Affekte jedenfalls spätestens zu Beginn des 18. Jahrhunderts den Ärmelkanal passiert und sind als mehr oder minder explizite Versatzstücke des antilateinischen Diskurses auch in den Naturwissenschaften der deutschen Länder angekommen. Die Frage, inwiefern sie dort im Laufe des 18. Jahrhunderts eine nachhaltigere Wirkung entfaltet haben, kann ich im Rahmen des vorliegenden Beitrags nicht weiterverfolgen. Für Christian Wolffs Unternehmen eines terminologischen Ausbaus der deutschen Wissenschaftssprache jedenfalls haben sie offenbar eine wichtige Rolle gespielt (vgl. Wolff 1733: 27–28 und dazu Ulbrich 2011: 52–56).

Zumindest hinweisen möchte ich abschließend aber auf die Tatsache, dass die drei bei Stahl und Wolff im Dienste einer sprachlich-epistemologischen Neukonfiguration von Medizin bzw. Naturforschung stehenden antilateinischen Affekte ein knappes halbes Jahrhundert später wiederum in den Dienst einer vergleichbaren Rekonfiguration der Schönen Wissenschaften gestellt worden sind – wenn auch in zweifacher Hinsicht gleichsam mit umgekehrten Vorzeichen. Ist laut Stahl die nötige medizinisch-naturkundliche „Genausichtigkeit“ (Stahl 1718: 2) durch ‚lateinische Schul-Brillen‘ geblendet, weil durch sie der direkte Zugriff auf das *äußere Erkenntnisobjekt* verstellt wird und der Blick für *allgemeine naturwissenschaftliche Gesetzmäßigkeiten* verloren zu gehen droht, so wird Herder zufolge „der Gedanke“ durch die mit dem Gebrauch des Lateinischen verbundenen bzw. gleichgesetzten gelehrten Praktiken „gefesselt“ (Herder 1767: 405), wodurch der *innerste Ausdruck des dichtenden Subjekts* unterdrückt wird und einer künftigen Übersicht über das Eigene und das Fremde und das *Individuelle und Allgemeine* in der Dichtung von vorneherein jeder Standpunkt entzogen ist. Und während die ‚lateinischen Schulbrillen‘ sich für Stahl zu Beginn des 18. Jahrhunderts vor allem mit den *humaniora* zu assoziieren und ihn auf eine stärkere Entkopplung medizinisch-naturkundlicher Epistemologie von den im Bereich der Artistenfakultät geübten Praktiken hinwirken zu lassen scheinen, sieht Herder in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts seinen Versuch, ebendiese *humaniora* auf neue Grundlagen zu stellen, mindestens ebenso sehr durch die offenkundige bisherige Herrschaft des lateinischen Geistes in den Schönen Wissenschaften wie durch sein verdecktes Fortwirken in den sich etablierenden Naturwissenschaften zurückgehalten.

Was Stahl selbst betrifft, so ist er – anders als Wolff und erst recht anders als Herder – im weiteren Verlauf seines Lebens allerdings nicht substantiell von der Praxis abgewichen, sich überwiegend des Lateinischen als Publikati-

onssprache zu bedienen, und Werke wie die *Zufälligen Gedancken und nützlichen Bedencken* sind eher die Ausnahme geblieben – wie ‚billig‘ es ihm darin angesichts seines Ärgers darüber, dass „mir [...] von angemaaßten Schul-Füchsen/ die sonst an der Sache/ davon (ohne Ansehen in welcher Sprache es geredet werde) die Rede ist/ nichts zu tadeln verstehen/ aufgerücket wird/ ich schriebe kein zierliches Latein“, auch erschienen sein mag,

daß ich durch Teutsch-Schreiben nicht allein manchem Ehrenwerthen Teutschen Liebhaber einen annehmlichen Gefallen erweise/ sondern auch solchen Afterrednern vor der ganzen Teutschen ehrlichen Welt ihren Ungrund aufdecke/ ob meine An- und Erweisungen in diesen Dingen so beschaffen seyen/ wie sie davon zu schwätzen gewohnt sind. (Stahl 1718: 77)

Literaturverzeichnis

- Alberti, Michael (1707): Praefatio Introductoria. In: Georg Ernst Stahl (1707), *Dissertationes medicae, tum epistolares tum academicae* [...]. Hrsg. v. Michael Alberti. Halle: Henckel, 3–12.
- Alexander, Werner (1993): *Hermeneutica Generalis. Zur Konzeption und Entwicklung der allgemeinen Verstehenslehre im 17. und 18. Jahrhundert*. Stuttgart: M & P.
- Bacon, Francis (1603): *Temporis partus masculus*. In: Francis Bacon (1857–1874), *The Works of Francis Bacon*. Bd. 3. Hrsg. v. James Spedding u. a. London: Longman, 523–539.
- Bacon, Francis (1606): Letter of Request to Dr. Playfer, to translate the Advancement of Learning into Latin. In: Francis Bacon (1857–1874), *The Works of Francis Bacon*. Bd. 10. Hrsg. v. James Spedding u. a. London: Longman, 300–302.
- Bacon, Francis (1620): *Novum Organum*. In: Francis Bacon (1857–1874), *The Works of Francis Bacon*. Bd. 1. Hrsg. v. James Spedding u. a. London: Longman, 71–365.
- Becher, Johann Joachim & Georg Ernst Stahl (1703): *Physica subterranea, Profundam Subterraneorum Genesin, è principiis hucusque ignotis, ostendens. Opus sine pari, Primum hactenus & Princeps, Editio novissima. Praefatione utili praemissâ, Indice locupletissimo adornato, sensuumque & rerum distinctionibus, Libro tersius & curatius edendo, operam navavit* [...] Georg. Ernestus Stahl [...]. Leipzig: Gleditsch.
- Beck, Marcus (2001): Antibarbari Halenses. In: Wolfram Ax (Hrsg.), *Von Eleganz und Barbarei. Lateinische Grammatik und Stilistik in Renaissance und Barock*. Wiesbaden: Harassowitz, 255–277.
- Bernecker, Roland & Thomas Steinfeld (1992): Amphibolie, Ambiguität. In: Gert Ueding (Hrsg.), *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Bd. 1. Tübingen: Niemeyer, 436–444.
- Blumenberg, Hans (1957): Licht als Metapher der Wahrheit. Im Vorfeld der philosophischen Begriffsbildung. In: Hans Blumenberg (2001), *Ästhetische und metaphorologische Schriften*. Hrsg. v. Anselm Haverkamp. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 139–171.
- Blumenberg, Hans (1989): *Höhlenausgänge*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Brandt, Rüdiger, Jürgen Fröhlich, Kurt Otto Seidel & Christine Walde (2003): *Obscuritas*. In: Gert Ueding (Hrsg.), *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Bd. 6. Tübingen: Niemeyer, 358–383.
- Campe, Rüdiger (1990): *Affekt und Ausdruck. Zur Umwandlung der literarischen Rede im 17. und 18. Jahrhundert*. Tübingen: Niemeyer.

- Ceglia, Francesco Paolo de (2007): Hoffmann and Stahl. Documents and Reflections on the Dispute. In: *History of Universities* 22 (1), 98–140.
- Ceglia, Francesco Paolo de (2009): *I fari di Halle. Georg Ernst Stahl, Friedrich Hoffmann e la medicina europea del primo Settecento*. Bologna: Il Mulino.
- Cellarius, Christoph (1697): *Oratio de Meliorvm Litterarvm Restitvtione svb Initivm Collegii Elegantioris Litteratvrae, in Fridericana Academia serenissimis Avspiciis constitvti, publice habita*. Halle: Henckel.
- Cellarius, Christoph (1700): *Curae Posteriores de Barbarismis et Idiotismis Sermonis Latini*. 3. Aufl. Jena: Bielcke.
- Celsus, Aurelius Cornelius (1859): *De Medicina libri octo*. Hrsg. v. Charles Daremberg. Leipzig: Teubner.
- Celtis, Conrad (2001): *Germania generalis*. Edition und Übersetzung. In: Gernot Michael Müller, *Die „Germania generalis“ des Conrad Celtis. Studien mit Edition, Übersetzung und Kommentar*. Tübingen: Niemeyer, 88–109.
- Clark, William (2006): *Academic Charisma and the Origins of the Research University*. Chicago, London: University of Chicago Press.
- Dannhauer, Johann Conrad (1642): *Idea boni Interpretis et malitiosi Calumniatoris quae Obscuritate dispulsa, verum Sensum a falso discernere in omnibus auctorum scriptis ac orationibus docet & plenè respondet ad quaestionem Unde scis hunc esse sensum, non alium*. 3. Aufl. Straßburg: Mülbis.
- Daremberg, Charles (1870): *Histoire des sciences médicales, comprenant l'anatomie, la physiologie, la médecine, la chirurgie et les doctrines de pathologie générale*. Bd. 2. Paris: Baillièrre & Fils.
- Donzelina, Giovanni Francesco & Georg Ernst Stahl (1714): *Dissertatio inauguralis medica De Medicina Medicinae curiosae quam [...] praeside Dn. Georgio Ernesto Stahl [...] pro Gradu Doctoris [...] submittit Autor & Respondens Johannes Franciscus Donzelina [...]*. Halle: Henckel.
- Engelhardt, Dietrich von & Alfred Gierer (Hrsg.) (2000): *Georg Ernst Stahl (1659–1734) in wissenschaftshistorischer Sicht. Leopoldina-Meeting am 29. und 30. Oktober 1998 in Halle (S.)*. Halle: Deutsche Akademie der Naturforscher Leopoldina.
- Erchinger, Philipp (2008): *Das Bild der Rhetorik in der rhetorikkritischen Tradition*. In: Ulla Fix, Joachim Knape & Andreas Gardt (Hrsg.), *Rhetorik und Stilistik. Ein internationales Handbuch historischer und systematischer Forschung*. Berlin u. a.: de Gruyter, 991–1009.
- Fabricius Hildanus, Wilhelm (1646): *De Ichore et Meliceria acri Celsi sive Hydrarthro aut Hydrope articularum: Germanicè Glied-Wassersucht/ Tractatus novus [...]*. In: Wilhelm Fabricius Hildanus, *Opera Observationum et Curationum medico-chirurgicarum quae extant omnia*. Frankfurt am Main: Beyer, 831–892.
- Foegen, Thorsten (2000): *Patrii sermonis egestas. Einstellungen lateinischer Autoren zu ihrer Muttersprache. Ein Beitrag zum Sprachbewusstsein in der römischen Antike*. München, Leipzig: Sauer.
- Forcellini, Egidio, Jacopo Facciolati & Giuseppe Furlanetto (1940): *Lexicon Totius Latinitatis. Nunc demum juxta opera R. Klotz, G. Freund, L. Döderlein auctius, emendatius melioremque in formam redactum*. 4 Bände. Hrsg. v. Francesco Corradini. Padua: Seminarium.
- Garcea, Alessandro (2012): *Caesar's De Analogia. Edition, Translation, and Commentary*. Oxford u. a.: Oxford University Press.

- Georges, Karl Ernst (1913–1918): *Ausführliches lateinisch-deutsches Handwörterbuch. Aus den Quellen zusammengetragen und mit besonderer Bezugnahme auf Synonymik und Antiquitäten unter Berücksichtigung der besten Hilfsmittel ausgearbeitet.* Hrsg. v. Heinrich Georges. 8. Aufl. Hannover: Hahn. <http://www.zeno.org/Georges-1913/-/> Hauptseite (01.10.2018).
- Geyer-Kordes, Johanna (2000): *Pietismus, Medizin und Aufklärung in Preußen im 18. Jahrhundert. Das Leben und Werk Georg Ernst Stahls.* Tübingen: Niemeyer.
- Gindhart, Marion & Ursula Kundert (Hrsg.) (2010): *Disputatio 1200–1800. Form, Funktion und Wirkung eines Leitmediums universitärer Wissenskultur.* Berlin u. a.: de Gruyter.
- Gindhart, Marion, Hanspeter Marti & Robert Seidel (Hrsg.) (2016): *Frühneuzeitliche Disputationen. Polyvalente Produktionsapparate gelehrten Wissens.* Köln u. a.: Böhlau.
- Grimm, Gunter E. (1983): *Literatur und Gelehrtentum in Deutschland. Untersuchungen zum Wandel ihres Verhältnisses vom Humanismus bis zur Frühaufklärung.* Tübingen: Niemeyer.
- Haller, Albrecht von (1774): *Bibliotheca anatomica; Qua Scripta ad Anatomen et Physiologiam facientia a Rerum Inititiis recensentur.* Bd 1. Zürich: Heydinger.
- Harvey, Gideon (1730): *Ars Curandi Morbos Expectatione; item De Vanitatibus, Dolis, & Mendaciis Medicorum [...].* In: Georg Ernst Stahl (Hrsg.), *Ars sanandi, cum Expectatione, opposita Arti curandi nuda Expectatione: Satyra Harveana castigatae.* Paris, Offenbach am Main: Horthemels & König, o. S.
- Herder, Johann Gottfried (1767): *Ueber die neuere Deutsche Litteratur. Eine Beilage zu den Briefen, die neueste Litteratur betreffend.* In: Johann Gottfried Herder (1788), *Sämmtliche Werke.* Bd 1. Hrsg. v. Bernhard Suphan. Berlin: Weidmann, 131–531.
- Hoffmann, Friedrich (1697a): *Collegivm Elegantioris Litteratvrae serenissimis Avspiciis in Academia Fridericiana institvtvm aperit, commendat Prorektor Frid. Hoffmannvs.* Halle: Krebs.
- Hoffmann, Friedrich (1697b): *Dissertatio medico-chirurgica de Synovia ejusque origine. Primùm edita Anno 1697.* In: Friedrich Hoffmann (1753), *Operum Omnium Physico-Medicorum Supplementum secundum in tres Partes distributum [...].* Bd. 2. Genf: Frères de Tournes, 572–579.
- Hoffmann, Friedrich ([1710]): *Gründlicher Unterricht Vom Nutzen und Gebrauch Zweyer bewehrtesten Medicinen, als eines Balsami Liquidi und Liquoris Anodynini Mineralis oder Lebens-Balsams und Stillender Essents.* Halle: Krebs.
- Hoffmann, Friedrich (1740): *Praefatio Auctoris de differente Artis Medicae & Medicorum conditione ac statu & Criteriis boni ac periti Medici.* In: Friedrich Hoffmann, *Opera Omnia Physico-Medica Denuò revisa, correctæ & aucta, in sex tomos distributa.* Bd. 1. Genf: Frères de Tournes, XVII–XXX.
- Hoffmann, Friedrich, d. Ä. (1675): *Clavis Pharmaceutica Schröderiana [...].* Halle: Mylius.
- Hoorn, Tanja van (2010): *Geselligkeit im Paratext, Friede im Zitierkartell? Was Heinrich Friedrich Delius zu hören bekam, als er am 31. Oktober 1743 in Halle zum Doktor promoviert wurde.* In: Marion Gindhart & Ursula Kundert (Hrsg.), *Disputatio 1200–1800. Form, Funktion und Wirkung eines Leitmediums universitärer Wissenskultur.* Berlin u. a.: de Gruyter, 269–287.
- Hoorn, Tanja van (2016): *Hexen-Dissertationen. Akademische Debattenkultur um 1700.* In: Marion Gindhart, Hanspeter Marti & Robert Seidel (Hrsg.), *Frühneuzeitliche Disputationen. Polyvalente Produktionsapparate gelehrten Wissens.* Köln u. a.: Böhlau, 217–228.
- Howard, Gregory T. (2010): *Dictionary of Rhetorical Terms.* Bloomington: XLibris.

- Hutten, Ulrich von (1521): Dialogus oder gesprech büchlin herrn Vlrich von Hutten die Anschawenden genant. In: Ulrich von Hutten (1860), *Opera quae reperiri potuerunt omnia. Schriften*. Bd. 4. Hrsg. v. Eduard Böcking. Leipzig: Teubner, 269–308.
- Jauß, Hans-Robert (1964): Ästhetische Normen und geschichtliche Reflexion in der ‚Querelle des Anciens et des Modernes‘. In: Charles Perrault, *Parallèle des Anciens et des Modernes en ce qui regarde les Arts et les Sciences*. Hrsg. v. Hans Robert Jauß. München: Eidos, 8–64.
- Jones, Richard Foster (1953): *The Triumph of the English Language. A Survey of Opinions concerning the Vernacular from the Introduction of Printing to the Restoration*. London: Cumberledge & Oxford University Press.
- Leibniz, Gottfried Wilhelm (1717): *Unvorgreifliche Gedancken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der Teutschen Sprache*. In: Gottfried Wilhelm Leibniz, *Illvstris Viri Godofr. Gvilielmi Leibnitii Collectanea etymologica* [...]. Hannover: Foerster, 255*–314*.
- Lohenstein, Daniel Casper von (1689): *Großmüthiger Feldherr Arminius oder Herrmann* [...]. Bd. 1. Leipzig: Gleditsch & Fleischer.
- Ludewig, Johann Peter & Friedrich Hoffmann (1707): *Exeqvias Viri nobilissimi atque excellentissimi, Christophori Cellarii, Antiquitatum et Eloquentiae Professoris celeberrimi* [...]. Halle: Henckel.
- Luhmann, Niklas (1984): *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Marti, Hanspeter (1994a): Disputation. In: Gert Ueding (Hrsg.), *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Bd. 2. Tübingen: Niemeyer, 866–880.
- Marti, Hanspeter (1994b): Dissertation. In: Gert Ueding (Hrsg.), *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Bd. 2. Tübingen: Niemeyer, 880–884.
- Marti, Hanspeter (2014): *Altes Festhalten, Neues suchen. Hallenser Disputationen im frühen 18. Jahrhundert*. Schlussreferat zum universitätsgeschichtlichen Projekt ‚Elenchus und Irenik‘ vom 22. April 2014 im IZEA, Halle/Saale. <http://www.forschungen-engi.ch/projekte/Halle-Schlussreferat-kmw.pdf> (01. 10. 2018).
- Martyn, David (2014): Rhetorik der Muttersprache. In: Ralf Simon (Hrsg.), *Herders Rhetoriken im Kontext des 18. Jahrhunderts. Beiträge zur Konferenz der Internationalen Herder-Gesellschaft Schloss Beugen nahe Basel 2012*. Heidelberg: Synchron, 49–66.
- Mulcaster, Richard (1582): *The first part of the elementarie which entreateth chefelie of the right writing of our English tung, set furth by Richard Mulcaster*. London: Vautroullier (Volltextdigitalisat der University of Michigan, Ann Arbor). <http://name.umdl.umich.edu/A07881.0001.001> (01. 10. 2018).
- Müller, Gernot Michael (2001): *Die „Germania generalis“ des Conrad Celtis. Studien mit Edition, Übersetzung und Kommentar*. Tübingen: Niemeyer.
- Münkler, Herfried & Hans Grünberger (1998): Enea Silvio Piccolominis Anstöße zur Entdeckung der nationalen Identität der ‚Deutschen‘. In: Herfried Münkler, Hans Grünberger & Kathrin Mayer, *Nationenbildung. Die Nationalisierung Europas im Diskurs humanistischer Intellektueller. Italien und Deutschland*. Berlin: Akademie, 163–233.
- Niehues-Pröbsting, Heinrich (1999): Rhetorik und Ästhetik. In: *Rhetorik. Ein internationales Jahrbuch* 18, 44–61.
- Piccolomini, Enea Silvio (1962): Germania. In: Enea Silvio Piccolomini & Jakob Wimpfeling, *„Germania“ und „Responsa et replicae ad Eneam Silvium“*. Hrsg. v. Adolf Schmidt. Köln, Graz: Böhlau, 13–124.
- Pörksen, Uwe (1983): Nachwort. In: Gottfried Wilhelm Leibniz, *Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache. Zwei Aufsätze*. Hrsg. v. Uwe Pörksen & Jürgen Schiewe. Stuttgart: Reclam, 107–131.

- Pörksen, Uwe (1994): Paracelsus als wissenschaftlicher Schriftsteller. Ist die deutsche Sachprosa eine Lehnbildung der lateinischen Schriftkultur? In: Uwe Pörksen, *Wissenschaftssprache und Sprachkritik. Untersuchungen zu Geschichte und Gegenwart*. Tübingen: Narr, 37–83.
- Schwie, Jürgen (1996): *Sprachwechsel – Funktionswandel – Austausch der Denkstile. Die Universität Freiburg zwischen Latein und Deutsch*. Tübingen: Niemeyer.
- Schlegel, Friedrich (1797): Zur Philologie I. In: Friedrich Schlegel (1981), *Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe*. Bd. 16. Hrsg. v. Ernst Behler u. a. Darmstadt u. a.: Wissenschaftliche Buchgesellschaft & Schönigh, 33–56.
- Schröder, Johannes (1665): *Pharmacopoeia medico-chymica sive Thesavrus Pharmacologicvs* [...]. Lyon: Borde, Arnaud & Barbier.
- Schulze, Johann Heinrich (1740): *Commentarius de Friderici Hoffmanni, Regis Prussiae Consilarii Intimi, Archiatrorum & Professorum in Academia Regia Halensi Senioris &c.* In: Friedrich Hoffmann, *Opera Omnia Physico-Medica Denuò revisa, correcta & aucta, in sex tomos distributa*. Bd. 1. Genf: Frères de Tournes, I–XIV.
- Schulze, Johann Heinrich (1751): *Mémoires pour servir à la vie de Monsieur Frederic Hoffmann*. In: Friedrich Hoffmann, *La Medecine raisonnée*. Bd. 3. Übers. v. Jacques-Jean Bruhier. Paris: Briasson, XXIII–CXXVI.
- Seneca, Lucius Aemilius (2007): *Epistulae morales ad Lucilium. Briefe an Lucilius. Lateinisch-Deutsch*. Bd. 1. Hrsg. und übers. v. Gerhard Fink. Düsseldorf: Artemis & Winkler.
- Sprat, Thomas (1667): *The History of the Royal Society of London, For the Improving of Natural Knowledge*. London: Martyn & Allestry.
- Stahl, Georg Ernst & Michael Alberti (1712): *Georgii Ernesti StahlII [...] Disputationes medicae ab Anno MDCCVII ad Annum MDCCXII in Publicum emissae in alterum Volumen collatae et reali Indice instructae*. Halle: Henckel.
- Stahl, Georg Ernst & Johann Anton von Eitzen (1711): *Disputatio inauguralis medica De Therapia sani corporis, seu non-naturali, quam [...] praeside Dn. Georgio Ernesto Stahl [...] pro Gradu Doctorali [...] exponet Johannes Anthonius de Eitzen [...]*. Halle: Henckel.
- Stahl, Georg Ernst & Gottfried Wilhelm Leibniz (1720): *Negotium otiosum seu ΣΚΙΑΜΑΧΙΑ, adversvs Positiones aliquas fundamentales, Theoriae verae medicae à Viro quodam celeberrimo intentata, sed adversvs Armis conversis enervata*. Halle: Waisenhaus.
- Stahl, Georg Ernst (1692): *Dissertatio epistolica de Motu tonico vitali, & hinc dependente Motu sanguinis particulari [...]*. In: Georg Ernst Stahl (1707), *Dissertationes medicae, tum epistolares tum academicae [...]*. Bd. I.1. Hrsg. v. Michael Alberti. Halle: Henckel, 1–59.
- Stahl, Georg Ernst (1695): *Positiones, De Mechanismo Motus progressivi Sangvinis. Quibus Motus tonici Partium Porosarum Necessitas, Utilitas, & Habilitas, ad Motum Sangvinis, Lymphae, Serii, particulariter dirigendum, admittendum, vel excludendum, demonstratur [...]*. Halle: Salfeld.
- Stahl, Georg Ernst (1702): *Cogitationes suas de Medicina Medicinae necessaria & propositam disquisitionem de Natura, sensu Medico [...]*. Halle: Henckel.
- Stahl, Georg Ernst (1703): *Specimen Beccherianum. Sistens Fundamenta, Documenta, Experimenta, quibus Principia Mixtionis subterranae, & Instrumenta naturalia, atque artificia demonstrantur [...]*. Leipzig: Gleditsch.
- Stahl, Georg Ernst (1704): *Positiones, de Aestu maris microcosmici, seu Fluxu et Refluxu sanguinis [...]*. In: Georg Ernst Stahl (1707), *Dissertationes medicae, tum epistolares tum academicae [...]*. Bd. I.3. Hrsg. v. Michael Alberti. Halle: Henckel, 1–48.
- Stahl, Georg Ernst (1707): *De Scriptis suis ad hunc diem Schediasmatibus, vindiciae quedam, et indicia*. Halle: Waisenhaus.

- Stahl, Georg Ernst (1708): *Theoria medica vera. Physiologiam & Pathologiam tanquam Doctrinae medicae Partes vere contemplativas e Naturae & Artis veris Fvndamentis, Intaminata ratione, & inconcussa Experientia sistens*. Halle: Waisenhaus.
- Stahl, Georg Ernst (1718): *Zufällige Gedancken und nützliche Bedencken über den Streit/ Von dem sogenannten Sulphure, und zwar sowol dem gemeinen/ verbrennlichen/ oder flüchtigen/ als unverbrennlichen/ oder fixen*. Halle: Waisenhaus.
- Stahl, Georg Ernst (1730): *Ars sanandi cum Expectatione, ubi Firmitas, Fides, & Veritas, proborum & peritorum Medicorum, ostenditur, declaratur, & confirmatur [...]*. In: Georg Ernst Stahl (Hrsg.), *Ars sanandi, cum Expectatione, opposita Arti curandi nuda Expectatione: Satyra Harveana castigatae*. Paris, Offenbach am Main: Horthemels & König, o. S.
- Tacitus, Publius Cornelius (1972): *Germania*. Hrsg. v. Manfred Fuhrmann. Stuttgart: Reclam.
- Thomasius, Christian (1691): *Christian Thomas/ [...] Eröffnet Der Studirenden Jugend In Halle in einem gemiszten Discurs Fünff neue Collegia Die er nach der Leipziger Oster-Messe daselbst anzufangen gesonnen*. In: Christian Thomasius (1707), *Allerhand bißher publicirte Kleine Teutsche Schrifftten/ Mit Fleiß colligiret und zusammen getragen: Nebst etlichen Beylagen Und einer Vorrede*. 2. Aufl. Halle: Salfeld, 353–392.
- Thomasius, Christian (1692): *Von der Kunst Vernünfftig und Tugendhafft zu lieben. Als dem einzigen Mittel zu einen glükseligen/ galanten und vergnügten Leben zu gelangen/ Oder Einleitung Zur SittenLehre [...]*. Halle: Salfeld.
- Till, Dietmar (2004): *Transformationen der Rhetorik. Untersuchungen zum Wandel der Rhetoriktheorie im 17. und 18. Jahrhundert*. Tübingen: Niemeyer.
- Ulbrich, Daniel (2011): *Wissenschaftssprache zwischen Latein und Logik. Eine methodologische Einleitung*. In: Daniel Ulbrich (Hrsg.), *Sprachen der Wissenschaften 1600–1850. Scientific Languages 1600–1850. Teil I: Zwischen Latein und Logik* (Jahrbuch für Europäische Wissenschaftskultur 5). Stuttgart: Steiner, 9–75.
- Ulbrich, Daniel (2014): *Wissenschaftssprache zwischen sprachlicher Differenzierung und wissenschaftlicher Nationalisierung. Ein einleitender Essay*. In: Daniel Ulbrich (Hrsg.), *Sprachen der Wissenschaften 1600–1850. Scientific Languages 1600–1850. Teil II: Sprachliche Differenzierung und wissenschaftliche Nationalisierung* (Jahrbuch für Europäische Wissenschaftskultur 7). Stuttgart: Steiner, 9–82.
- Ulbrich, Daniel (2016): *Ein wahrer oder ein falscher Bestandteil der Philologie? J. G. Herder und F. Schlegel über Nutzen und Nachteil des Lateinischen für Literatur und Literatur-Wissenschaft*. Vortrag im Rahmen der Tagung ‚Über Wissenschaft reden. Sprachgebrauch, Darstellungsform und Adressierungsstruktur der deutschen Wissenschaftsprosa um 1800‘ vom 30.6. bis 2. 7. 2016 am ZfL, Berlin.
- Webster, John (1654): *Academiarum Examen, or the Examination of Academies [...]*. London: Calvers.
- Wichers, Barthold & Georg Ernst Stahl (1708): *Dissertatio medica inauguralis de Multitudinis Remediorum Abusu Quam [...] sub Praesidio Dn. Georgii Ernesti Stahl [...] pro Gradu Doctorali [...] ibit Bartholdus Wichers [...]*. Halle: Henckel.
- Wolff, Christian (1733): *Ausführliche Nachricht von seinen eigenen Schrifften, die er in deutscher Sprache heraus gegeben*. Text der 2. Auflage von 1733. In: Christian Wolff (1962–2006), *Gesammelte Werke*. Bd. I.9. Hrsg. v. Jean École u. a. Hildesheim, New York: Olms, o. S.
- Zedler, Johann Heinrich (1745): *Vades*. In: Johann Heinrich Zedler, *Grosses vollständiges Universal-Lexicon Aller Wissenschaften und Künste [...]*. Bd. 46. Halle, Leipzig: Zedler, 38–39.



Kurzbeiträge

Wolf Peter Klein

Die Würzburger Fachtextdatenbank (FTDB)

Aktuelle Weiterentwicklungen und Perspektiven

Die an der Universität Würzburg betreute Fachtextdatenbank (FTDB) ist ein Werkzeug zur Erforschung der frühen Geschichte der deutschen Fach- und Wissenschaftssprachen (Stahl & Zimmermann 2013). Die Datenbank verdankt ihre Existenz dem Umstand, dass in den letzten Jahren zahlreiche historische Bücher und verwandte Dokumente digitalisiert und per Internet frei verfügbar gemacht wurden. Für die Erforschung der Geschichte der Gelehrten- und Wissenschaftssprachen besitzt diese Bewegung gravierende Konsequenzen. Denn die Verfügbarkeit der historischen Quellen ist durch diese Entwicklung sehr erleichtert worden. Man braucht kein großer Wahrsager sein, um zu prophezeien, dass die wissenschaftliche Quellenarbeit bald auf neuen Fundamenten ruhen wird. Wer tief, fundiert und perspektivreich in die Geschichte der Fach- und Wissenschaftssprachen eintauchen will, kann – was die Arbeit mit den Quellen angeht – schon heute weitgehend ohne Bibliotheksbesuche auskommen. Auch viele seltene und abseitige Schriften sind derzeit bereits in elektronischen Ausgaben zugänglich.

Mit der angesprochenen Entwicklung ergeben sich jedoch auch neue Probleme: Wie finde ich angesichts der zahlreichen Digitalisierungen und Digitalisierungsprojekte einen schnellen und strukturierten Zugang zu den elektronisch verfügbaren alten Texten? Genau diese Frage stand am Beginn der Entwicklung der FTDB. Hier wurden also die Links zu relevanten Digitalisaten gesammelt und nach verschiedenen Kriterien geordnet und durchsuchbar gemacht. Um die Datenmenge nicht zu groß und unübersichtlich zu machen, erfolgte eine Einschränkung auf deutschsprachige Fach-, Gelehrten- und Wissenschaftstexte bis zum Jahr 1700. So konnte man etwa rasch digitalisierte Quellentexte finden, die im 16. Jahrhundert der Biologie zugeschrieben werden können – ganz unabhängig davon, ob sie in Göttingen, München oder Japan vorrätig gehalten wurden. Es ist hoffentlich nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, dass die FTDB mittlerweile zu einer fest etablierten und gut aufgenommenen Institution der historischen Fach- und Wissenschaftssprachenforschung geworden ist.

Wolf Peter Klein, Institut für deutsche Philologie, Julius-Maximilians-Universität Würzburg, 97074 Würzburg, E-Mail: wolfpeter.klein@uni-wuerzburg.de

Der technische Fortschritt und die Bedürfnisse der Hard- und Softwarebetreuung bringen es freilich mit sich, dass immer wieder über Stabilisierungen, Optimierungen und Erweiterungen solcher Datenbankprojekte nachgedacht werden muss. Daher wird die FTDB derzeit grundlegend überarbeitet und in Kürze in einem mehr oder weniger völlig neuen Gewand erscheinen. Mit dieser Aktualisierung ist auch eine neue Internet-Adresse verbunden.¹ Über die Ziele und (vorläufigen) Ergebnisse der Überarbeitung sei an dieser Stelle aus gegebenem Anlass kurz berichtet, insbesondere aus der Perspektive des potenziellen Nutzers:

Technisch wird die neue Plattform vom Digitalisierungszentrum der Würzburger Universitätsbibliothek betreut. Damit wird eine Verstetigung und Langfrist-Sicherung des Datenbankprojekts erreicht, die im Rahmen einer traditionellen universitären Einrichtung normalerweise nicht erfolgen kann. Die Daten werden nunmehr mit der sog. Semantic-MediaWiki-Software gespeichert und zugänglich gemacht. Damit entfallen verschiedene Konvertierungs- und Pflegeprozesse, die das Arbeiten mit der alten Datenbank sehr schwerfällig und fehleranfällig gemacht hatten. Darüber hinaus erleichtert die neue Software erheblich die kollektive elektronische Zusammenarbeit in einem Team, die ständige Aktualisierung und Erweiterung der Datenbasis sowie das rasche Korrigieren von (kleineren) Daten-Fehlern oder einzelnen Präsentationsproblemen. Faktisch steckt hinter der neuen Version dieselbe Software wie bei der bekannten Wikipedia, auch wenn man diese Verwandtschaft der neuen FTDB an der Oberfläche auf den ersten Blick sicher kaum ansehen kann.

Konzeptionell werden die alten Kategorien der Datenpräsentation natürlich fortgeführt. Im Wesentlichen erlaubt die Datenbank also auch weiterhin einen strukturierten Zugriff auf die folgenden Instanzen:

- Werktitel mit Autor, Druckort, Erscheinungsjahr, Verlinkung zu Digitalisaten,
- Zuordnung der Werke zu Sachbereichen,
- statistische Angaben zum Inhalt der Datenbank.

Eine wesentliche generelle Erweiterung liegt zunächst darin, dass die genannten Instanzen und die darüber erschließbaren Informationen wesentlich stärker intern vernetzt sind als in der alten Version. Das erleichtert die Arbeit mit der Datenbank und erschließt je nach individuellem Nutzerprofil auch neue Anwendungsmöglichkeiten. In dieselbe Kerbe schlägt, dass die statistischen

¹ ALT: <http://www.fachtexte.germanistik.uni-wuerzburg.de/>

NEU: <http://kallimachos.de/fachtexte/>. Automatische Weiterleitungen zwischen der alten und der neuen Internet-Adresse werden eingerichtet.

Informationen jetzt sehr viel ausgebauter und zielführender zur Verfügung stehen. Um nur ein Beispiel zu nennen: Man wird in Zukunft leicht und übersichtlich ermitteln können, welche Autoren und welche Druckorte für verschiedene Sachbereiche besonders relevant, weil zahlreich vertreten sind. Dem wiederum korrespondiert, dass die Informationen der Datenbank nunmehr noch intensiver visualisiert werden als bisher. Das gilt beispielsweise für die Druckorte (Kartendarstellung), die Chronologie der Werke (Zeitstrahldarstellung) und die Verteilung der Werke auf die Sachbereiche (Wortwolkendarstellung). Einen ersten Eindruck davon vermittelt die im Anhang aufgenommene neue Einstiegsseite der FTDB.

Die genannten Erweiterungen betreffen vor allem die Art der Darstellung und die Zugriffsmöglichkeiten auf die Informationen, die in der Datenbank prinzipiell verfügbar sind. Rein inhaltlich gesehen wird so nichts Neues erreicht, weil damit die vorher bereits greifbaren Informationen nur in neuen Formen und Kontexten zugänglich sind. Freilich ändert sich dadurch das Aussehen und die Nutzer-Funktionalität der Datenbank nachdrücklich.

Darüber hinaus wurden bei der Überarbeitung aber auch konzeptionelle Erweiterungen vorgesehen, die man sich als neue Struktureinheiten der Datenbank vorstellen sollte. Sie betreffen im Wesentlichen biographische Informationen zu den Autoren der alten Texte sowie bibliographische Angaben zur Forschungsliteratur. Allgemein gesprochen geht es also zum einen darum, die Datenbank so aufzubereiten, dass nun Lebensstationen der Autoren erfasst und systematisch in Beziehung zu anderen Informationen der Datenbank gebracht werden können. In persönlichen Lebensstationen verkörpern sich nämlich Daten von Raum und Zeit: Wann ist Autor x wo welcher Tätigkeit nachgegangen? Wenn man sich nun vorstellt, dass zu allen Autoren und Gelehrten der alten Fach- und Wissenschaftstexte entsprechende Informationen zur Verfügung stehen, sollte es möglich sein darzustellen, wer in einem bestimmten Zeitraum in einer bestimmten Stadt oder Region (Kartendarstellung!) anwesend war und insofern potenziell in Kontakt gekommen sein könnte. Derlei Daten können zudem mit den Erscheinungsjahren der Werke und den jeweiligen Druckorten kurzgeschlossen werden. Inhaltlich ganz anders, aber datenbankstrukturell weitgehend ähnlich gestaltet sich die Einfügung bibliographischer Informationen. Diese Angaben zur Sekundärliteratur sind vor allem mit den Werken und ihren Autoren und den verschiedenen Sachbereichen zu verknüpfen. Man sieht: Diese beiden strukturellen Erweiterungen bilden sozusagen das Arbeitsprogramm des Projektteams für die nächste Zeit. Die technischen Strukturen sind nun vorbereitet, sie müssen nur noch durch zeitintensive Recherche und weitreichende Verknüpfungsarbeit gefüllt und so für die Öffentlichkeit zugänglich und produktiv gemacht werden.

Alles in allem bewahrheitet sich gegenwärtig für die FTDB eine Devise, die man von Informatikern immer wieder hört: Die Arbeit an Datenbanken ist niemals am Ende. Stets muss man zumindest Mühe aufwenden, um die gegebenen Strukturen mit der technischen Entwicklung Schritt halten zu lassen: Datenformate angleichen und übertragen, Software aktualisieren, Hardware bei Bedarf erneuern und warten. Darüber hinaus ist die Menge der aufgearbeiteten Datensätze selten ein für alle Mal konstant, weil sich stets Verbesserungen und Erweiterungen denken lassen. In jedem Fall ist zu hoffen, dass die interessierte (Fach-) Öffentlichkeit auch in Zukunft von der FTDB profitieren und die Weiterentwicklungen positiv aufnehmen wird. Genauso ist freilich zu hoffen, dass die Nutzer bei den unvermeidbaren Datensatzfehlern und gelegentlichen Inkonsistenzen nachsichtig bleiben. Rückmeldungen jeder Art sowie Verbesserungsvorschläge sind in jedem Fall immer willkommen und können jederzeit an mich und an das FTDB-Team gerichtet werden.

ANHANG Überarbeitete Einstiegsseite der FTDB (Ausschnitt, vorläufig) (Stand 1.6.17)

The screenshot shows the FTDB website interface. At the top, there is a search bar and navigation links for 'Projekt' and 'Material'. A sidebar on the left contains filters for 'Datenbankabfrage', 'Werke', 'Sachbereiche', 'Autoren', and 'Orte'. The main content area is titled 'Deutsche Fach- und Wissenschaftssprachen bis 1700'. It includes a description of the database's purpose, a list of authors (1542), a list of works and digitalizations (3609), and a geographical section with a map of Europe showing 240 print locations. A word cloud on the right displays various scientific and technical terms such as 'Mathematik', 'Astronomie und Astrologie', 'Medizin', 'Grammatik', and 'Metereologie'.

ft Fachtexte-Datenbank Projekt - Material - Suche

Datenbankabfrage

Werke

Sachbereiche

Autoren

Orte

Deutsche Fach- und Wissenschaftssprachen bis 1700

Auf diesen Internetseiten finden Sie Informationen zu den Texten, die für die **frühe Geschichte der deutschen Fach- und Wissenschaftssprachen** von Bedeutung sind. Im Zentrum steht dabei eine **Datenbank** (FTDB = Fachtexte-Datenbank), die einen systematischen Zugang zu frei verfügbaren Digitalisaten liefert. Für jedes hier aufgenommene **Werk** ist mindestens ein **Digitalisat** verzeichnet, darüber hinaus sind jeweils zusätzliche Informationen und Verlinkungen zu den Werken, Autoren, Sachbereichen und Druckorten verfügbar. Die Informationen können mit den folgenden Kriterien abgerufen werden:

Autoren
Alle alphabetisch (1542)

Werke & Digitalisate
Werke (3609) Digitalisate (4912)

Geographisches
Druckorte (240)

Sachbereiche
Sachbereiche (31)

Lehrstuhl für deutsche Sprachwissenschaft

Die Karte zeigt Anzahl und Lage der sicher erfassten Druckorte. Beschriftete Druckorte werden in der Karte zu Ballungsräumen.

Mathematik
Wirtschaft und Handel
Philosophie
Biologie
Kalenderkunde (Hilfskunde)
Metereologie

Chemie und Alchemie
Medizin
Grammatik

Astronomie und Astrologie
Astronomie
Astronomie und Astrologie
Astronomie und Astrologie

Militär und Kampfkunst
Technik und Verordnungen
Geologie und Geographie
Feldbau
Waffen- und Handfeuerwaffen
Technik und Verordnungen

Berufen und Handwerke
Wirtschaft und Handel
Wirtschaft und Handel
Wirtschaft und Handel

Bibliographie

- Stahl, Peter & Ralf Zimmermann (2013): Die Datenbank „Digitale Volltexte zur Geschichte der deutschen Fach- und Wissenschaftssprache“. Eine bibliographische Sammlung digitalisierter deutscher Fachtexte vom Mittelalter bis zur frühen Neuzeit.
In: Iva Kratochvílová & Norbert Richard Wolf (Hrsg.), *Grundlagen einer sprachwissenschaftlichen Quellenkunde*. Tübingen: Francke, 359–368.

Cordula Meißner und Franziska Wallner

GeSIG – Das gemeinsame sprachliche Inventar der Geisteswissenschaften

Ein korpuslinguistisches Projekt zur Erschließung von fachübergreifendem Wortschatz

Sprache ist nicht nur ein Instrument, um Sachverhalte zu vermitteln, sondern spielt für das wissenschaftliche Denken eine konstitutive Rolle. Diese für alle Wissenschaften geltende Tatsache wird im Bereich der Geisteswissenschaften besonders deutlich, da hier selbst die Gegenstände der Forschung größtenteils sprachlich verfasst sind (vgl. Kretzenbacher 2010). Sprache fungiert hierbei als Medium der Aneignung, Verarbeitung sowie Weiterentwicklung wissenschaftlicher Erkenntnis. Entscheidend für die sprachliche Realisierung dieser Funktionen sind die Ausdrucksmittel der allgemeinen bzw. alltäglichen Wissenschaftssprache, mit denen die Zusammenhänge zwischen den fachterminologisch ausgedrückten Sachverhalten hergestellt und ausgestaltet werden (vgl. Ehlich 1999: 8–9). Doch gerade ihr adäquater Gebrauch stellt für Novizen des Wissenschaftsbetriebs eine große Herausforderung dar. So ist die Aneignung wissenschaftssprachlicher Kompetenz eine komplexe Lernaufgabe. Studierende finden hierbei kaum Unterstützung, denn während die Terminologie Gegenstand der Fachausbildung ist, wird vorausgesetzt, dass die sprachlichen Mittel der allgemeinen Wissenschaftssprache von vornherein beherrscht werden.

Obwohl die Erforschung der Wissenschaftssprache auch in Bezug auf das Deutsche in den letzten Jahren deutliche Fortschritte gemacht hat, stehen bislang keine Wortschatzsammlungen zur Verfügung, welche die allgemeine fachübergreifende Wissenschaftssprache bedarfsgerecht repräsentieren. Dies wäre jedoch die Voraussetzung für eine adäquate Unterstützung von Aneignung und Vermittlung wissenschaftssprachlicher Kompetenz.

Vor diesem Hintergrund setzt sich das im vorliegenden Beitrag vorgestellte Projekt GeSIG zum Ziel, den fachübergreifend gebrauchten Wortschatz – das gemeinsame sprachliche Inventar – der Geisteswissenschaften korpuslinguistisch zu erschließen. Der Beitrag stellt das methodische Vorgehen zur Ermitt-

Cordula Meißner, Universität Leipzig, Herder-Institut, 04081 Leipzig,
E-Mail: cordula.meissner@uni-leipzig.de

Franziska Wallner, Universität Leipzig, Herder-Institut, 04081 Leipzig,
E-Mail: f.wallner@rz.uni-leipzig.de

 Open Access. © 2018 Cordula Meißner und Franziska Wallner, publiziert von De Gruyter. 
Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivatives 4.0
Lizenz.

<https://doi.org/10.1515/9783110476958-019>

lung des Inventars vor, gibt einen ersten Einblick in seine Zusammensetzung und umreißt Forschungsbereiche, in denen das Inventar den Ausgangspunkt weitergehender Untersuchungen bilden kann.

1 Zum Stand der Lexikografie der Wissenschaftssprache

Zur Erforschung der Wissenschaftssprache hat sich seit den 1980er Jahren eine eigenständige Disziplin herausgebildet, die ihren Gegenstand theoretisch nicht mehr als Teil der traditionellen Fachsprachenforschung verortet: Anknüpfend an Weinrichs Forderung, dass „[d]ie Dyas Wissenschaftstheorie – Wissenschaftsgeschichte [...] zu einer Trias Wissenschaftstheorie – Wissenschaftsgeschichte – Wissenschaftssprachforschung zu erweitern [ist]“ (Weinrich 1989: 154), wird die Wissenschaftssprachforschung nunmehr den wissenschaftsreflektierenden Disziplinen zugeordnet (vgl. Kretzenbacher 1998).

Während sich traditionelle Arbeiten der Fach- und Wissenschaftssprachforschung nahezu ausschließlich auf den terminologisch fixierten Fachwortschatz konzentrierten, rückten durch Konzepte wie das der ‚allgemeinen Wissenschaftssprache‘ (Schepping 1976) und das der ‚alltäglichen Wissenschaftssprache‘ (Ehlich 1993) diejenigen nicht-terminologischen sprachlichen Mittel ins Zentrum der Aufmerksamkeit, die pragmatisch-methodische Inhalte ausdrücken und so disziplinenübergreifend Verwendung finden. Zum anderen wird die mit der Polysemie bzw. Vagheit der Ausdrücke verbundene inhaltliche Flexibilität in verschiedenen fachlichen und textuellen Kontexten als eine charakteristische Eigenschaft dieser Ausdrucksmittel in den Blick genommen (vgl. Ehlich 2007: 104–105). Die alltägliche Wissenschaftssprache zeichnet sich durch die „spezifische Nutzung von Teilen der Alltagssprache für die Zwecke der Wissenschaft“ (Ehlich 2000: 52) aus. Diesen disziplinenübergreifend verwendeten sprachlichen Mitteln kommt eine besondere wissenschaftsmethodologische Bedeutung zu, stellen sie doch Ausdrucksressourcen bereit etwa für Formen des Voraussetzens, des Begründens, des Folgerns, des Übertragens und des Ableitens. Daneben finden Formen der metakommunikativen Bezugnahme (wie bspw. zur Textstrukturierung und Lenkung der Rezeptionserwartung) und der intertextuellen Bezugnahme (etwa durch Zitate, Verweise und Reformulierungen) ihren Ausdruck mit Hilfe allgemeinwissenschaftssprachlicher Mittel. Die sprachliche Ausgestaltung dieser Handlungen ist geprägt durch den kontroversenorientierten Charakter von Wissenschaftskommunikation (vgl. Ehlich 1993, Steinhoff 2008, Feilke 2010). Eine Analyse der sprachlichen Mittel der

allgemeinen Wissenschaftssprache gestattet somit Einblicke in zentrale Prozesse wissenschaftlichen Handelns. Sie ermöglicht es, die Funktionsweise von Wissenschaftssprache als facettenreiches, differenziertes Erkenntnisinstrument näher zu beleuchten, welches insbesondere für die geisteswissenschaftliche Forschung von grundlegender Bedeutung ist.

Die allgemeine Wissenschaftssprache der Geisteswissenschaften war bislang jedoch kaum Gegenstand der Forschung und wurde bis dato in keiner Weise lexikografisch erfasst und erschlossen. Vorliegende Arbeiten nehmen in der Regel das gesamte Spektrum der allgemeinen Wissenschaftssprache in den Blick, ohne spezifische Disziplinengruppen zu fokussieren. Sie widmen sich exemplarisch, z. T. auch unter kontrastiver Perspektive, einzelnen sprachlichen Aspekten (z. B. Graefen 1999; Jasny 2001; Fandrych 2004, 2005, 2006; Thielmann 2009; Meißner 2014; Redder, Heller & Thielmann 2014; Wallner 2014). Den bislang einzigen Versuch einer lexikografischen Erfassung der allgemeinen Wissenschaftssprache bilden die Wortschatzsammlungen von Heinrich Erk (1972, 1975, 1982, 1985). Auch sie fokussieren jedoch nicht die Sprache der Geisteswissenschaften, sondern berücksichtigen sämtliche akademische Fachdisziplinen und erlauben daher in Bezug auf die geisteswissenschaftlichen Fächer eine nur geringe Beschreibungsdetailliertheit. Die Arbeiten von Erk basieren auf insgesamt 102 Texten aus 34 Fachdisziplinen, „die traditionsgemäß zum Fächerkanon deutschsprachiger Universitäten gehören“ (Erk 1982: 9). Die Datenbasis umfasst pro Fach jeweils drei Texte verschiedener Textsorten (Lehrbuchtexte, fachwissenschaftliche Zeitschriftenartikel und populärwissenschaftliche Zeitschriftenartikel). Die Texte wurden in ihrer Länge genormt auf je 300 Zeilen mit durchschnittlich 63 Anschlägen pro Zeile (Erk 1972: 27). Insgesamt umfasst das Korpus 250.000 laufende Wörter (Token). Alle Wörter, die mindestens zehnmal vorkamen, fanden Eingang in Erks Sammlung. Die disziplinenübergreifende Verwendung ist dabei kein Selektionskriterium, es werden jedoch Angaben zur Verbreitung der Lexeme in einzelnen Texten gemacht.

Für ihre Zeit sind die Arbeiten von Heinrich Erk sehr fortschrittlich. Aus aktueller korpusmethodologischer Perspektive erscheint die verwendete Datengrundlage bei der Vielzahl einfließender fach- und textsortenbezogener Parameter jedoch recht schmal. Allerdings existiert bis heute keine adäquate empirische Forschungsgrundlage in Form von repräsentativen, ausreichend umfangreichen und ausgewogenen Korpora zur aktuellen deutschen Wissenschaftssprache. Dies gilt im Hinblick auf wissenschaftliche Texte, denn selbst die beiden größten schriftsprachlichen Korpus-sammlungen zum Deutschen (DWDS, IDS-Korpora) stellen aufgrund ihrer Zusammensetzung, ihres Umfangs und ihrer Zugänglichkeit keine geeignete Datengrundlage für eine systematische Beschreibung der Wissenschaftssprache dar. Hinsichtlich der gesproche-

nen Wissenschaftssprache liegt mit dem GeWiss-Korpus¹ eine erste öffentlich zugängliche Datengrundlage an wissenschaftlichen Vorträgen, Seminarreferaten und Prüfungsgesprächen vor. Diese kann jedoch aufgrund ihres geringen Umfangs und der Konzentration auf den Fachbereich der Philologie für das hier vorgestellte Projekt keine geeignete Grundlage bilden. Das Projekt GeSIG konnte somit nicht auf ein vorliegendes Korpus zurückgreifen. Es musste eine für seine Fragestellung adäquate Datengrundlage zusammenstellen, auf die im folgenden Abschnitt näher eingegangen wird.

2 GeSIG – ein korpuslinguistisches Projekt zur Erschließung des fachübergreifenden Wortschatzes der Geisteswissenschaften

Mit dem am Herder-Institut der Universität Leipzig angesiedelten Projekt GeSIG (Das gemeinsame sprachliche Inventar der Geisteswissenschaften)² wurde erstmals das Inventar der allgemeinen Wissenschaftssprache der Geisteswissenschaften auf empirischer Grundlage bestimmt. Hierzu wurden aktuelle korpusmethodologische Werkzeuge und Erschließungsverfahren eingesetzt, um datengeleitet einen vollständigen, systematischen Zugriff auf den allgemeinwissenschaftlichen Wortschatzbestand der Geisteswissenschaften zu ermöglichen. Im Folgenden soll das Vorgehen zur Ermittlung dieses Lemmabestandes vorgestellt werden.

Die ideale Datengrundlage für eine vollständige Beschreibung der allgemeinen Wissenschaftssprache der Geisteswissenschaften würde für alle zugehörigen Fachbereiche umfangreiche Korpora sowohl verschiedener Textsorten als auch Diskursarten umfassen. Wie aus der oben beschriebenen unzureichenden Lage der Korpuslandschaft zur Wissenschaftssprache des Deutschen hervorgeht, hatte das Projekt GeSIG nicht die Möglichkeit, hierbei auf vorhandene Ressourcen zurückzugreifen, sondern musste eine neue Datengrundlage aufbauen. Da die Erstellung von Korpora der gesprochenen Sprache sehr zeitintensiv und aus diesem Grund kaum für größere Korpusumfänge zu realisieren ist, wurde die Entscheidung getroffen, sich bei der Zusammenstellung der Datengrundlage auf schriftliche wissenschaftliche Texte zu konzentrieren. Als

¹ Vgl. Fandrych, Meißner & Slavcheva (2014) sowie unter <https://gewiss.uni-leipzig.de> (28. 11. 2017).

² Vgl. <http://research.uni-leipzig.de/gesig/> (28. 11. 2017).

Textsorte wurde für den Korpusaufbau die Dissertation gewählt, da sie – anders als bspw. die Rezension oder der Zeitschriftenaufsatz – das gesamte Spektrum des in Textform niedergelegten wissenschaftlichen Erkenntnisprozesses in besonderer Breite und Vollständigkeit abbildet. Sie enthält Auseinandersetzungen zum Forschungsstand und die eigene Positionierung, die Begründung und Entfaltung von Forschungsfragen, deren Operationalisierung und Bearbeitung, die Sicherung und Einordnung von Ergebnissen sowie die Formulierung von Schlussfolgerungen und Desideraten. Sie bietet damit einen repräsentativen Zugang zur Untersuchung der Vielfalt wissenschaftssprachlicher Handlungen in den Geisteswissenschaften und ermöglicht so die Ermittlung der allgemeinwissenschaftssprachlichen Ausdrucksmittel, die diesen Handlungen zugrunde liegen. Zudem erlaubt die Textsorte Dissertation aufgrund ihres Umfangs den Aufbau einer ausreichend großen Datengrundlage.

Als Analysegrundlage wurde folglich ein Korpus geisteswissenschaftlicher Dissertationen zusammengestellt. Zur Operationalisierung des Gebietes der Geisteswissenschaften wurde die Umfangsbestimmung des Wissenschaftsrates (2010) zugrunde gelegt. Diese ist an die Systematik des statistischen Bundesamtes angelehnt und umfasst die dort unterschiedenen Fächergruppen Sprach- und Kulturwissenschaften (ohne Psychologie, Erziehungswissenschaften und Sonderpädagogik) sowie Kunst und Kunstwissenschaften.³ So operationalisiert umfassen die Geisteswissenschaften 19 Fachbereiche. Eingeschlossen sind Fächer wie Philosophie, Sprach- und Literaturwissenschaften, Geschichtswissenschaften, Regionalstudien, religionsbezogene Wissenschaften, die bekenntnisgebundenen Theologien, die Ethnologien sowie die Kunst-, Theater- und Musikwissenschaften (vgl. Statistisches Bundesamt 2013). Abbildung 1 zeigt die 19 Fachbereiche und die ihnen zugeordneten Fächer im Einzelnen.

³ Die Einteilung des Statistischen Bundesamtes basiert auf der institutionellen Organisation des Bereiches sowie auf Stellungnahmen von Fachverbänden. Sie wird fortlaufend überprüft und weiterentwickelt (vgl. Projektgruppe „Fächerklassifikation und Thesauri“ 2014).

01 Sprach- und Kulturwissenschaften	08 Altphilologie (klass. Philologie), Neugriechisch	09 Kunst, Kunstwissenschaft
01 Sprach- und Kulturwissenschaften allgemein Interdisziplinäre Studien (Schwerpunkt Sprach- und Kulturwissenschaften), Lernbereich Sprach- und Kulturwissenschaften, Medienwissenschaft	Byzantinistik, Griechisch, Klassische Philologie, Latein, Neugriechisch	74 Kunst, Kunstwissenschaft allgemein Interdisziplinäre Studien (Schwerpunkt Kunst, Kunstwissenschaften), Kunsterziehung, Kunstgeschichte, Kunstwissenschaft, Restaurierungskunde
02 Evang. Theologie, Religionslehre Diakoniewissenschaft, Ev. Religionspädagogik, Ev. Theologie, Religionslehre	09 Germanistik (Deutsch, germanische Sprachen ohne Anglistik) Dänisch, Deutsch für Ausländer, Germanistik/Deutsch, Niederdeutsch, Niederländisch, Nordistik/Skandinavistik (Nordische Philologie)	75 Bildende Kunst Bildende Kunst/Graphik, Bildhauerei/Plastik, Malerei, Neue Medien
03 Kath. Theologie, Religionslehre Caritaswissenschaft, Kath. Religionspädagogik, Kath. Theologie, Religionslehre	10 Anglistik, Amerikanistik Amerikanistik/Amerikakunde, Anglistik/Englisch	76 Gestaltung Angewandte Kunst, Edelstein- und Schmuckdesign, Graphikdesign/Kommunikationsgestaltung, Industriedesign/Produktgestaltung, Textilgestaltung, Werkerziehung
04 Philosophie Ethik, Philosophie, Religionswissenschaft	11 Romanistik Französisch, Italienisch, Portugiesisch, Romanistik (Roman. Philologie), Spanisch	77 Darstellende Kunst, Film und Fernsehen, Theaterwissenschaft Darstellende Kunst/Bühnenkunst/Regie, Film und Fernsehen, Schauspiel, Tanzpädagogik, Theaterwissenschaft
05 Geschichte Alte Geschichte, Archäologie, Geschichte, Mittlere und neuere Geschichte, Ur- und Frühgeschichte, Wirtschafts-/Sozialgeschichte	12 Slawistik, Baltistik, Finno-Ugristik Baltistik, Finno-Ugristik, Polnisch, Russisch, Slawistik (Slaw. Philologie), Sorbisch, Südslawisch (Bulgarisch, Serbokroatisch, Slowenisch usw.), Tschechisch, Westslawisch	78 Musik, Musikwissenschaft Dirigieren, Gesang, Instrumentalmusik, Jazz und Populärmusik, Kirchenmusik, Komposition, Musikerziehung, Musikwissenschaft/-
06 Bibliothekswissenschaft, Dokumentation Bibliothekswissenschaft/-wesen, Dokumentationswissenschaft	13 Außereuropäische Sprach- und Kulturwissenschaften Ägyptologie, Afrikanistik, Arabisch/Arabistik, Asiatische Sprachen und Kulturen/Asienwissenschaften, Außereuropäische	
07 Allgemeine und vergleichende Literatur- und Sprachwissenschaft		

Allgemeine Literaturwissenschaft, Allgemeine Sprachwissenschaft/Indogermanistik, Angewandte Sprachwissenschaft, Berufsbezogene Fremdsprachenausbildung, Computerlinguistik	Sprachen und Kulturen in Ozeanien und Amerika, Hebräisch/Judaistik, Indologie, Iranistik, Islamwissenschaft, Japanologie, Kaukasistik, Orientalistik/Altorientalistik, Sinologie/Koreanistik, Turkologie	geschichte, Orchestermusik, Rhythmik, Tonmeister
--	--	--

14 Kulturwissenschaften i. e. S.

Europäische Ethnologie und Kulturwissenschaft, Ethnologie, Volkskunde

Abb. 1: Die 19 den Geisteswissenschaften zugeordneten Fachbereiche nach der Umfangsbestimmung des Wissenschaftsrates (2010: 15), die auf der Einteilung des Statistischen Bundesamtes basiert (Basis hier: Statistisches Bundesamt 2013).

Die 19 geisteswissenschaftlichen Fachbereiche bildeten die Grundlage für den Aufbau von 19 entsprechenden Fachbereichskorpora. Dabei wurde für jeden Bereich ein Korpus aus mindestens 10 Dissertationen und mit einer Mindestgröße von 1 Mio. Token zusammengestellt. Es wurde hierbei auf eine möglichst breite Abdeckung des Disziplinspektrums der Fachbereiche geachtet. Die Zuordnung der Dissertationen zu Fachbereichen erfolgte anhand des Instituts bzw. Lehrstuhls, an dem diese eingereicht wurden. Insgesamt umfasst die so erhobene Datengrundlage 197 Dissertationen und rund 22,8 Mio. Token.

Die Sprachdaten wurden anschließend für die korpuslinguistische Analyse bereinigt und aufbereitet. Sie wurden mit Hilfe des TreeTaggers (Schmid 1995) nach Wortarten annotiert und lemmatisiert. Dabei lag das Stuttgart-Tübingen-Tagset (STTS) (Schiller et al. 1999) zugrunde – ein Wortartenkategorien-set, welches sich als Quasi-Standard für die Annotation von Wortarten im Deutschen etabliert hat (vgl. Zinsmeister 2015: 104).

Um das Konzept der allgemeinen Wissenschaftssprache zu operationalisieren, wurde das Charakteristikum ihrer disziplinenübergreifenden Verwendung herangezogen. Die sprachlichen Mittel der allgemeinen Wissenschaftssprache der Geisteswissenschaften wurden demnach empirisch bestimmt als Schnittmenge der Wortschätze einzelner geisteswissenschaftlicher Fachbereiche. Hierzu wurde für jedes der 19 Fachbereichskorpora mit Hilfe der Korpusanalyse-Software AntConc (Anthony 2014) eine Lemmaliste generiert. Aus den so erstellten 19 Fachbereichs-Lemmalisten wurde anschließend mit Hilfe der Software R⁴ eine Schnittmenge gebildet. Der in dieser Schnittmenge enthaltene Wortschatz umfasst jene sprachlichen Mittel, die der Form nach in den 19 geisteswissenschaftlichen Fachbereichen übergreifend gebraucht werden und repräsentiert damit die sprachlichen Mittel der allgemeinen Wissenschaftssprache der Geisteswissenschaften. Im folgenden Abschnitt wird die Zusammensetzung des auf diese Weise ermittelten Inventars näher beschrieben.

3 Das gemeinsame sprachliche Inventar der Geisteswissenschaften: Erste Ergebnisse

Die aus den 19 Fachbereichs-Lemmalisten gebildete Schnittmenge umfasste nach Ausschluss von Elementen, die automatisch als Eigennamen (NE),⁵ Kardinalzahlen (CARD), Partikelverbzusätze (PTKVZ) und fremdsprachliches Material (FM) getaggt wurden, zunächst 4.668 Lemmata. Darüber hinaus wurden

⁴ Vgl. <https://www.rstudio.com/> (28. 11. 2017).

⁵ Die hier aufgeführten Kurzformen entsprechen den im STTS verwendeten Kürzeln für Wortartenkategorien (Schiller et al. 1999).

nach einer genaueren Prüfung der Schnittmenge einzelne durch den TreeTagger fehlerhaft ausgewiesene Elemente getilgt. Dazu gehörten u. a.

- falsch lemmatisierte Elemente (bspw. **anmessen* für *angemessen*, welches fälschlich als Partizip erkannt und entsprechend als Verb lemmatisiert wurde, als Adjektiv aber bereits im Inventar enthalten war),
- falsch getaggte Elemente (bspw. **Kühn*, welches fälschlich als Nomen (NN) getaggt wurde, obwohl es sich um einen Eigennamen (NE) handelt)
- sowie fälschlich nicht als fremdsprachlich erkannte Wörter (bspw. *Most* (NN) für engl. *most*).

Nach diesem Bereinigungsschritt enthält das Inventar 4.490 Lemmata. Den größten Teil bilden Inhaltswörter: Nomen sind mit 1.681 Lemmata am häufigsten vertreten, gefolgt von Adjektiven mit 1.171 Lemmata, Verben mit 1.108 Lemmata und Adverbien⁶ mit 261 Lemmata. Abbildung 2 zeigt im Detail, wie sich die Lemmata des Inventars auf die einzelnen Wortarten verteilen.

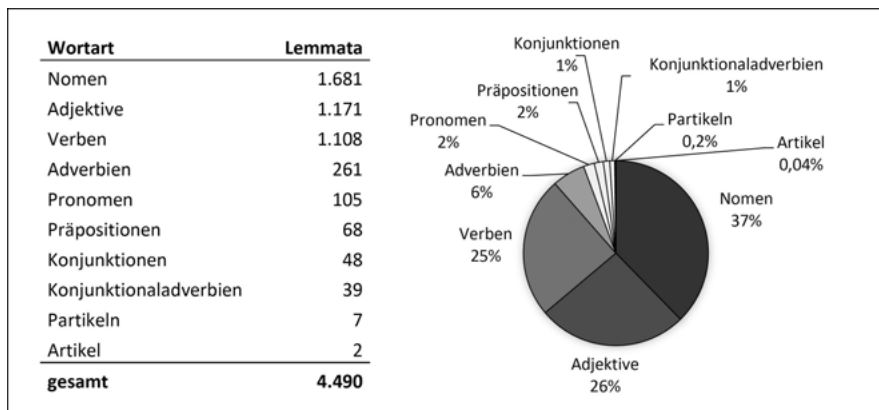


Abb. 2: Zusammensetzung des Inventars nach Wortarten.

Nomen, Adjektive, Verben und Adverbien machen somit 94 % aller Lemmata des Inventars aus. Doch um welche Inhaltswörter handelt es sich dabei? Tabelle 1 zeigt die jeweils 20 häufigsten Vertreter dieser Wortarten.⁷

⁶ Nach den Regeln der Wortartenannotation des Stuttgart-Tübingen-Tag-Sets (STTS) zählen nur die nicht von Adjektiven abgeleiteten, nicht-flektierbaren Modifizierer zu den Adverbien (Schiller et al. 1999: 55–56).

⁷ Eine umfassende Dokumentation und Beschreibung des GeSIG-Inventars wird in Meißner & Wallner (2019) gegeben. Daneben ist das GeSIG-Inventar elektronisch verfügbar unter <http://GeSIG-Inventar.ESV.info> (27. 09. 2018).

Tab. 1: Die 20 häufigsten Lemmata des GeSIG-Inventars für Nomen, Verben, Adjektive und Adverbien.

	Nomen	Verben	Adjektive	Adverbien
1	<i>Jahr</i>	<i>sein</i>	<i>neu</i>	<i>auch</i>
2	<i>Form</i>	<i>werden</i>	<i>erst</i>	<i>so</i>
3	<i>Mensch</i>	<i>haben</i>	<i>groß</i>	<i>nur</i>
4	<i>Frage</i>	<i>können</i>	<i>weit</i>	<i>hier</i>
5	<i>Arbeit</i>	<i>sollen</i>	<i>deutsch</i>	<i>noch</i>
6	<i>Zeit</i>	<i>lassen</i>	<i>eigen</i>	<i>aber</i>
7	<i>Text</i>	<i>müssen</i>	<i>gut</i>	<i>jedoch</i>
8	<i>Sprache</i>	<i>geben</i>	<i>verschieden</i>	<i>selbst</i>
9	<i>Bild</i>	<i>zeigen</i>	<i>deutlich</i>	<i>also</i>
10	<i>Gott</i>	<i>finden</i>	<i>folgend</i>	<i>bereits</i>
11	<i>Beispiel</i>	<i>machen</i>	<i>unterschiedlich</i>	<i>mehr</i>
12	<i>Teil</i>	<i>sehen</i>	<i>möglich</i>	<i>dann</i>
13	<i>Bedeutung</i>	<i>stehen</i>	<i>hoch</i>	<i>immer</i>
14	<i>Begriff</i>	<i>kommen</i>	<i>stark</i>	<i>sehr</i>
15	<i>Kapitel</i>	<i>darstellen</i>	<i>wichtig</i>	<i>wieder</i>
16	<i>Wort</i>	<i>wollen</i>	<i>zweit</i>	<i>schon</i>
17	<i>Kunst</i>	<i>bleiben</i>	<i>einzel</i>	<i>allerdings</i>
18	<i>Sinn</i>	<i>gehen</i>	<i>spät</i>	<i>zwar</i>
19	<i>Werk</i>	<i>handeln</i>	<i>bestimmt</i>	<i>da</i>
20	<i>Fall</i>	<i>führen</i>	<i>sozial</i>	<i>erst</i>

Diese Lemmata des GeSIG-Inventars weisen die typischen Charakteristika der allgemeinen Wissenschaftssprache auf: Auf den ersten Blick wirken sie unauffällig und scheinen sich nicht von allgemeinsprachlicher Lexik zu unterscheiden. Mit ihnen ist jedoch ein breites und vielfältiges Spektrum an handlungsspezifischen Gebrauchsmustern verbunden. Meißner & Wallner (2016) belegen dies in einer ersten Korpusanalyse zum GeSIG-Inventar am Beispiel der Kollokation *Bild zeichnen*. Die Basis *Bild* zählt zu den 10 häufigsten Nomen des Inventars. Das Verb *zeichnen* ist wiederum dessen meist gebrauchter Vollverb-Kookkurrenzpartner. Die Analyse von *Bild zeichnen* zeigt, dass diese Kollokation in wissenschaftlichen Texten zur Realisierung verschiedener wissenschaftssprachlicher Handlungen gebraucht wird, wie u. a.

- in Metakomentierungen⁸ (*Aufgrund der Korrelation der Daten [...] lässt sich folgendes **Bild zeichnen**. (09_DAF_3)*),

⁸ Bei Metakomentierungen bzw. Textkomentierungen handelt es sich um Äußerungen bzw. Textsequenzen, die der Gliederung und rezipientenbezogenen Erwartunglenkung dienen (vgl. näher zu diesem Konzept Fandrych & Graefen 2002, Fandrych 2014).

- in Verweisen auf andere Forschungspositionen und Primärquellen (*Hough/Richards, The Battle of Britain, 90f. zeichnet ebenfalls ein etwas differenzierteres Bild ...* (10_ANG_8)),
- in evaluierenden Charakterisierungen von Forschungsdaten (*Diese Ergebnisse zeichnen ein klares und zugleich kontrastreiches Bild.* (11_FRZ_2))

Das Beispiel der Kollokation *Bild zeichnen* macht zudem deutlich, wie sich der kontroversenorientierte Charakter von Wissenschaftskommunikation sprachlich manifestiert. So zeigt die Analyse von Belegstellen, die diese Kollokation enthalten, dass mittels qualifizierender Adjektivattribute zu *Bild* auf einen wissenschaftlichen Erkenntniszuwachs Bezug genommen und auf diese Weise die jeweils realisierten Handlungen kontroversenorientiert persuasiv gestaltet werden können. Dies zeigt sich auch in den oben genannten Belegen am Gebrauch der Adjektive *differenziert*, *klar* und *kontrastreich*. Auch die in Tabelle 1 mit aufgeführten Lemmata *neu*, *deutlich* und *wichtig* zählen zu den Adjektiven, mit denen in dieser Form auf einen wissenschaftlichen Erkenntniszuwachs Bezug genommen werden kann. Allerdings ist die Auswahl der für diese Funktion in Frage kommenden Adjektive konventionalisiert und nicht beliebig erweiterbar. Nur eine Beschreibung der Ausdrucksmittel der allgemeinen Wissenschaftssprache in ihrem Gebrauchskontext ermöglicht es, das vielfältige wissenschaftssprachspezifische Funktionenspektrum sowie die entsprechenden Realisierungskonventionen zu erfassen. Das GeSIG-Inventar bietet einen fundierten Ausgangspunkt für solche Analysen und damit zu einer umfangreichen Erschließung der allgemeinen Wissenschaftssprache der Geisteswissenschaften.

4 Ausblick

Das GeSIG-Inventar kann den Ausgangspunkt für Untersuchungen in verschiedenen Forschungsbereichen bieten. Für die Erforschung des Deutschen als Wissenschaftssprache eröffnet es die Möglichkeit, ausgehend von der daten geleiteten Analyse der Verwendungsspektren der Lemmata deren multiple Funktionalitäten aufzudecken, zu systematisieren und auf diese Weise den gesamten durch die Mittel der allgemeinen Wissenschaftssprache für die Geisteswissenschaften eröffneten wissenschaftssprachlichen Handlungsraum zu erschließen. Diese Untersuchungsperspektive ließe sich auch in die diachrone Dimension fortsetzen. So wäre für die Lemmata des Inventars nachzuzeichnen, wann sich aus deren ursprünglich gemeinsprachlichem Gebrauch eine wissenschaftssprachliche Funktion herausgebildet hat und wie die Entfaltung des

wissenschaftssprachlichen Funktionenspektrums im historischen Verlauf erfolgt ist.

Daneben kann das Inventar für sprachkontrastive Analysen nutzbar gemacht werden. Im Konzept der alltäglichen Wissenschaftssprache ist die Sichtweise angelegt, dass für jede Sprachgemeinschaft mit einer ausgebildeten Wissenschaftssprache eine alltägliche Wissenschaftssprache anzunehmen ist. Im Sinne einer „Wissenschaftssprachkomparatistik“ (Ehlich 2006) wäre dann der jeweils sprachspezifischen Nutzung gemeinsprachlicher Ressourcen für die einzelnen alltäglichen Wissenschaftssprachen nachzugehen. Das für das Deutsche ermittelte gemeinsame sprachliche Inventar der Geisteswissenschaften kann hierbei als Grundlage des Vergleichs dienen.

Neben diesen Fragen der sprachwissenschaftlichen Grundlagenforschung stellt das GeSIG-Inventar eine Vorarbeit für die lexikografische Aufarbeitung der allgemeinen Wissenschaftssprache der Geisteswissenschaften dar. Als fachübergreifend gebrauchter Lemmabestand bildet es eine empirisch fundierte Basis für eine entsprechende Lemmaselektion.

Wichtige weitergehende Forschungsaufgaben, die auf Basis des GeSIG-Inventars ermöglicht werden, liegen im Bereich der Studienvorbereitung und Wissenschaftspropädeutik. Erst wenn für die sprachlichen Mittel der allgemeinen Wissenschaftssprache die im Sprachgebrauch zu Tage tretenden Verwendungsbereiche und die daraus resultierenden Polysemiebeziehungen erforscht sind, ist es möglich, adäquate Hilfsmittel bzw. Informationsressourcen zur Unterstützung der Aneignung, der Vermittlung und des Gebrauchs der deutschen Wissenschaftssprache zu entwickeln. Hierin liegt für die Vermittlung des Deutschen als (fremder) Wissenschaftssprache ein besonderes Desiderat, stellt doch die bis in gemeinsprachliche Verwendungen hineinreichende Polysemie allgemeinwissenschaftlicher Ausdrucksmittel eine erhebliche Lernschwierigkeit dar.

Literaturverzeichnis

- Anthony, Laurence (2014): *AntConc* (Version 3.4.3) [Computer Software]. Tokyo, Japan: Waseda University. <http://www.laurenceanthony.net/> (28. 11. 2017).
- Ehlich, Konrad (1993): Deutsch als fremde Wissenschaftssprache. In: *Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache* 19, 13–42.
- Ehlich, Konrad (1999): Alltägliche Wissenschaftssprache. In: *Info DaF* 26 (1), 3–24.
- Ehlich, Konrad (2000): Deutsch als Wissenschaftssprache für das 21. Jahrhundert. In: *German as a Foreign Language* 2000 (1), 47–63.
- Ehlich, Konrad (2006): Mehrsprachigkeit in der Wissenschaftskommunikation – Illusion oder Notwendigkeit. In: Konrad Ehlich & Dorothee Heller (Hrsg.), *Die Wissenschaft und ihre Sprachen*. Frankfurt am Main: Lang, 17–38.

- Ehlich, Konrad (2007): *Sprache und sprachliches Handeln* (Bd. 1). Berlin, New York: de Gruyter.
- Erk, Heinrich (1972): *Zur Lexik wissenschaftlicher Fachtexte: Verben, Frequenz und Verwendungsweise. Schriften der Arbeitsstelle für wissenschaftliche Didaktik des Goethe-Instituts*. München: Hueber.
- Erk, Heinrich (1975): *Zur Lexik wissenschaftlicher Fachtexte: Substantive, Frequenz und Verwendungsweise. Schriften der Arbeitsstelle für wissenschaftliche Didaktik des Goethe-Instituts*. München: Hueber.
- Erk, Heinrich (1982): *Zur Lexik wissenschaftlicher Fachtexte: Adjektive, Adverbien und andere Wortarten, Frequenz und Verwendungsweise. Schriften der Arbeitsstelle für wissenschaftliche Didaktik des Goethe-Instituts*. München: Hueber.
- Erk, Heinrich (1985): *Wortfamilien in wissenschaftlichen Texten. Ein Häufigkeitsindex. Schriften der Arbeitsstelle für wissenschaftliche Didaktik des Goethe-Instituts*. München: Hueber.
- Fandrych, Christian (2004): Bilder vom wissenschaftlichen Schreiben. Sprechhandlungs-
ausdrücke im Wissenschaftsdeutschen: Linguistische und didaktische Überlegungen. In: *Materialien Deutsch als Fremdsprache* 73, 269–291.
- Fandrych, Christian (2005): Räume und Wege in der Wissenschaft. Einige zentrale
Konzeptualisierungen von wissenschaftlichem Schreiben im Deutschen und Englischen.
In: Ulla Fix, Gotthard Lerchner, Marianne Schröder & Hans Wellmann (Hrsg.), *Zwischen
Lexikon und Text. Lexikalische, stilistische und textlinguistische Aspekte*. Leipzig,
Stuttgart: Sächsische Akademie der Wissenschaft, 20–33.
- Fandrych, Christian (2006): Bildhaftigkeit und Formelhaftigkeit in der allgemeinen
Wissenschaftssprache als Herausforderung für Deutsch als Fremdsprache. In: Konrad
Ehlich & Dorothee Heller (Hrsg.), *Die Wissenschaft und ihre Sprachen*. Frankfurt
am Main: Lang, 39–61.
- Fandrych, Christian (2014): Metakomentierungen in wissenschaftlichen Vorträgen.
In: Christian Fandrych, Cordula Meißner & Adriana Slavcheva (Hrsg.), *Gesprochene
Wissenschaftssprache: Korpusmethodische Fragen und empirische Analysen*.
Heidelberg: Synchron, 95–111.
- Fandrych, Christian, Cordula Meißner & Adriana Slavcheva (Hrsg.) (2014): *Gesprochene
Wissenschaftssprache: Korpusmethodische Fragen und empirische Analysen*.
Heidelberg: Synchron.
- Fandrych, Christian & Gabriele Graefen (2002): Text-commenting devices in German and
English academic articles. In: *Multilingua* 21, 17–43.
- Feilke Helmuth (2010): Schriftliches Argumentieren zwischen Nähe und Distanz – am Beispiel
wissenschaftlichen Schreibens. In: Vilmos Ägel & Mathilde Hennig (Hrsg.): *Nähe und
Distanz im Kontext variationslinguistischer Forschung*. Berlin, New York: de Gruyter,
209–231.
- Graefen, Gabriele (1999): Wie formuliert man wissenschaftlich? In: *Materialien Deutsch
als Fremdsprache* 52, 222–239.
- Jasny, Sabine (2001): *Trennbare Verben in der gesprochenen Wissenschaftssprache
und die Konsequenzen für ihre Behandlung im Unterricht für Deutsch als fremde
Wissenschaftssprache*. Regensburg: Fachverband Deutsch als Fremdsprache.
- Kretzenbacher, Heinz (1998): Fachsprache als Wissenschaftssprache. In: Lothar Hoffmann,
Hartwig Kalverkämper & Herbert Ernst Wiegand (Hrsg.), *Fachsprachen. Handbücher zur
Sprach- und Kommunikationswissenschaft* (HSK) (Bd. 14.1). Berlin, New York: de Gruyter,
133–142.

- Kretzenbacher, Heinz (2010): Fach- und Wissenschaftssprachen in den Geistes- und Sozialwissenschaften. In: Hans-Jürgen Krumm, Christian Fandrych, Britta Hufeisen & Claudia Riemer (Hrsg.), *Deutsch als Fremd- und Zweitsprache. Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft* (HSK) (Bd. 35.1). Berlin, New York: de Gruyter, 493–501.
- Meißner, Cordula (2014): *Figurative Verben in der allgemeinen Wissenschaftssprache des Deutschen. Eine Korpusstudie*. Tübingen: Stauffenburg.
- Meißner, Cordula & Franziska Wallner (2016): Persuasives Handeln im wissenschaftlichen Diskurs und seine lexikografische Darstellung: das Beispiel der Kollokation Bild zeichnen. In: *Studia Linguistica* 35 (=Acta Universitatis Wratislaviensis No 3742), 235–252.
- Meißner, Cordula & Franziska Wallner (2019): *Das gemeinsame sprachliche Inventar der Geisteswissenschaften. Lexikalische Grundlagen für die wissenschaftspropädeutische Sprachvermittlung*. Berlin: Erich Schmidt Verlag.
- Projektgruppe „Fächerklassifikation und Thesauri“ (2014): Empfehlungen zur Revision der Fächersystematiken des Statistischen Bundesamtes (2014) Veröffentlichung im Rahmen des Projekts „Spezifikation Kerndatensatz Forschung“. Institut für Forschungs-Information und Qualitätssicherung (iFQ) / Fraunhofer – Institut für Angewandte Informationstechnik (FIT) / Geschäftsstelle des Wissenschaftsrates.
http://www.kerndatensatz-forschung.de/version1/PGK_Empfehlungen_zur_Revision_der_Faechersystematiken_2014.pdf (28. 11. 2017).
- Redder, Angelika, Dorothee Heller & Winfried Thielmann (Hrsg.) (2014): *Eristische Strukturen in Vorlesungen und Seminaren deutscher und italienischer Universitäten. Analysen und Transkripte*. Heidelberg: Synchron.
- Schepping, Heinz (1976): Bemerkungen zur Didaktik der Fachsprache im Bereich des Deutschen als Fremdsprache. In: Dietrich Rall, Heinz Schepping & Walter Schleyer (Hrsg.), *Didaktik der Fachsprache. Beiträge zu einer Arbeitstagung der RWTH Aachen vom 30.9. bis 4. 10. 1974*. Bonn-Bad Godesberg: DAAD, 13–34.
- Schiller, Anne, Simone Teufel, Christine Stöckert, & Christine Thielen (1999): Guidelines für das Tagging deutscher Textcorpora mit STTS. (Kleines und großes Tagset). Universität Stuttgart, Institut für maschinelle Sprachverarbeitung; Universität Tübingen, Seminar für Sprachwissenschaft. <http://www.sfs.uni-tuebingen.de/resources/stts-1999.pdf> (21. 12. 2016).
- Schmid, Helmut (1995): Improvements In Part-of-Speech Tagging With An Application To German. In: Institut für maschinelle Sprachverarbeitung (Stuttgart): *Proceedings of the ACL SIGDAT-Workshop*. Dublin, Ireland. <http://www.cis.uni-muenchen.de/~schmid/tools/TreeTagger/data/tree-tagger2.pdf> (28. 11. 2017).
- Statistisches Bundesamt (2013): *Bildung und Kultur. Studierende an Hochschulen – Fächersystematik*. <https://www.destatis.de/DE/Methoden/Klassifikationen/BildungKultur/StudentenPruefungsstatistik.pdf> (16. 10. 2014). [Das Dokument unterliegt einer regelmäßigen Aktualisierung. Unter dem angegebenen Link ist immer die neuste Fassung zugänglich. Auf die hier verwendete Fassung von 2013 kann nicht mehr zugegriffen werden.]
- Steinhoff, Torsten (2008): Kontroversen erkennen, darstellen, kommentieren. In: Ines Bons, Dennis Kaltwasser & Thomas Gloning (Hrsg.): *Fest-Platte für Gerd Fritz*. Gießen (13 Seiten). http://www.festschrift-gerd-fritz.de/files/steinhoff_2008_kontroversen_erkennen_darstellen_und_kommentieren.pdf (28. 11. 2017)

- Thielmann, Winfried (2009): *Deutsche und englische Wissenschaftssprache im Vergleich: Hinführen, Verknüpfen, Benennen*. Heidelberg: Synchron.
- Wallner, Franziska (2014): *Kollokationen in Wissenschaftssprachen. Zur lernerlexikographischen Relevanz ihrer wissenschaftssprachlichen Gebrauchsspezifika*. Tübingen: Stauffenburg.
- Weinrich, Harald (1989): Formen der Wissenschaftssprache. In: Akademie der Wissenschaften zu Berlin (Hrsg.), *Jahrbuch 1988 der Akademie der Wissenschaften*. Berlin: Akademie der Wissenschaften, 119–158.
- Wissenschaftsrat (2010): Empfehlungen zur vergleichenden Forschungsbewertung in den Geisteswissenschaften. Drs. 10039–10. <http://www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/10039-10.pdf> (28. 11. 2017).
- Zinsmeister, Heike (2015): Chancen und Grenzen von automatischer Annotation. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 43 (1), 84–111.

Uwe Springmann, Anke Lüdeling, Carolin Odebrecht
und Thomas Krause

Das RIDGES-Korpus

Ein diachrones, tief annotiertes Mehrebenenkorpus
aus Kräuterkundetexten

1 Die Forschungsfrage

Die Forschungsfrage des RIDGES-Projekts (**R**egister **i**n **D**iachronic **G**erman **S**cience) lautet: *Wie kann man die Entstehung eines deutschsprachigen wissenschaftlichen Registers qualitativ und quantitativ analysieren?* (Odebrecht et al. 2017). Es handelt sich dabei (Stand Anfang 2017, Version RIDGES 5.0) um 33 Kräuterkundetexte, die zwischen 1482 und 1914 veröffentlicht wurden und von denen jeweils etwa 30 Seiten in mehreren Ebenen annotiert wurden. Solche kräuterkundlichen Texte sind über den gesamten Zeitraum verfügbar und behandeln ein Gebiet, das anders als z. B. Astrologie/Astronomie einem geringeren Wandel der wissenschaftlichen Methode unterlag (Gloning 2007; Habermann 2001).

Da sich der Übergang von Latein als Medium des wissenschaftlichen Diskurses zu Deutsch über einen Zeitraum von 300 Jahren hinzog (Pörksen 1984), ist ein *diachrones* Korpus für eine empiriegestützte Beantwortung dieser Frage notwendig.

In einem solchen Zeitraum wird die Entstehung eines neuen Registers, das wir im Sinne von (Biber & Conrad 2009) und anderen als multidimensional verstehen und das daher auf allen Ebenen (gleichzeitig) untersuchbar sein

Danksagung: Wir danken unseren Kollegen Laura Perlitz, Gohar Schnelle, Malte Belz, Felix Golcher sowie unseren vielen Studierenden für ihre tatkräftige Unterstützung beim Aufbau des RIDGES-Korpus!

Uwe Springmann, Centrum für Informations- und Sprachverarbeitung, Ludwig-Maximilians-Universität München; Institut für deutsche Sprache und Linguistik, Humboldt-Universität zu Berlin, E-Mail: uwe@springmann.net

Anke Lüdeling, Institut für deutsche Sprache und Linguistik, Humboldt-Universität zu Berlin, E-Mail: anke.luedeling@rz.hu-berlin.de

Carolin Odebrecht, Institut für deutsche Sprache und Linguistik, Humboldt-Universität zu Berlin, E-Mail: carolin.odebrecht@hu-berlin.de

Thomas Krause, Institut für deutsche Sprache und Linguistik, Humboldt-Universität zu Berlin, E-Mail: krauseto@rz.hu-berlin.de

muss, auch durch Änderungen des Lexikons, der Orthographie, der Wortbildung, der Syntax, der Textstruktur etc. beeinflusst, die sich mit dem jeweiligen Stand der Drucktechnik und Typographie in unterschiedlicher Weise graphisch manifestierten (Abb. 2, Abb. 3).

Zudem vollzogen sich diese Änderungen vor dem Hintergrund eines sich wandelnden Schul- und Universitätssystems sowie der wissenschaftlichen Methode.

Daraus ergeben sich abgeleitete Forschungsfragen zur Konstruktion eines Korpus:

- Welche Art der Transkription und Normalisierung sind für ein solches Korpus notwendig?
- Welche Annotationskategorien (z. B. Wortarten) sind über die Zeit konstant und bezeichnen dieselben Konzepte?
- Was für eine Korpusarchitektur ist notwendig?
- Wie kann die Vergleichbarkeit zu anderen (historischen und modernen) Korpora hergestellt werden?
- Wie kann ein solches Korpus für andere Fragestellungen wiederverwendbar gemacht werden?

2 Das RIDGES-Korpus

Zur Beantwortung der oben gestellten Fragen wird seit einigen Jahren das RIDGES-Korpus am Lehrstuhl für Korpuslinguistik und Morphologie (Anke Lüdeling) an der Humboldt-Universität zu Berlin im Rahmen von Veranstaltungen zur historischen Korpuslinguistik von Studierenden erstellt. Die 33 Texte von RIDGES 5.0 stellen Extrakte von je zwischen 3.000 und 10.000 Wörtern aus umfangreichen Kräuterkundebüchern dar, die zwischen 1482 und 1914 erschienen sind und insgesamt einen Umfang von 180.000 Wörtern haben. Sie wurden nach ausführlichen Richtlinien¹ transkribiert und in einer Vielzahl von Ebenen annotiert.² Da die betreffende Lehrveranstaltung eine ständige Einrichtung ist, die einmal pro Jahr stattfindet, wird das Korpus laufend erweitert. Es ist unter der offenen Lizenz CC-BY frei verfügbar.³

¹ https://www.linguistik.hu-berlin.de/de/institut/professuren/korpuslinguistik/forschung/ridges-projekt/download-files/pubs/ridgesv5_2016-10-19.pdf [letzter Zugriff: 30. 09. 2018].

² Diese Arbeit wurde zweimal durch einen Google Digital Humanities Award gefördert.

³ Jede neue Version des Korpus ist im LAUDATIO-Repository langfrist archiviert und referenziert. Für Version 5.0: Lüdeling, Anke; Odebrecht, Carolin; Zeldes, Amir; RIDGES-Herbology (Version 5.0), Humboldt-Universität zu Berlin. <http://korpling.german.hu-berlin.de/ridges/>. <http://hdl.handle.net/11022/0000-0001-C98F-C> [letzter Zugriff: 30. 09. 2018].

Zusätzlich findet eine Erweiterung des RIDGES-Korpus durch die Verwendung moderner, auf neuronalen Netzen aufbauender OCR-Methoden statt, bei der eine Texterkennung auf kompletten RIDGES-Titeln durchgeführt wird (Springmann & Lüdeling 2016). Dieses Erweiterungskorpus steht unter dem Namen RIDGES-OCR zur Verfügung.⁴

3 Korpusdesign und -architektur

Aufgrund der Komplexität des Druckmaterials ist es sehr vorteilhaft, die Annotierung auf mehreren voneinander unabhängigen Ebenen vorzunehmen. Dadurch ist es z. B. möglich, multiple Segmentierungen vorzunehmen (Krause et al. 2012). So gibt es in RIDGES u. a. folgende Ebenen (siehe Abb. 2, Abb. 1):

- diplomatische Ebene (Beispiel: *vnd, vñ, đ, vonn, menfes*)
- clean-Ebene (*vnd, vnd, der, vonn, menses*; Worttrennungen sind aufgehoben)
- normalisierte Ebene (*und, und, der, von, menses*)
- Wortart-Annotierung auf Basis der Norm-Ebene (STTS-Tagset: Schiller et al. 1999, TreeTagger: Schmid 1994; siehe Abb. 1)
- weitere Annotierung auf Basis von Token-Spannen (Abb. 1)

dipl	in	Clyftieren	hats		nicht	ein	geringe	Ehr	.
clean	in	Clystieren	hats		nicht	ein	geringe	Ehr	.
norm	in	Klistieren	hat	es	nicht	eine	geringe	Ehre	.
lemma	in	<unknown>	haben	es	nicht	eine	gering	Ehre	.
pos	APPR	NN	VAFIN	PPER	PTKNEG	ART	ADJA	NN	\$.
erläuterung		Einläufen							
figure	figure								
lb	lb								
pb	pb								
pb_n	310								
typeface	gothic	gothic	gothic		gothic	gothic	gothic	gothic	gothic

Abb. 1: Transkriptionsebenen (diplomatisch, clean, normiert), Lemma, Wortart (pos) und Spannenannotation (Zeile: lb; Seite: pb; Seitenzahl: pb_n; Schriftart: Fraktur) aus Bodenstein 1557. Visualisierung mit der Korpus-Visualisierungs-Software ANNIS (Krause & Zeldes 2016): Siehe <http://www.corpus-tools.org> und für diese Grafik: <https://korpling.org/annis3/?id=23dde714-37bc-4576-9923-c7d0b71f65d8>.

⁴ RIDGES-OCR: <https://www.linguistik.hu-berlin.de/de/institut/professuren/korpuslinguistik/forschung/ridges-projekt/ocr> [letzter Zugriff: 30. 09. 2018].

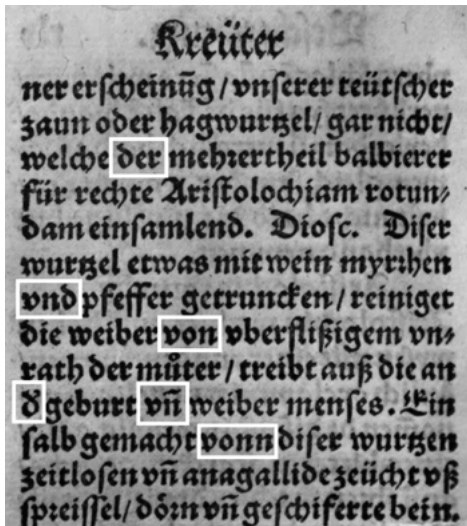


Abb. 2: Typographisch (Randausgleich!) motivierte Variation der Wörter *und*, *der*, *von* (Bodenstein, *Wie sich meniglich*, 1557). Griechisch-lateinische Pflanzennamen wie *Anagallis* werden im Satzzusammenhang in deklinierter Form verwendet (*anagallide*).

Annotationen und Normalisierungen sind dabei voneinander unabhängig, was eine wichtige Voraussetzung für die Wiederverwendung des Korpus ist.

Mit Hilfe der unterschiedlichen Annotationsebenen kann man sich den Text sowohl in diplomatischer Transkription unter Verwendung von UTF-8 Codesequenzen als auch in moderner normalisierter Schreibweise ausgeben lassen. Als Beispiel seien hier die letzten Zeilen aus Abb. 2 angegeben:

Ein
salb gemacht vonn difer wurtzen
zeitlosen vñ anagallide zeücht vß
spreiffel/ dörn vñ geschiferte bein.

In normalisierter moderner Schreibweise stellt sich das wie folgt dar:

Eine
Salbe gemacht von dieser Wurzel
Zeitlosen und Anagallis zieht aus
Spreißel/ Dornen und geschieferte Bein.
 (geschieferte Bein = gesplitterte Knochen)

Diese Normalisierung ermöglicht auch eine gezielte Suche nach Wörtern, die in vielen verschiedenen historischen Schreibweisen im Korpus vorhanden sind. Dabei treten nicht nur chronologische oder dialektale Varianten auf (Abb. 3), sondern es finden sich auch mehrere Varianten eines Wortes im selben Werk, ja sogar auf derselben Seite (Abb. 2) aus augenscheinlich rein typographischen Beweggründen.

Kräutern	Kräutern	Alchymistische Practic (1603)
Kraut	Kraut	Alchymistische Practic (1603)
fraut	kraut	Alchymistische Practic (1603)
Kreutern	Kreutern	Alchymistische Practic (1603)
Kreutter	Kreutter	Alchymistische Practic (1603)
Kreüter	kreüter	New Kreüterbüch (1543)
Kräuteren	Kräuteren	Pflantz-Gart (1639)
Kreuter	Kreuter	Alchymistische Practic (1603)
Kräuter	Kräuter	Deutsche Pflanzennamen (1870)

Abb. 3: Schreibvariation von Kraut/ Kräutern im Korpus (Odebrecht et al. 2017).

4 Erste Ergebnisse

Als eines der ersten Ergebnisse präsentieren wir (Abb. 4) die Varianz der Schreibweise im Zeitverlauf. Abgebildet ist die mittlere Anzahl der Schreibvarianten, die zu einer gemeinsamen normalisierten Wortform gehören. Jeder Punkt entspricht einem Text, der über sein Erscheinungsdatum einer Zeit zuge-

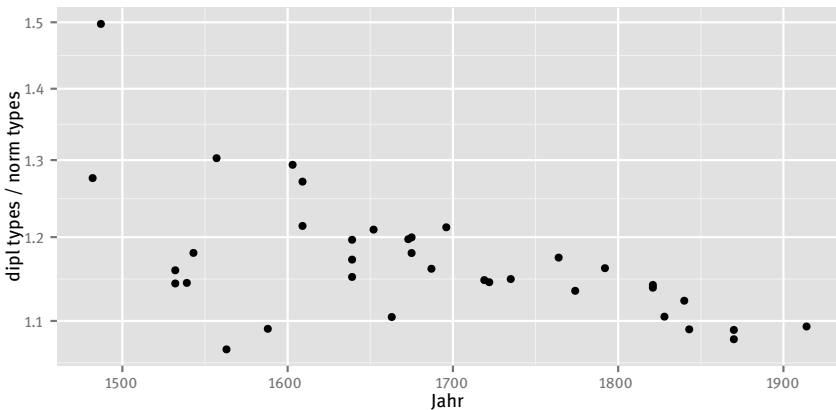


Abb. 4: Mittlere Anzahl verschiedener Schreibweisen pro normierter Wortform für die einzelnen Werke in RIDGES. Bodenstein (1557) liegt bei 1,3 (Abb. 2). Im Laufe der Zeit nimmt die Varianz innerhalb der Werke deutlich ab (Odebrecht et al. 2017).

ordnet werden kann. Es ist klar zu erkennen, dass die Schreibvariation im Lauf der Zeit abnimmt und sich einer normierten Schreibung annähert.

Viele weitere Ergebnisse zu unterschiedlichen linguistischen Ebenen finden sich in Odebrecht et al. (2017) und in Abschlussarbeiten (u. a. Perlitz 2014).

Reference

- Biber, Douglas & Susan Conrad (2009): *Register, Genre, and Style*. Cambridge University Press.
- Gloning, Thomas (2007): Deutsche Kräuterbücher des 12. bis 18. Jahrhunderts. Textorganisation, Wortgebrauch, funktionale Syntax. In: Andreas Meyer und Jürgen Schulz-Grobert (Hrsg.): *Gesund und krank im Mittelalter. Marburger Beiträge zur Kulturgeschichte der Medizin*. Leipzig: Eudora-Verlag, 9–88.
- Habermann, Mechthild (2001): Frühneuzeitliche Kräuterbücher und ihre makrostrukturelle Textorganisation. In: *Deutsche Fachtexte der frühen Neuzeit: naturkundlich-medizinische Wissensvermittlung im Spannungsfeld von Latein und Volkssprache*. Berlin: Walter de Gruyter, 98–167.
- Krause, Thomas & Amir Zeldes (2016): Annis3: A new architecture for generic corpus query and visualization. *Digital Scholarship in the Humanities* 31(1), 118–139. URL: <http://dsh.oxfordjournals.org/content/31/1/118> [letzter Zugriff: 30. 09. 2018].
- Krause, Thomas, Anke Lüdeling, Carolin Odebrecht & Amir Zeldes (2012): Multiple tokenizations in a diachronic corpus. In: *Exploring Ancient Languages through Corpora Conference (EALC)*.
- Odebrecht, Carolin, Malte Belz, Amir Zeldes, Anke Lüdeling & Thomas Krause (2017): Ridges herbology – designing a diachronic multi-layer corpus. *Language Resources and Evolution* 51(3), 695–725. DOI: 10.1007/s10579-016-9374-3
- Perlitz, Laura (2014): *Konkurrenz zwischen Wortbildung und Syntax – historische Entwicklung von Benennung*. Philosophische Fakultät II der Humboldt-Universität zu Berlin. URL: <http://edoc.hu-berlin.de/docviews/abstract.php?id=41626> [letzter Zugriff: 30. 09. 2018].
- Pörksen, Uwe (1984): Deutsche Sprachgeschichte und die Entwicklung der Naturwissenschaften. Aspekte einer Geschichte der Naturwissenschaftssprache und ihrer Wechselbeziehung zur Gemeinsprache. In: Besch, W. et al. (Hrsg.) *Sprachgeschichte. Ein Handbuch der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*, Band 1, 85–101.
- Schiller, Anne, Christine Thielen, Simone Teufel & Christine Stöckert (1999): Guidelines für das Tagging deutscher Textcorpora mit STTS (kleines und großes Tagset). URL: <http://www.ims.uni-stuttgart.de/forschung/ressourcen/lexika/TagSets/stts-1999.pdf> [letzter Zugriff: 30. 09. 2018].
- Schmid, Helmut (1994): Probabilistic part-of-speech tagging using decision trees (1994). In: *International Conference on New Methods in Language Processing*, pages 44–49, Manchester, UK.
- Springmann, Uwe & Anke Lüdeling (2016): OCR of historical printings with an application to building diachronic corpora: A case study using the RIDGES herbal corpus. *Digital Humanities Quarterly* 11(2). URL: <http://www.digitalhumanities.org/dhq/vol/11/2/000288/000288.html>.

Historische Gelehrten- und Wissenschaftssprachen: Forschungsperspektiven

Podiumsdiskussion

TeilnehmerInnen:

Ulrich Ammon (Duisburg, Soziolinguistik)

Ulrike Haß (Essen, Lexikographie)

Jürgen Leonhardt (Tübingen, Latinistik)

Hanspeter Marti (Engi/Schweiz, Wissenschaftsgeschichte)

Jürgen Schiewe (Greifswald, Diskussionsleitung)

Jürgen Schiewe:

Meine Damen und Herren, ich habe vorab Frau Haß, Herrn Ammon, Herrn Leonhardt und Herrn Marti darum gebeten, zu Beginn unserer Diskussion ein Statement aus dem Blickwinkel ihrer Disziplin oder ihres jeweiligen Arbeitsschwerpunktes zu den Forschungsperspektiven historischer Gelehrten- und Wissenschaftssprachen abzugeben. Lassen sie uns bitte damit beginnen.

Ulrich Ammon:

Ganz kurz möchte ich zunächst etwas zur Terminologie sagen. Mir erscheint es sinnvoll, zu unterscheiden zwischen „Sprachumstellung“ als dauerhaft und „Sprachwechsel“ als situativ, also im Sinne von „shifting“ und „switching“ im Englischen. Man kann dann einiges etwas deutlicher ausdrücken. Und entsprechend erscheint es mir sinnvoll, zu unterscheiden zwischen „Handlungsfeldern“, das sind große Gruppen oder Mengen von Domänen, und einzelnen „Domänen“. Die Wissenschaft ist ein Handlungsfeld neben der Wirtschaft, neben der Diplomatie und so weiter. Darin gibt es viele Domänen.

Vor diesem Hintergrund möchte ich hier folgende Frage an den Anfang stellen. Welche Bedeutung hat die Umstellung auf Deutsch als Wissenschaftssprache für die Standardisierung des Deutschen? Dafür, dass über die Dialekte hinweg eine ziemlich einheitliche Standardvarietät entwickelt wurde. Das ist

Anmerkung: Im Rahmen der Greifswalder Tagung „Entstehung und Frühgeschichte der modernen deutschen Wissenschaftssprachen: Vernakuläre Gelehrtenkommunikation in der Frühen Neuzeit“ fand am 14. November 2015 eine Podiumsdiskussion statt. Der hier wiedergegebene Text stellt eine überarbeitete und von den DiskussionsteilnehmerInnen autorisierte Fassung des Gesprächsverlaufs dar.

eine in der Soziolinguistik sehr häufig angesprochene wissenschaftliche Frage. Offenbar gehören die wissenschaftlichen Texte zu den Sachtexten, die Heinz Kloss hervorgehoben hat und die besonders wichtig sind für die Standardisierung einer Sprache – im Gegensatz zu den belletristischen Texten. Denn die belletristischen Autoren lieben die Regionalismen und sogar die Dialektismen, während die Wissenschaftler möglichst weiträumig verstanden werden wollen. Natürlich spielen für die Standardisierung von Sprachen noch andere Faktoren eine Rolle: Buchdruck und so weiter.

Die zweite Frage, die mir wichtig erscheint, ist der Zusammenhang von Wissenschaftssprachen und Sprachstandardisierung mit der Nationsbildung. Dazu gibt es anregende theoretische Untersuchungen, z. B. von Benedict Anderson, Ernest Gellner oder Peter Alter. Inwiefern ist auch die unterschiedliche Art, wie die Nationen und Nationalstaaten entstanden sind, bedeutend dafür, dass Deutsch als Wissenschaftssprache zurückgeblieben ist? Deutschland ist ja als eine Art Kulturnation oder Sprachnation entstanden – im Gegensatz zu den Staatsnationen Frankreich und England. Aber in Wirklichkeit waren Englisch und mehr noch Französisch als Wissenschaftssprachen viel früher etabliert. Das zeigt sich auch in der Entstehung von Akademien als zentralen Forschungsstätten, in Paris, London oder auch Edinburgh. Verglichen damit haben sich deutsche Akademien lange Zeit so gut wie gar nicht entwickelt. Es gab zwar ab 1700 die Kurfürstlich-Brandenburgische Akademie, die aber teilweise verwaltet wurde aus Paris. D’Alembert und Condorcet waren ihre Sekretäre, und es wurde hauptsächlich Französisch gesprochen. Dagegen haben die Akademien in Frankreich und England sogar hoch angesehene eigene Zeitschriften entwickelt. Auch durch diese Schwäche ist Deutsch als Wissenschaftssprache zurückgeblieben. Untersuchenswert ist also der Zusammenhang mit der Nationsbildung.

Dann ein anderer Aspekt: der Einfluss der Kirchen, und vor allem der katholischen Kirche als retardierendes Element bei der Umstellung auf das Deutsche, auch die Umstellung als Wissenschaftssprache. Es gab ja von katholischer Seite aus überall Bibelverbote: Übersetzungen in die Volkssprachen waren nicht erlaubt. Zur besseren Kontrolle diente der „Index Librorum Prohibitorum“, worin auch wissenschaftliche Bücher, nicht nur theologische Bücher, indiziert waren. Die Vernakularsprache war allgemein verpönt. Galilei hat in Italien hauptsächlich Schwierigkeiten mit der Kirche bekommen, als er sein erstes Buch, in dem er seine Hauptkenntnisse darstellte, „Il Saggiatore“ (Die Goldwaage), in Toskanisch, also Italienisch, veröffentlicht hat. Da vor allem wurde ihm mit dem Scheiterhaufen gedroht. Auf Lateinisch hatte er ja schon Vielerlei weitgehend unbeanstandet veröffentlicht. Das Buch in der Volkssprache kam auch auf den Index. Die Frage ist also, inwiefern die katholische Kir-

che vielleicht retardierend gewirkt hat auf die Entwicklung von Deutsch als Wissenschaftssprache. Die Gegenreformation hatte bestimmt diese Wirkung, was aber in der bisherigen Forschung unterbelichtet geblieben ist. Das war der dritte Punkt.

Dann ein vierter Punkt: die Sprachstruktur des Heiligen Römischen Reiches. Diese hat offenbar ebenfalls die Hinwendung zur deutschen Sprache beeinträchtigt. Das lässt sich auch für die Diplomatie zeigen. Das Heilige Römische Reich hat in Verhandlungen lange Zeit beim Lateinischen verharrt, obwohl die französischen Diplomaten die deutschen aufgefordert haben, doch mit ihnen auf Deutsch zu verhandeln, z. B. bei den Verhandlungen zum Westfälischen Frieden (1647–48). Dennoch ist das Heilige Römische Reich in den Friedensverhandlungen mit Frankreich und anderen beim Lateinischen geblieben, und dafür dürfte eben seine Vielsprachigkeit eine Rolle gespielt haben. Auch Keplers Ablehnung von Galileis Hinwendung zum Toskanischen (Italienischen), der diese Sprachwahl Galileis charakterisiert hat als „*crimen laesae humanitatis*“, als ‚Zerreißen der Humanität‘ oder wie immer man es übersetzen möchte, dürfte damit zusammenhängen, dass er die Vielsprachigkeit seines Landes (und Europas) so deutlich wahrgenommen hat, so dass er dachte, man könne sich nur mit Latein über die Sprachgrenzen hinaus verständigen. Und ja, er hat sicher auch gesehen, dass eine echte *Lingua franca* verloren ging.

Da ist der Unterschied zwischen echter und unechter *Lingua franca* wichtig, den man auch terminologisch ausdrücken sollte. Eine echte *Lingua franca* dient nur Nicht-Muttersprachlern, während an einer unechten *Lingua franca* auch Muttersprachler teilhaben. Latein war also im Mittelalter eine echte *Lingua franca*, denn es war niemandes Muttersprache. Danach jedoch gab es nur noch unechte *Linguae francae*, jedenfalls häufig gebrauchte, und abgesehen von Plansprachen. Heute ist Englisch die prominente unechte *Lingua franca*, an der zahlreiche Muttersprachler teilhaben, die dadurch riesige Vorteile genießen, gerade in der Wissenschaftskommunikation. Solche Sorgen haben vielleicht auch für Keplers Argumentation eine Rolle mitgespielt.

Auch das Problem der Vielsprachigkeit ist vielleicht in der bisherigen Diskussion nicht in hinreichender Schärfe thematisiert worden. Dass etwa d’Alembert 1751 im Vorwort der „*Encyclopédie*“ betont hat, alle Wissenschaftler müssten künftig, wenn man Latein als *Lingua franca* aufgibt, sechs bis acht Wissenschaftssprachen lernen, bevor sie ihre eigentliche Arbeit beginnen könnten. Sie seien nach dieser Sprach-Ochserei – meine Ausdrucksweise! – dann schon fast tot, bevor sie ihre eigentliche Arbeit beginnen könnten. Auch dieses Problem haben wir bisher nicht ausreichend thematisiert, denke ich.

In dieser Hinsicht könnte man auch den Unterschied zwischen Identitätsfunktion und Kommunikationsfunktion noch etwas differenzieren. Die Kom-

munikationsfunktion wurde durch den Übergang zu den Volkssprachen zwar intensiviert für die Kommunikation nach innen, aber für die Kommunikation nach außen wurde sie gestört. Man konnte nun zwar mit den eigenen Sprachgenossen gut kommunizieren, womit auch die ethnische oder nationale Identität gestärkt wurde, aber nach außen hin war die Kommunikation stark beeinträchtigt.

Vielleicht noch ein letzter Punkt: Das Wissen der Wissenschaftler um die schwache internationale Stellung des Deutschen zu früheren Zeiten hat vermutlich dazu beigetragen, dass sie nur zögerlich zur deutschen Sprache übergegangen sind. So hat Goethe beispielsweise seine Studie zum Zwischenkieferknochen 1784 noch ins Lateinische übersetzen lassen, damit der führende niederländische Anatom Petrus Camper ihn verstehen konnte, von dem er offenbar nicht erwartete, dass er Deutsch lesen konnte. Solches Erahnen oder Wissen um die geringe Verbreitung des Deutschen außerhalb des Muttersprachgebiets hat wohl allgemein zur Verzögerung seines Gebrauchs als Wissenschaftssprache beigetragen. Allerdings wissen wir nicht, welche Rolle dieser Faktor gespielt hat.

Ja, und dann vielleicht noch ein Allerletztes. Man sollte auch immer die Parallelen sehen zwischen verschiedenen Handlungsfeldern. So gibt es z. B. eine ziemlich parallele Entwicklung zwischen Diplomatie und Wissenschaft. Als Diplomatensprache ist Deutsch ebenfalls stark zurückgeblieben, wie ich vorher schon angedeutet habe, was dazu beigetragen hat, dass Französisch in diesem Handlungsfeld ganz vorrangig geworden ist in Europa.

Dies wären Aspekte, die man aus meiner Sicht in der zukünftigen Forschung näher untersuchen könnte.

Hanspeter Marti:

Ich bin gebeten worden, Themenrelevantes über das weite Feld der Wissenschaftsgeschichte zu sagen. Ohne dass ich im Einzelnen auf den Inhalt der Vorträge eingehe, stimme ich die folgenden Darlegungen auf die Diskussionen und Ergebnisse der Tagung ab und benenne Schwerpunkte der allgemeinen Wissenschaftsgeschichte, nicht der Wissenschaftsgeschichte der Einzeldisziplinen, indem ich zunächst einige Behauptungen, dann Abgrenzungskriterien zur Diskussion stelle.

Erstens: Wissenschaftliche Aktivität ist stets bestimmt vom Axiom eines im Einzelnen wie immer begründeten Fortschrittsdenkens. Jeder Wissenschaftler sieht sich auf dem Höhepunkt einer szientifischen Entwicklung, rechnet zwar meist mit einer Relativierung seiner Ansichten, beansprucht aber dennoch, mit seiner Position zumindest temporär Wahrheit und Zuwachs an Wahrheit zu vertreten. Kein Wissenschaftler entrinnt diesem Fortschrittsapriori. Mit ihm un-

trennbar verbunden ist der mit dem semantischen Merkmal der Neuerung konnotierte Forschungsbegriff.

Zweitens: Mit dem Fortschrittsapriori notwendig verknüpft ist das Historizitätsapriori, das unweigerlich zur Stofffülle sowohl der Wissenschaftsgeschichte im Allgemeinen als auch der Einzeldisziplinen führt. Mit der seit dem 19. Jahrhundert anhaltenden Ausdifferenzierung der Universitätsfakultäten, der Wissensdisziplinen und der Methoden ist eine weitere Ausdehnung der Gegenstandsbereiche verbunden, die ich Pluralitätssyndrom nenne. Sogar die Wissenstheorie, die Wissenschaftstheorie und die Wissenschaftsgeschichte wurden ihrerseits zu mehr oder weniger selbstständigen Disziplinen mit wissenschaftlichem Erkenntnisanspruch. Über die Zahl der Disziplinen, die einen solchen erheben können, gehen die Meinungen auseinander. Dies wiederum führt bisweilen zu komplizierten Abgrenzungsproblemen. Entsprechend unklar ist wissenschaftsphänomenologisch der Status zahlreicher Einzeldisziplinen, zum Beispiel der Philosophie, des Rechts, der Geschichte, der Literatur und der Kunstwissenschaft, und es stellt sich die Frage, wo disziplinspezifisch, z. B. etwa in der Mathematik, die Wissenschaftssprachen lokalisiert werden sollen.

Drittens: Auch die Linguisten brauchen ein geeignetes Konzept von Wissenschaft und Wissenschaftssprache. Letzteres fordert, wie alle methodischen Konzepte, eine Komplexitätsreduktion, die ihrerseits Probleme aufwirft. Sie kann von verschiedenen Kriterien her erfolgen, zum Beispiel durch die Unterscheidung nach Sprachsubjekten: Gelehrte, Wissenschaftler, Experten und Laien. Eine mehr aus pragmatischen Gründen vollzogene Eingrenzung nicht der Protagonisten, sondern der Gegenstandsbereiche von Wissenschaftsgeschichte und Wissenschaftssprache kann von mindestens fünf Aspekten her vorgenommen werden: Erstens vom Zeitkriterium her, zum Beispiel anhand der Epochen Antike, Mittelalter, Frühe Neuzeit, 19. und 20. Jahrhundert. Bei einer chronologisch organisierten Typologie stellt sich vor allem die Frage nach dem Anfang der Wissenschaften. Oder man bestimmt zweitens eine Musterdisziplin, für die Frühe Neuzeit etwa die ‚*Physica experimentalis*‘, oder bezieht sich auf eine Gruppe mehr oder weniger zusammengehörender Einzeldisziplinen, z. B. auf die Naturwissenschaften. Problematisch ist an einer Aufteilung der Disziplinen die mit ihr verbundene restriktive Wissenschaftsdefinition oder sogar die Priorisierung eines einzigen Fachs. Ein mögliches drittes Abgrenzungskriterium sind Methoden und Darstellungsformen, man kann auch Denkstile einschließen, dies alles mit begriffskritischen Vorbehalten. Problematisch sind hier die Pluralität der Inhalte (Pluralitätssyndrom), einerseits der sehr weit gefasste Wissenschaftsbegriff, andererseits der vielleicht geringe Erkenntnisgewinn. Hervorzuheben sind die begrifflichen Vorgaben der langen rhetorisch-logischen

Tradition, die Frage nach der Ausgrenzung oder aber nach dem Einbezug von ausgeprägt ästhetisch bestimmten Kriterien wissenschaftlicher Kommunikation. Vielleicht ist auch die Philosophie gefragt, wenn es um den Entwurf verschiedener Typen von Rationalität sowie um deren Kritik geht. Vom Fortschrittsapriori, genauer vom Verlaufskriterium, her unterscheide ich das Akkumulations-, das Evolutions- und das Revolutionsmodell. Hinzu kommt ein Modell, das auf Kontingenzen setzt. Viertes Abgrenzungskriterium sind bestimmte, für die Wissenschaften als geeignet erachtete natürliche Sprachen. Die Zahl der Wissenschaftssprachen ist seit dem 19. Jahrhundert sprunghaft angewachsen, was Übersicht und Deskription erschwert. Immer wieder sind, was deren Palette angeht, Reduktionsversuche unternommen worden, beispielsweise auf das Latein in der Frühen Neuzeit, in der Gegenwart auf das Englische, ohne dass man anderen Sprachen die Berechtigung, Kommunikationsmedien der Wissenschaft zu sein, verweigert hätte. Meiner Meinung nach ist das wichtigste das fünfte Abgrenzungskriterium, das die Institutionen bezeichnet, in deren Rahmen wissenschaftliche Erkenntnis hervorgebracht wird. In der Frühen Neuzeit waren es die Universitäten, die Akademien, die gelehrten Sozietäten, am Rande Höfe und Klöster, nicht zu vergessen ist die Initiative institutionell nicht oder kaum gebundener Einzelner.

Ich fasse zusammen: Der Begriff ‚Wissenschaftssprache‘ ist auf die Frühe Neuzeit grundsätzlich anwendbar, allerdings unter der Voraussetzung einer verstärkten Reflexion auf begriffliche Implikationen und Konnotate. Allenfalls müssen verschiedene der erwähnten Kriterien simultan oder noch weitere zu Abgrenzungszwecken herangezogen werden. Entsprechende Bemühungen kamen in verschiedenen Referaten zum Ausdruck. Wissenschaftstheorie und Wissenschaftsgeschichte kommt die Rolle kritischer Selbstvergewisserung zu, die Funktion einer methoden- und erkenntniskritischen Vergleichsinstanz. Ich schließe mit einer wissenschaftstheoretischen Binsenwahrheit: Erkenntnis ist ein voraussetzungsreicher, in Ablauf und Resultat oft ungewisser Prozess.

Ulrike Haß:

Ich wurde vor wenigen Tagen gebeten, etwas aus der Perspektive von Lexikologie und Lexikographie hier beizutragen. Damit steige ich natürlich gewaltig von Ihren Höhen ab sozusagen auf die Ebene von Gegenstandswahl, Methodik und speziell diese beiden Ebenen habe ich während der Tagung auch verstärkt beachtet oder habe das versucht.

Lexikologie, also Beschäftigung mit dem Wortschatz, und Lexikographie gelten bei vielen unserer linguistischen Kolleginnen und Kollegen als traditionelle und überholte Paradigmen, weil und insofern sie an einer Isolierung des einzelnen Worts festhielten – so die Annahme. Dies ist aus zwei Gründen nicht

richtig, die hier relevant werden. Erstens sind Lexikologie und Lexikographie seit langem und dank Korpuslinguistik bezogen auf Kollokationen, Mehrwortausdrücke, Konstruktionen, Textroutinen und dergleichen Phänomene mehr, die hier auf der Tagung auch zur Sprache kamen. Dies sind die Gegenstände einer modernen Lexikologie, nicht die Einzelwörter. Auch diese Tagung hat gezeigt, dass wissenschaftssprachlicher Wortschatz vor allem im weiteren, pragmatischen und institutionellen Kontext interessant ist. Aber um zu verallgemeinerbaren Aussagen von einigem Gewicht zu gelangen und deswegen auch in anderen Kreisen unserer Fachkollegen mehr Anerkennung zu finden, bräuhete man mehr oder entsprechende Korpora oder zumindest Datenbanken wie die Würzburger, und man bräuhete weitaus bessere Möglichkeiten der Volltextrecherche, als derzeit vorhanden sind. Dieser sehr unbefriedigende Zustand einer sozusagen vom Wort her verstandenen Wissenschaftssprachforschung, die die Ebene des Worts aber deutlich transzendiert, sind derzeit die Grenzen sehr eng steckt. Dieser Zustand betrifft nicht nur die wissenschaftssprachgeschichtlichen Quellen der Frühen Neuzeit, sondern auch die der späteren Perioden bis Ende 19., Anfang 20. Jahrhundert. Gerade lexikologische Untersuchungen auf Basis der vorhandenen Digitalisate können den geltenden methodischen Standards noch nicht genügen.

Der Traditionalismusverdacht, der auf der Lexikologie im Sinne einer aufs Wort reduzierten Forschung lastet, ist aber noch aus einem zweiten Grunde nicht angemessen, und der ist mir hier eigentlich noch viel wichtiger. Das Wort ist nämlich womöglich der beste Garant dafür, dass Wissenschaftssprachforschung öffentlich wahrgenommen und für relevant und interessant gehalten werden kann. In der Alltagswahrnehmung – das kennen Sie alle – wird das Wort oder der Wortschatz oft mit der Sprache gleichgesetzt, im besten Falle *pars pro toto*. Die lexikalische Ebene bietet damit so etwas wie eine Tür, die Fachexternen den Zugang zur Wissenschaftssprachforschung öffnen kann, und durch die umgekehrt wir Spezialistinnen und Spezialisten gehen können, um öffentlich stärker wahrgenommen zu werden. Mit anderen Worten: Über Wörter lässt sich gut ins Themengebiet einsteigen. Der Fokus muss natürlich anschließend verbreitert werden und das ist wie gesagt auch sehr gut realisierbar. Gefragt nach Zukunftsperspektiven sehe ich womöglich die Gefahr einer Verinselung. Jeder forscht so vor sich hin, aber das Thema als Ganzes bleibt eher unsichtbar. Gegen solche Gefahren kann und muss man Diskurse schaffen und nachhaltig etablieren, wie es ja diese Tagung in exzellenter Weise tut und wie es das lockere Netzwerk, das Herr Prinz gestern angeregt hat, weiterführen wird. Ideal wäre natürlich ein größeres, ein europäisches Projekt, ein Doktorandenkolleg und so weiter. Darüber hinaus scheint es mir für eine größere Sichtbarkeit in den Wissenschaften wie in der Öffentlichkeit unabdingbar, die

historische Perspektive mit Fragen der Gegenwart zu verknüpfen, also keinesfalls nur synchron in der Vergangenheit zu arbeiten. Öffnung zur Gegenwart hin berührt auch Fragen der Wissenschaftssprachpolitik. Und hier geht es natürlich nicht nur um die Frage Deutsch oder Englisch, sondern um viele weitere Dinge mehr, um institutionelle Aspekte und so weiter. Alle oder fast alle Vorträge der Tagung behandelten Themen, die in der einen oder anderen Gestalt auch in der Gegenwart anzutreffen und wichtig sind. Ich will damit nicht einer vorschnellen und platten Parallelisierung von Vergangenheit und Gegenwart das Wort reden, sicher nicht, aber vergleichende Analysen würde ich mir wünschen, aus denen dann auch vielleicht einige etwas systematischere Kategorien hervorgehen könnten, an denen wir hier auf der Tagung sozusagen ein *work in progress* gesehen haben.

Jürgen Leonhardt:

Da meine Perspektive die Geschichte der lateinischen Sprache ist, möchte ich im Folgenden zwei Aspekte für den Übergang vom Lateinischen zum Deutschen unterstreichen, die man vielleicht deutlicher sieht, wenn man sich der Geschichte der Wissenschaftssprachen vom Lateinischen aus nähert als von den Nationalsprachen aus. Beide Aspekte spielen auch in der gegenwärtigen Sprachdiskussion eine wichtige Rolle. Auch ich möchte keine platten Vergleiche zur Gegenwart anbringen; aber ich sehe mit Interesse, dass Vergleiche anregend sein können.

Wenn wir auf die heutige Sprachdiskussion schauen, ist das wichtigste Argument für das Englische die Internationalisierung. Es ist klar, dass man auf dieses Argument nicht stößt, wenn man vom Deutschen oder vom Französischen her kommt, weil das Argument ja eher gegen das Deutsche spricht. Man würde aber erwarten, dass man dann, wenn man den Diskurs um das Lateinische in der Frühen Neuzeit ansieht, darauf stößt. Und da ist für mich überraschend, dass – soweit der gegenwärtige Forschungsstand eine Aussage zulässt –, das Internationalisierungsargument in Debatten um den Gebrauch des Lateinischen eine überraschend geringe Rolle spielt. Ich kenne Zeugnisse, in denen dieses Argument auftaucht, und ebenso sicher gibt es Zeugnisse, die ich nicht kenne – man hat da noch viel zu forschen. Aber in der Summe ist die „Internationalisierungsdebatte“ mit dem gegenwärtigen Diskurs überhaupt nicht vergleichbar.

Man kann das auch schön sehen an den Akademieschriften, die Herr Ammon bereits genannt hat. Es gibt eine Akademie, die in der Mitte des 17. Jahrhunderts wohl wegen der internationalen Wahrnehmung dezidiert auf das Lateinische setzt. Das ist die Göttinger Akademie, die über das Königreich Hannover eigentlich Teil des britischen Imperiums war und wohl deswegen ganz

pragmatisch, ohne irgendwelche geistigen Verrenkungen vorschreibt, man solle Latein schreiben. Wer kein Latein kann – interessanterweise wird hier durchaus vorausgesetzt, dass es auch wissenschaftlich fähige Leute gibt, die kein Latein können – der muss es sich eben übersetzen lassen, so wie das heute mit Englisch auch ist. Die Berliner Akademie setzt in der Mitte des 17. Jahrhunderts dann auf das Französische. Das ist auch nicht überraschend. Die Bayerische Akademie startet 1763 mit einem vehement anti-lateinischen Impuls – da will man Bayern bedienen und sonst gar nichts. Im Gegensatz dazu setzt die Akademie in St. Petersburg wieder aufs Lateinische. In Russland muss man natürlich Lateinisch schreiben, um international verstanden zu werden. Aber das sind alles rein pragmatische Erwägungen – soweit ich sehe, gibt es in den Akademien nicht eigentlich eine hart geführte Internationalisierungsdebatte.

Der zweite Aspekt, den ich hier nennen möchte, ist die kommunikative Auseinanderentwicklung Europas im Zuge der Nationenbildung, die bereits Herr Ammon angesprochen hat. Sie betrifft ja auch die Wissenschaft, und vielleicht war Wissenschaft im Jahre 1710 nationaler als im Jahre 1510.

Dies kann man besonders gut an der Entwicklung der Naturwissenschaften sehen. Es ist nicht erstaunlich, dass die Naturwissenschaften sich zu einem nicht geringen Teil außerhalb der Universitäten entwickeln, weil die entsprechenden Lehrstühle erst zwischen dem 17. und dem 19. Jahrhundert eingerichtet werden. Das Verhältnis zwischen Universitäten als den gewissermaßen „natürlich“ lateinischsprachigen Institutionen und außeruniversitärer Wissenschaft ist hierbei interessant (nicht zuletzt auch weil es im Moment eine enorme Debatte um außeruniversitäre Wissenschaft gibt. Wenn man verfolgt, was gerade in der Exzellenzinitiative passiert, sieht man, dass die Rolle der Universität im Verhältnis zur außeruniversitären Wissenschaft stark in der Diskussion ist). Ich glaube, dass man auch die Geschichte der Wissenschaftssprache nicht wirklich untersuchen kann, wenn man nicht berücksichtigt, dass eigentlich erst im Laufe des 19. Jahrhunderts Wissenschaft in so starkem Maße an den Universitäten konzentriert wurde. Göttingen und die Berliner Universität gehen da voran. Und in dieser Entwicklung sieht man zweierlei sehr deutlich: Zum einen ist das Auseinanderfallen der naturwissenschaftlichen Forschung in nationalsprachliche Sektoren offensichtlich kein massives Problem. Und zum anderen sieht man sehr deutlich, dass das Lateinische als Wissenschaftssprache klar an die Universitäten gebunden ist. Latein ist nicht einfach Wissenschaftssprache, sondern vor allem auch Institutionensprache. Die vormoderne Wissenschaftssprache und gerade auch die Absetzung von Nationalsprachen und Lateinischem ist in sehr starkem Maße davon bestimmt, an welchem Ort im einzelnen Wissenschaft betrieben wird.

Schiewe:

Vielen Dank für diese Statements. Lassen Sie mich versuchen, einen Aspekt, der mir diese Statements zu verbinden scheint, als Eingangsfrage für unsere zweite Runde zu formulieren. Ich habe einen Aspekt auf unserer Tagung vermisst, der jetzt bei allen anklang: die Unterscheidung zwischen der Gewinnung von Erkenntnissen in einer bestimmten Sprache, also dem Erkenntnisprozess, der ja bis zu einem gewissen Grade sprachlich basiert ist, und der Mitteilung, der Kommunikation bereits gewonnener Erkenntnisse. Meine Frage an Sie wäre: Ist es sinnvoll, auch vor dem Hintergrund des Lateinischen und des Deutschen und vielleicht auch des Englischen, zwischen der Dimension der Erkenntnisgewinnung, die in einer bestimmten Sprache erfolgt oder mit einer bestimmten Sprache einhergeht, und der Kommunikation von Erkenntnissen zu unterscheiden?

Ich will mit diesem Aspekt auch noch versuchen, zwei Begriffe miteinander zu verklammern, die in unseren Diskussionen immer wieder zur Sprache kamen, nämlich die Begriffe *Gelehrtensprache*, *Wissenschaftssprache* einerseits und *Gelehrtenkommunikation*, *Wissenschaftskommunikation* andererseits, also den Aspekt der Sprache und der Kommunikation. Wie sehen Sie diese Unterscheidung aus der Perspektive der Wissenschaftsgeschichte und Wissenschaftstheorie, des Lateinischen, der Lexikographie oder auch der Soziolinguistik?

Ammon:

Ja, also ich möchte da sehr gerne anknüpfen. Eine ganz zentrale Frage für uns war ja immer: Was sind die eigentlichen oder die wichtigsten Ursachen für diesen Übergang zur Volkssprache, zur Muttersprache auch, und dabei haben wir den Faktor nicht wirklich in Betracht gezogen, dass Erkenntnisgewinnung in der Muttersprache vielleicht besser gelingt als in einer Fremdsprache. Dabei ist das ein häufiges Argument, das auch sonst immer wieder gegen zu viel Englisch vorgebracht wird, nämlich dass man wenigstens die Erkenntnisgewinnung auf Deutsch anstreben sollte, weil man darin differenzierte sprachliche Fähigkeiten hat, über einen differenzierten Wortschatz verfügt usw. Und dieser Gedanke führt natürlich auch zurück auf Ideen von Wilhelm von Humboldt, von Benjamin Whorf und anderen, dass nämlich Sprachen unterschiedliche Erkenntnismöglichkeiten bieten. Der vordringlichste Grund fürs Verbleiben beim Deutschen anstelle des Übergangs zum Englischen scheint zu sein, dass man die Muttersprache eben am besten beherrscht und deshalb am differenziertesten darin denken kann. Aber dies war kein von uns hier sonderlich thematisierter Grund, warum man übergegangen ist vom Latein zu den Volkssprachen, sondern wir haben eher den Anwendungsbezug, die Kommunikati-

onsmöglichkeiten mit den Laien, mit der eigenen Sprachgemeinschaft, also den kommunikativen Aspekt, betont. Außerdem glaube ich, es ist schwierig, den Beweis zu führen, dass man in einer Fremdsprache, die man gut beherrscht, weniger gut denken kann oder größere Erkenntnisschwierigkeiten hat als in der Muttersprache. Es wäre jedoch eine knifflige, aber wichtige, Forschungsfrage.

Schiewe:

Herr Leonhardt, wie muss man denn die Lateinkenntnisse und die Internalisierung des Lateinischen im Rahmen der frühneuzeitlichen Universität einschätzen? Waren das Kenntnisse, die durch intensiven Unterricht auf ein muttersprachliches Niveau gehoben wurden, was man für die heutigen Englischkenntnisse vielleicht nicht sagen kann?

Leonhardt:

Nein, im Grunde genommen spielte sich damals genau dasselbe ab wie heute mit dem Englischen. Es gibt – ich spreche jetzt von der Frühen Neuzeit, die Verhältnisse im Mittelalter waren etwas anders – in Europa so etwa 100 Jahre nach Einführung des Humanismus ein gut etabliertes Lateinschulwesen, das die Möglichkeit bietet, quasi muttersprachliche Lateinkenntnisse zu erwerben. Eine Vielzahl von Menschen haben solche Lateinkenntnisse gehabt, sicherlich mehr als man denkt. Ebenso hat es aber umgekehrt viele gegeben, die Latein nicht so gut konnten, ja die ganz große Schwierigkeiten mit der Sprache hatten. Aber an der prinzipiellen Möglichkeit, dass man Latein nicht wie seine Muttersprache beherrschen könnte, liegt es nicht. Wenn das Lateinische eine Schwierigkeit mit sich bringt, dann ist dies eine, die bei dieser Tagung mehrfach und in verschiedenen Vorträgen benannt worden ist, nämlich der relativ größere Aufwand. Natürlich braucht man länger, um zusätzlich zur eigenen Sprache wirklich gut Latein zu lernen, als wenn man nur die Muttersprache verwendet. Das ist aber ein Argument, das heute genauso gegen das Englische verwendet wird. Und die Debatte, welche Sprache für die Wissenschaft besser geeignet sei, geht beim Lateinischen ausdrücklich in beide Richtungen. Denn manche sagen in der Frühen Neuzeit, muttersprachlich könne man leichter, schneller und besser denken – das Argument, das wir zunächst erwarten würden. Manche sagen aber auch, die lateinische Sprache sei immer noch die, die der Wissenschaft am adäquatesten ist, weil hier alle Sprachmöglichkeiten zur Verfügung stehen. In der Summe ist diese Debatte meiner Meinung nach erstaunlich unfruchtbar. Obwohl ich als Humanist ja eigentlich ein gewisses Faible für ein gepflegtes (also eher muttersprachliches) Latein habe, muss ich leider (nachdem ich lange Zeit darüber nachgedacht habe) sagen, dass man im

Bereich der Wissenschaft die Leistungen der Sprache leicht auch überschätzt. Es gibt da ja auch mit dem Englischen im Moment erstaunliche Entwicklungen. Dass in Chemie und Pharmazie alles auf Englisch abgehandelt wird, ist dabei nicht aufregend; solche eher technischen Texte kann man leicht handhaben. Aber es ist durchaus bemerkenswert, dass auch die Forschung zur deutschen Philosophiegeschichte jetzt zunehmend in englischer Sprache stattfindet und es sogar deutsche Forscher gibt, die über Kant und Hegel auf Englisch schreiben und das gar nicht als Einschränkung empfinden. Das erscheint vielleicht absurd, weil man denkt, dass diese Texte fast nur in ihrer Originalsprache wirklich tief verstanden werden können. Erstaunlicherweise haben aber auch die Leute, die es absurd finden, bisher keine Beweise geliefert, dass in diesen englischen Abhandlungen Unsinniges stünde. Die philosophische Validität ist offensichtlich sprachenübergreifend da, und ich glaube, ähnlich muss man sich das auch im Diskurs der Frühen Neuzeit vorstellen. Ich will die Besonderheiten der Muttersprache nicht kleinreden; aber für die Tiefe der wissenschaftlichen Erkenntnis kommt auf die Sprachenfrage vielleicht doch nicht so viel an.

Haß:

Für mich ist in dieser Frage auch so etwas wie die innere Mehrsprachigkeit in einer Einzelsprache enthalten. Man kann eben auch unterscheiden zwischen einer Sprache der Erkenntnisgewinnung, d. h. der Sprache im Moment der Erkenntnis, und der dann folgenden, möglicherweise fachexternen Kommunikation bzw. Sprache, die dabei erwählt wird. Diese Differenzierung muss man eben auch beachten, die sich durch ihre Adressierungen unterscheidenden Varietäten einer Wissenschaftssprache nicht verwechseln oder glattbügeln.

Auf der anderen Seite, wenn man eben stärker über diese beiden wissenschaftlichen Varietäten oder Spielarten innerhalb einer Einzelsprache nachdenkt, wird doch deutlich, dass diese beiden Bereiche sehr stark ineinander übergehen. Wenn ich mir vorstelle, einen Text aus der Frühen Neuzeit oder einer späteren Zeit auf Deutsch untersuchen zu wollen, um zu schauen, welche Begriffe hier ein Forscher im Moment der Erkenntnisgewinnung geprägt hat und wie er seine Erkenntnis sprachlich fasst, dann dürfte ich ja niemals nur textimmanent schauen, wie er das definiert, sondern ich müsste unbedingt versuchen, den Sprachgebrauch seiner Zeit, seines Milieus usw. zu eruieren, um zu sagen, wie er denn zu seiner Begriffsfindung, Begriffsbildung gelangt ist und wie sozusagen die soziopragmatische Einbettung seiner Wissenschaftssprache ist. Er erfindet ja keine Privatsprache in der Situation, in dem Moment.

Und dann gibt es natürlich noch mehr oder weniger reflektierte Sprachfassungen der fachexternen Vermittlung. Das ist mal sehr intuitiv und mal aber

auch sehr strategisch bis hin zur Beiziehung von PR-Beratern heutzutage. Die beiden Dinge sind wichtig zu unterscheiden, aber sie durchdringen sich eben auch, weil Sprache etwas Soziales und nichts Privates ist.

Schiewe:

Der Blick auf historische Gelehrten- und Wissenschaftssprachen darf ja nicht ausschließlich von der Linguistik oder der Sprachgeschichte her erfolgen, er muss bis zu einem gewissen Grade auch interdisziplinär geschärft werden, unter anderem mit literaturwissenschaftlicher, altphilologischer, wissenschaftsgeschichtlicher Kompetenz. Worin sehen Sie, von Ihrem Fach her, den Vorteil einer interdisziplinären Forschung zu Fach- und Wissenschaftssprachen, und wo sehen Sie Möglichkeiten und Notwendigkeiten der Zusammenarbeit, um die bisherige Forschung weiter voranzubringen?

Ammon:

Ja, wenn wir wirklich verstehen wollen, warum es zu dieser Umstellung vom Lateinischen zu den Volkssprachen gekommen ist, dann müssen wir schon auf politikwissenschaftliche und soziologische Theorien und Erklärungen zurückgreifen. Die Nationsbildung ist nur ein, allerdings wichtiges Beispiel. Solche Vorgänge können wir allein von der Linguistik her nicht verstehen. Oder auch nicht die Parallelen zwischen verschiedenen Handlungsfeldern, dass die Entwicklung z. B. in der Diplomatie ganz ähnlich verlaufen ist wie in der Wissenschaft. Da müssen wir über die Linguistik im engeren Sinn hinausgehen und z. B. anschauen, in welchen Sprachen international verhandelt wurde, Verträge abgeschlossen wurden usw. Das sind politik- und gesellschaftswissenschaftliche Themen. Oder wir müssen auch die Gruppenpsychologie berücksichtigen. Kultbildung z. B., die ja auch in der Entwicklung der Wissenschaft eine Rolle spielt, und dergleichen lässt sich auch nicht alleine linguistisch verstehen. Und wir haben doch immer das Bedürfnis, nicht nur zu beschreiben, was geschieht oder geschehen ist, sondern auch Erklärungen dafür zu liefern. Erst dann wird es eigentlich wirklich spannend. Und erst dann, wenn wir Erklärungen haben, sehen wir auch Möglichkeiten des – vielleicht politischen – Eingreifens in die Entwicklung, gegen oder zugunsten des Übergangs vom Deutschen zum Englischen. Solange wir nur beschreiben, können wir solche Möglichkeiten nicht erkennen. Auch deshalb, denke ich, ist es unbedingt notwendig, dass wir interdisziplinär arbeiten.

Leonhardt:

Ja, das kann ich nur unterstreichen. Ich denke, Wissenschaftssprache ist per se ein interdisziplinäres Thema. Wenn ich mich als Latinist damit beschäftigte,

dann betreibe ich das gar nicht als Latinist. Als solcher habe ich zunächst eine rein technische Kompetenz: Ich kann ein tausendseitiges lateinisches Werk schneller auf bestimmte Inhalte querlesen als dies andere können, und ich kann einem lateinischen Text ansehen, auf welcher graduellen Stufe zwischen humanistischem Glanzlatein und anderen Formen des Lateins sich der Stil bewegt. Das sind Erkenntnismodi, die vielleicht nützlich sind, um über Wissenschaftsgeschichte zu forschen, die aber noch nicht das eigentliche Thema ausmachen. Was ich wissenschaftlich treibe, ist von vornherein entweder Geschichtswissenschaft, Linguistik, Soziolinguistik oder Wissenschaftsgeschichte.

Marti:

Ich gehe beispielsweise aus von den Möglichkeiten einer sprachphilosophischen Betrachtungsweise, die nicht unbedingt an bestimmte Einzelsprachen gebunden sein muss und welche die erkenntnistheoretischen Prämissen der Sprachwissenschaft zur Diskussion stellt. Die Frage ist, inwieweit die Sprachwissenschaft, die interdisziplinär arbeitet, sich auf solch grundsätzliche Meta-reflexionen einlassen kann und will, genauer, was aus pragmatischer Sicht eine Diskussion sprachphilosophischer Prämissen, die ja jeder sprachwissenschaftlichen Tätigkeit zugrunde liegen, verspricht. Ich stehe für das Postulat einer grundsätzlichen Erforschung von Denkvorbedingungen der Sprachwissenschaft durch die Sprachwissenschaft ein, über die man sich auch am Beispiel historischer Zeugnisse, zum Beispiel sprachtheoretischer Traktate, vorzugsweise aus dem Einzugsgebiet einer Lingua franca vergleichend Rechenschaft geben könnte.

Selbstverständlich müsste man sich auch über die Zielsetzung und den wissenschaftspraktischen Nutzen einer solchen, der Sprachwissenschaft delegierten Tätigkeit verständigen. Es wäre auch zu fragen, ob und inwieweit der Philosophie in diesem in der Regel von empiristischen Vorgaben und Herangehensweisen geprägten Rahmen eine erkenntniskritische Rolle zukommen könnte und sollte.

Haß:

Vieles ist schon gesagt worden. Ganz kurz: Ich glaube hier offene Türen einzu-rennen, wenn ich sage, dass Interdisziplinarität von Wissenschaftssprachforschung bereits dann gegeben ist, wenn man den Kommunikationsbegriff ernst nimmt. Das haben im Grunde alle Vorträge, die hier gehalten wurden, gemacht und alle haben den Blick eben auf die vielen außersprachlichen Faktoren gelenkt und das in ihre Untersuchungen miteinzubeziehen versucht.

Nun glaube ich, ein Meilenstein der Wissenschaftssprachforschung wäre allerdings erst dann erreicht, wenn auf solch einer Tagung wie hier einmal

Chemiker, Physiker oder andere Forscher anderer, vermeintlich härterer Wissenschaften sich eben auch der Begriffsreflexion ihrer eigenen Texte stellen würden. Also Herr Prinz, oder Herr Klein, wenn das in zwei Jahren gelänge, jemanden dazu zu bewegen, sich hier zu stellen, oder am besten gleich zwei von der Sorte, dann ist einer nicht so alleine. Ich glaube, dann hätten wir viel erreicht.

Schiewe:

Darf ich gerade diesen Gedanken um einen weiteren Aspekt ergänzen? Nämlich die Frage: Müssten wir unsere Forschung nicht nur auf die Naturwissenschaften ausweiten, sondern auch auf andere Sprachen? Mit anderen Worten: Ist eine historisch orientierte Wissenschaftssprachforschung, die sich ausschließlich auf das Deutsche als Wissenschaftssprache konzentriert, nicht zu eng? Brauchen wir nicht eine europäische Wissenschaftssprachforschung? Gewiss ist das momentan ein Wunschenken, aber man darf und muss die Horizonte auch einmal ganz weit abstecken, wenn man, wie wir es in der Wissenschaft ja stets tun, eine komplexitätsreduzierende Tätigkeit ausübt. Was könnten wir von einer europäischen Wissenschaftssprachforschung erwarten und worauf müssen wir vor ihrem Hintergrund achten, wenn wir uns ausschließlich auf das Deutsche konzentrieren?

Leonhardt:

Ich würde eine europäische Wissenschaftssprachforschung einerseits bejahen, aber ich würde sie noch einmal ausweiten. Ich glaube, es wäre am interessantesten, wenn wir eine globale Diskussion hätten. Im Moment gibt es z. B. sehr interessante Prozesse mit und in der islamischen Welt. Was ist islamische Wissenschaftsliteratur überhaupt, und wie verhalten sich Publikationen in arabischer Sprache zu dem, was wir in Europa an wissenschaftlicher Literatur produzieren? Das sind spannende Fragen, die sinnvollerweise auch eine historische Vertiefung erfahren sollten.

Ammon:

Ja, ich glaube, wir müssen mit Typologien arbeiten. Welche Sprachtypen müssen wir unterscheiden, um allgemeine Gesetzmäßigkeiten zu erfassen und zu formulieren? In welcher Hinsicht gleicht Deutsch in früheren Zeiten etwa dem Französischen, Italienischen, Englischen usw., und in welcher Hinsicht gleicht Deutsch heute dem Japanischen, Chinesischen usw., und gibt es Ähnlichkeiten mit dem einstigen Verhältnis zum Lateinischen bzw. dem heutigen zum Englischen? Dann kommen wir zu allgemeineren Erkenntnissen und können z. B. die globale Sprache heute und die internationalen Sprachen, das sind sechs

bis acht (Japanisch, Chinesisch usw.), auseinanderhalten, z. B. danach, wieweit sie weltweit als Fremdsprache gelernt werden und diesbezüglich auf einem ähnlichen Niveau sind. In der politisch-soziologischen Hierarchie der Sprachen folgen ihnen dann die Amtssprachen kleiner Staaten, die durch die staatliche Amtlichkeit eine gewisse Stabilität haben, anders als ungeschützte Minderheitssprachen. Jedenfalls erscheint mir eine Typologie in dieser Richtung aufschlussreich, um zu allgemeineren Gesetzmäßigkeiten zu kommen und klarer zu sehen, in welcher Lage wir uns befinden. Dann könnte man auch praktische, politische Überlegungen anstellen, z. B. ob nicht die Sprachgemeinschaften, die in einer ähnlichen Lage sind, kooperieren sollten, um ihre eigene Sprache zu fördern und zu stützen. Müsstes wir nicht vielleicht mit Japan, Italien usw. zusammenarbeiten, um unsere Sprachen als internationale Sprache zu halten, wenn auch auf einem gegenüber Englisch untergeordneten Niveau? Das wären allerdings globale Überlegungen, denen europäische vielleicht vorausgehen sollten.

Marti:

Nach den verschiedenen Voten stellt sich im Weiteren die Frage, welches die erkenntnistheoretischen Prämissen eines sogenannt empirischen Sprachvergleichs sind, wie er in concreto vorzunehmen ist und welche Ergebnisse man erwartet. Ferner sei, insbesondere aus Schweizer Sicht, das Problem der Praxis und der internationalen Finanzierung sprachkomparatistischer Zusammenarbeit angesprochen, abgesehen von den Unwägbarkeiten und organisatorischen Schwierigkeiten eines solchen wohl länderübergreifenden kulturwissenschaftlichen Vorhabens.

Wichtig wäre mir nach wie vor, dass eben in allen Sprachgemeinschaften, die sich wissenschaftlich mit (ihrer) Sprache beschäftigen, die Prämissen der Sprachforschung offengelegt werden und diese jenseits empirischer Quasi-Selbstverständlichkeiten vermehrt diskutiert würden.

Aus historischer Warte erinnere ich zum Beispiel an die Debatten über die Vollkommenheit der Sprache und über die vollkommene Sprache. Für mich kamen die erkenntnistheoretische Vertiefung und die philosophische Reflexion der Sprachthematik an unserer Tagung etwas zu kurz, auch wenn man aus linguistischer Sicht den Nutzen der postulierten Metareflexionen in Zweifel ziehen mag. Ihnen an einer späteren Tagung etwas mehr Platz zu geben, wäre trotzdem wünschenswert.

Haß:

Ein letzter Satz: Als Pragmatikerin finde ich den europäischen Ansatz zunächst realistischer, auch wenn der globale nötig wäre. Eine Prämisse, die wir viel-

leicht in Frage stellen könnten, es ist ja oft von der Konkurrenz der Sprachen die Reden gewesen, das ist ja gerade oft Ihr Thema, Herr Ammon, aber die Sprachen in europäischer Wissenschaftskommunikation durchdringen sich auch, ja, sie spielen miteinander und diese Möglichkeit sollte man neben dem Konkurrenzgedanken nicht so sehr in den Hintergrund rücken.

Schiewe:

Lassen Sie uns mit diesen Visionen zur Gestalt und zu den Aufgaben einer historischen Wissenschaftssprachforschung schließen. Ich danke Ihnen allen sehr herzlich für Ihre Beiträge.

Sachregister

Die folgenden Stichwörter werden im Register nicht eigens ausgewiesen, da sie sich aufgrund ihres allgemeinen Charakters für nahezu alle Beiträge als relevant erweisen: *Deutsch, Forschung, Frühe Neuzeit, Latein, Universität, Volkssprache, Wissenschaft, Wissenschaftssprache.*

- Abhandlung 110
ablativus absolutus 386
Abstrakta 365, 368
Abwertungsdiskurs 160, 163
Académie française 151
Aderlass 115
Adressatenbezug 241
Affekt 274
Akademie 2, 286, 486, 487
Alchemie 226
Alexandria (jüdische Gemeinde) 62
Alltagswissen 214
Altes Testament 207
Altphilologie 281
Amphibologie 409–411
Anatomie 140, 143, 144, 153, 155, 163
Annotationsebene 476
Annotationskategorie 474
Anschaulichkeit 120
Anschlagzettel (*scheda, schedula*) 298 309
Antiqua 259, 263
Antwort 120
appellativer Funktion 240
Äquivalenz, wissenschaftliche 362, 370, 375
Arabisch 389
Arbeitskreis HiGeWiS 5
Architektur 214, 225
Argumentation 112, 115, 119, 122
aristotelisch 209, 215, 411
artes liberales 208
artes mechanicae 219, 285
Artikel 106, 380
Artistenfakultät 142, 143, 163
Arzneikunst 159
Arzt 164
Astrologie 107
Astronomie 209, 214, 219
Aufklärung 88, 89, 91, 92, 96, 286
Augsburg (jüdische Gemeinde) 61
Ausbaufähigkeit von Sprachen 390
Autorität 111, 119
Babylon-Mythos 222
Bamberg 54
Barbarismus 405, 417, 424, 435, 440
Barometer 209
Basel (Universität) 190, 196, 197, 275, 278
Baummetaphorik 212
Bekehrung (Änderung einer wissenschaftlichen Auffassung) 132, 133
Beredsamkeit 91
Bergbau 123
Berlin (Universität) 39, 162, 271, 272, 279–284
Bezug, intertextuell 251
„Biegsamkeit“ 88, 90, 97, 98
Bierbrauerei 226
Biologie 211
Bodenkunde 249, 250
Botanik 144, 146, 147, 155
Brandenburg (jüdische Gemeinde) 63
Breslau (Universität) 40, 41, 272, 279, 281–284
Briefwechsel 101, 102
Buchdruck 47, 102
Buchdruckkunst 226
Chemie 132–134, 211, 281
Chirurgie 140, 143–145, 153, 155, 161, 162
chirurgus (Wundarzt) 141, 142, 144, 163, 164
collegium civium 191
Collegium poetarum et mathematicorum 194
collegium privatum 301, 304
collegium publicum 304, 309, 323
Commercium 154, 155
Commercium Litterarium 144 153 156
Consilia 257, 259
Container-Metapher 171

- Deggendorf (jüdische Gemeinde) 63
 Demonstrativum 384
 Denkstil 139, 275
 Determinativkompositum 366
 Deutlichkeit 262
 Deutsch, baltisches 232, 242, 244, 246
 Dialog 51
 Dichtkunst 91
 Digitalisierung 135
 Direktheit, wissenschaftliche 113
 Disputation 16, 19–29, 102, 104, 145, 148–150, 160, 164, 208, 271
 Dissertation 26, 28, 30, 32–36, 40–42, 148–150, 158, 164, 271
 Dissertationsschrift 156

 Ehre 104, 110
 Ehrlichkeit 407, 411–413, 420, 422
 Eigentum, geistiges 124–126
 Eignung, wissenschaftliche 362, 371
 Einfluss, niederdeutscher 242
 Empirie 285
 England 149–152
 Englisch 283, 389, 392, 481, 484
 Entlehnung 242, 245–248
 Enzyklopädie 169, 206, 217
 Erfahrung 58
 Erfahrungswissen 48, 50, 56–59, 63, 77, 78
 Erkenntnisgewinnung 110, 488, 490
 Erkenntnistheorie 494
 Erklärung 106
 Erlangen (Universität) 140, 146, 148, 150, 158
 Evaluation 363, 364, 370
 Exkurse 134

 Fachprosa, heilkundliche 256, 261
 Fachprosaforschung 1
 Fachsprache 1, 140, 161, 163
 Fachsprachengeschichte 1
 Fachterminus 152, 263–265
 Fachwerkstil 424, 431, 432
 Fachwort 244, 249–252
 Fachzone 106, 107, 134
 Fakultät 139–145, 147–150, 154, 163, 165, 272
 Fallsammlung, medizinische 256, 257, 261, 266

 Feldmessgerät 209
 Fernrohr 209
 fixierte Sprache 390
 Flugblatt 48
 Fortschritt 113, 277
 Fortschrittsapriori 482
 Fraktur 259
 Frankfurt/Main (jüdische Gemeinde) 54, 61
 Frankfurt/Oder (Universität) 281
 Frankreich 63, 132, 150–153
 Französisch 146, 147, 151, 155, 158, 276, 322, 389
 Freiburg i. Br. (Universität) 140, 141, 143–145, 195–198
 Fremdwort 262–264
 Frühjahrmesse (Oster-) 306, 307
 Funktionsbegriff 209

 galenisch 411
 Gebrauchsliteratur 192
 Gegenreformation 197
 Geisteswissenschaften 459–461, 464, 467, 468
 Gelehrtennetzwerk 98
 Gelehrtensprache 88, 91
 Gelehrtenwelt 92, 95
 Gemeinsprache 91
 Geographie 214, 225
 Gerichtsgutachten 257, 258
Germanitas 418 421 424
 Gewaltsemantik 403, 407, 419, 422, 423, 440
 Glossar 262, 264
 Göttingen (Universität) 276, 296–298
grammatica 411
 Grammatik 88, 213, 225, 404, 407, 409, 410, 413, 415, 418, 422
 Graz (Universität) 198–201
 Griechisch 142, 143, 151, 152, 375

 Halle/Saale (Universität) 140, 143, 147–149, 152, 156, 276, 294, 296, 299, 305, 321–324, 397, 398, 403, 433, 435
 Handlung, sprachliche 104, 111
 Handlungsformen 119
 Handlungsstruktur 112
 Hausväterliteratur, livländische 235

- Heidelberg (Universität) 59, 197
 Heiliges Römisches Reich 481
 Herabsetzung 119, 120
 Herborn (Hohe Schule) 222
 Herbstmesse (Michaelismesse) 307
 Historische Pragmatik 101, 103–107
 Historizitätsapriori 483
 Hochdeutsch, baltisches 241
 Hof 102, 113, 123, 126
 Höflichkeit 105, 114, 133, 134
 Hostienschändung 75
humaniora 412, 436–439, 441, 442
 Humanismus 189, 190, 196, 197, 282, 400, 403, 441
 Humoralpathologie 263
- Idealismus 282
 Infinitiv 239
 Ingolstadt (Universität) 69, 193, 197
 Innovation, technische 123–132
 Inspiration 285
 Institution 2, 484
 Institutionensprache 487
intellectus 89
 Interdisziplinarität 491, 492
 Intermedialität 133
 Internationalisierung 486
 Intertextualität 105, 106, 116, 117, 237–240
 Inversion 367, 368
 Invisible-hand-Theorie 103, 106
- Jesuiten 102, 197, 198, 200, 281
 Journal der Physik 132
 Jurisprudenz 211, 219, 280
- Kalender 107
 Kardiagnostik 274
 Kirche 480
 Klarheit 262
 Klassizität 403, 416, 426, 434, 440, 441
 Klistier 115
 Köln (Universität) 57, 58, 192
 Komet 107, 108
 Kommentare 261
 Kommunikationsform 103
 Kommunikationsmaxime 104, 113, 114, 121–123, 125, 131, 133
- Kommunikationsnetzwerk 87, 88, 92, 94
 Kommunikationsprofile 135
 kommunikative Gattung 102
 kommunikativer Haushalt 103
 Komposition 384
 Konservativität 390
 Kontingenz 484
 Kontroverse 134
 Kontroversenideale, implizite 121–123
 Kontroversenstil 117, 120, 122
 Kontroversentheorie 105, 113, 114, 122, 125, 131, 132, 134
 Kontroversentheorie, implizite 131–132
 Korpus 459, 461, 464
 Korpusarchitektur 474
 Korpuslinguistik 474
 Korrespondenznetzwerk 92, 94, 97
 Kräuterbücher 192
 Kräuterkunde 473
 Kritik 116, 119, 122
 Kürze 262, 386
- Landwirtschaft 231
 Lateinschuhle 191
latinitas 399, 404, 405, 422, 423, 425, 428, 433–436, 440
Lectiones publicae 321
 Lehnübersetzung 250
 Lehnwort 244
 Lehrbehelfe, medizinische 193
 Lehrsatz 146, 162, 164
 Leipzig (Universität) 36, 90, 140, 192, 293–296, 298, 300–307, 318, 320, 321
 Leitprinzipien, rhetorische 261
 Lektionskatalog 145–148, 294–297, 299–301, 307
 Lektionsplan 294, 295
 Lektionszettel 297
 Leopoldina 281
 Lexik, deutschbaltische 241
 Lexikographie 484
 Lexikologie 484
 Lexikon 88, 89, 94, 97
 Lingua franca 4, 361, 370, 481
 Linguistik 483, 491
 Literatursprache 98
 Logik 285
 Logomachie 273

- Mantua (Universität) 61
 Marburg (Universität) 224
 Mathematik 209, 275
 Maxime, kommunikative 121, 131–132
 Mediengeschichte 134
 Medizin 115, 139–150, 152–156, 158–165,
 219, 400, 403, 408, 417, 425, 432, 437,
 439, 442
 Mediziner 280
 Mehrebenenkorpus 473
 Mehrsprachigkeit 371, 490
 Messe, Leipziger 306, 307
 Metallurgie 226
 Metaphysik 285
 Metareflexion 492
 Meteorologie 288
 Methode 483
 Mikroskop 209
 Mittel, lexikalisches 105
 Modernisierungstheorien 287
 mündlich 126
 Musik 225
 Muster, syntaktisches 105
 Musterdisziplin 483
 Muttersprache 403, 416, 430
 Mystik 285
 Mythologie 214
- Nationsbildung, Nationenbildung 480, 487
 Natur 277
 Naturforschung 425
 Naturwissenschaft 140, 143, 144, 156, 164,
 283, 401, 408, 412, 413, 416, 439, 442,
 487
 Neue Sterne 107, 108
 Neues Testament 207
 Neuheit 401, 438
 Niederdeutsch 241–246
 Niederlande 151–153
 Nominalform 386
 Normalisierung 474
 Nürnberg 54, 59, 64
- obscuritas* 397–399, 401, 403, 405–409,
 411–413, 418, 419, 433
 ökonomisch 123
 Optik 215
- optische Metaphorik 397, 398
 Organisation, thematische 104, 112
- Papstschisma 192
 Paraphrase 237, 248, 249
 Paris 62, 67, 192, 480
 Partizip 389
 Personenkonstellation 105, 110, 127, 128
 Perspektive, evolutionäre 105
perspicuitas 274
 Pesttraktat 192
 Pfingsten 223
 Philologie 143, 212, 276
 Philosophie 276, 484
 Phlogiston-Kontroverse 132–134
Physici 141, 142, 163
 Physik 144, 211, 214
 Physiognomie / Physiognomik 94, 95, 97
 Plagiat 177
 Pluralitätssyndrom 483
 Polemik 117, 120, 121
 Polnisch 348
 Polyfunktionalität 295, 296
 Pragmatik, historische 102, 135
 Präses 273
 Predigt 53, 54
 Priorität 125, 126
 Privatdozent 301
 Programmschrift (*programma*) 19–24, 26–
 28, 33, 42, 282, 297–305, 309–327
 Promotion 148, 150, 279
 Prophezeiung 107, 108
 Protestantismus 91, 197
 Prüfung, fremdsprachliche 369
 Psychologie 211
 Punkt-für-Punkt-Behandlung, Punkt-für-
 Punkt-Verfahren 104, 110, 112, 124,
 129–131, 134
 Purgieren 115, 116
- Quadrivium 142, 209, 219
Quaestio disputata 51
 Quaestiones-Kommentar 51
 Quellen 169, 186
 Quellenangabe 258
- Ramismus 215
ratio 89

- Rechenschaftsbericht 297, 299, 300
 Rechenstäbe 209
 Rede 51
 Redewiedergabe 184
 Reformation 190
 Regensburg 54
 Regionalität 241, 244, 251
 Register 260, 473
 Reichstag, Augsburger 76
 Rekatholisierung 197
 Renaissance 190
res 404, 416, 428, 429
 Reskripte 128
 Respekt 113, 122
 Respondent 273
 Rhetorik 285, 404, 407–418, 422, 436
 Rhetorikkritik 402, 408, 415–417
 Riesen-Zwerg-Gleichnis 277
 Ritterakademie 140
 Ritualmord 64, 75
 Rom 61, 63
 Royal Society 210, 402
 Russisch 390
 Ruthenisch 348
- Sachadäquatheit 398, 400, 401, 404, 405,
 408, 415, 417, 422, 427–431, 440, 441
 Sanskrit 390
 Sattelzeithypothese 285
 Satz des Pythagoras 386, 387
schedula 319
 Schlesien 63
 Scholastik 140, 141, 163, 164, 379, 382, 400
 Schöpfung 207
 Schreibkalender 110, 307
 Schreibvariante 477
 Schröpfen 115
 Skeptizismus 284
 Sozietät 91, 92
 Spanien 63
 Sprachbereicherung 426, 427, 431
 Sprachedikt 201
 Sprachenharmonie 223
 Sprachenpolitik 344
 Sprachenvielfalt 222
 Sprach(en)wahl 3, 118, 119, 280, 303
 Sprach(en)wechsel 3, 139–141, 147, 157,
 256, 261, 266, 267, 293, 479
- sprachphilosophisch 492
 Sprachskepsis 208
 Sprachtypus 493
 Sprachumstellung 479
 Sprachvertrauen 217
 Sprachwandel 135
 Sprachwissenschaft, vergleichende 224
 Spuren, kommunikative 129
 Standardisierung 479
 Statistik 211
 Stopius 243
 Streitschrift 101, 104, 106, 110, 115, 116, 118,
 128, 132–134
studia humanitatis 194
studium generale 195
 Substanzbegriff 209
 Substrat, niederdeutsches 242
 Syphilistraktat 193
- Talmud 55, 62, 67, 68
 Technik 132
 Terminologie 152, 264, 265, 267, 479
 Terminus 152, 251
 Texte, wissensvermittelnde 242
 Textfunktion 103
 Textroutine 169
 Textsorte 257, 295–297
 Textsortenanleitungen 261, 262, 267
 Textsortenklasse 256–258
 Texttyp 102–106
 Theater 200
 Themen 124
 Themenorganisation 116, 130, 134
 Theologie 219
 Thermometer 209
 Titel 261
 Titelblatt 259
 Traktat 48, 51–56, 59, 68, 72, 197
 Transferenzen, lexikalische 263
 Transkription 474, 476
 Transkriptivität 171
translatio artium 194
 Trivium 142, 208, 213
- Übersetzung 232, 234, 237, 240, 241, 250,
 252, 277
 Uhr 209

- Ukrainisch 352
 Umbruch, medialer 135
 Unhöflichkeit 114
 Universallexikon 274
 Unterricht 141, 142, 144, 159, 160, 162
 Unterrichtssprache 339

 Variante 476
 Varietät 232, 244
verba 404, 428, 429
verbum de verbo 382
 Vergleich 120
 Vernunft 87, 89, 93, 98
 Verstand 89, 98
 Verständlichkeit 264
 verteidigen 119
 Verwaltungskommunikation 126–129, 132
 Verwertung, wirtschaftliche 124
 Vier-Säfte-Lehre 119
Visa reperta 257
 Vorlesung 16–20, 25, 27, 36–39, 140, 142, 147, 148, 159, 160, 164, 192, 194, 197, 201, 295–327, 340–347, 349–351, 353–356
 Vorlesungsankündigung 294, 299, 304, 307
 Vorlesungseinladung 293, 294, 298, 299, 303, 306, 309, 326
 Vorlesungsverzeichnis 145–148, 294–296, 298, 299, 336
 Vorlesungszettel 297
 Vorurteilkritik 274
 Vorwort 259, 261, 262
 Vorzeichen 107, 108
 Vorzugsstreit 276

 Wahrheit 110, 398, 401, 404, 405, 407, 408, 411, 412, 415, 416, 418, 421–424, 432
 Wahrscheinlichkeitserkenntnis 285
 Wiedergabe 120
 Wiedergabe und Erwiderung 129
 Wiedergabe-Antwort-Baustein 111
 Wiedergabe-plus-Antwort-Schema 134
 Wien (Universität) 143, 144, 162, 191–195, 198–201, 281
 Windenergie 123, 132
 Wissenschaften, schöne 416, 437, 442
 Wissenschaftlichkeit 378
 Wissenschaftsgeschichte 482
 Wissenschaftskommunikation 101–138
 Wissenschaftskultur 3
 Wissenschaftspropädeutik 468
 Wissenschaftssprachforschung, europäische 493
 Wissenschaftswortschatz, europäischer 369
 Wissenskultur 94
 wissensvermittelnde Texte 232
 Wittenberg 60, 61, 63
 Wochenschrift 153, 155, 156
 Worms 54
 Wort, niederdeutsch 244
 Wortbildung 368
 Wörterbuch 88, 94, 97
 Wortpaar 243, 245, 246, 248, 249
 Wortschatz 105, 117, 129, 205, 206, 213, 214, 219, 223, 227, 228, 244, 246, 247, 249, 362–365, 367–371, 424, 457–460, 464, 484, 485, 488
 Wucher 55, 71, 72
 Wundärzte 162

 Zeitkriterium 483
 Zeitschrift 102, 106, 132, 134, 135, 140, 151, 153–156, 158, 163
 Zensur 33, 34, 151, 154, 155, 164
 Zitat 237, 238, 240, 241
 Zitatwörter, lateinische 234
 Zweisprachigkeit 376, 377
 Zypern 63

Personenregister

- Abner von Burgos 51, 74, 76
Adelung, Johann Christoph 261
Agricola, Rudolf 190, 193, 194
Ahlwardt, Peter 19–28, 149, 271
Albert von Sachsen 191
Alberti, Michael 403, 423–427, 430–432, 439–441
Albrecht VI. (Erzherzog) 195, 196
Alfonsi, Petrus 51, 76
Alfonso de Spina 52, 63, 77
Alsted, Johann Heinrich 206
Ambrosch, Joseph Julius Athanasius 282
Amelot de La Houssaie, Nicolas 303
Amelung, F. 232, 234–236
Ammann, Paul 258, 259
Aristoteles 285, 378
Aunpekh von Peuerbach, Georg 193
- Bacon, Francis 401, 402, 424, 430
Baltasar Graciáns 313
Balthasar, Augustin von 21, 23
Balthasar, Jacob Heinrich 22, 27
Becher, Johann Joachim 405, 406, 412, 418, 419, 421, 423
Benedict, Traugott Wilhelm Gustav 282
Bergmann, Gustav 244, 245
Berndt, Friedrich August Gottlob 40
Bernhard von Chartres 277
Berthold von Regensburg 53
Blankaart, Steven 151–153
Bodenstein, Adam von 476, 477
Bodmer, Johann Jacob 92, 93, 96, 365
Boerhaave, Herman 146, 162
Boërhavii 145
Bošković, Rugjer Josip 200
Bräker, Ulrich 98
Bratt, Andreas 30, 34
Breitinger, Johann Jacob 92, 93, 365
Brucker, Jakob 278
Buch, Leopold von 133
Büttner, Gottlieb 262
Buxtorf, Johannes 49, 56, 60, 65, 67, 75
- Caesar 400, 406, 413, 414, 428, 431
Caroli Limæ 145
- Cassiodor 377
Cellarius, Christoph 276
Celtis 194, 422
Celtis, Konrad 189, 193, 421
Chrysogonus, Federicus 384
Cicero 379, 400, 406, 411, 414, 418, 420, 428
Clarks, William 285
Clemens VII. (Papst) 192
Clemens XIV. (Papst) 200
Coler, Johann 234, 237, 238, 241, 249, 251
Copernicum 111
Cruciger, Georg 224
Crugot, Martin 96
- d’Alembert, Jean-Baptiste le Rond 481
Dannhauer, Johann Conrad 411
David Hartmann, Gottlob 95
Delius, Heinrich Friedrich 147, 156–161
Descartes, René 210, 273
Devaux, Jean 262
Ditfurdt, Otto Arthur von 125
Donatus 382
- Eck, Johannes 55, 62–64, 69, 75, 77
Eider, Georg 191
Eitzen, Johann Anton von 409
Erasmus von Rotterdam 196
Erman, Wilhelm 282
Erpenius, Thomas 383
Euklid 386, 387
- Fabricius, Johann Andreas 275
Ferdinand I. (Erzherzog) 197, 198
Ferdinand II. (Erzherzog) 197
Feselius, Philipp 107, 108
Fingerlos, Matthäus 301
Flavius Josephus 66
Fleischmann, Godofredus D. 147
Fleischmann, Gottfried 148
Freiesleben, Johann Carl 133
Friedrich Wilhelm IV. 281
Friedrichs III. (Kaiser) 193
Füssli, Johann Heinrich 92

- Gadebusch, Friedrich Konrad 235
 Gaguin, Robert 63
 Galen 258
 Galilei, Galileo 193, 210, 480, 481
 Gauß, Carl Friedrich 384
 Gehema, Jan Abraham à 105, 115–121, 123
 Gellert, Christian Fürchtegott 90, 96
 Gerson, Jean 52
 Gesner, Johann Matthias 276
 Gessner, Johannes 286
 Gessner, Salomon 96
 Geuder, Melchior 115, 121
 Glarean, Heinrich 196
 Gmeiner, Franz Xaver 200, 201
 Goethe, Johann Wolfgang 94, 95, 97, 378, 379
 Göseken, Heinrich 242
 Gottsched, Johann Christoph 261, 275
 Götze, Johann Christian 153
 Gracián, Baltasar 303, 313, 314
 Graetz, Heinrich 47
 Gregor XIII. (Papst) 61, 199
 Gren, Friedrich Albert Carl 133
 Grünpeck, Joseph 193
 Gubert, Salomon 231–241, 243, 246, 247, 249–252
 Gutenberg, Johannes 226
 Gutzeit, Woldemar von 246, 247
- Hadrian 72
 Hallbauer, Friedrich Andreas 275
 Hartmann, Gottlob David 96
 Hartmann, Johannes 420
 Harvey, Gideon 417
 Hasenest, Johann Georg 264
 Helmont, Jan Baptista van 118, 120, 121
 Henke, Adolf 148
 Herder, Johann Gottfried 94, 96, 281, 367, 423, 426, 442
 Hermann, Daniel 235
 Hermann, Jan 235
 Hermann (von Neidenburg), Johann 231–233, 235, 236, 238–241, 243–252
 Herzog Leopold IV. 192
 Hess, Ernst Ferdinand 49, 55, 57, 60–62, 64–66, 69, 71
 Hess, Felix 92
- Hess, Heinrich 92
 Heverlingh, Tileman 190
 Hieronymus 63
 Hille, Carl Gustav von 362, 366
 Hippokrates 258, 429
 Hoffmann, Friedrich 148, 157, 261, 398, 400, 403, 409, 420, 433–441
 Hoffmann, Friedrich, d. Ä. 420, 434
 Homer 390
 Horn, Ewald 271
 Huber, Ulrik 311, 317, 318
 Hultén, Andreas 30, 33, 34
 Humboldt, Wilhelm von 279
 Hummel, Matthäus 195
 Hupel, August Wilhelm 244–248
 Hutten, Ulrich von 422
- Ihre, Johan 25
 Isidor 377
- Jäger, Ludwig 171
 Jakob Engelin von Ulm 192
 Jeremias 67
 Jesus Christus 65–68, 70, 75
 Johann Hermann 235
 Johannes de Sacrobosco 391
 Johannes Scotus Eriugena 385
 Josel von Rosheim 76
 Joseph II. (Kaiser) 200, 201
 Julius II. (Papst) 281
- Kalixt III. (Papst) 195
 Kaltschmied, Karl Friedrich 163
 Kanngießler, Peter Friedrich 39
 Kanold, Johann 174
 Kant, Immanuel 89, 96, 98, 282
 Karl II. (Erzherzog) 198, 199
 Karl IV. (Kaiser) 191
 Kaufmann, Georg 286
 Kellner, Gottfried 298
 Kepler, Johannes 107, 108, 110, 121, 125, 135, 199, 210, 380, 481
 Kinderling, Johann Friedrich August 370
 Klopstock, Friedrich Gottlieb 365
 Konrad von Megenberg 391
 Koselleck, Reinhart 285
 Köstlin, Nathanael 96
 Kromayer, Adam Gottfried 303

- La Roche, Sophie von 98
 Lambert, Johann Heinrich 366
 Lasco, Johannes a 196
 Lavater, Johann Caspar 88, 92–97
 Lavoisier, Antoine Laurent 132
 Lazius, Wolfgang 191
 Leibniz, Gottfried Wilhelm 90, 123–127, 132, 135, 210, 226, 365, 369, 375, 409, 410, 422
 Leidenfrost, Friedrich Wilhelm 125, 127
 Lembke, Johann 18
 Lenz, Jakob Michael Reinhold 94
 Leopold I. (Kaiser) 281
 Lessing, Gotthold Ephraim 281
 Lilith 59
 Linné, Carl von (= Caroli Linnaei) 145, 146
 Liutprant von Cremona 385
 Lohenstein, Daniel Casper von 419
 Lombardus, Marcus 61–64, 70–72
 Lorichius, Jodocus 197, 198
 Ludewig, Johann Peter 435, 436
 Luther, Martin 49, 56, 60–62, 64, 65, 67–69, 71, 73, 76, 77, 121, 255

 Margaritha, Antonius 49, 57, 60, 64, 67, 70, 71, 75–77
 Maria 52, 56, 66, 68, 70, 75
 Maria Theresia 200
 Martianus Capella 377
 Mästlin, Michael 111
 Maximilian I. (Kaiser) 57
 Meier, Georg Friedrich 363, 375
 Mende, Ludwig 33, 39
 Merian, Johann Bernhard 275
 Möller, Johann Georg Peter 30
 Moses 56
 Muhrbeck, Johann Christoph 30
 Mulcaster, Richard 430
 Müller, Johannes (Regiomontanus) 193
 Münster, Sebastian 64, 74

 Newton, Isaac 200, 388
 Nicolai, Christoph Friedrich 95
 Nicolai, Ernst Anton 161
 Nigri, Petrus 54
 Nigrinus, Georgius 56 60–66, 68, 70, 72, 73, 77
 Nikolaus von Lyra 63, 64

 Osiander, Andreas 64, 75
 Overkamp, Christian Wilhelm 38, 39

 Palthen, Johann Philipp 17
 Paracelsus 105, 118, 121, 190, 226, 435
 Paulus von Burgos 51, 63, 64, 74, 77
 Périon, Joachim 375
 Perrault, Charles 424
 Pfefferkorn, Johannes 48, 49, 57, 58, 63–65, 67, 68, 71, 73, 75, 77
 Pfeiffer, August 318–320, 326
 Philippus 66
 Piccolomini, Enea Silvio 193, 421
 Platon 398, 416
 Plinius der Jüngere 277
 Pretzsch, Karl 282
 Pseudo-Dionysius Areopagita 382
 Ptolemäus, Claudius 194
 Pufendorf, Samuel 316, 317, 319

 Quintilian 385, 411

 Rathsamhausen, Frau von 97
 Raymundus Martini 63
 Reich, Philipp Erasmus 94
 Remer, Wilhelm Hermann Georg 282
 Reuchlin, Johannes 57, 63, 64, 73, 74, 77
 Ræff, Poul 49
 Ricius, Paulus 64
 Röslin, Helisäus 107, 108, 110
 Rudolf II. (Kaiser) 199
 Rudolf IV. (Herzog) 191
 Rühls, Friedrich 35

 Santa Sofia, Galeazzo 192
 Sauter, Johann Leonhard 303
 Schaerer, Melchior 107, 108, 110
 Scherffer, Karl 200
 Schlegel, Friedrich 417
 Schlegel, Gottlieb 36
 Schneider, Karl Ernst Christoph 281
 Schottelius, Justus Georg 363
 Schrader, Christoph 298
 Schreber, Johann Christian Daniel 146, 147
 Schröder, Johannes 420
 Schulze, Johann Heinrich 143, 152, 153, 156, 433

- Schütz, Christian Gottfried 298
 Seneca 420, 428, 429, 440
 Spalding, Johann Joachim 92, 93, 96
 Spener, Philip Jakob 308
 Sprat, Thomas 402
 Staffelsteiner, Paulus 57, 59, 61, 65, 67, 72
 Stahl, Georg Ernst 261, 397–424, 426–428,
 430–433, 435, 436, 439–442
 Steiner, Heinrich 94
 Stevinus, Simon 375
 Stopius, Zacharias 234, 236, 238, 240, 243,
 251
 Strauß, David Friedrich 194
 Sueton 413
 Sulzer, Johann Georg 87–90, 93, 96, 97
 Swieten, Gerard van (= Gerard von
 Svvieten) 145, 146

 Tacitus 419, 421
 Teuscher, Ludwig Heinrich 88
 Teuschlein, Johannes 55, 56
 Theodosius 66
 Thomasius, Christian 1, 90, 140, 271, 293,
 299, 301, 306, 309–326, 415, 416, 423
 Thorild, Thomas 15, 33, 36, 37
 Tillberg, Gustav Salomon 33
 Trägård, Elias 33, 35, 36
 Trew, Christoph Jacob 153, 259
 Trier, Jost 106
 Turretini, Jean-Alphonse 277
 Turzyński 235

 Unterrichtssprache 344
 Urban V. (Papst) 191
 Urban VI. (Papst) 192

 Victor von Carben 52, 57, 58, 64

 Wallenius, Jacob 33, 35, 36
 Webster, John 402
 Weidmann, Moritz Georg 308, 327
 Weigel, Christian Ehrenfried 38, 39
 Weißpriach, Burkhard von 196
 Wendt, Friedrich 147
 Werenfels, Samuel 273
 Westphal, Andreas 18, 20, 23
 Wieland, Christoph Martin 95
 Wilhelm von Rubruk 384
 Winckelmann, Johann Joachim 281
 Winslow, Jakob (= Winslovv) 145, 146
 Wladislaw II. 281
 Wolf, Friedrich August 436
 Wolff, Christian 1, 90, 140, 173, 210, 368,
 426, 442

 Zasius, Ulrich 196
 Zedler, Johann Heinrich 91, 169
 Zimmermann, Johann Georg 94
 Zincke, Georg Heinrich 174
 Zittmann, Friedrich 259